E III 12

Coburger
Landes-
Bücherei

22

GOTTFRIED LUDOLF GRASSMANN

gezeichnet von Heinecke. gestochen von S. Halle. Berl. 1790.

D. Johann Georg Krünitz
ökonomisch-technologische

# Encyklopädie,

oder

## allgemeines System

der

## Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

wie auch

der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

---

Fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

Fünf und siebzigster Theil,

von Leidenschaft bis — lein.

Nebst 68 Kupfertafeln auf 10¼ Bogen.

---

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1798.

In der Buchhandl. des königl. preuß. geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

E III 12122

# Vorbericht.

Jetzt habe ich das Vergnügen, der lesenden und beurtheilenden Welt den fünf und siebzigsten Theil der ökonomisch-technologischen Encyklopädie vor Augen zu legen, und wünsche nichts mehr, als daß derselbe eben so nachsichtsvoll beurtheilet, und eben so gerne aufgenommen werde, als es von den beyden vorigen Theilen geschah; wofür ich hiermit öffentlich mit dem wärmsten

Her-

Herzen danke, und versichere, daß jederzeit, so lange ich die Bearbeitung der Encyklopädie habe, ich mit gleichem Eifer, gleicher Thätigkeit und gleicher Sorgfalt, dieses mühsame Werk behandeln werde.

Der gegenwärtige Theil fängt mit dem Artikel Leidenschaft an, und hört mit —lein (der Verkleinerungs-Endsylbe) auf. Bis S. 510 erstreckt sich das, was ich über die Leidenschaften der Menschen und unvernünftigen Thiere gesagt habe. Meiner gemachten Anordnung nach, würde aber diese Materie den ganzen Band gefüllet haben, worauf ich mich zu Anfange bey Bearbeitung dieses Theiles auch gefaßt gemacht hatte. Ich hörte aber hin und wieder, von Auswärtigen und Einheimischen, die Besorgnisse, daß die Encyklopädie, nachdem der Plan vom

fel. D. Krünitz schon so sehr erweitert worden wäre, wohl schwerlich sich nächstens ihrem Ende nähern — vielmehr daß dasselbe noch immer unabsehbar bleiben dürfte; wobey man wünschte, daß, so viel als möglich, alle überflüssige Weitläuftigkeit vermieden, und die Artikel, doch ohne der Vollständigkeit derselben dadurch zu schaden, etwas verkürzt werden möchten.

Diese Belehrungen beherzigte ich um so lieber, als ich gewiß wünsche, daß meine Schriften nicht das Unglück haben mögen, in den Mißcredit des Publicums zu fallen. Ich brach daher diese Materie ab, wo ich konnte; allein, da die Anzahl der Figuren, um der berührten Sachen willen, dennoch dieselbe blieb, und größtentheils auch schon gestochen waren, oder es war im ge-

bruckten Text auch schon davon die Rede — so mußte dieses so bleiben, wie es war — und, damit der Band nicht ungewöhnlich mit Kupferstichen angefüllet würde; so sah ich mich gezwungen, diejenigen Figuren wegzulassen, welche sonst zum Artikel Leim mit seinen Unterabtheilungen hätten kommen müssen.

Der folgende sechs und siebzigste Theil wird mit Lein (Flachs) anfangen. Dies ist ein sehr wichtiger ökonomisch-technologischer Artikel, und er zersplittert sich in viele Unterabtheilungen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, nicht im Vorübergehen, und nur beyläufig behandelt werden dürfen. Ob ich mirs nun zwar ernstlich vorgesetzet, alle Weitschweifigkeit, so viel nur immer möglich, zu vermeiden, so wird bloß das noth-

wen-

wendigste von diesem Artikel, wenn ich ein vollständiges Ganze zur Belehrung und zum wahren Nutzen liefern will, doch nicht so kurz zusammen gezogen werden können, als man sonst diesen Artikel in vielen andern Büchern findet, die als Wörterbücher ihn auch führen. Das wäre auch wider den Zweck der Encyklopädie, und ich würde bey einer solchen Abkürzung kaum vermögend seyn, das kurz anzuzeigen, was hierüber in andern Schriften gesagt worden ist, noch viel weniger würde meine Ausarbeitung einem Oekonomen nützen können, indem er theils nicht eine solche ökonomische Bibliothek besitzet, um alle angezeigten Sachen zu seiner Belehrung nachschlagen zu können, theils es überhaupt auch selten des Oekonomen Sache ist, sich alle die nur angezeigten Werke mit vielen Kosten anzuschaffen,

und diese zusammen zu vergleichen, das heraus zu heben, was dahin gehöret, und daraus eine zusammenhängende Lehre über diese Materie zu entwerfen, wozu ihm bey allem dem auch noch die Zeit fehlet.

Aehnliche Bewandtniß wird es auch mit noch verschiedenen folgenden Artikeln haben, deren etwas weitläuftigere, und also zweckmäßigere Bearbeitung, zum Wohl des Staates mehr beyträgt, als wenn man nur das anführet, was jedes ökonomische Wörterbuch schon längst gesagt hat, wodurch nur bloß eine allgemeine, vorläufige Idee von der Sache, und weiter nichts, hervorgebracht werden kann.

Ich werde daher nach dem Wunsche des schätzbaren Publicums, der mir allezeit ein sehr

angenehmer Wink seyn soll, mich vieler Abkürzungen, so viel es die Deutlichkeit und Vollständigkeit des Werks nur immer erlauben, befleißigen, um etwas schneller dem endlichen Ende dieses bis jetzt unübersehbaren Werks entgegen zu kommen. Diese Abkürzungen sollen besonders in denen Artikeln Statt finden, die nach dem ersten, von meinem sel. Vorgänger gemachten Plan für die Encyklopädie, noch nicht für zweckmäßig geachtet wurden — also in den Fächern, die nach Erweiterung des Plans erst hinzu gekommen sind; und hierdurch glaube ich schon beträchtlich vorrücken zu können. Sollten aber Gelehrte andere zweckmäßige Abkürzungen noch für besser befinden, so soll mir jede öffentliche Belehrung sowohl, als jede Erinnerung, die in Privatbriefen geschieht, gleich, und sehr

willkommen seyn, und ich werde sie zu benutzen suchen, um den einmahligen Werth der Encyklopädie nie durch mich sinken zu lassen. Geschrieben zu Berlin, am 13ten September 1798.

F. J. Flörken,
privatisirender Gelehrter.

---

L. L.

# L. L.

Leidenschaft, ist ein Wort, welches mancherley Begriffe mit sich führt, und bey uns auch Affect oder Passion heißt. Vor Alters sagte man Leidung. Die ganz platte niedersächsische Mundart spricht dieses Wort Geyä (Gierde, Begierde) aus; in denen Dörfern aber, die schon mehr ihre Sprache nach dem Hochdeutschen bilden, sagt man Lyrrnschop auch Lydenschop, welches letztere mit dem Holländischen Lydschapp ziemlich übereinkommt. Sonst sagt der Holländer auch noch: Drifren der Ziele, Trieb der Seele) Togt (auch Trek) van't Hert, Zug, oder Trieb des Herzens, Hert-togt, Herztrieb, und scheint hiermit eben so deutlich, als der Plattdeutsche zu bestimmen, was er eigentlich unter Leidenschaft verstanden wissen will, nähmlich einen gewissen Trieb des Herzens, der aber mehr zum Bösen als zum Guten ausschlägt, und dieserhalb nennen sie ein Freudenmädchen: een togtig Vrouw-mensch (*), so wie eine rin-

dernde

(*) In der vorhin angeführten platten Sprache heißt dieses 'n geyäsk Minsk, ein in Hinsicht der Liebe gieriges Mensch.

bende Kuh, een togtige Koe. — In der weitesten Bedeutung aber verstehen wir unter Leidenschaft, 1) eine Veränderung, welche von außen in einem Dinge hervorgebracht wird, und wobey sich dasselbe leidentlich verhält, im Gegensatze der Handlung; eine Bedeutung, in welcher dieses Wort jetzt zuweilen bey den neuern Weltweisen vorkommt. In diesem Verstande ist die Veränderung, welche in einem Schwamme vorgeht, wenn man ihn zusammendrückt, eine Leidenschaft. 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine jede Begierde, und in noch weiterem Verstande, eine jede Gemüthsbewegung, wenn sie zu einer Fertigkeit geworden ist, weil sich die Seele dabey leidentlicher verhält als sie sollte. In diesem Verstande sind Liebe, Haß, Verlangen, Abscheu, Traurigkeit, Furcht, Verzweiflung, u. s. w. sobald sie zur Fertigkeit werden, Leidenschaften. In solchem Uebermaße wird sogar die Liebe zum Leben, Leidenschaft. Im gemeinen Leben aber hält man jeden einzelnen Ausbruch menschlicher Triebe für eine Leidenschaft.

Die Philosophen nennen überhaupt eine jede Bewegung in dem Menschen einen Affect oder eine Leidenschaft; allein, da verschiedene Bewegungen in den Menschen vorgehen, so hat dieses Wort auch viele Nebenbedeutungen erhalten, und daher ehemahls zu manchen unnützen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Die Bewegungen in dem Menschen geschehen auf dreyfache Art, in dem Leibe, in der Seele, und in beyden zugleich; woher die ersten die körperlichen, die andern die Gemüths- und die dritten die vermischten Affecten genannt werden. Durch die körperlichen versteht man die außerordentlichen Bewegungen im Geblüte, sofern sie den Körper allein angehen. Die Gemüths-Affecten sind solche Begierden, welche durch starke Vorstellung einer geistigen und den Begriff der Sinne übersteigenden Sache, die uns gut oder schäd-

lich

lich ist, in dem Willen allein erweckt werden; und bey den vermischten ist die Bewegung des Leibes mit den Seelenbewegungen verknüpft (*).

(Da ich glaube, daß dieser Artikel nicht füglich bearbeitet werden kann, ohne auch die Meinungen älterer Philosophen zu berühren, so halte ich mich verpflichtet, von ihren Lehrsätzen, Erklärungen und Eintheilungen der Leidenschaften etwas mehr anzuführen, um dadurch zu zeigen, wie sich nicht allein immer mehrere sondern auch ganz veränderte Begriffe in dieser Materie entwickelt haben.)

Wenn daher von den Leidenschaften in der Philosophie, besonders in der Ethik gehandelt wird, so versteht man hauptsachlich die vermischten Triebe darunter, welche dann unterschiedene Nahmen haben. Bey den Griechen hießen sie παθη, bey den Lateinern passiones, weil das Gemüth etwas dabey leidet; beym Cicero perturbationes animi, weil sowohl im Gemüthe, als im Leibe, Unruhe darauf zu folgen pflegt; affectus, indem sowohl das Gemüth beunruhigt, gereizt und getrieben wird, wie Buddeus (in institut. theol. moral. part. 1. cap. 1. sect. 6. §. 7. not.) anmerkt. Wir sagen in Deutschland aber gewöhnlich Leidenschaften; Gemüthsbewegungen, in so fern sie mehr als bloße Gedanken sind, Begierden u. s. w. Thomasius aber nannte die Leidenschaften Gemüthsneigungen, welcher Ausdruck sich aber wohl mehr für die eigentliche Disposition des Menschen zu dieser und jener Leidenschaft schicken möchte.

Die Lehre von den Leidenschaften ist lange Zeit in einem sehr schlechten Zustande gewesen, bis gedachter Thomasius ziemliche Aufklärung hinein brachte. Man machte sich davon keinen rechten Begriff, und



(*) *Laelius Peregrinus*, de affection. Animi. cap. 1. *Wesenfeldt*, in georgic. animi et vitae. cap. 2. *Placcius*, in accession. ethic. p. 1. c. 4. §. 9.

gerieth daher in unnöthige Zänkereyen, wie denn immerher unter den Gelehrten gestritten worden: ob die unvernünftigen Thiere auch dergleichen hätten? ob die Gemüthsneigungen an sich selbst gut oder böse wären? Ob man sie ausrotten oder nur mäßigen sollte? ob dieses oder jenes unter die Affecten zu rechnen sey, oder nicht? u. s. w. (*)

Die Hauptfragen von den Leidenschaften betreffen das Wesen und die unterschiedenen Arten derselben. Erstlich frägt sichs: Was denn diese Affecten oder Leidenschaften sind? Beym Plato finden wir nicht viel davon, und es scheint, daß in diesem Stücke von ihm Aristoteles nicht weit abgewichen sey. Zwar hat Aristoteles in den Büchern von der Redekunst davon ziemlich viel geschrieben; dennoch aber mehr von ihren Wirkungen, als ihrem Wesen gehandelt, welches eben die Ursache ist, daß seine Nachfolger in dieser Lehre nicht allzu einig sind. Weil die Peripatetiker drey Seelen, oder drey Kräfte in einer Seele, weil sie auch hierin nicht übereinstimmen, statuiren, als eine vernünftige, sinnliche und wachsende, so halten einige dafür, die Leidenschaften hätten ihren Sitz nur in der sinnlichen Seele; andere räumen ihnen auch die vernünftige ein. Die sinnliche Neigung (appetitus sensitivus,) darin die Leidenschaften ihren Sitz haben sollen, sey zweyerley, eine begierige (concupiscibilis) und zornige (irascibilis), wiewohl sie hier wieder in der Beschreibung dieser Arten von einander abgehen, indem etliche die begierige auf das Gute, und die zornige auf das Böse richten wollen; einige aber die begierige auf das Gute und Böse überhaupt ziehen; die zornige aber, so fern sich hierdurch eine Schwierigkeit dabey be-

(*) Schwartz, praef. de λογομαχία viror. eruditor. in doctrin. affectuum, vor des *Laelii Peregrini*, Buche, de animi affectionibus.

befindet, verstehen. Andere beschreiben die Leidenschaften, daß sie Veränderungen des Gemüths sind, die mit Wollust und Schmerzen vergesellschaftet; und noch andere, es wären Reizungen des Menschen, die aus Erkenntniß des Guten und Bösen entständen. Zeno, der Urheber der stoischen Secte, hält den Affect für eine unvernünftige Bewegung des Gemüths in der Natur, oder für einen unmäßigen Trieb des Gemüths (*); denn die Stoiker nennen nicht die Leidenschaft des Gemüths, die ihr (der Natur oder eigentlich der Disposition des Menschen) unmittelbar von dem Leibe allein zugefügt wird, sondern die Handlung des Gemüths, und wenn solches dieser Leidenschaft wider die gesunde Vernunft Beyfall giebt, einen Affect (**).

In Hinsicht dieses gingen die Stoiker ohngefähr folgenden Weg: Erstlich ist ein ohngefährer Antrieb des Gemüths, welches dasselbe vom Körper leidet, und welches einem Menschen wider seinen Willen widerfährt, wenn z. B. auch der herzhafteste Mann beym Erschrecken erblasset, und dieses ist nach ihrer Meinung kein Affect überhaupt, sondern eine Leidenschaft des Gemüths. Hierauf folgt zum andern der erste Wille, aber der nicht halsstarrig ist, als, wenn ein Beherzter fliehen will, aber bald darauf vermittelst der Vernunft diese Bewegung hintertreibt. Dieses nennen sie eine Gemüthsbewegung, und ist noch kein Affect. Drittens ist der andere unbändige Wille, wenn durch die folgende Bewegung die Vernunft überschritten und gleichsam mit hingerissen wird, als wenn jemand fliehen und sich rächen wollte, und es ihm nicht vergönnt ist. — Dieses ist nach ihrer Meinung erst der Affect, woraus



(*). *Cicero* in quaest. Tuscul. l. 4. c. 6. *Diog. Laert.* 7. segm. 110. *Salmasius* ad simplicium, pag. 59. 60.

(**) *Seneca*, de ira, lib. 2, cap. 2. 3. 4.

endlich die Gemüthskrankheit, oder das Laster wird, wenn der Affect lange fortgepflanzt worden, wiewohl andere diese Bewegung anders setzen und beschreiben (*).

Man sieht hieraus, wie jener Streit zwischen den Aristotelikern und Stoikern ergangen: ob die Affecten natürliche oder willkürliche Bewegungen seyn? da ersteres die Aristoteliker, das andere aber die Stoiker behaupteten, und wie er in ein Wortgezänke ausgefallen, indem jede Parthey einen besondern Begriff von dem Worte Affect sich machte (**). Nach des Epicur Meinung sind die Leidenschaften Bewegungen der Seele, die in der Brust oder einem andern Theile des menschlichen Leibes, entweder aus einer Meinung von guten und bösen, oder aus Empfindung derselben entstehen (***). Beym Cartesius (****) sind die Leidenschaften der Seele, Empfindungen, oder Sinnlichkeiten, oder Bewegungen der Seele, die der Seele besonders zugeschrieben werden, und welche durch eine Bewegung der Geister entstehen, sich erhalten, und verstärkt werden; und ob sich gleich Cartesius einbil-

det,

(*) *Seneca* epist. 75. verglichen mit *Gellii* noct. attic. lib. 12. c. 15. lib. 19. cap. 1. *Malebranche*, de la recherche de la verité, lib 5. cap. 3. *Budd.* theol. moral. lib. 1. cap. 1. sect. 6. §. 8.

(**) Ich muß es bekennen, daß ich hierüber keine neuere Schriftsteller anzugeben weiß, woher ich auf *Buddei* diss. 4. de error. Stoicor in philosoph. moral. §. 4. p. 189. analect. hist. philos. verweisen muß. Ueberhaupt aber kann man hierbey nachsehen, *Cic.* Tusc. lib. 4. c. 6. 15. wie auch den *Seneca* in verschiedenen Schriften, besonders, de ira. *Lipsius* in manuduct. ad philosoph. Stoic. l. 3. disp. 7. Auch befindet sich hierüber ein französischer Tractat, ohne Nahmen des Verfassers: l'homme sans passion, p. 97, sqq.

(***) *Bernier*, dans l'abregé de la phil. de *Gassend.* l. 7. p. 487, seq. *Gassendum* in philos. Epicur. syntagm. p. 404, seq.

(****) De passionibus, pars. 1. art. 2, seqq. Auch kann man nachsehen: *Ant. le Grand*, institut. philos. p. 9. art. 6.

det, daß er die Lehre von den Leidenschaften gründlich erwiesen, so hat er doch unzählige Widersprüche dabey begangen. Dieses beweiset schon Thomasius in seiner Ausübung der Sittenlehre, Cap. 3. num. 13. 25. 30. imgleichen Cap. 4. num. 15 — 43. deutlich genug. Morus aber wiederholet (in seinem enchiridio ethico, lib. 1. cap. 6, seq.) diese Cartesische Lehre eben so wie sie die Cartesianer zu befestigen gesuchet, wovon man unter andern nachsehen kann: *Andala*, in exercitationib. acad. in philosophiam primam et naturalem, pag. 574, seqq. Thomasius selbst beschreibt aber die Leidenschaften in der Ausübung der Sittenlehre, Cap. 3. num. 70, folgendermaßen: „Es sind Bewegungen des menschlichen Willens, zu angenehmen „oder widrigen Dingen, die abwesend oder zukünftig „sind, welche von den starken Eindrücken äußerlicher Dinge in das Herz des Menschen, und der daraus erfolgten außerordentlichen Bewegung des „Geblüts entstehen." Er bemerkt eine vierfache Bewegung dabey: erstlich wäre die außerordentliche Bewegung des Leibes, da eine außerordentliche Sache, die zu den Sinnlichkeiten gehörigen Theile des Leibes bewege, welche Bewegung allezeit vor den Affecten vorher gehe; hernach sey eine innerliche Leibesbewegung der Geisterchen in den Spannadern und dem Geblüte, worauf eine unbeständige, und zwischen dem Wege der Klugheit und Thorheit gleichsam wirkende Bewegung des Willens — nach dieser aber eine ruhigere oder unruhigere Bewegung des Willens erfolge. (Cap. 3. §. 4, fgg.)

Es sind aber die Leidenschaften nichts anders, als außerordentliche Begierden, und ein Abscheu des menschlichen Willens, welche mit einer außerordentlichen Bewegung des Geblüts begleitet werden. Erstlich sind die außerordentlichen Begierden, welche nur zu gewissen Zeiten entstehen, aber auch wieder vorüber

gehen, worin sie theils von den natürlichen Begierden, theils von den habituellen Gemüthsneigungen unterschieden werden. Der Proceß aber, wie sie zu entstehen pflegen, beruhet auf unterschiedenen sowohl leidenden, als wirkenden Bewegungen, deren fünfe sind; a. die Bewegung der belebenden Geisterchen, die den Verstand rühret, oder die theoretische Empfindung einer Sache durch die Sinne. Denn eine jede wirkliche Begierde, oder Abscheu, muß nothwendig eine Sache, die man begehre, oder verabscheue, voraussetzen, welche Sache dem Gemüthe vermittelst der Sinne bekannt werden muß, nach dem bekannten Sprichworte: ignoti nulla cupido; b. die wirkende Bewegung des Verstandes, oder die Idee der Sache, die man empfindet. Denn, wenn man sich der Empfindung errinnert, so entsteht die Idee, und da wird das Object in dem Verstande vorgestellt, welches die Gedanken sind. (Es wird hier das Wort Verstand in einer zweyten Bedeutung genommen, nähmlich statt der bloßen Vorstellungskraft; gewöhnlich nimmt man es in einer engeren Bedeutung.) Diese Vorstellungen geschehen entweder durch das Gedächtniß, nähmlich so, wie das Object dem Gemüthe durch die Sinne vorgestellt worden; oder durch das Ingenium, welches in seinen Einfällen mit dem, was vielleicht möglich wäre, beschäftiget ist, und also das Object dem Gemüthe vorstellet, wie es vielleicht ein Gut oder ein Uebel seyn könnte; oder endlich das Judicium, durch welches man das Object als ein wahrhaftes Gut, oder Uebel, dem Gemüthe darstellet.

Diese dreyerley Vorstellungen der Dinge im Verstande aber sind an sich selbst nur theoretische Gedanken, und können in der Seele des Menschen sich befinden, ohne einige Begierden oder Abscheu des Willens zu erwecken. Es werden aber solche Wirkungen des Verstandes im Gemüthe des Menschen lebendig und

thätig,

thätig, also daß sie eine Begierde oder Abscheu erregen, wenn sich c) die Imagination des Menschen mit ihm verbindet, welche die Betrachtungen des Gedächtnisses, des Ingenii, oder Judicii dem Gemüthe, oder dem Willen so lebhaft vorstellet, daß er über solche Betrachtungen eine Belustigung oder einen Ekel empfindet, welches man die Leidenschaften des Willens nennen könnte. Aus dieser Empfindung des Gemüths entstehen d) die wirklichen Affecten der Menschen, nähmlich aus den Belustigungen Begierden, und aus dem Ekel der Abscheu; worauf e) die Bewegung der Muskeln folgt (*).

Wolf hält in seinen vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, (Cap. 3. §. 242, fgg.) einen Affect für einen merklichen Grad der sinnlichen Begierde und des sinnlichen Abscheues, und theilt die Leidenschaften daher in angenehme, unangenehme und vermischte. Wie er aber vorhin schon gewiesen, daß die sinnliche Begierde sowohl, als der sinnliche Abscheu aus einer undeutlichen Vorstellung des Guten und Bösen entständen; so zeigt er auch, daß die angenehmen Leidenschaften aus einer undeutlichen Vorstellung vieles Guten, die unangenehmen aus einer undeutlichen Vorstellung vieles Bösen, und die vermischten aus einer undeutlichen Vorstellung vieles Guten und Bösen zugleich, entstehen. Er erklärt hernach sowohl die Eigenschaften, Wirkungen und Kennzeichen überhaupt, als alle besondere Leidenschaften für sich, als Freude, Fröhlichkeit, Traurigkeit, Liebe, Haß, Verlachung, Schadenfreude, Neid, Mitleiden, Zufriedenheit, Reue, Scham, Ruhmsucht, Begierde überhaupt, Dankbarkeit u. s. w.



(*) *Rüdiger*, in institution. erudit. p. 611. ed. 3. Müller, über Gracians Orakul, Max. 155. S. 316.

Es sind aber die Leidenschaften auch in Ansehung des Objects, worauf sie gerichtet sind, wirkliche Begierden oder Verabscheuungen, die entweder sich auf eine gute oder böse Sache beziehen; daher ist dieses Object auch in einer doppelten Absicht zu betrachten; ein Mahl in Ansehung seiner moralischen Natur, so fern dasselbe entweder als etwas Gutes, oder als etwas Böses, — folglich entweder als ein Stück unserer Glückseligkeit, oder als ein Stück unserers Unglücks angesehen wird, in welcher Absicht die Leidenschaften theils eigentliche Begierden, theils Verabscheuungen sind. Hernach in Ansehung des Genusses, da ein jedes Object als etwas Künftiges anzusehen ist, und da man sagen kann, alle Affecten sind Begierden, folglich muß die Sache, welche man begehret, noch nichts Gegenwärtiges, sondern etwas Zukünftiges seyn. Doch, da man etwas verlangen kann, welches man entweder noch gar nicht hat, oder schon wirklich hat, so ist zu merken, daß bey den bereits schon in Besitz seyenden Sachen der Affect auf die Fortsetzung der Besitzung und des Genusses, (wovon ich hernach weiter handeln werde,) folglich eben auch auf etwas Künftiges gehet.

Ehe ich weiter hierin fortfahre, will ich zuvor noch zeigen, daß man nicht alle in den Menschen liegenden Begierden für Leidenschaften oder Affecten halten könne. Mit der Begierde steht der Begriff des Wortes begehren in genauer Verbindung; und mit diesen beyden vereinigen sich wieder die Begriffe der Wörter: Verlangen, Wünschen, Lust haben, sich gelüsten lassen, lüstern seyn, sich sehnen, u. a. m. und können unter gewissen Umständen wirkliche Leidenschaften seyn, und unter andern wieder nicht. Herr Adelung erklärt in seinem Wörterbuche das Wort begehren durch sinnlich verlangen, und dieses scheint die ursprüngliche Bedeutung zu seyn, indem auch das

Wort

Wort Begierde mehrentheils eine sinnliche Empfindung ausdrückt.

Da man aber das Wort begehren, auch oft von einem solchen Verlangen zu gebrauchen pflegt, wobey nichts Sinnliches Statt findet, und wo man allemahl Verlangen für Begehren setzen könnte, z. B. die Aeltern haben das Recht von ihren Kindern Gehorsam zu begehren, und auch: sie haben das Recht, Gehorsam zu verlangen, — etwas zu wissen begehren, und auch zu wissen verlangen, u. dgl. m. so ist hieraus nach eines jeden eignem Gefühle klar genug, daß in diesen Ausdrücken kein Begriff von einer Leidenschaft liege, ob wir gleich gewisse besondere Leidenschaften, theils ein Begehren und auch theils ein Verlangen nennen können. Um also in der Bestimmtheit dieser Wörter nicht ungewiß zu seyn, so soll die Auseinandersetzung ihrer mit sich führenden Begriffe hier folgen.

1. Der Gebrauch des Wortes Verlangen ist allgemeiner, und kann man sich desselben auch in solchen Fällen bedienen, wo sonst das Wort begehren Statt findet. So kann man sagen: Hülfe begehren, Gehorsam begehren, Gegenliebe begehren, ein Amt begehren, was begehrst du von mir? u. dgl. m. Und auch: Hülfe verlangen, Gehorsam verlangen, Gegenliebe verlangen, ein Amt verlangen, was verlangst du von mir, u. s. w. Begehren ist eingeschränkter, es zeiget eine mehrere Empfindung an, und man braucht es daher von solchen Dingen, welche uns näher sind, und einen stärkeren Affect in uns erwecken, oder, woran gewissermaßen das Herz einen Antheil nimmt. Hülfe begehren, Gehorsam begehren, u. s. w. ist stärker als: Hülfe verlangen, Gehorsam verlangen, u. s. w. Es zeigt nicht nur einen heftigern Affect an, sondern auch, daß man sogleich die Hülfe, den Gehorsam u. dgl. haben wolle.

2. Von solchen Dingen, welche keinen starken Affect bey uns erwecken, oder, woran das Herz keinen sonderlichen Antheil nimmt, kann man nur allein das Wort Verlangen gebrauchen. Man sagt z. B. Mich verlanget zu erfahren, was diese oder jene Sache für einen Ausgang gewinnen — oder wie dieser Zank endlich ablaufen werde. Hier würde begehren zu stark seyn. Daher, wenn das Wort verlangen etwas stärkeres anzeigen soll, oder so etwas, woran das Herz einen Antheil nimmt, so pflegen wir es durch einen besondern Zusatz auszudrücken: Mich verlangt sehr, mich verlangt herzlich, u. s. w. Verbindet man das Wort Verlangen aber mit dem Beyworte sehnlich, z. B. ein sehnliches Verlangen nach dem Gegenstande seines Herzens — ein sehnliches Verlangen nur nach einem freundlichen Blicke u. dgl. so ist hiermit schon eine Leidenschaft verknüpft. Hingegen würde man statt Begehrungsvermögen, niemahls Verlangungsvermögen sagen, auch die Begierden nicht mit dem Verlangen verwechseln können (*).

3. In

(*). Schon vor 184 Jahren, nähmlich 1614, gab es Gelehrte, die den Gebrauch des deutschen Wortes Begehren, so erklärten — oder vielmehr, die sich in solcher Hinsicht, als hier angeführt worden, des Wortes begehren bedienten. Einen Beweis darüber will ich aus einem mir eben in die Hände kommenden Tractat, betitelt: Ein nützliches Tractätlein vom Ort der Welt. Geschrieben von dem Ehrwürdigen ꝛc. in Gott ruhenden M. *Valentino Weigelio*, weyland Pfarrern zu der Tschopaw, Hall in Sachsen, Gedruckt bey Christoph, Bißmark, In Verlegung Joachimi Krusiken, Im Jahr 1614, anführen, wo im 19ten Capitel mit der Aufschrift: daß alles begehren, seufzen und Laufen der Creatur geschehe vmb der Ruhe willen, dieselbe zu besitzen, vnd das dieselbe doch nicht von aussenzu werde erlauffen, sondern von jnnen ersevert und erwartet durch Christum. — Hier heißt es S. 63: „Darumb geschiehts, so bald sich die vernünfti„ge Creatur durch Annehmung eignes Willens, beraubet „solcher Ruhe, wird sie von jhr selbst vnruhig und eng„stiglich, läuffer und renner nach der Ruhe, suchet die„selbe hie und da, an diesem und jenem ort außer jhr, „wie

3. In solchen Fällen, wo von einer starken und heftigen sinnlichen Begierde, die Rede ist, kann man zwar ebenfalls das Wort verlangen brauchen, aber be-

geh-

„wie alle Abgekehrten beweisen, Aber die Gläubigen
„lauffen nicht aus, sondern erwarten den Frieden in
„jhnen selbst durch Christum. Wir sehen in dieser Zeit
„an den Vnglaubigen, was für ein engstliches lauffen
„vnd rennen sey, Was für Sorge, Muhe vnd Arbeit
„fürgenommen werde, daß und das zu erlangen vnd
„zu verrichten, hie vnd dort hin sich mit dem Leibe zu
„wenden, welches alles geschieht vmb der Ruhe willen,
„oder die Genüge zu besitzen. Ist nicht also, wenn du
„an einem Ort bist, darinne du Widerwertigkeit, Be-
„schwerung vnd Vnlust findest, so begerestu bald einer
„andern Stelle, solchem allen zu entfliehen, vnd beßer
„Ruhe oder Glückseligkeit zu besitzen, als aus einem
„Hause in ein anders, aus einer Stadt in ein andere,
„aus einem Dorf in ein anders, aus einem Ampt zu
„einem andern, aus einem Lande in ein anders u. s. w.
„Vnd das thustu darumb, wie gesaget, daß du aus na-
„türlicher angeborner art seufzest nach dem rechten
„Ort oder Vatterlandt nach der Ruhe vnd Seligkeit,
„in welchem du ohne Vnruhe, Vnlust vnd Vnfriede
„seyn mögest mit Frewden, Vnd daß du solches hie vnd
„da vermeynest zu finden von aussenzu an den Creatu-
„ren, ist die Ursache, daß du noch nicht kennest dein
„rechtes Vatterland, dem Heymat, das Reich Gottes in
„dir, die Ruhe vnd Frewde in Gott in dir selber.“

In eben diesem Capitel bedient der Schriftsteller sich auch des Wortes sehnen, und führt in einer Redefigur S. 65 die Stelle aus 2 Corinth. 5. in folgender Verbindung an: „Derhalben alle Oerter außerhalben dir,
„sind nicht deine bleibende Stadt noch Heymat oder
„Vaterlandt, darinne du Ruhe besitzest. Ja dein Leib
„ist dir näher als alle Oerter, dennach so du nicht mehr
„kennest als deinen Leib, welcher eine sterbliche Hütten
„oder Wohnung ist des jnnern Menschen, so bistu
„Fremdling und nicht daheime in der Ruhe, wie Pau-
„lus bezeuget, da er schreibt 2 Corinth. 5. Dieweil wir
„im Leibe wohnen, so wallen wir dem HErrn, denn
„wir wandeln im Glauben und nicht im Schawen, die-
„weil wir in der Hütten sind, wandeln wir vnd sind
„Frembdlinge vom HErrn, vnd sehnen vns nach vnser
„Behausung ꝛc. Daraus schleußet sichs, daß der Him-
„mel die Heymat, das Vatterlandt, die Ruhe oder Se-
„ligkeit nicht hier oder da zu suchen sey außer vns,
„sondern in vns selber müsse es in Christo erwartet vnd
„erfeyert werden u. s. w.

Hier-

gehren ist doch schicklicher und natürlicher. Man könnte ganz wohl sagen: daß der verlorne Sohn verlangete sehr seinen Bauch zu füllen, mit Träbern, die die Säue aßen; aber er begehrete seinen Bauch zu füllen, schicket sich hier besser, es zeigt sowohl einen stärkern Affect an, als auch, daß er die Träber gern sogleich gehabt hätte. Eben so ist es stärker, du sollt nicht begehren deines Nächsten Haus, als, du sollt nicht verlangen deines Nächsten Haus.

4. Wenn man von weit entfernten Dingen redet, ob sie gleich das Gemüth auf eine kräftige Weise rühren, so braucht man doch das Wort verlangen. So heißt es 2 Cor. 5. v. 2. Die Gläubigen verlangen nach ihrer zukünftigen Herrlichkeit. Und wenn wir von einem entfernten Freunde reden, welchen wir gewiß in langer Zeit nicht wieder sehen können, so wird man nicht sagen: Ich begehre sehr, meinen Freund einmahl wieder zu sehen. Aber, man kann ganz wohl sagen: Mich verlanget sehr, ihn einmahl wieder zu sehen.

Ueberhaupt scheint das Wort begehren sich allemahl auf etwas näheres zu beziehen, welches man sogleich, oder doch in Kurzem genießen kann; Verlangen hingegen kann nur von solchen Dingen gesagt wer-

Hieraus ließe sich schließen, daß die Wörter begehren und sehnen nur diejenige Disposition des Menschen anzeigen sollen, welche, wenn sie in starke Bewegung gesetzt wird, erst eine Leidenschaft genannt werden kann. — Sie sind also gewissermaßen die Mütter einiger Leidenschaften, aber nicht Leidenschaften selbst. Ich glaube daher, daß es unrichtig sey, wenn man die Wörter Leidenschaften und Begierden unter keinerley Begriffen und Umständen gebrauchen wollte. Fast möchte ich den Vergleich wagen, und sagen, die Begierden im Menschen wären das, was das Wasser auf der Erde sey — schwillt dieses an, so drückt und tobt es an allen Ufern, wie es gedämpfte und zurückgehaltene Leidenschaften thun — bricht es aber aus, und erhält es einen Fluß, dann ist es eben das, was beym Menschen die fortströmenden Leidenschaften sind. —

werden, welche noch weit entfernt sind, und welche wir erst nach Verlauf einer geraumen Zeit genießen können.

Das Wort wünschen führet eigentlich den Begriff mit sich, daß man ein Verlangen oder Begehren mit Worten ausdrücke. Z. B. sich den Tod wünschen; jemanden etwas Gutes wünschen, und dieser Begriff ist auch in den zusammengesetzten Wörtern: anwünschen, erwünschen, verwünschen. Selbst von der Redensart: Er hat, was sein Herz wünschet, möchte man sagen können, sie zeige zugleich eine Aeußerung des Verlangens an, daß jemand alles bekomme, wovon er sich nur merken läßt, daß er es gerne haben möchte, und in seinem Herzen begehret. Ueberdem aber drücket das Wort verlangen etwas ernstlicheres aus; es giebt zu erkennen, daß wir wirklich eine Sache gern haben möchten. Wünschen kann auch von solchen Dingen gesagt werden, woran uns oft wenig, oder wohl gar nichts gelegen ist. Das Verlangen ist stärker, die Wünsche sind oft ausschweifender. In solchem Verstande, ist das Wort Wunsch gebraucht in der Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen, a. d. 144 S. „Eigentlich war der Wunsch der Frau „Gräfinn nichts als ein plötzlicher, unwillkürlicher Ge„danke, an welchem das Herz keinen Antheil hatte, der„gleichen sehr oft in den Seelen der Sterblichen, wenn „sie von einer angenehmen, oder unangenehmen Sache „zu sehr erfüllet sind, wie die Dünste aus einem voll„gestopften Magen, aufzusteigen pflegen.“ Und weiter: „Auch hatte die Gräfinn ihren Wunsch, so schnell „als er herausgefahren war, vergessen.“

Zu etwas Lust haben, scheint eben wie begehren, sich allemahl auf etwas näheres zu beziehen, welches wir sogleich, oder doch in Kurzem genießen können. Man sagt: Haben Sie nicht Lust zu diesem Gerichte? Ich habe Lust heute spatzieren zu gehen, u. dgl. Aber

das

Begehren ist heftiger, und daher oft mit einer gewissen Unruhe verknüpft. Der Geitzige, der das Gut seines Nächsten, der Elende, der Hülfe begehret, empfindet dabey eine Unruhe. Lust haben hingegen, drücket bey der Gemüthsbewegung, welche man empfindet, eine mehrere Ruhe, und ein gewisses Vergnügen aus.

Die Alten brauchten das Wort Geluſt für appetitus, wie Frisch im Wörterbuche zeiget, und daher ist das Wort gelüsten, und die Redensart, sich gelüsten lassen, entstanden. In der Bibel, findet man das Wort gelüsten an verschiedenen Orten, für Lust haben. Z. B. 5 Mos. 14, v. 26. Gieb das Geld, um alles was deine Seele gelüstet. Ruth 3, v. 13. gelüstet ihm aber nicht, dich zu nehmen, u. a. m. Die Redensart, sich gelüsten lassen, finde ich nur von verbotenen Dingen gebraucht. 2 Mos. 20, v. 17. laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Sprichw. Sal. 6, v. 25, laß dich ihre Schöne nicht gelüsten. Das erste, nähmlich gelüsten für Lust haben ist jetzt veraltet, und das zweyte, sich gelüsten lassen, möchte man ebenfalls nicht oft gebraucht finden, und auch nicht anders, als in einem bösen Verstande, und von verbotenen Dingen.

Lüstern seyn, wird von einer heftigen, dabey aber ganz unzeitigen und ausschweifenden Lust nach solchen Dingen gesagt, die weder nützlich noch nöthig sind, und deren man ganz wohl entbehren könnte. 4 Mos. 11, v. 4, das Pöbelvolk unter ihnen, war lüstern worden. 2 Samuel. 23, v. 15. David war lüstern zu trinken des Wassers, aus dem Brunnen zu Bethlehem. Psalm 106, v. 14. Sie wurden lüstern in der Wüsten. Man sagt von den schwangern Frauen, welche bisweilen eine ganz unordentliche, und dabey doch überaus heftige Lust nach gewissen Dingen empfinden: Sie sind lüstern. Man nennet uneigentlich

lich lüsterne Ohren, diejenigen, welche eine unmäßige Begierde haben, solche Dinge zu hören, die doch weder nützlich noch nöthig sind.

Das Wort sehnen leitet Frisch von nachsehen her, er sagt: es sey so viel, als einem Dinge, das uns lieb gewesen, aber von uns weggegangen, oder auf andere Art weggekommen ist, nachsehen oder nachseufzen, und dasselbe verlangen wieder zu haben. Desiderare bonum, quod amisimus. Es kann ganz wohl seyn, daß diese Etymologie richtig ist, und daß das Wort sehnen zuerst in solcher Bedeutung gebraucht worden, welche auch jetzt noch gewöhnlich ist. Man sagt: die Aeltern sehnen sich nach ihren Kindern, wenn sie von ihnen sind. Ein Kind sehnet sich nach seiner Mutter. Wir sehnen uns in der Fremde nach unserm Vaterlande. 1 Mos. 31, 30: Weil du denn je wolltest ziehen, und sehnetest dich so fast nach deines Vaters Hause. — Unterdessen hat man doch hernach die Bedeutung dieses Worts weiter erstrecket, und es wird jetzt überhaupt von einem heftigen Verlangen nach solchen Dingen gebraucht, welche uns sehr am Herzen liegen, oder welche die Natur selbst zu fordern scheinet. Man sagt: Der Müde sehnet sich nach der Ruhe. Der Durstige sehnet sich nach einem Trunke. Der Kranke sehnet sich nach einem Labsal, oder nach einer gewissen Speise, u. dgl. 1 Mos. 34, 8: Meines Sohnes Sichems Herz sehnet sich nach eurer Tochter. Hiob 7, v. 2: Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten, und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sey. Röm. 8, v. 24: Alle Creatur sehnet sich mit uns (*), u. s. w.

Di

(*) Diederich von Stade meint in seiner Erläuterung der vornehmsten deutschen biblischen Wörter, S. 581, daß das Wort sehnen von Sehne (nervus) herkomme. Er sagt: „Wie eine Sehne ausgestreckt werden kann, also „streckt

Die Neigung und der Abscheu des Menschen, das Wollen oder Nichtwollen, welches alles oft aus den bloß natürlichen Trieben oder Instincten entstehet, nennet man die menschlichen Begierden; und weil diese der Grund zu den Leidenschaften sind, wie ich in der vorletzten Anmerkung zeigte, so heißt oft eine Begierde: eine starke und dauerhafte Ab- und Zuneigung, die auf einen Gegenstand, oder auf mehrere von einerley Art gerichtet ist, z. B. Ehr- Geld- Raub- oder Mordbegierde, und mehrere andere. Alsdann ist dieses aber keine flüchtige und vorübergehende Begierde, wie das bloße Wollen oder Nichtwollen, oder überhaupt, wie die bloße Neigung öfters ist, als welche bey einem jeden Gegenstande, den entweder die Empfindung, oder die Einbildungskraft uns vorstellig macht, entstehen, aber auch bald wieder verschwinden kann. Begierden dieser Art sind also Fertigkeiten des Willens, welcher durch allerley Ursachen oft auf einerley Gegenstände gerichtet worden ist. Dergleichen sind z. B. die Liebe, der Haß u. s. f. Sie sind im Vergleich mit dem bloßen Wollen oder Nichtwollen dauerhaft, ob sie gleich veränderlich sind. Denn es ist nichts gemeiner, als daß sich z. B. die Liebe zu einer Person in Haß verwandelt. Sie entspringen aus der öftern Vorstellung und Beschäftigung mit einerley Gegenstande, oder mehreren Gegenständen einerley Art, welches im Grunde auf eins hinaus läuft. Sie sind stark, aber nicht eben heftig; sie können eine geraume Zeit in der Seele in Ruhe liegen, und äußern sich nur zuweilen mit gewisser Heftigkeit, wenn etwa besondere Veranlassun-

„streckt sich auch die Begierde nach dem begehrten Dinge.“ In der alten Wittenbergischen Bibel in fol. von 1569, bey Hans Luft gedruckt, von welcher einige glauben, daß D. Joh. Bugenhagen sie ins Plattdeutsche übersetzt habe, steht Psalm 84, v. 3. statt sehnet, süchter.

lassungen dazu vorhanden sind. So können die Liebe oder der Haß gegen eine Person durch ein ganzes Leben dauern, ohne daß sie zwar in heftige Bewegung ausbrechen müssen. Auf eben die Art ist der Ehrbegierige beständig auf alles aufmerksam, was ihm Ehre oder Schande bringt. Aber er bleibt dabey ruhig und gelassen, bis etwa eine besondere Gelegenheit ihn in eine heftige Begierde versetzt und aufbringt. Begierden dieser Gattung benennet man mit Recht im gemeinen Leben mit dem Nahmen der Neigungen oder Inclinationen. So sagt man: dieses Menschen Neigung, oder Hauptneigung, ist die Ehre; das ist: sein Wille hat eine gewisse Fertigkeit erhalten, solche Dinge zu begehren, die ihm nach seinen Vorstellungen Ehre bringen, und hiernach pflegt er fast alle vorkommenden Dinge und Fälle seines Lebens zu beurtheilen; so daß er in der Frage: ob etwas gut oder böse sey? selten weiter, als bis auf seinen Grundsatz: weil es Ehre bringt, hinauf zu steigen pflegt. Diese Begierden werden bisweilen heftig und herrschend, so daß alle übrigen Vorstellungen, die noch zu gleicher Zeit in der Seele seyn möchten, ausgelöscht, oder wenigstens verdunkelt werden. Der Verliebte siehet weiter nichts als seine Geliebte, die ihn in allen seinen Gedanken begleitet, und allen seinen Handlungen Leben giebt; und der Zornige vergißt aller sonstigen Vorstellungen, die er sich vielleicht nach dem vorüber gegangenen Zorn über sich selbst und seine Handlungen macht, und ist bloß mit der Beleidigung, die ihm widerfahren ist, und mit der Abwendung derselben, beschäftigt. Solche herrschende Begierden, die nach gewissen Graden heftig sind, und auch gemeiniglich eine starke Erschütterung und Bewegung in dem Körper hervor bringen, werden Affecten oder Leidenschaften genennet.

Hierbey aber ist zu bemerken, daß diese Wörter auch zuweilen von den dauerhaften und ruhigen Begierden, wovon ich vorher schon erwähnete, gebraucht werden, welches daher kommen mag; daß man beyde in ihren einzelnen Arten oft mit einerley Nahmen belegt. Liebe und Haß, Freude und Traurigkeit, können, eine jede auf ihre Weise, anhaltende und stille Begierden seyn. Aber sie können auch heftige werden und in eigentliche Leidenschaften übergehen. Man pflegt im gemeinen Leben die Begierden und Leidenschaften mit einerley Nahmen zu belegen, welches zu vielen Verwirrungen Anlaß giebt; allein, es ist auch äußerst schwer, eine jede stille Begierde, und die ihr ähnliche und herrschende Begierde, die eigentlich erst Leidenschaft ist, zu unterscheiden, und mit ihrem speciellen Nahmen zu belegen. Auch kann man, wenn man den Affect selbst schon kennt, ihn doch nicht deutlich beschreiben. Man kann nicht sagen, was man eigentlich empfindet. Niemand ist daher im Stande, die Beschaffenheit seiner Empfindung, wenn er traurig ist, mit Worten zu schildern. Er fühlt sie, und muß zufrieden seyn, daß er die Ursachen anzuzeigen weiß, warum er traurig ist. Dieses Gefühl hat jedoch etwas ähnliches mit demjenigen, was man bey dem Körper Bewegung nennt, und daher ist der Nahme Gemüthsbewegung entsprungen. So wie das Wort Affect zweydeutig ist, so ist es auch das Wort Gemüthsbewegung. Bald heißt es weiter nichts, als das bloße Wollen und Nichtwollen. Bald ist es eben so viel, als jene stillen und dauerhaften Begierden. Bald aber und vorzüglich versteht man dadurch herrschende Begierden, oder eigentliche Affecten. Eben so verhält es sich mit den Ausdrücken, Leidenschaften oder Passionen, womit man die Affecten belegt; weil sich die Seele dabey gleichsam leidend verhält, und durch die Gewalt der Bewegung dahin gerissen wird. Doch wer-

werden diese Wörter auch von stillen Begierden und Hauptneigungen gebraucht, wenn man z. B. sagt: dieses Menschen Leidenschaft ist der Ehrgeiz, oder das Spiel.

Herrschende Begierden entstehen in der Seele, wenn man einen Gegenstand ernstlich aus verschiedenen Gründen für gut oder böse hält: mehrere Gründe müssen natürlicher Weise mehr wirken, als ein einziger, wenn sie sonst an Stärke gleich sind; zum andern, weil man diesen Gegenstand mit seinen Gründen, es mögen ihrer mehrere, oder auch nur ein einziger seyn, in einer vorzüglichen Klarheit denkt, als wodurch die übrigen schwächern Vorstellungen der Seele von andern Gegenständen verdunkelt werden. Hierdurch bekommen diese Vorstellungen eine Art von Uebergewicht, daher man auch die Leidenschaften, oder Affecten, überwiegende Begierden zu nennen pflegt. Die Ursachen, welche die Seele hierzu veranlassen, sind mancherley. Bald ist es die Beschaffenheit des Körpers oder des Temperaments. Ein Mensch ist zu gewissen Leidenschaften mehr geneigt, als der andere, je nachdem sein Körper in einem gewissen Zustande ist, mehr oder weniger empfindlichere Nerven hat, gewisse Nahrungsmittel genießt, in einem gewissen Klima lebt, u. s. f. Ein hungriger oder müder Mann zankt gern, und ein Trunkener wird oft über die geringste Kleinigkeit aufgebracht. Ein Franzose geräth geschwinder in Zorn, als ein Deutscher, und die Leute aus den sanftesten und wärmern Himmelsgegenden sind mehr zur Wollust geneigt, als andere in kalten Ländern. Bald ist es Erziehung, Lebensart und Umgang, wodurch die Seele eine gewisse Richtung bekommt, daß sie von Dingen einer gewissen Art mehr gerührt wird, als von andern. Wer sich oft mit der Betrachtung wollüstiger Gegenstände beschäftigt hat, wird endlich bey einer jeden aufstoßenden Gelegenheit,

bey welcher viele andere Menschen kalt bleiben, entzündet; so wie ein Kind, dem man beständig schmeichelt und nachgiebt, endlich zum Zorn geneigt wird. Bald sind es gegenwärtige Vorfälle, welche besonders plötzlich und unvermuthet vor unsere Empfindung kommen. Das Unerwartete überrascht die Seele, und läßt ihr nicht Zeit, sich ganz zu sammeln. Auf diese Art entsteht nicht selten Liebe, Schrecken, Mitleiden, Zorn u. a. m. Bald ist es die Einbildungskraft, welche ehemahlige Vorstellungen zurück ruft, und vergrößert, und oft zugleich mit der Empfindung wirklicher außer uns vorhandener Gegenstände wirksam ist.

Diese Bewegungen der Seele haben wieder nach der Beschaffenheit der Menschen und ihrer Vorstellungen mancherley Grade. Nicht alle herrschende Begierden sind gleich heftig, obgleich bey allen eine gewisse, jedoch nicht beständig dauernde, sondern vorübergehende Heftigkeit Statt findet, welche aus der Geschwindigkeit mehrerer auf einander folgender Vorstellungen zu entstehen pflegt. Daher auch die Redner mehrere Beweggründe auf einander häufen, und kurz zusammendrängen, wenn sie jemand rühren wollen. Doch ist diese Vielheit und Geschwindigkeit der Vorstellungen nicht die einzige Quelle der Heftigkeit, sondern sie entsteht auch, wie schon erinnert worden, eben so oft aus der vorzüglichen Klarheit der Vorstellungen, welche aber nicht allezeit, sondern nur meistens alsdann eine Heftigkeit hervorbringt, wenn sie unvermuthet in der Seele entsteht.

Der Schrecken und die betäubende Freude, welche letztere so oft mit dem Schrecken einerley Wirkung hat, entspringen aus einem einzigen Anblicke, aus einer einzigen Nachricht. Die Seele ist bereits in dem Affecte, ehe sie Zeit gehabt hat, mehrere Vorstellungen zu haben. Aber das Ueberraschende ersetzt durch seine

inne-

innere Stärke die Menge der Vorstellungen. Man fühlt den wirklichen oder nahe bevorstehenden Verlust einer Person, die uns lieb ist, in einer solchen Stärke, daß durch die Klarheit dieser einzigen Vorstellung alle übrigen Gedanken der Seele auf einmahl ausgelöscht werden: Man erschrickt. Eben so wirkt die Nachricht von einem großen und ganz unvermutheten Glücke auf die Seele. Sie geräth in eine betäubende Freude, die dem Schrecken ganz ähnlich ist, und die man nur deswegen nicht so nennt, weil hier ein Glück, dort aber ein Unglück die Ursache dieser Bewegung ist.

Hieraus ist zu ersehen, daß alle eigentlichen Leidenschaften aus vorhergehenden Vorstellungen entstehen. Es giebt herrschende und heftige Begierden, z. B. Hunger und Durst, die nicht aus solchen Vorstellungen, sondern bloß aus natürlichen Trieben entstehen, und die man daher so wenig Leidenschaften als Gemüthsbewegungen nennt. Dann kommt noch hinzu, daß alle Leidenschaften klare Vorstellungen voraussetzen. Man sieht den Gegenstand, den man begehret oder verabscheuet in einem vorzüglichen Lichte, und in einem besondern Zusammenhange mit seiner Glückseligkeit. Wenn Dinge mit derselben, unsern Vorstellungen nach, in keiner Verbindung stehen, wenn wir sie nicht in einer gewissen Beziehung auf uns selbst denken, wenn wir sie weder für gut noch für böse halten; so bleiben wir bey der Betrachtung derselben gleichgültig. Ob aber die Leidenschaften insgesammt aus lauter undeutlichen und verworrenen Vorstellungen entstehen, das ist eine andere Frage, worüber auch in der Folge weiter gehandelt werden wird. Es wird dieses von vielen bejahet — allein es giebt aber auch ebenfalls viele Gründe dawider, und ich will vorläufig z. B. nur diesen einzigen anführen. Ein Vater verliert einen Sohn durch den Tod, von dem er sich viele Hoffnungen machte; er fühlt seinen Verlust aufs empfindlichste,

und seinem Gemüthe sind alle Gründe gegenwärtig, die ihn mit Recht betrübt machen. Er denkt selbige sich alle in völligster Deutlichkeit und langsam — alle einen nach dem andern, und ist immer traurig. Was um ihn herum vorgeht, vergißt er nicht, sondern macht alle nöthige Anstalten ihn zu beerdigen, und tröstet, so viel er kann, seine Gattinn. — Hier kann man nicht sagen, daß er undeutliche Vorstellungen habe, noch viel weniger, daß sie verworren wären; denn er weiß, was er fühlt, und kann die Ursache seines Schmerzes deutlich darstellen; und ist das was in dem Manne vorgeht dennoch nicht eine Leidenschaft?

Es hat Gelehrte gegeben, und es giebt noch dergleichen, die in ihren Lehren behaupten, daß alle Leidenschaften weiter nichts, als überwiegende sinnliche Begierden wären, woher man sie für böse und schädlich halten müsse, weil sie aus undeutlichen und verworrenen Vorstellungen ihren Ursprung nehmen. — Dieses verschlägt sich alles von selbst, sobald man nur mit unbefangener, vorurtheilsfreyer Seele, und gehörigen Kräften solches beurtheilen zu können, den Menschen beobachtet. Das, was vor diesem von den Gottesgelehrten, über das Böse aller menschlichen Triebe und Begierden mit Feuer und Schwerdt zum Theil gelehret und allen armen Sündern eingedonnert wurde, will ich übergehen, weil man jetzt schon so klug ist, sich zu schämen, um solches öffentlich vor weisen Menschen behaupten zu wollen, und weil es zu bekannt schon ist, daß durch Machtsprüche falsche Auslegungen der sanften Jesusreligion ehemahls geltend gemacht wurden, worauf man eine geistliche Gewalt — ein einträgliches Einkommen — und eine zu erhaltende allgemeine Ehrenbezeigung bauete; — kurz, weil man von einer Seite von eigentlich bösen Leidenschaften angetrieben, die natürlichen unschuldi-

gen

gen Begierden der andern Seite, deren Schwäche man merkte, zu vertreiben suchte. — Eben dieses war auch oft die Ursache, warum die christliche Religion den heidnischen Weltweisen lächerlich wurde; nicht, weil Christus sie gelehrt hatte — nein, wahrlich nicht! denn an diesem hatten sie nichts zu tadeln, sondern vielmehr darum, weil dessen Aussprüche, die in vieler Hinsicht auch mit der damahligen bekannten reinen Weisheit der Heiden, wovon wir noch viele herrliche Ueberbleibsel haben, übereinstimmten, aufs unerhörteste mit (zum Theil) ganz vernunftwidrigen Auslegungen, Erklärungen und nichts sagenden Spitzfindigkeiten worauf man ein zum heiligen Gesetz gemachtes System errichtet, von einem so — von dem andern wieder so — verdrehet wurden; wobey man sich stets auf so eine Art zankte, daß noch tausend Jahre nachher nicht hat ausgelöscht werden können, was jenes unangenehme Bild — wie nur bloß die Ehrsucht und das Verlangen Anhänger seiner Absurditäten zu haben, in die Herzen der Völker hervorbrachte.

Man ging von der Art, natürlich zu philosophiren, gänzlich ab, wie es leider auch noch oft der Fall ist — daß man die Natur hinten an setzt. — Indessen, ich glaube, daß vorzüglich der Mensch auch in Hinsicht der menschlichen Leidenschaften natürlich philosophiren müsse, nähmlich so, wie es der reinen Natur gemäß ist, und da würde man nicht allein den wahren Erfahrungen folgen, sondern auch bey den nicht sinnlichen aber uns doch immer lebhaft werdenden Begriffen, und den ersten Grundwahrheiten des Gemeinbegriffes — der Empfindungen, die sich in dem Verstande und den Grundsätzen aller Menschen durch Handlungen und Urtheile offenbaren, Acht geben müssen. Alles Erkenntniß gründet sich ja auf die Natur unsers Verstandes, vermöge deren er die Wahrheit erkennen kann. Wie will man aber die natürliche Art der Wir-

kungen unsers Verstandes anders erkennen, als durch die fleißige Beobachtung seiner Wirkungen? Die Natur präget uns keine Irrthümer ein, es kommt also nur darauf an, daß wir sie unter der Menge der Vorurtheile und falschen Meinungen aufzusuchen wissen. Hierzu gehört nun nicht nur Scharfsinnigkeit, und ein nicht gemeiner Grad der Aufmerksamkeit auf die innerlichen Wirkungen unserer Seele, sondern auch eine völlige Unpartheilichkeit, und Aufrichtigkeit, seine innerlichen Empfindungen sich selbst — auch andern unpartheyischen Freunden und Sachkundigen zu gestehen. Denn, sobald jemand diese subtile Empfindung, wovon man einen nicht sinnlich überführen kann, läugnet, so ist alles Disputiren mit ihm zu Ende; und daher kommt es, daß man mit dieser natürlichen Art zu denken bey den meisten Weltweisen so wenig ausrichtet, und sie solche vielmehr als etwas, das auf sogenannte dunkle und verwirrte Begriffe führet, verachten. Daß die Natur die sicherste Wegweiserinn zur Wahrheit sey, erhellet auch daraus, daß man häufig findet, wie in philosophischen Streitigkeiten manche einfache und gemeine Meinung, welche von manchen eingebildeten Weisen als pöbelhaft verachtet wird, die beste und richtigste ist, und man zuletzt, wenn die erkünstelte Weisheit sich an Einfällen und neuen Meinungen, deren Ungrund die Zeit endlich fast immer darleget, erschöpft hat, auf die einfachsten, natürlichsten und gemeinsten Begriffe wieder zurück kommen muß.

Eben solches wird auch bey der Lehre von den Leidenschaften Statt finden. Hier muß auch der Natur, so zu reden, bis ins Lager nachgespürt werden — man muß sie in der Kindheit aufsuchen, und bis in das Alter verfolgen, und dann unbefangen und vorurtheilsfrey beobachten. Daher bemerkt man den unterscheidenden menschlichen Character, welchen die

Na-

Natur einem jeden bey seiner Entstehung schon eingedrückt hat, am deutlichsten an Kindern, bey welchen er sich noch unverstellt und unverändert, also seiner eigentlichen wahren Beschaffenheit nach, unverändert zeigt. Die Kinder überzeugen uns, daß es gewisse angeborne Triebe und Neigungen gebe, welche nicht bloß eine Folge der Erziehung oder der Lebensart sind, der man sich widmet. Unter einer kleinen Anzahl Knaben sieht man schon, wenn man sie unbemerkt beobachtet, den Freygebigen, welcher kein größeres Vergnügen hat, als etwas zu verschenken; den Jachzornigen; den künftigen Geißhals, welcher den andern ihr Spielzeug stielt, und es an einen verborgenen Ort versteckt; den Argwöhnischen; den lustigen Kopf, welcher über alles, ja sogar über die Schläge von seinem Lehrer oder Vater, lacht; den Grillenfänger, den jede Kleinigkeit quält; und den Zanksüchtigen, welcher mit keinem in Frieden leben kann. Wieder in andern Knabenversammlungen bemerkt man nicht selten einen vorzüglich, welcher jederzeit den Trupp anführet, alle Anstalten zum Spiele macht, ohne dessen Rath nichts vorgenommen werden darf, und man müßte sich sehr irren, wenn dieser unberühmt alt werden sollte.

Dieses ist die Grundlage zu dem Bilde, welches nachmahls durch die Lebensart, der sich ein jeder widmet, durch die Gesellschaften, welche er besucht, durch die glücklichen oder unglücklichen Zufälle, die ihm begegnen, völlig ausgearbeitet wird. Doch, wie man an einem Gemählde, wenn es fertig ist, noch immer sehen kann, wie der erste Grundriß gemacht sey, so wird man auch bey dem erwachsenen Menschen noch immer die ersten Züge des Characters, die man schon in ihrer ersten Kindheit an ihnen gesehen hat, bemerken. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß man angeborne Triebe, wenn sie fehlerhaft sind, durch eine

sorg-

sorgfältige Beobachtung seiner selbst, sehr unterdrücken und schwächen könne; allein die wenigsten geben sich diese Mühe, und wenn sie es auch thun, so wird doch die Natur sich noch immer bey unbewachten Augenblicken zeigen. Wie nützlich könnte es daher nicht seyn, wenn diejenigen, welche sich verheirathen, vorher Gelegenheit gehabt hätten, die künftige Gattinn in den ersten Jahren ihres Lebens zu beobachten! Man würde alsdann schon die herrschsüchtige, zänkische, eitle, wunderliche Frau in ihr entdecken (*) — Lauter Eigenschaften, welche unverheirathete Schönen nur gar zu schlau zu verstecken wissen, um sie nachmahls einige Tage nach der Hochzeit desto freyer auslassen zu können.

Der ganze Unterschied unter den Menschen, von welchen hier gehandelt werden soll, rühret besonders aus zwey Hauptquellen her: Erstlich, aus der verschiedenen Mischung des Blutes, woraus die festern Theile des Körpers werden, und wozu Nahrungsmittel, Lage und Klima beytragen; zweytens, aus der verschiedenen Mischung der Verstandeskräfte. Ersteres pflegte man mit dem Worte Temperament, und das zweyte mit Genie, zu belegen.

Was den ersten Fall betrifft, so ists unläugbar, daß die Mischung des Geblüts die ganze menschliche Maschine zu gewissen ihr eigenthümlichen Handlungen nicht allein antreibt, sondern auch, wenn dieselbe Mischung fortdauernd bleibt, einen hiernach zu bestimmenden Hang, so und nicht anders zu handeln, immerwährend unterhält, welche Grundlage zu gewissen

(*) Es versteht sich aber von selbst, daß dieses ein unmöglicher Fall schon an sich sey, weil selten jemand sein künftiges Weib schon in der Jugend kennt, und viele, wenn sie sie auch in der Jugend kennen, dann selbst noch Kinder sind, die nicht in dieser Hinsicht völlig urtheilen können.

wissen Aeußerungen nicht anders als vermittelst einer Gewalt unterdrückt oder verändert werden kann. Diese Grundlage zu gewissen bestimmten Aeußerungen des thierischen Körpers unterhält sich von den Nahrungsmitteln — und sie ist theils so beschaffen, daß die eigentlichen Seelenkräfte, entweder leicht und schnell, oder nur langsam und schwach, wirken können; theils aber auch wieder so, daß sie gar nicht im Stande sind zu wirken; wie z. B. bey denen, die von Gift oder starken Getränken gänzlich betäubt sind — oder die vermittelst unordentlicher Lebensart ihrem Geblüte eine für ihren Körper so widernatürliche Mischung gegeben, die in der ganzen Maschine nichts als Zerrüttungen verursacht, wohin man Epilepsien, Wahnsinn, und sogar selbst den Tod rechnen könnte. Aus dieser Ursache gebraucht der Kranke um seiner Genesung willen die innern Kuren, und daher sagt der große Boerhaave irgendwo von der Lustseuche: „man müsse die Kranken so weit bringen, daß alles „ihr Blut nichts als Decoctum ligni Guajaci „wäre;“ — deshalb trinkt man mineralische Wasser, Kräuterweine, und dergleichen mehreres.

Weil aus den Bestandtheilen der Nahrungsmittel auch die Bestandtheile des Geblüts, und hieraus wieder die festen Theile des menschlichen Körpers werden, (ich rechne unter den Nahrungsmitteln, wie es natürlich seyn muß, auch die einzuathmende Luft und das Wasser, mit allen Theilen, womit beydes geschwängert ist,) so ists auch leicht zu erachten, daß die Nationen in ihrem Character im Allgemeinen von einander unterschieden seyn müssen, wovon uns der Abstand zwischen den Einwohnern am Fuße des Vesuvs, und denen in der fetten Provinz Holland — den Bauern in Frankreich, und denen im Innersten von Lappland, überzeuget. Diese Vergleichung kann weiter getrieben werden, und man könnte in die-

sen Betrachtungen sich wie in einem unermeßlichen Raume verlieren. Aus dieser Ursache, weil jedes Land seine eigenthümlichen Nahrungsmittel giebt, finden sich auch in jedem Lande gerade diejenigen Kräuter und mineralischen Wasser, welche das wieder herstellen, was die eigenthümlichen Nahrungsmittel beym etwanigen anhaltenden Genusse des Uebermaßes verderben möchten. — Wir würden also nur in dem Falle fremder Medicamente aus entfernteren Himmelsstrichen bedürfen, in so fern wir unserm Korper Bestandtheile aus fremden Gewächsen gegeben, wie es häufig bey uns der Fall ist, da wir mit einländischen Producten nicht zufrieden sind.

Hier kann ich eine Anmerkung nicht vorbey lassen. Man sagt bey uns gewöhnlich, der Bauer sey von dummen und schläferigem Character; — wenn dieses wahr ist, so möchte man dasjenige, was man an ihm Dummheit nennen wollte, nur bloß der wenigern Cultur seiner Seelenkräfte zuschreiben können. Was aber die Schläfrigkeit seines Temperamentes betrifft, so würde solche lediglich aus den von den Nahrungsmitteln entsprungenen Bestandtheilen seines Körpers hergeleitet werden müssen. Ich glaube, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß ich weit besser Geistes-Producte zu liefern im Stande bin, wenn meine Nahrungsmittel aus leichten wohl gewürzten Speisen, und Kraft und Feuer gebenden Getränken bestehen, als wenn ich mich stets mit schweren Speisen und schwachem Trunke nur sättigen müßte, bey welchen noch dazu der Magen mehr als im vorigen Falle zu schaffen hat, (man sehe darüber was ich Th. LXXIV, S. 562, von der Verdauung gesagt habe,) und alle feinen Vorstellungen verscheuchet. Wollen wir dieses angenommene Beyspiel von den Bauern behalten, und ihm weiter nachgehen, so wird sichs finden, daß seine allererſten Bestandtheile — das

aller-

allererste Tröpfchen, welches dem Embryo, worin er wird, aus dem Grundstoffe von Kohl, Erdoffeln, Hülsenfrüchten, Mehl, Schweinefleisch, u. dgl. seine mehresten Nahrungen, besteht, und da diese nicht mit hitzigen Gewürzen versetzt werden, so bringt nur allein unter den Nahrungsmitteln der Geist vom Korne, und noch dazu sehr oft verfälscht, verdorben und schlecht, (denn wie oft ist nicht das Bier mit dem schädlichen so genannten Post, und der Branntwein mit Pottasche brausend und stark gemacht,) und das flüchtige Oel aus diesen Dingen die außerordentlichen stärkern Wallungen seines Blutes zuwege, in welchen er nicht selten den starken Trieben der Natur folgt. Das Weib, schon dazu geboren, Mutter zu werden, ganz aus eben solchen Bestandtheilen bestehend, nimmt die Befruchtung an, nährt die Frucht aus ihren Bestandtheilen, und ihre, zwar ihr selbst unbewußte, aber doch natürliche Bildungskraft, bildet das kleine Wesen gerade nach ihren Bestandtheilen, ihren Formen und ihrem Feuer, durch die demselben ertheilte Nahrung. Die Muttermilch nach der Geburt ist auch noch nichts anders; und, lernt das Kind essen, so erhält es nun natürlich das, woraus es auf eine künstliche Art entstand; so, daß die festern Theile eines solchen Kindes, wenn sie von dem Blute gereizt werden sollen, um wieder auf das Blut zu wirken, stärkerer Reize bedürfen, als diejenigen, eines aus feinerem Stoffe entstandenen Kindes.

Wenn ich in diesem Stücke eines andern überwiesen werden sollte, will ich gern der Wahrheit der Sache folgen, allein, ich glaube mich nicht zu irren, und daher mit Recht behaupten zu können: Wenn neben diesem Par vorher beschriebener Leute zwey andere eine Zeugung anfingen, die schon von Jugend auf einen aus andern Bestandtheilen erwachsenen Körper haben — die ihr Blut mit feineren Sachen erhitzen,

und

und sie bleiben (versteht sich, daß sie eben so gesund als die vorigen seyn müssen,) bey dieser Lebensart — haben frohe Tage gehabt, und behalten sie, ohne Sorgen, und ihr Kind wird auf diese Weise genähret, so wird man schon immer dafür sorgen müssen, daß das Kind nichts Erhitzendes erhält, wo es nicht bald zu Grunde gehen soll; weil es von Natur schon reizbar, flüchtig und feurig ist; da hingegen das Kind des vorher berührten Paares, ohne Schaden von den Aeltern in der allerfrüheſten Jugend schon oft Branntwein und starkes Bier erhält, welches wenigstens an der Ostsee sehr häufig geschieht, und welches dem dortigen Menschengeschlechte überhaupt auch nicht schadet, vielmehr scheint es den Kindern daselbst, wenn es ihnen in proportionirter Masse gegeben wird, mehr zuträglich zu seyn.

Hieraus erwächst die Verschiedenheit der Nerven so, wie die Verschiedenheit der Gewächse sich nach der Wärme und Güte des Bodens verfeinert und in allen Stücken richtet — wer kann Weizen auf magerem Sande bauen? — wo wächst wohl genießbarer milder Spargel in saurem, kalten, von allem Dunge verlassenen Lande? — Wer bauet Klee, wenn er keinen Mist anwenden will? — Aber, um das angefangene Bild weiter auszuführen, so ists auch noch nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß hierdurch dasjenige, was wir Geistesgaben — Character — Temperament und Leidenschaften nennen, auch verschieden wird. Ich setze den Fall, daß die Natur auf keine Weise in ihren Actionen gestört wird — so muß sie bey feinern Nahrungsmitteln auch feinere, fühlbarere und leichter empfindende Menschen bilden, als bey gröbern — woher also Lehren und zweckmäßige Erziehung besser wirken können, als im andern Falle.

Daß

Daß ich in Hinsicht dieser Grundsätze viele Gegner haben mag, worunter sich auch die würdigsten Männer befinden, will ich nicht läugnen, und ich will mir selbst sogleich auch den Einwurf machen: daß, wenn die Beschaffenheit des Temperamentes lediglich auf die genossenen und noch zu genießenden Nahrungsmittel beruhe, auch alle, geraume Zeit von einem Tische speisenden — ja noch vielmehr Kinder von einem Par Aeltern und aus einer Speisekammer groß gemacht, durchaus einerley Temperament haben müßten. — Man sieht aber täglich und in allen Familien das Gegentheil — und, nicht allein das einfache Gegentheil, sondern das hundertfältige, indem die Kinder sehr oft in Hinsicht der Bildung und des Temperaments so wenig dem Vater als der Mutter, sondern in aufsteigender Linie von beyden Aeltern, den Ahnen und Urahnen gleichen, und wieder auch ganz neue Eigenheiten an sich haben, worin in der folgenden Zeit, im vierten oder fünften Gliede ein Nachkömmling ihnen ähnlich seyn kann. Es ist aber nicht zu läugnen, daß man alle diese Verschiedenheiten dennoch auf gewisse Hauptgattungen bringen kann, und es wird wohl nicht leicht der Fall eintreten, daß irgend jemand die Eigenschaften eines reinen sanguinischen oder cholerischen Temperamentes ausschließungsweise besitze, oder ganz genau das Maß der Mischung mehrerer, in einem Menschen bestimmen könne. Ein jeder hat vielmehr seine eigene Temperatur, wobey sich doch gewöhnlich eins als das herrschende, oder eins, oder auch mehrere, als die schwächern zeigen, nur sind die Mischungen und Schattirungen der individuellen oder persönlichen Temperaturen wohl so mannigfaltig verschieden, daß ihre Zahl der Zahl der lebenden Menschen gleich kommen möchte, wie ich vorher schon gezeigt habe. Ein sehr sicherer Gewährsmann in der Physiologie, der Herr von Haller,

sagt in seinem Handbuch über diese vortreffliche Wissenschaft: „Die Temperamente sind in der Natur „nicht etwa durch vier oder acht, sondern durch unzählige Grade verschieden."

Alles dieses kann dennoch mit meiner vorigen Behauptung sehr wohl bestehen, und um sie sich deutlicher vorzustellen, so nehme man nur eine von den fünf Hauptfarben an, z. B. das Blaue: Wie unendlich verschieden wird dieses nicht, je nachdem man es mit andern Farben vermischt, und doch bleibt es immer noch an sich blau. (Man sehe hierüber die Schule der Mahlerey, von Prange, 2te Ausgabe, Halle, 1782, S. 76, fgg, so wie auch dessen Farben-Lexikon.) Versetzet man das Blaue mit etwas Roth, so entsteht Violett, und dieses mehr oder weniger, nachdem hell oder dunkles Roth hinzu kommt — das helle oder dunkle Rothe hat aber wieder den Zusatz vom Gelben oder Weißen, und so geht es ins Unendliche fort, und verändert nur bloß die Hauptfarbe, indem das Gelbe beym Blauen wieder zum Grünen anwächst, das Weiße aber die Dunkelheit des Blauen erhellet. — Die Grade vom hellsten Lichte einer Farbe bis zu der nächst angränzenden verwandten, bestehen in unzählbaren und oft fast unmerklichen Abstufungen, so daß häufig unsere Sinne den Gränzpunct eben so schwer, als die Scheidung zwischen Licht und Schatten selbst, wahrnehmen können. Dieser Fall findet durchaus auch in der Mischung der menschlichen Temperamente Statt; und so wie das Blaue durch Zusatz irgend einer andern Farbe ein anderes, theils angenehmes, theils aber auch unangenehmes Blau wird, so kann die herrschende Neigung, das eigentlich Characterische eines Menschen, oder gar einer Familie, immer dasselbe der Natur nach bleiben, und es wird vermittelst Zusätzen von andern Eigenschaften, nur so wie die Farben verändert. Zu

die-

dieser Vermischung einer Menschen-Race, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, trägt besonders noch der große Einfluß, den die Verheirathung verschiedener Völkerstämme und Nationen unter einander, mit sich führet, vieles bey. Am auffallendsten sieht man solches, wenn sich in unserm Lande ein Mohr mit einer weißen Frau verbindet; so wie die Kinder nicht ganz weiß und auch nicht ganz schwarz werden, so behalten sie auch das Hinterlistige, Tückische, Gewinnsüchtige, Heftige und Stolze des Vaters, nur wird es mit dem etwas geruhigern deutschen Character gemildert.

Wenn nun zwar Nahrungsmittel und aufgezwungene Sitten den Mohren in unserm Klima schon etwas verändert haben, so haben doch die festen Theile seines Körpers nun einmahl solche Form, Gestalt und Eigenschaft, daß sie von seinem Blute keine andere als ihm eigenthümliche Reize annehmen — aber auch sein Blut gerade so in ihm bereiten, daß es in seine feste Theile nicht anders als so wirken könne. Daß seine Kinder nicht alle gerade überein sind, hat eben die Ursache, welche in jeder andern Ehe ungleiche Kinder hervor bringt. War der Vater in dem Augenblicke der Zeugung schwächlicher, oder kraftvoller — war er mehr wollüstig, als bloß von Gewohnheit angetrieben — war die Mutter zur Zeit der Empfängniß schwach oder stark — war sie in der Schwangerschaft stets munter, fröhlich und gesund, und genoß sie solche, dem Kinde Feuer, Kraft und Leben gebende Nahrungsmittel — oder saß sie in steter Angst, Sorgen und Qualen, die das Geblüt und den Nahrungssaft in ihr verdarben; — so kann man nach allem diesen auch das werdende Gebäude des kleinen Menschen berechnen. Und, wenn selbst also auch die Grundfarbe des Temperamentes bey einem Kinde bliebe, nähmlich die eigentliche, von Vater

und Mutter und den Nahrungsmitteln entstandene Haupteigenschaft des Kindes, so würde diese durch unzählige Beymischungen, entweder von gewissen Schwächen, oder mangelhaften Zufällen irgend eines festen körperlichen Theils, z. B. des Magens, wodurch ein anderer Nahrungssaft, und folglich auch ein anderes Blut entstehet, als bey den Geschwistern, oder als es die Aeltern haben, wenn auch gleich die Grundeigenschaft der Familie bliebe, allein schon ein solches Kind von seinen übrigen fehlerfreyen Geschwistern merklich unterscheiden.

Hieraus möchte der Fall erklärt werden können, daß es in einer Ehe ein heftiges, ein schläfriges, ein lustiges und ein trauriges Kind geben könne — daß alle zusammen zwar ein vortreffliches Gedächtniß, aber desto weniger Judicium besitzen — daß die Wollust der Hauptzug in dem Character aller sey, und sich bey gereizter Leidenschaft an allen in dem Begattungstriebe vorzüglich äußert, jedoch nach Beschaffenheit ihrer körperlichen Anlage, heftig oder minder heftig, zärtlich oder komisch — zudringlich oder entfernt wimmernd unter stetem Schmachten. — Eben diese Wollust im Allgemeinen, wenn sie ungereizt ruhet, kann sich bey allen unter einer Art von Geiz zeigen, der bey dem Heftigen, fliegende Eifersucht; bey dem Schläfrigen, Thätigkeit, um seine Freude nicht zu verlieren, sondern zu vermehren; bey dem Lustigen, Unbesonnenheit und Unsinn, um sich immer gefälliger zu machen; und bey dem Traurigen, immerwährender Mißmuth wird, und doch ist hier Geiz überall die Grundlage, welche auf Wollust geleget wurde.

Gehe ich zu dem vorhin angenommenen Beyspiele von der Disposition und dem Character eines Bauers zurück, so will ich hier noch anführen, daß ich keinesweges mich unterwinden will, je zu behaupten,

pten, daß auch nicht große Genies aus diesem Stande entsprungen sind, und noch entspringen können — welches man aber in vielen Fällen deutlicher mit den Worten: große Männer, ausdrücken sollte. — Aber, man gehe ins Geheime der Geschichte des Herzens, des wahren Characters, und der wahren Inclination der mehresten dieser Männer, so wird man bey allen vortrefflichen sonstigen Eigenschaften dieser Männer, wahrnehmen, daß, nachdem sie nicht mehr so zur Abhärtung ihrer Nerven angestrengt, und hingegen die durch Ausleerung und Ausdünstung von ihrem Körper abgehenden Theile, durch feinere Nahrungsmittel ersetzt werden, so kann die durch Erziehung und Lehren gebildete Vernunft, die natürlichen Triebe zwar stets regieren, wenn sie auf keine Art angefeuert werden. Folgt aber nur irgend ein Reiz, entweder vermittelst starker Getränke, oder eines sonstigen heftigen Affectes, und es vergißt sich der Mann dieser Art — so sieht der Feinere gleich, dem der Himmel Beurtheilungskraft gegeben, wie hoch er über solchen erhaben ist. Dieses muß allerdings der Materie, und nicht dem Geiste zugeschrieben werden, und weil die Materie aus der Nahrung entsteht, so muß auch der Grund hiervon in der Nahrung liegen, und es würde also diese durchaus auf die feinere oder gröbere Constitution — auf die feinern oder gröbern Ausbrüche der Neigungen — auf die stärkere oder schwächere Reizbarkeit — und auf die Schärfe und Klarheit, oder Schwäche der Vorstellungen, einen unbezweifelten Einfluß haben (*).



(*) Diese Dinge alle kann man hemmen oder betäuben, so gut als erhöhen. — Warum trinkt mancher Dichter Wein, wenn er an die Arbeit gehen will — und warum sucht der stark denkende wieder ganz nüchtern zu bleiben? Aus keinem andern Grunde, als weil zur Erhöhung der Einbildungskraft ein Reiz, zur Reinheit der Vorstellungen Nüchtern-

Es wäre unvorsichtig von mir, wenn ich hier lebende Beyspiele anführen wollte — und auch das halte ich für unrecht, auf längst verstorbene Männer vermittelst solcher Kritik, auf irgend einen Theil ihres Wesens einen widrigen Schatten zu werfen. Aber, ich wünschte, daß mancher meiner Leser, der sich die Gabe, hierin unbefangen und richtig zu urtheilen, mit Hülfe seiner Seelenkraft erworben, hierüber nachdenken möge — daß er die Erfahrungen aus dem Zirkel sammle, welchen er übersiehet, und daß er alles vorurtheilsfrey erwege: — dann wird er hoffentlich wenigstens finden, daß ich nicht ganz geirret habe.

Um zu diesem Beyspiele noch eins hinzuzufügen, so will ich nur jenen Gegenstand von einem verzärtelten Kinde in einer Familie, hier noch berühren. Es giebt Familien, oder eigentlich Haushaltungen, wo die Aeltern manches Mahl einem Kinde entweder aus besonderer Vorliebe, oder weil es anfänglich sehr schwach und kränklich war, sehr viel nachsehen. — Dieses Kind wird entweder mit häufiger Medicin, oder auch überhaupt mit gelindern und bessern Nahrungsmitteln zum Wachsthum und Fortkommen in der thierischen Natur gebracht, als die andern — man hütet es, daß seine Nerven so wenig angestrengt, als überhaupt seine Kräfte im Allgemeinen angegriffen werden. — Der Erfolg hiervon liegt klar am Tage. — Das Kind ist häufig leichter zu reizen als die übrigen, und hat auch eben so oft feinere Vorstellungen; allein, — da es nun nicht nach seiner feinern Organisation — sondern bloß so wie die übrigen gezogen wird, so wird oft nichts gutes daraus; weil ein feineres Wesen bey Vernachlässigung entweder eher zu Grunde geht, oder auch desto schlechter wird.

ternheit, und dadurch erlangte Herrschaft der Seele über den Körper, gehören.

wird. — Ich kenne zwey Familien, die seit undenklichen Zeiten schon in einem solchen Zustande bekannt sind, in welchem die Kinder mit feinen und gewürzhaften Nahrungsmitteln groß gemacht werden können, und wahrscheinlich auch groß gemacht werden. Die eine hat sich dafür zu hüten, daß sich die Kinder nicht vor dem 15ten Jahre aus der Nase oder vermittelst eines Blutsturzes (der allenfalls auch noch später kömmt) zu Tode bluten; — und die andere, daß die Mädchen nicht in ihrem 23 oder 24sten Jahre, wenn sie keine Männer (oder sonstige Besänftigungen —) erhalten, in eine Art von Melancholie verfallen. — Dieses Eigentliche der Familie, denn ich weiß ihm keinen Nahmen zu geben, äußert sich an dem männlichen Geschlechte durch eine gewisse närrische Unbesonnenheit, die zuweilen in eine Art von unvernünftiger Tollkühnheit — zuweilen aber auch in närrische, unheilbare Laune ausartet (vielleicht beym anhaltenden Genusse starker Getränke), worüber verschiedene aus dieser Familie ihres Militärdienstes schon entlassen worden sind. Hier haben freylich die Nahrungsmittel des Vaters und der Mutter keinen unmittelbaren Einfluß mehr, weil man die Fehler schon vor zwey hundert Jahren merkte, allein — die dem Kinde gegebenen Nahrungsmittel, und das Zurückhalten von so manchen bluterhitzenden Dingen, heilt und befreyet sie doch von dem Uebel.

Man sieht also hieraus, wenn ich die Nahrungsmittel der Menschen auch nicht gänzlich als die Ursache ihrer Temperamente angeben kann, daß sie dennoch einen ungemeinen Einfluß auf sie selbst und ihre Nachkommenschaft haben. Ein starkes, zuweilen bewundernswürdiges Gedächtniß, natürliche und erlernte Verschlagenheit, Eigenliebe im höchsten Grade, und gewisse Gattungen von Stolz, gröbere Wollust und dergleichen mehr, können immerhin den Men-

schen von gröbern Nerven, nebst natürlicher Tapferkeit, bewohnen. Um dieses sich selbst zu erläutern, darf man nur einen forschenden Blick auf diejenigen Institute werfen, in welchen Jünglinge aller Art für Geld in den Wissenschaften unterrichtet werden. Hier trifft sichs häufig, daß diejenigen aus den geringern Ständen die vornehmern Jünglinge weit übertreffen, und es giebt Jünglinge dieser Art, welche ausnehmende Fortschritte in der Geschichte, Geographie, den Sprachen, und allen Dingen, die ihnen nur irgend systematisch beygebracht werden, machen, deren bewundernswürdiges Gedächtniß von andern wie ein Buch zu Rathe gezogen werden kann — die hernach auf Universitäten die Kunst zu disputiren Satz für Satz lernen, so wie auch alle andere höhere Wissenschaften nach dem Compendio und ihrem Hefte fassen. In dem Examen kann nun natürlich niemand besser bestehen, und die Examinatoren gerathen selbst zuweilen in Verlegenheit und Erstaunen, und dieser junge Mann, dem nun niemand die außerordentlichste Gelehrsamkeit absprechen kann, erhält ein Amt. Aendern sich nun aber die Zeiten, und der menschliche immer mehr verfeinerte Verstand siegt über alberne Systeme, die nur erlernt wurden, bey welchen der angehende Gelehrte nicht selbst dachte, fühlte, und natürlichen Vorstellungen Gehör gab, nicht selbst unterschied — so ists auch wieder mit der ganzen Gelehrsamkeit jenes geschickten Jünglinges zu Ende. Er poltert und schimpft nunmehr unter Machtsprüchen auf die Neuerungen; allein, da er sein Glück errungen hatte, so verband er nun auch damit seine Ruhe; des Studirens nunmehr ungewohnt, ist seine Seele nicht im Stande, die durch erhaltende Pflege schwerfällig gewordnen Nerven mit jenen feinen Reizen zu beleben, als es das jetzige Zeitalter in den höhern und feinern Wissenschaften erfordert, und — so bleibt

die-

dieser ehemahls so hoch gelahrte Jüngling dennoch immer nur ein sehr mittelmäßiger Gelehrter. Denn selten ist das wahre ächte Judicium mit einem so außerordentlichen Gedächtnisse vergesellschaftet, welches wahrscheinlich schon in dem Bau der Nerven liegen muß.

Hieraus (vielleicht aber nicht aus der Erwegung dieser Gründe, sondern aus bloßer Erfahrung der Sache selbst,) ist wahrscheinlich die ehemahlige lächerliche Idee entstanden, daß der Bürger nie von der Güte und dem Werth seyn könne, wie der Ritter — nicht von dem Schrote und Korne, wie vor diesem der Ausdruck wohl gebraucht seyn mag. Dies kann immer seine Richtigkeit gehabt haben, weil derjenige, welcher vor einigen hundert Jahren vom Ritterstande entsproß, nicht allein aus bessern Nahrungsmitteln (wenn er selbst auch eigentlich einen Geistlichen zum Vater haben mochte,) entstand, sondern nun auch von Jugend auf schon eine anderweitige Erziehung genoß, als ein armer Bürgerlicher im Allgemeinen in jenen finstern Zeiten haben konnte. Diese Zeiten haben sich aber jetzt geändert, und es giebt bürgerliche Häuser, in welchen nunmehr Kinder von ohnweit feinerm Gehalte auferzogen werden, als in dem Hause manches Landedelmanns. Hellsehende Regenten sind auch jetzt hierüber weit hinaus, und befördern und schätzen den Mann im Staate, nicht nach seiner bloßen Geburt, sondern darnach, wie er anzustellen ist, und zum allgemeinen Besten beytragen kann.

Es ist bloß erfahrungsmäßig, daß es heftige, nach dem Großen strebende, gelehrige, groß- und hochmüthige Menschen gebe, die man immerher choleriſche genannt hat; — daß andere der Liebe, dem Weine und den Annehmlichkeiten des Lebens vorzüglich ergeben sind, dabey munter, lachend, fähig, freygebig, aber unbeständig, welche sanguinische Menschen heißen;

ßen; — daß wieder andere sich durch Langsamkeit und Unthätigkeit, stumpfen Verstand, Schläfrigkeit u. dgl. auszeichnen, die man zum phlegmatischen Temperamente rechnet; ferner, daß eine Gattung Menschen, denen man das melancholische beymißt, sich der Traurigkeit, dem Argwohne, der Furchtsamkeit und dem Neide mehr überlassen, die hartnäckig sind, sich mühsamen Arbeiten unterziehen, die oft nicht gar sinnreich sind, und zu deren Ausführung das menschliche Leben nicht hinreicht; endlich, daß noch andere von Natur das sind, welches mancher bey aller Bemühung nicht wird, ich meine gleichmüthig und gelassen, stürmenden Leidenschaften nicht ergeben, unermüdet bey nützlicher Arbeit, und zufrieden bey niedrigem Stande und schlechten Glücksumständen. Dieses Temperament wird von vielen das bäurische, oder kunstmäßig das bösartige oder bäotische genannt, weil die Menschen dieser Art, waren sie selbst auch am Hofe erzogen, dennoch zuweilen und nach Beschaffenheit der Sache, niederträchtig auf allen Seiten seyn können, sobald es auf die Erlangung eines gewissen interessanten Zwecks ankommt. — Bey diesem vorläufigen Abrisse der Temperamente, nehme ich bloß Rücksicht auf die Verschiedenheit des Gemüths und der Verstandeskräfte, wobey ich mich auf die Erfahrung eines jeden berufe.

Ich wende mich wieder zu dem Unterschiede der Menschen, in Hinsicht ihrer Blutmischungen überhaupt, und muß bekennen, wie schon immerher alle Menschenbeobachter es thaten, daß es so viel verschiedene Blutmischungen unter den Menschen giebt, als Menschen selbst existiren, folglich, daß fast jeder Mensch seine eigne Mischung oder Temperament habe, und sich einer in Hinsicht dieses von dem andern nur immer durch eine stärkere oder schwächere Dosis der einen oder der andern Materie unterscheidet. Ei-

ner

ner ist z. B. phlegmatisch und wollüstig zu gleicher Zeit; ein anderer hat alle Eigenschaften, welche man zum Sanguineus erfordert, und ist dessen ohngeachtet geißig, oft auch melancholisch. Noch ein anderer ist lustig in Gesellschaft, zu Hause aber mürrisch; wieder ein anderer hat von allen Temperamenten etwas an sich. Oft verändern sich auch die Temperamente mit den Jahren. Der sanguinische Jüngling, welcher bloß zum Vergnügen gemacht zu seyn schien, wird nicht selten bey zunehmendem Alter der tiefsinnigste Melancholicus. Dennoch aber wird man nicht läugnen können, daß bey den mehresten Menschen ein gewisses Temperament, eine Neigung zum Vergnügen, zur Traurigkeit, zur Trägheit, zur Ehrbegierde, oder zum Geiz die Oberherrschaft führe. Ich sage mit Fleiß: bey den mehresten Menschen, denn es giebt verschiedene, welche vom Geize nnd Hochmuth mit gleicher Stärke regiert werden, und die lächerlichsten Contraste in ihren Handlungen veranlassen; diese werden also eine Ausnahme von der Regel machen (*).

Die Veranlassung in dem astrologischen Zeitalter zur genauern systematischen Behandlung dieser Lehre, ist nicht von der Art, daß sie jetzt noch Beyfall erhalten könnte. Wer kennt nicht die astrologischen Thorheiten, die viele der besten Köpfe vormahls zur Schande des Menschenverstandes beschäftigten (**). Ein Vor-

(*) Es ist bekannt, daß die neuern Philosophen und Aerzte nur drey Temperamente, das tonische, atonische und das reizbare Temperament annehmen, welches ich im LXXIIIsten Bande der Encyklopädie, im Artikel Leiche schon angeführt habe Hierüber werde ich mich im Artikel Temperament näher erklären, vor der Hand aber, und besonders hier in diesem Artikel, die bisherigen Benennungen beybehalten, damit ich desto eher von denen Lesern, die sich mit dem neuen Systeme noch nicht bis zur Genüge bekannt gemacht haben, deutlich verstanden werde.

(**) Von dieser Thorheit war auch der sonst so geschickte *M. Leut.*

Vorurtheil, aus der zu diesem Zwecke nöthigen genauern Beobachtung des Himmels, erwuchs daraus für die Sternkunde, aber Barbarey und Irrthum war die Folge für viele andere Wissenschaften. Dies Unglück betraf auch die wichtigen Lehren, die der Menschen Leben und Gesundheit zum Gegenstande haben. Die Schriften der Aerzte damahliger Zeit sind voll davon, und nach jenen unglücklichen Zeiten wurde durch die Kalender jährlich dieser Irrthum fortgepflanzt. Der gemeine Mann, der diesem Vorurtheile nachhing, überließ sich vielfältig lieber der Heftigkeit der Krankheit, und starb aus Klugheit, als daß er den Fehler hätte begehen sollen, an einem Tage die Ader öffnen zu lassen, an dem es der Kalender verbot. Noch ist das Vorurtheil nicht völlig ausgerottet, es raubt noch manchen das Leben, oder stürzt in gefährliche Krankheiten (*).

Aller Einfluß der Sterne auf unsern Erdball beziehet sich bey den Fixsternen auf ein schwaches Licht, und bey den Irrsternen nebst diesem auf Anziehung. Der Mond, als der Begleiter unserer Erde, soll die erfahrungsmäßige Ursache der Ebbe und Fluth seyn (**). Man sollte nun leicht glauben, daß wenigstens der Mond, der so eine große Wirkung äußern soll, auch seinen Einfluß auf den menschlichen Körper haben könne. Allein, von Seiten der Erfahrung ist bisher noch wenig davon erwiesen. Es müßte sich denn

*Leutmann* angesteckt, weßhalb man seinen Traktat, betitelt Nosce te ipsum, ect. nachlesen kann.

(*) Ein Aehnliches wird man auch im LXXIVsten Bande der Encykl. im Artikel Leichtgläubigkeit finden.

(**) Diejenigen welcher dieses behaupten, können aber keinen zureichenden Grund angeben, warum denn in der Ostsee keine Ebbe und Fluth sey, welche dem Monde doch eben so nahe als die Nordsee ist, und also auch eben dergleichen Einfluß annehmen kann? —

denn alles auf Ausdehnung und Zusammenziehung der festen und flüssigen Theile, und der umgebenden Luft beziehen, aber das meiste von demjenigen, welches man hiervon zu erwarten hätte, tritt nicht ein. Die periodischen Blutflüsse ereignen sich zu allen Zeiten des Monaths, und richten sich keinesweges nach dem Laufe des Mondes. Schlagflüsse, Seitenstechen, Entzündungen, faule und hitzige Fieber haben sich noch nie nach den Mondswandlungen bestimmt. Indeß verdienen doch die Bemerkungen einiger wichtigen Aerzte Aufmerksamkeit, daß die Würmer in den Gedärmen beym Ende des abnehmenden, und dem ersten Anfange des Neumondes, da sich die Anziehung des Mondes und der Sonne vereinigen, mehr Beunruhigung verursachten, und leichter abgingen, als zu andern Zeiten (*). Von der Wassersucht wollen einige Aerzte auch bemerkt haben, daß die Wassersüchtigen sich zu der Zeit des Vollmondes immer schlimmer als sonst befänden, und dann auch desto eher stürben (**). Auch will Herr von Haen den Einfluß des Mondes auf den Kropf bemerkt haben, welcher durchaus keinen von ihm vorgeschriebenen Mitteln weichen wollte, woher er sich mit gutem Erfolge des Rathes eines andern Arztes, der aus vielfältigen Beobachtungen in Steyermark befunden hatte, daß seine Arzeney nur kurz nach dem Vollmonde Dienste leiste, bedienet haben will (***).

Dieser bemerkt seyn sollende Einfluß, mag sich nun mit der Wahrheit verhalten, wie er will, so sind wir

(*) Hierüber sehe man: v. Rosenstein Kinderkrankh. 2 Ausg. S. 333, Anm. *Klein*, interpr. clinic. p. 305, woselbst Junkers Meinung angeführt wird. Zimmermann von der Erfahrung, 2 Th. S. 108. *Mead*, de imperio solis ac lunae in corpora humana.

(**) *Klein*, l. c. p. 138.

(***) Ratio medend. Pars II, p. 189.

wir doch wenigstens, die wir uns aufgeklärt nennen wollen, über jene Barbarey hinweg, die den Einfluß der Planeten nach dem Character und der Denkungsart derjenigen mythologischen Personen bestimmte, deren Nahmen man ihnen willkürlich gegeben hatte, und ihre behauptete Beherrschung der Stunden, Tage und Jahre nicht etwa nach ihrem Laufe, sondern nach ihrer Abzählung zufolge des unrichtigen Ptolomäischen Systems, angab. Diesen Ursprung haben auch die lateinischen Benennungen der Tage in der Woche. Jede Tagesstunde wurde nähmlich von einem Planeten, so wie sie nach dieser Ordnung auf einander folgten, beherrscht, und nachdem der zufolge dieser Umzählung die erste Tagesstunde bekam, wurde der Tag benannt. So regierten sie auch die Jahre, wie die sogenannten hundertjährigen Kalender ausweisen, und was man von den Eigenschaften der mythologischen Personen, deren Nahmen sie führten, in den fabelhaften Zeiten gedichtet hatte, das waren auch die Eigenschaften desjenigen Jahres, welches sie regierten.

So soll Mars ein hitziger, zänkischer und kriegerischer Mann gewesen seyn, deswegen hatte man in den ihm untergebenen Jahren hitzige Sommer, viel Zank und Streit unter den Menschen, heftige Donnerwetter, trockne Zeit, guten Korn und Weinwachs, weil Wein und Branntwein Muth machen. Ein Venusjahr bringt auch viel Wein, ohnstreitig weil der manches Mahl viel zur Liebe und Wollust beyträgt, hat unter sich verschiedene Theile, und ein Mägdlein in diesem Jahre geboren, ist schön, mit langen Haaren, runden Gesicht und Augen (*).

So

(*) Man hat verschiedene sogenannte hundertjährige Kalender, aber in dem von diesem Jahrhunderte, welchen ich nur kenne, kann man oben Angezeigtes, so wie auch, welches die Venusjahre sind, finden.

So wie es nun den Jahren, Tagen und Stunden ging, so erging es auch den Menschen. Man bemerkte leicht gewisse individuelle Verschiedenheiten in den Wirkungen des Körpers, der Gemüthsbeschaffenheit und Denkungsart, und was war natürlicher in jenen astrologischen Zeiten, als diese von den Planeten herzuleiten. Nun gab es damahls 7 Planeten, also auch sieben Temperamente oder Complexionen, ohne dabey die Natur sonderlich befragt zu haben, ob es deren mehr oder weniger gebe. Vier davon waren Haupttemperamente, das cholerische, sanguinische, phlegmatische und melancholische, und drey waren Mischungen von diesen. Indessen ist der hundertjährige Kalender dieses Jahrhunderts anderer Meinung, indem dieser ihre Ursachen in den vier Elementen zu finden glaubt, deren immer eins in dem menschlichen Körper die Obermacht habe. Er sagt mystisch und hochgelehrt: „Es hat der Geist dieser Welt vier Herbergen, darin die Seele eingesperrt liegt.“ Diese Herbergen sind, wie aus der fernern Abhandlung der Temperamente erhellet, bey den Cholerischen das Feuer, bey den Sanguinischen die Luft, bey den Phlegmatischen das Wasser, und bey den Melancholischen die Erde. Das Gestirn habe aber doch seinen Einfluß dabey, indem es die folgende Herberge für den Gast verschlimmere oder verbessere. Alle diese Weisheit wurde in den Zeiten der scholastischen Philosophie zum höchsten Gipfel gebracht. Das Schicksal, welches so eine Lehre werth war, hat sie längst erfahren. Man hatte fortgebauet, ohne zu bemerken, oder bemerken zu wollen, daß der Grund höchst unsicher sey, und nichts tauge, und da fiel und zertrümmerte dieses stolze Gebäude. Man übergab nachher billig einer ewigen Vergessenheit, was in medicinischen und philosophischen Wissenschaften, mythologisch-astrologischen Ursprungs war, und keinen andern Beweis für sich hatte.

Wir

Wir haben das Glück Nachkommen zu seyn, die dergleichen Irrthümer der Vorfahren einsehen. Konnte wohl jenes Willkürliche und Fabelhafte, das man sich bey den Planeten dachte, im Ernst für den Grund der menschlichen Schicksale angesehen werden, das kaum für einen erträglichen Spaß gelten kann? oder auch, wenn man das Mythologische bey Seite setzt, konnte wohl der mechanische Lauf der Sterne eine Anzeige künftiger Verhältnisse der Menschen seyn, die so sehr von der Leitung der Vorsehung, von eigner Willkür, von Zufall, und Vereinigung der Umstände abhängen?

So philosophisch auch auf einer Seite diese Lehre ist, eben so großen unmittelbaren Einfluß hat sie auch auf die practische Arzeneywissenschaft, und sie dient zur Entwickelung sehr vieler existirenden und kommenden Ereignisse in der thierischen Natur, die von ihrer besondern Zusammensetzung, Harmonie, Disharmonie und besondern Eigenheiten, sich in gewissen Tagen so oder anders zu zeigen, eine Bestimmung erhält, welche sich von andern ähnlicher Art auszeichnet, und also Temperament genannt werden muß. Eben diese Eigenheit, diese besondere Stimmung muß man in der Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Stärke, und Spannung der festen, und der größtentheils daher rührenden Beschaffenheit der flüssigen Theile suchen. Die Alten, von Galen bis auf den Helmont, der verschiedenes dabey zu erinnern fand, sie mögen den Einfluß der Sterne dabey angenommen, oder geläugnet haben, suchten die Hauptursachen der Temperamente in der Mischung des Blutes (*). Galle, oder das gelbliche Blutwasser machte bey ihnen das cholerische, der

(*) Man sehe Th. LXXIV der Encykl. den Art. Leiden, S. 591, vorzüglich die Anmerkung; und, wenn diese Annahme wahr ist, so ists doch unläugbar, daß der Mensch, der ohnehin, ehe er feste Theile hat, aus einem Blutröpfchen

der rothe Theil des Blutes, (cruor,) das sanguinische, Wasser das phlegmatische, und ihre sogenannte schwarze Galle, oder der dunkle Bodensatz bey ausgelassenem Blute, das melancholische Temperament. Diese Theorie wurde zur Grundlage, fast der ganzen Heilkunde.

In den neuern Zeiten fand man mit vieler Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit, daß solche allgemeine Beschaffenheit und Mischung des Blutes und der Säfte, welche man nach genauer Untersuchung in allem Blute findet, nicht die Hauptursachen der verschiedenen Temperamente seyn können, zumahl, da man häufig findet, daß solcher sehr merkliche Unterschied an den sogleich sichtbaren Theilen des Blutes bey einerley Temperament Statt finden kann. Können wir nicht mit dem schönsten und leichtesten Quellwasser eben sowohl Lehm, Kalk, Farben und andere dergleichen Dinge vermischen, als mit Regen- Fluß- und Seewasser? — Haller hat in seiner größern Physiologie diesen Grundsatz der Alten auch erfahrungsmäßig widerlegt. Ueberhaupt hat die genauere Beobachtung des thierischen Körpers gelehrt, daß die Beschaffenheit der Säfte von der Wirkung der festern Theile auf sie, wenn einmahl die Maschine im Gange ist, meistentheils abhänge. Was Nahrungsmittel darin thun, darüber habe ich mich vorhin schon erklärt. Indessen, ein Hallerscher Beweis gegen die Temperamentsursachen der Alten ist, „daß das Auge, selbst das „Mikroskop, auch die chemische Analyse oder sonstige „Untersuchung des Blutes verschiedener Thiere, fast „gar keinen Unterschied zwischen dem des Schafes, „des Ochsen und des Hasen, oder des Schafes und „der Henne darthun. Auch die lustige aber richtige „An-

chen nur besteht, welcher allmählig krystallisirt, aus der Mischung des Geblüts werden muß.

„Anmerkung gehöret hierher, daß ein Mensch, der fast „lediglich von dem Fleische eines Thieres isset, und al„so seine Säfte davon hat, doch darum nichts von dem „Betragen des Ochsen, des Schweines und des Hasen „annimmt, die kleine Gleichheit abgerechnet, die er et„wa vorhin schon hatte (*)."

So sehr ich Hallers großen forschenden Geist verehre, und auch für die Ausarbeitung des Hrn. Dr. Jägers in Göttingen Achtung hege, so kann ich aus verschiedenen mir wichtig scheinenden Gründen obige Beweisart nicht für beruhigend und hinlänglich annehmen, sondern muß sie aus folgenden Gegensätzen, nur für eine witzige Aeußerung halten; denn 1) ist in diesen Beweisen nicht dargethan, ob und wie das Blut eines Adlers, eines Fuchses, und überhaupt eines dergleichen Raubthieres, von demjenigen der vorher genannten bloß Gras, Kräuter und Korn fressenden Thiere, in Hinsicht seiner Mischung der innern und ersten Bestandtheile unterschieden ist? — Daß die Thiere selbst nach ihren Nahrungsmitteln Veränderungen leiden, ist zu bekannt, als daß ich dessen weitläuftig erwähnen sollte. Ein jedes eingefangenes wildes Thier verändert nicht allein sein Temperament, sondern sogar auch häufig seine Farbe und Gestalt, welches uns die Vögel schon zum ersten anschaulich machen, denen man nicht im Stande ist gerade solche Nahrung zu geben, als sie in der Freyheit haben. — Warum schmeckt ein bloß mit Kohl im Hause gefütterter Hase nicht so gut, als der, welcher aus dem Felde eingebracht wird? — Warum giebt die Kuh verschiedene — fettere, wohlschmeckendere, oder magere und nicht so wohlschmeckende Milch, bey verschiedenem Futter? — Wo die Milch herkommt, da kommt auch das Blut her. 2) Wenn je das Blut eines solchen Men-

(*) Hannoverisches Magazin vom Jahre 1780, Col. 1147.

Menschen, der lediglich von dem Fleische einer Thierart gelebt haben sollte, in der Absicht, um es mit dem Blute eines andern Menschen zu vergleichen, chemisch untersucht worden seyn sollte, so würde hier doch immer noch die Frage entstehen, von welcher Art Getränke dieser Mensch hauptsächlichen Gebrauch gemacht habe? — und welches war in seiner frühesten Jugend, als seine festen Theile noch im Werden und fortdauerndem Anschießen sich befanden, seine Nahrung? — Wurden sie damahls schon so eingerichtet, daß sie auf eine bestimmte Art absonderten — daß sie auch ungereizt ihre Mutter das Blut in einer von einem andern Menschen verschiedenen Art herumtrieben, so wird hernach der fortdauernde Genuß einer besondern Art von Speise auch wenig Einfluß auf sein Temperament haben, besonders, da er sie wahrscheinlich zubereitet, und also schon in einer ganz andern Verfassung genossen haben wird, wodurch die Speise schon ihr voriges Wesen verlor, und nicht so, als sie sonst gethan haben würde, auf den Körper wirkte. Ausgemacht aber ists, daß die Unterlassung des Fleischessens, und selbst auch in diesem Falle, wenn man auch sogar die Brühe vom Fleische einem solchen entziehen und ihn gänzlich mit einer Art Frucht nur ernähren wollte, ungemeinen Einfluß sowohl auf seinen Körper, als auch aufs Temperament selbst haben würde. Aus dieser Ursache hütet man manche eingefangene sonst blutgierige Thiere, damit sie nicht wieder unbändig werden sollen, vor rohem Fleische, und andern hingegen, zum Beyspiel den Falken, Sperbern u. dgl. unterhält man dadurch die würgerische, blutgierige Neigung. Unmöglich kann die Ursache dieser Veränderung oder Beharrung nur lediglich und allein in dem bloßen Geschmacke an dem frischen blutigen Fleische liegen, wenn er auch gleich vieles dazu beytragen sollte. Es ist ein Erfahrungssatz, daß der Genuß einer Art Fleisches dem Genießenden nicht eben dieses

Fleisch wieder erwachsen lasse, wenigstens weiß man es von Menschen und vielen andern Thieren nicht; obgleich zwar wieder verschiedenes Thierfleisch von dem Genusse des Thieres verschiedentlich Geruch und Geschmack hat; z. B. der Krammetsvogel schmeckt nach seinem Geäse — das Fleisch der Taucher, Meven, und anderer Wasserthiere, schmecket und riecht fischicht, und man hat auch schon so viel aus der Erfahrung, daß dieses Fischigte besonders in dem Fetten, und der Haut, folglich also in solchen Theilen liege, in welchen das Blut vorzüglich gewisse Theile absetzet, die auf die eine oder die andere Art entweder vom Körper selbst wieder unter gewissen Umständen angewandt werden, oder zur unmittelbaren Verdunstung bestimmt sind. Wenn nun diese Art von Nahrung in jenen Vögeln unterschiedene Neigung unterhält, so wird deshalb ein solcher Vogel, in dessen Magen das Fleisch der Fische zu seinem, für seinen Körper allein eignen Nahrungssaft bereitet wird, niemahls zu einem Fische werden können, so wenig wie auch ein Adler, Geyer oder Habicht zu dem Fleische, und dadurch furchtsamer wird, wenn er sich beständig von Tauben nährte. Eben diese Bewandtniß hat es auch mit dem menschlichen Genusse des Fleisches der Thiere. Daß aber die Bestandtheile des Thierfleisches auf den menschlichen Körper Einfluß habe, ohne daß der Mensch gerade die thierische Natur des genossenen Fleisches annehmen darf, ist daraus ersichtlich, daß man einen Patienten in der Ruhr besonders die Brühe von Schaffleisch, als lindernd und heilend für ihn, essen läßt; hingegen einem an der Lustseuche laborirenden, oder auch überhaupt einem schwer verwundeten, gänzlich untersaget, das Schweinefleisch zu essen, — nicht, weil man besorgt, der Patient möchte selbst zum Schweine werden — sondern weil dieses Fleisch in seiner jetzigen Lage einen der Gesundheit des Körpers widrigen Einfluß hat; so

wie

wie hingegen die Eselsmilch bey Lungenkrankheiten wieder für gut gehalten wird.

Aber, eine Anmerkung gehört auch noch hierher, die sehr füglich auf den Menschen angewandt werden könnte. — Man mästet die Schweine auf verschiedene Art, mit Branntweinhefen, Erbsen, Erdtoffeln, Eicheln u. dgl. Nun ists aber jedem Oekonomen bekannt, daß der Speck, welchen das Schwein von Erdtoffeln und Branntweinhefen angesetzt hat, zwar süß und sehr schmackhaft ist, allein im Rauche leicht schmilzt und wegträufelt, da hingegen jenes vom Genusse der Eicheln und Erbsen, zwar etwas strenger schmeckt, allein derber nnd dauerhafter bleibt. Eben so ist auch ein großer Unterschied zwischen dem Specke von Buchmast und dem von Eicheln, indem ersterer auch viel süßer und weicher ist. Ist dieser Unterschied des Fleisches nun so groß, daß wir ihn mit der Zunge wahrnehmen können, so muß in Hinsicht der Blutmischung auch der Unterschied merklich seyn; wäre aber das Blut selbst, und der Nervensaft, welcher aus dem Blute ensteht, gänzlich von dem Fleische abgesondert, so würde solches auch eben keinen Geschmack haben. An einer Gans bemerkt man ebenfalls, wenn sie von Jugend auf fast wild auf großem Wasser gelebt, daß ihr Fleisch nie wohlschmeckend wird; — mästet man sie allein mit gelben Rüben, so wird sie zwar sehr fett und wohlschmeckend, allein das Schmalz gerinnet selten ordentlich, und im Rauche träufelt das Fett von den Brüsten weg. Erhalten sie hingegen Hafer und andere härtere Sachen, so sind sie zum Aufbewahren dauerhafter. Was nun diese Thiere für eine besondere Neigung nach der besondern Mästungsart erhalten mögen, weiß ich nicht, aber so viel weiß ich indessen doch, daß ein Pferd, ein Ochse, ein Schwein u. dgl. ungleich muthiger beym Genusse des Korns und kornartiger Sachen werden,

als von sonst etwas. Was aber von den Trieben und Leidenschaften der Thiere zu sagen seyn möchte, werde ich am Schlusse dieses Artikels anführen, und hier nur noch anmerken, wie ich glaube, daß mancher würdige Gelehrte nur bloß deshalb in seinen Grundsätzen vielen ganz natürlichen Dingen keinen Beyfall geben kann, weil er einmahl ein System angenommen hat — und dergleichen verhindert oft das reine Licht der Natur in seinem Scheine. —

Aus diesen vorhergegangenen Bemerkungen wird man ersehen, daß die Säfte, weil aus ihnen die festern Theile entstehen, zur Bestimmung der Temperamente vieles beytragen, folglich in vieler Hinsicht die erste innere Ursache nach den Nahrungsmitteln sind. Nächst dem kann man als die zweyte Hauptursache die festen Theile annehmen, weil diese wieder die Säfte in dem Körper bereiten, aber ohne die festen Theile würden auch die Säfte ihren Beytrag zu den Temperamenten nicht leisten können, wenn erstere die von letzteren berühret werden, nicht reizbar, empfindlich, und in verschiedenen Graden gröber oder feiner, und stärker oder schwächer gespannt wären.

Ein hoher Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit einer ziemlich harten, gespannten und sehr beweglichen Faser ist die Hauptursache des cholerischen Temperamentes. Da hierdurch ein schneller Umlauf des Blutes bewirkt wird, und ein daher entstehender häufiger Abgang der wässerigen Theile, so erzeugt sich eine gewisse Schärfe, und das Blut erhält mehr Kraft zur Concentration. Hier sind viele Ursachen bey einander, welche den körperlichen Handlungen Leichtigkeit und Nachdruck geben. Einfluß des Nervensystems, Muskelbewegung, Absonderung der Säfte, Empfindungsvermögen und dergleichen, ist alles vollkommner und thätiger. Die Verdauung wird ohne dies durch die häufige Galle befördert, die aus dem etwas schar-

fen

sen Blute in größerer Menge und doch concentrirt genug abgesondert wird.

Für die Seele, die sehr nach der Beschaffenheit des Körpers modificirt wird, und umgekehrt wieder zur Modification des Körpers viel beyträgt, bestimmt sich ein, dem Temperamente eigner Character. Ein hoher standhafter Muth, Entschlossenheit, Scharfsinn, Fleiß, ein Streben nach dem Großen, Ehrbegierde, edle Denkungsart, und in der That die meisten edlen und erhabenen Eigenschaften der menschlichen Seele gehören hierher. Aber, auf der entgegengesetzten Seite ist der ungebildete Cholericus auch oft ein ausserordentlicher, wunderlicher Mensch. So reizbar sein Körper ist, so reizbar ist auch seine Seele. Daher ist er oft empfindlich in der Ehre, wenn es auch unrichtig gedachte Ehre wäre, bis zur Ausschweifung, unmäßig im Zorne und andern heftigen Leidenschaften, unbiegsam, rachgierig, und aus ungebildetem Ehrgeize neidisch gegen den Ruhm anderer. Stolz und Eigendünkel, ein gewisser Grad von eingebildeter Untrüglichkeit und öfterer Mißbrauch der Geisteskräfte zu schlechten Handlungen, gehören auch zur schlechten Sitte des Cholerischen. Es lassen sich aber diese Temperamentsfehler durch gute Erziehung und eignes Bestreben so sehr verbessern, daß er alsdann sich leicht einen Vorzug vor andern erwirbt.

Da auch äußere Zeichen zur Erkennung des Temperamentes das Ihrige beytragen; so nenne ich hier die vorzüglichsten. Sein Gang pflegt etwas ansehnlich und gravitätisch zu seyn, seine Geberden anständig und überlegt, und die Rede oft bedachtsam und mit Ansehen verknüpft, dabey etwas geschwinde und nachdrücklich. Von der Gesichtsfarbe und Statur pflegt man gewöhnlich zu sagen: daß erstere bey jüngern Jahren röthlich, bey zunehmenden gelblich oder schwärzlich sey; der Körper wäre ge-

wöhnlich mager, und das Fleisch etwas hart anzufühlen (*). Der Blick, woraus sich überhaupt sehr viel für das Temperament schließen läßt, ist feurig, erhaben, lebhaft, scharf, treffend und durchdringend.

Es entwickelt sich dies Temperament gewöhnlich erst gegen die Zeit des männlichen Alters, oft aber zeigt es sich schon in früher Jugend. Die angezeigten Ursachen und desselben Wirkungen, haben einen großen Einfluß auf die Gesundheit, wovon ich in der Folge weitläuftiger reden werde, und hier nur anführe, wie das schärfere und concentrirte Blut eine Anlage zu hitzigen und Gallenfiebern, und zur Verschlimmerung derselben ist. Aeußere und innere Entzündungen von der Art, die nicht sowohl von Stockung der Säfte in den feinsten Gefäßen, sondern vom widernatürlichen Reize herrühren, entstehen häufiger. Aber, die reizbare elastische und bewegliche Faser wendet auf der andern Seite auch wieder viel Gefahren ab, sie bewirkt eine gute Bereitung und Auswerfung der Krankheitsmaterie, und hintertreibt deren Absetzung im Körper. Der erhabene Muth und die vernünftige, mit Ruhe und Gelassenheit des Geistes begleitete Ergeben-

(*) Dieses ist eine Beschreibung nach einem gewissen, bloß aus einseitigen Betrachtungen hergenommenen Systeme, und findet, ich berufe mich auf die tägliche Beobachtung und Erfahrung, durchaus nicht allgemein Statt. Im LXXIIIsten Theile der Encyklopädie, im Artikel Leiche, habe ich S. 226, und ferner, von der Eintheilung der Temperamente des Hrn. Kite gehandelt, aber auch S. 229 in der Anmerkung schon meine Bedenklichkeiten wider die Beschreibung der Individuen, da man einem jeden auch eine gewisse äußere Farbe geben will, geäußert. Was hier cholerisch genannt wird, möchte am angeführten Orte das reizbare Temperament seyn. Ueberhaupt aber glaube ich, daß so wenig das Fette, als das Magere, und in Hinsicht der Farbe, so wenig die Schwärze, als das Weiße, uns einen allgemeinen Schluß auf die Temperamentsbeschaffenheit machen läßt; — sondern nur lediglich das hiermit verbundene Feuer, die Feinheit der Nerven, und ihre bald zu merkende Spannung oder Schlaffheit.

gebenheit in die Leitung der Vorsehung, erleichtert, wenn der Cholericus sich selbst bezwingen gelernt hat, die Krankheit; — Heftigkeit aber, Leidenschaft und Anstrengung der Geisteskräfte, verschlimmert sie in eben dem Grade. Von Arzeneymitteln bedarf der Cholerische nur kleine Dosen, da deren Wirkung sich nach der Reizbarkeit und Empfindlichkeit richtet, die doch bey ihm so hoch gespannt sind.

Das sogenannte sanguinische Temperament, das seine Benennung von der Vollblütigkeit hat, die häufig dabey bemerkt wird, ist mehr den frühern Jahren eigen, wenn alle feste Theile noch nicht die Steifheit des Alters erreicht haben; doch giebt es auch verschiedene, die bis ins Alter sanguinisch bleiben. Der Sanguineus unterscheidet sich durch Munterkeit, fähigen Verstand, Neigung zu allerhand Arten der sinnlichen Annehmlichkeiten des Lebens, worunter Liebe und Wein eben nicht den untersten Platz behaupten. Er macht gern Freundschaft mit jedem, ohne gehörige Untersuchung des Characters, läßt sie aber oft bald wieder erkalten — ist gesellig, mitleidig, dem Zorne wenigstens nicht anhaltend ergeben, dabey unbeständig, keines dauerhaften Eindrucks, und keiner anhaltenden ermüdenden Arbeit fähig. Sein Aeußerliches ist gewöhnlich vortheilhaft, ein guter Wuchs, röthliche, oder rothbräunliche Farbe, und ein ziemlich volles Ansehen, wenn nicht zufällige Ursachen hierin Aenderung machen. —

Die Sprache eines Sanguinischen pflegt auch oft geschwinde, helllautend und fließend zu seyn, so wie sein Gang gewöhnlich leicht ist. Ein solcher liebet Leibesübungen vorzüglich, und ist wegen Geschwindigkeit seines Körpers geschickt dazu. Es reizt ihn gern alles, was in die Augen fällt, und an sich trägt er gern auch etwas Zärtliches. Sein Blick ist munter, oft flatternd. Durch wohl geordnete Bemühungen,

die Fehler des Temperamentes zu verbessern, wird der Sanguineus ein brauchbarer Mann in Geschäften, die er mit einer gewissen Leichtigkeit verrichtet, wenn sie nur nicht zu anhaltend sind. Diese zusammentretenden vortheilhaften Eigenschaften machen ihn einnehmend, unterhaltend und wohl gelitten. Er pflegt bey gleichen Umständen zufrieden, und für sich glücklicher zu seyn, als andere. Man hält dafür, daß die Menschen von diesem Temperamente eine bewegliche und elastische, nicht gar starke, aber ziemlich reizbare Faser haben.

Die Empfindlichkeit des Nervensystems des sanguinischen Temperamentes ist ziemlich fein. Man darf indeß die mancherley Umstände bey dem Blute und der Vollblütigkeit nicht aus den Augen setzen, weil sich doch gewöhnlich ähnliche dabey einfinden. Sie scheinen aber mehr eine Folge der angegebenen Beschaffenheit der Fasern, auf welche verschieden gewirkt wird, zu seyn. Der gemäßigte Grad der Stärke bewirkt eine häufigere Einsaugung des Nahrungssaftes, weil unstreitig die Milchgefäße mehr geöffnet sind, und die gemäßigte aber doch hinreichende Reizbarkeit, befördert eine wirksame, nicht zu schnelle und nicht zu langsame Verdauung. Die minder gespannten Gefäße geben den Anhäufungen des Blutes und der übrigen Säfte nach, und weil sich kein hoher Grad von Reizbarkeit damit verbindet; so ist der Umlauf derselben nicht gar zu schnell, wie etwa bey dem Cholerischen, wodurch widrigen Falls ein großer Theil derselben wieder verloren gehen würde. Daher hat man wohl die gewöhnliche Menge eines flüssigen und gut gemischten Blutes bey diesem Temperamente zu leiten, wovon aber allerdings manche zufällige Ursachen Aenderungen machen können. Man findet darin auch die Ursache, warum der Sanguineus gewöhnlich ein volles Ansehen hat, und gut genährt ist.

Au-

Außerdem trägt diese plethorische Beschaffenheit unstreitig manches zur Bestimmung des physischen und moralischen Characters bey. Daß sich aber bey einer schnellen Aenderung der Mischung und Menge der Säfte keine eben so merkliche Aenderung des Temperamentes zeige, erkläret sich daher, weil eine wirksame Ursache, die Beschaffenheit der nervigen und muskelichten Theile, länger zurückbleibt. Wenn sich aber bey zunehmenden Jahren, etwa um das 30ste, der Grad der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Spannung ändert, und doch gar oft die Vollblütigkeit aus andern Ursachen zurück bleibt; so verwechselt sich doch dieses Temperament mit dem cholerischen, oder einem andern, zum sichern Beweise, daß jene erwähnte Umstände für die Hauptursache anzunehmen sind, uud diese nur als Miturſachen gelten können.

Es ist nun leicht zu erachten, daß der Ueberfluß der Säfte, und besonders des Blutes, zu manchen Krankheiten Anlaß geben können. In den frühern Jahren zu übermäßigem Nasenbluten, und in der Folge zu Blutspeyen, zum Seitenstich, Lungenentzündung, Schlagflusse, auch wohl später hin zur goldenen Ader und den daraus folgenden Uebeln. Die geschmeidige und mäßig reizbare Faser ist, überhaupt genommen, mehr vortheilhaft als nachtheilig. Sie mindert die Gefahr der Krankheiten, die von Vollblütigkeit kommen, läßt einen geringern Grad der Fieberhitze zu, und hitzige Krankheiten haben nicht so leicht Eingang. Für krampfige Krankheiten scheint diese Beschaffenheit der Fieber auch ein natürliches Gegenmittel zu seyn. Zu Absetzungen der Krankheitsmaterie an verschiedenen Oertern des Körpers ist indeß doch mehr Gefahr, als bey den cholerischen. Auch erhöhet die Empfindlichkeit des Sanguinischen, die aus den starken Eindrücken des Vergnügens und der Unlust erhellet, den Grad des Schmerzes, der aus Verletzung oder aus man-

mancherley anderer Unpäßlichkeit erwächst. Uebrigens genießt er häufig eine ganz gute Gesundheit, zumahl, wenn kein Ueberfluß der Säfte da ist, und dieser ist nicht nothwendig damit verbunden, er führt ein frohes Leben, und weiß sich oft die trüben Stunden der Widerwärtigkeit aufzuhellen.

Der Phlegmatische hat seine Benennung von dem wässerigen Theile des Blutes, welcher nach dem Sinne der Alten die Ursache seines Temperamentes seyn soll. Es hat aber unstreitig die mit Schwäche verbundene geringe Reizbarkeit und Empfindlichkeit mehr Antheil daran. Denn, wenn auch der wässerige Theil hier ein Uebergewicht hat; so ist der doch größtentheils eine Folge von der mindern Kraft der Verdauungswerkzeuge, von wenigerm Nachdrucke des Herzens und der Blutgefäße, vom langsamern Umlaufe, und überhaupt von der geringern Wirkung der muskelichten und nervigen Theile. Es bleibt gewöhnlich ein Phlegmatiker das, was er war, bey dem Genusse nahrhafter und ausgesuchter Speisen. Selbst der Wein, wenn er gleich auf einige Zeit ihn anfacht, läßt ihn hernach in eben der Lage, vielleicht noch etwas mehr phlegmatisch zurück. Der Cholericus wird es bey bloß vegetabilischen Nahrungsmitteln, als Kohl, Bohnen, Erbsen, Ertoffeln, u. dgl. und beym Mangel stärkender Getränke, gänzlich. Freylich trägt lange fortgesetzte Lebensart, Klima und viele andere Dinge, am Ende etwas zur Aenderung des Temperamentes bey — und Beweis genug für die stärkere Kraft der angebornen Grundlage, ist dieses, daß es damit sehr langsam geht, und doch fast niemahls die ganze Anlage dadurch umgeändert wird. Diese geringe Aenderung kann sich fortpflanzen, und, kommen hierzu die ähnlichen Umstände des Sohnes, Enkels und Urenkels; so läßt sich daraus ohngefähr erklären, was man

von

von fast allgemeinen Temperamenten ganzer Nationen sagt.

Unter den Ursachen, die etwas zum Uebergange zu diesem Temperamente, aber nur nach langer Zeit, beytragen, gehören übermäßige Ruhe und Schlaf, häufige Milchspeisen, fast einzige Nahrung aus dem Pflanzenreiche, feuchte Luft, großer Blutverlust, und zu häufige Aderlasse. Durch diese letztern werden der rothen Blutkugeln, oder der Blutringe (nach der Beobachtung des P. della Torre, deren ich irgendwo schon erwähnet) gegen den wässerigen Theil des Blutes weniger, indem sie wegen ihrer größern Schwere, und daher folgenden größern Schnelligkeit, häufiger beym Ausfließen des Blutes abgehen. Da hierdurch das Blut kraftlos und der Umlauf schwächer wird; so erfolgt Erschlaffung des ganzen Körpers und Absetzungen des Blutwassers in das zellige Gewebe. Dergleichen ist zwar gewissermaßen Kränklichkeit, aber zuletzt wird es dem Körper eigen und habituel, und geht in Temperament über.

Der Phlegmatiker zeigt eine große Neigung zur Ruhe, die oft in Schläfrigkeit, träges Wesen, in einen Grad von Unthätigkeit, Stumpfheit der äußern und innern Sinne, und einige Gleichgültigkeit gegen Ehre, Ruhm, oder Tadel ausartet. Seine Rede ist dabey gewöhnlich leise und träumend, sein Gang und seine Geberden schläfrig und kraftlos, wie auch sein Blick, der überdem wässerig, langsam, und manches Mahl zur Erde niedergedrückt ist. Auf einer bessern Seite zeigt er viel Gelassenheit und Gleichmuth im Glück und Unglück, Verträglichkeit, Treue und Friedfertigkeit. Er geht seinen Gang im Leben bey öffentlichen Geschäften und sonstigen Handlungen zwar langsam, aber bedächtlich und gewissenhaft. Was er, zumahl in jüngern Jahren, erfahren hat, oder was er sonst gelernt oder geübt hat, das hält er in einem ei-

fernen

sernen Gedächtnisse fest. Er opfert nicht heftigen Leidenschaften, die Gesundheit und Zufriedenheit stören.

Die körperliche Beschaffenheit ist ohngefähr folgende. Ein ziemlich dickes und wässerigtes Aussehen, blasse Farbe, schwammichtes und schlaffes Fleisch, wenig Muskelkraft, häufiger Auswurf wässeriger Feuchtigkeit durch Speichel, Urin und Schweiß. Die Verdauung ist langsam, und der Abgang der Excremente später, auch selbst oft trocken, so wenig sich dieses auch mit dem wässerigen Temperamente zu reimen scheint; — doch erklärt es sich eben durch den langen Aufenthalt der Nahrungsmittel in den Verdauungswegen, die von der langsamen wurmförmigen Bewegung herrührt. Die Krankheiten, wozu dieses Temperament Anlaß giebt, sind Verderbnisse der Säfte, Verschleimungen, wässerige Geschwülste der äußern Theile, und die mancherley Arten der innerlichen Wassersucht, wie auch die allgemeine, eigentlich sogenannte Wassersucht; Schlagflüsse vom Blutwasser in den Hirnhöhlen, Stickflüsse und Engbrüstigkeit, von Verschleimung und Wasser in der Brust, u. dgl. Indessen lehrt die Erfahrung, daß mancher Phlegmatiker frey davon bleibt, und daß andere zufällige Ursachen eben dieselben Krankheiten bey andern Menschen von ganz andern Constitutionen, bewirken. — Von Arzeneymitteln erträgt der Phlegmatiker wegen der geringen Reizbarkeit, starke Portionen, und daher benebeln ihm auch nicht so leicht als andern die hitzigen Getränke den Kopf.

Das melancholische Temperament heißt, zufolge der Herleitung des Wortes, so viel, als das schwarzgallichte, woraus die Ursache schon erhellet, welcher die Alten es zuschrieben. Sie nannten nähmlich den dunkeln und fast schwärzlichen Bodensatz des ausgelassenen Blutes, schwarze Galle, und nahmen denselben

ben für die Ursache an. Auch rechneten sie hierher die schwärzliche und zähe Materie, die oft durch ein Erbrechen oder Stuhlgang ausgeworfen wird, welche die Neuern entweder für Blut halten, das lange in den Gefäßen gestockt hat, oder auch für wirkliche ausgepreßte Galle, die durch langen Aufenthalt in der Gallenblase, oder den Gallengängen zähe geworden ist, wie dieses die Oeffnungen der Leichen öfters beweisen. Hin und wieder erkannten sie auch wohl einen Ueberfluß des Schleimes für die Anlage dieses Temperamentes. Man darf die schwarze ausgeworfene Materie beym Erbrechen oder Stuhlgange für keine Temperamentsursachen annehmen, da dergleichen weder anhaltend ist, noch auch eine ähnliche Beschaffenheit der ganzen Blutmasse voraussetzt; da es ferner, so wie auch der Schleim, immer einen kränklichen Zustand, und meistens eine locale Stockung oder Schwäche anzeigt.

Da die Alten ihre Temperamentsursachen nur ganz allein in der Blutmischung suchten, ohne Rücksicht auf die genaue Verbindung des Blutes mit den festen Theilen zu nehmen, und ohne zu erwägen, daß hier Wirkungen und Gegenwirkungen Statt finden — daß die Bewegungen des Blutes von dem erhaltenen Reize der festern Theile, die wieder auf das Blut wirken, herrühren; so konnten mancherley körperliche Fehler dieses oder jenes Theils, von deren Einfluß man jetzt so klar überzeugt ist, bey ihnen in ihr System wenig Einfluß haben, besonders wenn von dem umlaufenden oder bewegten Blute bey gesundem Zustande die Rede war. Es blieb also nichts übrig, als das, was sie vom dunkeln Bodensatze des Blutes sagten. Dieses ist aber nur der ganz natürliche rothe Theil des Blutes, (die Blutkügelchen oder Ringe) der sich seiner Schwere wegen im abgelassenen Blute zu Boden senkt, und der deswegen alsdann vermuthlich eine dunk-

lere

lere Farbe annimmt, weil er näher zusammentritt. Solches beweiset eine jede Farbenlehre.

Daß dieser Theil des Blutes auch nicht als eine Temperamentsursache angenommen werden könne, ist daraus klar, weil dessen Menge bey eben demselben Menschen, und bey gleicher Temperamentsverfassung, oft sehr verschieden ist. Mit mehrerem Grunde nimmt man aber in Hinsicht der nächsten Ursachen Rücksicht auf die Beschaffenheit der festen Theile, und so gehört für dieses Temperament eine gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit, verbunden mit einiger Steifigkeit und Unbeweglichkeit der Fasern. Aus diesen Umständen erwächst nun eine besondere Beschaffenheit der Säfte und der physiologischen Handlungen. Weil von der gemäßigten Thätigkeit der Fasern ein etwas schwacher und langsamer Umlauf der Säfte bewirkt wird; so entstehen leicht Stockungen an Orten, wo ohne dies der Umlauf bewegt ist, als in der Leber, in den zurückführenden Blutgefäßen der Gedärme, in der goldenen Ader, in der Milz, welche Gefäße man zum Systeme der Pfortader rechnet.

Daß in der Leber leicht dergleichen Uebel entstehen könne, erhellet schon daraus, weil die Pfortader, ein zurückführendes Gefäß, in ihr auch die Stelle der Schlagader versehen muß. Hierzu kommt nun noch eine etwas schwache Action der Verdauungswerkzeuge, die Ursache einer etwas unvollkommenen Verdauung, oder übeler und schleimiger Säfte. Wenn man nun medicinisch überlegt, was für Folgen diese Umstände für die Gesundheit haben, welche Betrachtungen aber hier nicht völlig zweckmäßig seyn würden; so wird man leicht sehen, daß das melancholische Temperament eine schickliche Anlage zur hypochondrischen und hysterischen Melancholie, und manchen Gemüthskrankheiten, erhalte. Man nennet es daher auch nicht ganz unrecht: das hypochondrische oder hysterische

rische Temperament. Kommen zu dieser Anlage noch übermäßige Ruhe, traurige Vorstellungen, muthlose Speculationen in die Zukunft, u. dgl. so erkranken Leib und Seele, und das Uebel steigt oft zu dem Grade, der dem Wahnwitze sehr nahe ist, oder der zum Ueberdruß des Lebens, und bisweilen auch zur Ausführung dieses schrecklichen Entschlusses führt. — So kann Temperament endlich in Krankheit ausarten, wenn verschiedene Umstände dazu zusammentreten, oder, wenn wir Menschen durch unverantwortliche Versehen dazu behülflich sind.

Krankheiten von Verschleimung ist der Melancholische auch ausgesetzt, obgleich in etwas geringerm Grade als der Phlegmatische, weil bey diesem die lebendigen Kräfte der Fasern noch niedriger gestimmt sind. Verschleimung, besonders der ersten Wege, ist bekanntlich auch bey den hypochondrischen und hysterischen Uebeln, und ist eine der Ursachen derselben. Auch sind die Phlegmatiker sicherer vor diesem Uebel, weil sie weniger empfindlich und reizbar sind. Uebrigens können Menschen von allen andern Temperamenten, bey erforderlichen zufälligen Umständen, in ähnliche Krankheiten fallen. Arzeneymittel wirken bey dem melancholischen Temperamente ins Mittel, wenn nicht eben eine große Menge Schleim in den ersten Wegen ihre Wirksamkeit vermindert.

Oft ist das Aussehen dieser Personen etwas gelblichblaß, doch kann es aber auch ebenfalls roth seyn — zuweilen ists sogar das, was man Erdfarbe nennt. In Hinsicht der Sprache will man bemerkt haben, daß sie nicht sehr fließend, sondern meistens etwas stockend und ungleich seyn soll. Es findet sich bey diesem Temperamente oft anheftende Aufmerksamkeit, — auch viel Tiefsinn dabey — oder wenigstens doch der Schein davon. Der Blick ist nicht so ganz feurig und frey, aber angeheftet, oft so, daß er einem auf-

fällt, und meistens den Beobachtenden anzieht, besonders, wenn beyde verschiedenen Geschlechtes sind, wovon ich unten weiter reden werde.

Bey weniger Bildung ist der Melancholische etwas ungesellig und mißtrauisch, traurig, mißvergnügt und unschlüssig, auch wohl im schlimmern Grade, furchtsam, neidisch, habsüchtig und falsch. Bey guter Anweisung und eigner Ausbildung ist er geschickt zu speculativen und abstracten Studien, und andern ähnlichen Beschäftigungen, woran andere wenig Geschmack finden, fleißig und unermüdet, selbst bey den langwierigsten Arbeiten, die oft mehr als eine Lebenszeit erfordern. Er ist ein nicht flatterhafter Freund, auf den man sich verlassen kann, wenn man einmahl seine Freundschaft gewonnen hat. Seine einmahl gefaßten Entschließungen hält er fest, so lange er Kräfte dazu hat. Oft ist er außerordentlich ehrlich und redlich, auch bey Geschäften, wobey so oft Ehrlichkeit und Redlichkeit scheitern. Leichtigkeit im Character, Empfindeleyen u. dgl. sind ihm nicht allein lächerlich, sondern wohl gar ein Greuel.

Ob nun gleich die neuern Physiologen, Philosophen und Aerzte die Temperamente in noch wenigere Abtheilungen theilen wollen, indem sie nur gar drey derselben annehmen, wie ich vorhin in einer Anmerkung S. 56, angeführt, und Th. LXXIII, der Encyklopädie, im Art. Leiche, S. 226, fgg. weitläuftiger darüber gehandelt habe; so scheint mir dennoch Hallers Grundsatz der Natur der Sache viel gemäßer zu seyn, der noch ein fünftes Temperament hinzusetzt, welches er das Bäotische nennet. Man kann im physiologischen Theile dieser Wissenschaft gewiß den scharfsehenden und denkenden Haller hoch hinauf stellen, dessen größere Physiologie davon zeuget, welche nachzusehen ist, so wie im philosophischen und moralischen Theile dieser Wissenschaft, auch Kämpfs Abhand-

lung

lung von den Temperamenten vorzüglich zu empfehlen ist.

Das bäotische Temperament folgt also jetzt. Ich glaube in dieser Hinsicht solches mit völligem Rechte als ein eignes Temperament in dieser Reihe mit aufstellen zu können, weil dabey ein eigner hoher Grad von Stärke mit weniger Reizbarkeit und Empfindlichkeit vorhanden, und solches bey den vorhin beschriebenen Temperamenten nicht vorhanden ist. Es ist zu bewundern, daß man dieses Temperamentes so wenig Erwähnung gethan hat, da doch der größte Theil einer ganzen Klasse von Menschen dahin gehört. Der Landmann, von solchen Aeltern geboren, durch schwere Arbeit, durch Hitze und Kälte, Trockniß und Nässe abgehärtet, und durch, entweder schwere Fleischspeisen, (wohin alles Gepökelte und Geräucherte auch zu rechnen ist) oder bloße Vegetabilien, die an sich wenig Feuer und Leichtigkeit geben — den seine Bestimmung von vielen Geistesbeschäftigungen abhält — ist meistentheils derjenige, dessen Körper stark, aber steif, und wenig reizbar, und dessen Leib und Seele wenig empfindlich sind. Auf diese Hallersche Anmerkung nahm ich auch Bezug, als ich vorhin darzuthun mich bemühete, daß gröbere Nahrungsmittel auch einen weniger reizbaren Körper geben.

Wollte man dieses Temperament den äußern Anzeigen nach etwas genauer beschreiben, so würde man finden, daß die Sprache langsam, steifer, knarrend, zuweilen brummend, zuweilen heulend sey. Die Geberden sind steif und einfach, der Blick häufig gedankenlos, oder auch voll bloßen natürlichen Ausdrucks ohne Feuer, doch aber auch nicht matt, so daß er zu einer gewissen Treuherzigkeit und Selbstgelassenheit übergeht. In dem Gange vermißt man das Feuer, aber er ist desto fester. Schnelle Entschlossenheit und schnelle Beurtheilung sind gewöhnlich nicht

vorhanden, daher ihm oft die allerlächerlichste Leichtgläubigkeit eigen ist. Er verwickelt sich aber auch leicht in Zweifel, ohne sich herauswinden zu können; oft aber, wenn er sich entschlossen hat, bleibt er dem Entschlusse bis zum Unsinne getreu. In der Ehre ist er nicht ganz unempfindlich, und der Rache, die er oft lange nachträgt, nicht abgeneigt. Er liebt daher gewöhnlich Rechtshänder, und setzt sie oft zu seinem eignen Schaden fort, bloß, um Recht zu behalten, oder den Gegner zu demüthigen. In Gefahren ist er, wenn es darauf ankommt, unerschrocken, wenn es auch Leib und Leben betrifft, und ist daher zum gemeinen Soldaten meistens sehr geschickt.

Die Erfahrung lehrt, was ein robuster Bauer gegen einen in manchem Betrachte zärtlichen Stadtbewohner sey; wie sehr sich die liebe Natur in ihrer Simplicität zeige. Es ist leicht zu erachten, daß diese Beschaffenheit einen sehr vortheilhaften Einfluß auf die Gesundheit habe. Die sehr gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit macht viele Krankheitsursachen unschädlich, oder schwächt doch ihre nachtheiligen Wirkungen ausnehmend; sie sichert vor den Leib und Seele zerstörenden hypochondrischen und hysterischen Uebeln, und läßt schmerzhafte Zufälle nur in geringern Graden zu. Krampfigte, rheumatische und gichtische Zufälle, und die so genannten Flüsse nebst andern ähnlichen Zufällen, vermindert seine Anlage und die Angewöhnung an alle schädlichen Wirkungen der Witterung. Da auch wegen der schwachen Reizbarkeit der Umlauf der Säfte nicht gar schnell ist, und ihre Absonderung in den Speisekanal nicht gar zu häufig geschieht, zudem durch Arbeit und Schweiß viel davon verloren geht; so ist auch dieses Temperament der Vollblütigkeit und dem übermäßigen Fettwerden seltner ausgesetzt. Den wassersüchtigen Krankheiten und Absetzungen der Krankheitsmaterien widersteht

die

die steife und elastische Faser, so wie diese auch gegen manche andere Krankheiten ein ziemlich glückliches Gegenmittel ist. Deshalb bedarf der Bäotische von Medicamenten ziemlich starke Portionen.

Mich dünkt, es wäre zu wünschen, daß ein jeder Mensch eine gewisse Portion von der Ruhe und dem Gleichmuthe dieses Temperamentes hätte; zumahl, wenn man noch weiter geht, als dergleichen Wünschenswerthes etwa beym gemeinen Manne anzutreffen seyn möchte, und Freyheit von heftigen Leidenschaften, erhabnen Muth und Gelassenheit beym Unglücke, so wie Mäßigung beym Glücke hinzusetzt; — sollte das wohl nicht besser seyn, als die von manchem schönen Geiste bis zum Ekel gepriesene Empfindeley, ohne die man nach ihrer Meinung, die oft wenig Menschenkenntniß verräth, keine große und edle Handlungen verrichten kann? — — Man kann gewiß mitleidig und wohlthätig, großer Handlungen fähig und glücklich, ja glücklicher als sie seyn, ohne ihren gepriesenen, oft ins Lächerliche fallenden Enthusiasmus, wobey gewöhnlich die arme Vernunft verspielen muß. Und wie viele Menschen wären nicht unbarmherzig, niedrig, und unglücklich, da der Enthusiasten so wenig sind! Wenn zumahl vernünftige und ruhige Ueberlegung erfordert wird, dem Unglücklichen zu helfen, was nützen da leere Betrachtungen des Elendes, die uns aus der Fassung setzen, die besten Hülfsmittel zu ergreifen. Ein Arzt z. B. der von dem Leiden des Kranken bloß übermäßig gerührt wird, der sich zu ungelegner Zeit, da er helfen soll, in tiefe Betrachtungen seines Leidens versenkt, und ihn dann allenfalls recht empfindelnd bedauert, der heilt damit nicht die Krankheit, er übersieht leicht die Zufälle, die Ursachen und Folgen des Uebels, und zerstreut sich zu sehr, um die rechten Mittel wählen zu können. Es würde nicht schwer seyn, bey andern Beschäftigungen ein

Gleiches zu finden, und ziemlich allgemein zu zeigen, daß die überfeinen, empfindsamen Leute für das eigentliche practische Leben nicht die schicklichsten sind.

Ich kenne übrigens die rechte Empfindsamkeit wohl, und rede auch bey weitem nicht der Kalte das Wort, so wie auch der Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit, womit Gleichmuth und Ruhe des Gemüths nicht zu verwechseln sind, sondern behaupte nur, daß jene Ueberspannung bey der Erfüllung der Pflichten mehr nachtheilig als vortheilhaft sey, und für uns selbst einen Weg zur Gemüthsunruhe oder Unglück enthalte.

Aus demjenigen, was bisher überhaupt von der Temperamentslehre gesagt worden ist, welche durchaus vorhergehen muß, wenn man von den Leidenschaften gehörig handeln will, wird man schließen, daß die Temperamente, theils natürliche, theils aber auch erkünstelte oder solche sind, die durch Erziehung, Lage, Klima, Nahrungsmittel u. dgl. entstehen. Ein erkünsteltes Temperament ist aber eher einer Veränderung unterworfen, als ein natürliches, weil es nicht so fest eingewurzelt ist, als dieses, und folglich nicht so viel Gewalt dazu gehöret, um es wieder zu verändern, als wenn ein natürliches, bey welchem ein Mensch zu mannbaren Jahren gelanget, umgearbeitet werden sollte. Z. B. ein von Natur furchtsamer Mensch, der aber mit Gewalt zum Beherztseyn und zu halsbrechenden Dingen gezwungen worden — wird mit dem Munde der größeste Prahler seyn, weil es ihm stets ein wichtiges Ding ist, mehr zu thun, als seine natürliche Anlage ihm eingab. Hat er keine Gelegenheit, weiter verführt zu werden, so bleibts bey der bloßen Aufschneiderey, die ihm aber doch auch zur Fertigkeit wird. Durch anhaltende Verführung, die zweckmäßig in dieser Hinsicht und anhaltend angebracht worden, kann aus ihm zwar kein Raufbold, der sich mit

Ver-

Vergnügen schlägt, wohl aber ein Meuchelmörder und Giftmischer werden.

Zum Meuchelmorde und der Giftmischerey gehört keine Herzhaftigkeit, sondern, es sind nur diese elenden Menschen, ihrer Meinung nach, sicher, daß sie so wenig entdeckt als ertappt werden, und auch keine Gegenwehr finden. Ich würde daher in dieser Hinsicht schon dem Straßenräuber, welcher sich zuvor in einem Gefechte und Handgemenge mit den zu Beraubenden begiebt, ein besseres Temperament, und bessere Leidenschaften beylegen, weil Kühnheit und Unerschrockenheit schon näher an Tugend gränzt, als die Neigung, nur durch versteckte Ränke zu wirken. Hiervon werde ich weiter reden, wenn ich einige Leidenschaften besonders abhandle, und führe hier nur noch an, wie die Temperamente in Hinsicht der Verführung schädlich oder unschädlich werden können.

Man sagt im gemeinen Leben: zwey harte Steine mahlen nicht wohl mit einander. Dieses alte Sprichwort läßt sich auf die menschlichen Temperamente sehr wohl anwenden, und man wird finden, daß zwey Hißköpfe sich nie mit einander vertragen — zwey schläfrige haben bey einander Langeweile — zwey traurige, wenn ihr Schicksal sie auch an einander ketten möchte, richten sich allein nicht auf — und zwey ganz empfindsame Menschen kommen sich einander zuletzt selbst lächerlich und albern vor, und sie werden sich alltäglich; aber vielleicht möchten zwey des bäotischen Temperamentes noch am ehesten und besten bey einander ausdauernd bestehen, da ihr Begehrungsvermögen weniger Reizen unterworfen, und ihre einmahl gefaßten Entschlüsse, als eine natürliche Nothwendigkeit, dauerhaft sind, besonders, da bey solchen nicht so stark empfunden, als nach einmahl angenommener Sitte bloß mechanisch gehandelt wird. So wie aber äußerst selten ein Temperament ganz rein,

sondern stets mit Eigenschaften eines andern Temperamentes vermischt ist, eben so wird sich dieses auch mit dem bäotischen Temperamente verhalten; und, wenn gleich dieses das Temperament für den arbeitsamen, und Hitze, Kälte und Nässe ertragenden Landmann ist, so folget noch nicht daraus, daß alle Landleute — ja selbst die Bauern es alle besitzen, unter welchen es bey der wenigen Cultur genug bemerkbar ist, daß ihr Nervensystem nicht überein gebauet und gestimmet sey. Wenn ich hier daher Beyspiele annehme, so können es keine anderen seyn, als wo eins von den genannten Temperamenten nicht allein bloß das herrschende — sondern in einem sehr hohen Grade herrschend ist, so daß mans in jeder ausbrechenden Leidenschaft erkennen kann.

In dieser Hinsicht will ich mir jetzt ein cholerisches Mädchen gedenken, sie soll schön und noch unbefangen seyn, und die Augen der Männer auf sich ziehen. — Brechen nun auch viele Ritter ihrenthalben den Hals, so wird keiner durch sich selbst, sey er auch wirklich ansehnlich, (ich nehme an, daß sie klug, und wohl erzogen ist,) dies Mädchen zu verführen im Stande seyn, sobald sie in ihrer sonstigen guten Lage bleibt, als wo er nicht von einem andern Temperamente, oder die Rolle eines sanftern Temperamentes zu spielen fähig ist. Auch kann er sie mit eben dem Temperamente nicht auf immer fesseln. Weint aber zu den Füßen eines solchen Mädchen ein sanguinischer Jüngling unter liebeflehendem Blick, so geht ihre Heftigkeit leicht in Mitleid und eine berauschende Zärtlichkeit über, — die scharf gespannte Faser drückt unter glühenden Gefühlen, wozu äußere Reizungen manches Mahl noch kommen, tief in die Seele unerlöschbare Bilder, die auch den Tod nicht scheuen. Den ohngefähren Gang der hierbey gewöhnlichen Empfindungen, glaube ich nicht besser schildern zu können,

als

als wenn ich aus einem bisher noch ungedruckten Romane die erste Zusammenkunft zweyer Liebenden schildere, in welcher sie sich das erste Mahl sehen, vorher aber gegen einander schon entbrannt waren. Die Stelle lautet so:

„Da saß sie kurz zuvor, an der Seite des künftigen „Beherrschers von** — geliebkoset von dem, der ihr ein„ziger Wunsch nur war — und freundlich aufgenommen „in der Familie des ersten vom Range. Alle übrige Jung„frauen wurden zwar nicht verachtet, aber, sie gingen in „Ehrfurcht vorbey, und diese kleine, erhabenste Gruppe, „sah nur gleichgültig höflich auf sie herab. Solche Sce„ne hatte die Tochter ** — noch nie erlebt, denn sie kannte „das Leben der Großen noch nicht in seiner eigentlichen „Verfassung. Nun aber wiegte sie sich am Arme des Ein„zigen ihrer Liebe, und alles schwand, — und alles war „Harmonie — und sie wäre lieber in den Tod gegangen, „als diese süße Wollust zu verlieren. Vieles plauderten „sie unterweges, aber tausendmahl zu wenig war es noch „für den entbrannten Jüngling. Auch er hatte sich tief — „tief! verirrt in das schwarze sanft anlockende Auge des „Engels. Süßer Schauer und Entzücken übergoß ihn, „wenn nur die Spitze ihres Fingers seiner Hand sich „nahete; — denn, es ist Wahrheit, unser Gefühl, unsere „Einbildungen, diese wollen nur gezerrt — nur gelocket — „nicht angetrieben seyn. Er sank daher in Empfindun„gen ohne Nahmen, als er nur von Ungefähr das Auf„streben ihres Busens unter dem leichten Gewande an sei„ner Hand gewahr wurde, da er einen Wurm von demsel„ben nehmen wollte. Ihre Brust hob sich, sie blickte ihm „ins Gesicht mit matter Glut — vergaß des Dankes — er „sah nun keinen Wurm und keine ** mit offnen starren „Augen, während seine Hand vergebens tappte, und im„mer mehr von des Busens Streben gelähmt wurde; — „sie sank herab, und beyde sahen sich in stummer süßer „Verwirrung an. — —

„Solcher Scenen giebt es vielleicht mehrere im menschli„chen Leben, und es können dieses Augenblicke werden, „nach welchen Reue folgt. Der verführerische Frühling, „und schwühle Gewitterabende reizen uns mehr als ge„wöhnlich zur Wollust und Liebe. Alle unsere Gefühle

„werden im Frühlinge durch tausend Süßigkeiten berauscht, „und wir verlieren uns nur zu leicht in diesem Seele „und Leib berauschenden Genusse. Ein durchwärmtes „Geblüt durchströmt die Adern unsers ganzen Körpers. — „Alle Säfte gerathen in eine wallende Bewegung, und „ehe wir uns versehen, sind urplötzlich alle Triebe un„sers empfindlichen Herzens durchglühet. Wir werden „durch den Strohm der unaufhaltbaren Sympathie dahin „gerissen, und gerathen in eine schmachtende Mattigkeit, „daß wir nur mit Mühe — nur mit vieler Standhaftig„keit den überwältigenden Gefühlen — den so häufig wie„derholten Versuchen der Reize zu widerstehen im Stan„de sind.

„Auch dieser Fall trug sich unter beyden Liebenden zu. „Er führet jetzt seine einzigen Wünsche durch eine Reihe „angenehmer Gärten bey heiterer warmer Luft am sanften „Abend. Er gehet, Hand in Hand geschlungen mit ihr, „bald bey einem Blumenbeete vorbey — bald durch eine „schattige Reihe blühender Bäume; — bald hören sie den „einsamen Sänger der Abende aus dem Wipfel der Linde, „das Nachtigalmännchen, der Braut ein zärtliches Lied „bringen, und sie weilen dem Gesange zu Gefallen, in „süßer Mitempfindung. Nun werden sie von einem eb„nen Thale empfangen, und der reizende Bach schlängelt „sich sanft rauschend hindurch. Schweigend und nur füh„lend beyderseitig ihr großes Gefühl — ihr großes, nie „vermuthetes Glück — ihre betäubende Freude über den „Abend der alle Erwartung überstieg, kommen sie an den „Hügel eines Grabes, welcher mit weichem Rasen bedeckt „und mit Violen besäet ist. Sie drücken einander die „Hände — sie verwunden einander mit schmeichelnden „Blicken — jedes Herz schützt sich selbst Mündigkeit vor, „und so wächst das Vertrauen der Liebenden. Sie setzen „sich auf dieser bezaubernden Höhe; der falbe Mond, „und die stille Feyer der Dämmerung entfernen alles, was „ruhige Liebe verscheuchen könnte, und — gerade hier „sind die Augenblicke des Falles oft mit in den Stunden „des unaussprechlichsten Glückes verwebt. — Gerade hier „ist die sonst so gütige Natur selbst beschäftigt, ihre seli„gen Menschen ins Unglück zu locken."

Würde aber der Jüngling seinen Angriff mit Hitze und Unüberlegtheit, und gerade im Character des cholerischen Temperamentes unternehmen, so würde ihm der Sieg schwer fallen; er würde so wenig reizen, als nur irgend einige erbeuteten Vortheile behaupten können, weil das eine heftige Temperament sich durch die heftigen Stürme des andern, zwar entflammt aber beleidigt findet; folglich nicht zu solcher sanft zitternden Stimmung, in welcher die erweichte Liebe alles leidet und alles duldet, um nur Neugierde, Verlangen und in Feuer gerathene Begierde zu beruhigen, hinabsinkt.

Solche zitternde Stimmung des cholerischen Temperamentes, (ich weiß diese Leidenschaft jetzt nicht anders zu nennen,) pflegt gewöhnlich auf eine Zeit den Zustand des phlegmatischen Temperamentes nach sich zu ziehen, weil die feinen und sonst schon gespannten Nerven zu sehr überspannet und hierauf bey der schnellen Herabstimmung der Leidenschaften wieder zu sehr erschlaffet werden. In dieser Herabstimmung der Fasern pflegt oft die Vernunft wieder zum Vorscheine zu kommen; unedle Thaten und Verbrechen werden bereuet, denn die Begierde hat die Glut verloren, und das Mädchen ist im Stande, den Verführer mit Verachtung und Abscheu von sich zu stoßen. Eben dieser Fall kann auch eintreten, wenn der Verführer während der Glut des Mädchens phlegmatisch verfahren würde. So verhält sichs mit mehreren heftigen Leidenschaften, und man kann dies Beyspiel von der Liebe nur verändern. Wie aber das cholerische Temperament im Sturme der Leidenschaften und nach demselben so mannigfaltige Gestalten annimmt, will ich vermittelst der Geschichte vorher erwähnten Mädchens, welche ich zu diesem Behufe noch etwas verfolge, zeigen. Der Dichter beschreibt hier, wie sich allmählig der Naturtrieb Liebe, welcher hier schon im süßen Genusse

nusse einer feinen Wollust umgebildet war, bey dem feurigen Mädchen in Furcht, banges Zagen, und zuletzt in zärtliche Mattigkeit verwandelt.

„Beyde Liebende sitzen auf der bemosten Grabeshöhe, „und S. (so hieß der Jüngling,) legt die Hand des Mäd„chens an seine Brust. Er beginnt: Wenn ich dir aber „die Wunde zeigen könnte, die das Feuer deines Auges „mir hier so tief schlug — gewiß! diese Brust würde dann „mehr Ruhe hoffen. —

„Sie. Also ist deine Brust von Liebe verwundet, „mein S.?

„Er. Zu viel geliebte D.! Aber warum bist du dieser „göttlichen Tugend so feind?

„Sie. Feind eben nicht; aber sie kann heute und mor„gen noch keine Reize für mich haben. —

„Er. Daß sich alle Götter erbarmen!! Nein, geliebte „D. der Strahl aus deinem wonnigen Auge, dein hold„lächelnder Mund, und dein so wallend empor steigender „Busen gleichen keinem Herzen, welches der Liebe un„hold sey.

„Sie. Schmeichler! Du rühmest mein Aug — prei„sest meinen Mund — und mein Busen hat deinen Blick „auf sich gezogen — — fesseln dich nur diese vergänglichen „Reize an ein Weib? Was willst du dann, wann einst „das Auge matt und trübe wird, wann die Rose der „Wange und Lippe erstirbt, und die Lilien des jungfräu„lichen Busens dahin welken? — O, wenn du keine Seele „kennest, die voll warmer ewiger Anhänglichkeit nie ver„geht, so bist du der falschen Schmeichler einer, und täu„schest nicht mich, weil ich weiß, daß das, welches du nur „siehest, über zwölf Monden schon Staub und Erde „seyn kann.

„Er. Verzeih, ich habe gefehlt — aber höre: soll„ten diese unaussprechlichen sichtbaren Reize, worin sich „alle meine Sinne verlieren, auch nicht den allerschönsten „Funken von Gott — deine noch bessere Seele verra„then? Sollte diese nicht von so edlen, frommen und „weisen Aeltern, als die deinigen sind, so ausgebildet wor„den seyn, daß der Sohn des H. sich nur zu schwach ge„fühlet, sie mit Worten zu beschreiben, weil die von ihr „in meine Seele geströmten Empfindungen zu groß für

„meine

„meine Zunge sind? — Ein Verräther an dir einzige D. „würde ich seyn, könnte ich dich mit leeren Worten täu„schen! Meine Seele sinket vor der deinen dahin, und „dies mein Auge würde erlöschen, wenn Du nicht mein „verwundetes Herz heiletest, und mich wenigstens nur „deiner Freundschaft werth achtetest. Von heute an ist „sonst meine Ruhe auf ewig dahin — ach D. und du „nimmst sie mir mit kalter Hand, und willst der tiefen „Wunde meines Herzens auch noch den Balsam der „Freundschaft entziehen? Nur Freundschaft D. und „weiter nichts!! —

„(Beyder Lippen sanken in stiller Glut in einander. — „Nach einigen zitternden Athmenzügen entzog D. sträu„bend dem Jünglinge ihren Mund, allein die betäubte „Wonne neigte ihn auf des Mädchens Busen, und nur „ein angstvoller Seufzer der D. weckte ihn. — )

„Er. Aber was sehe ich! Dein Auge in Thränen? — —

„Sie. Wie tief bin ich gefallen !!! —

„Er. Ist dann dein Herz und deine Hand schon eines „andern Eigenthum?

„Sie. Nein!

„Er. Bist du denn meine Freundinn?

„Sie. Gewiß genug!

„Dies Gewiß genug versiegelte der feurigste Hände„druck, und sie schieden als Liebende von einander.

„D. stand, und sah nun von der Höhe des Grabes „den Mann sich wieder entfernen, in welchem sich all ihr „Sehnen und Verlangen — alle ihre Hoffnungen und „Glück vereinigten. Sie sah ihm so lange nach, als die „Dämmerung diesen Genuß der Freude ihrem zerknirschten „Herzen noch erlaubte. Aber, im rauchenden Thal, wo „jetzt der Thau begann empor zu steigen, da verschwand „die Gestalt des Sohnes H. Nun ward es ihr so schwer „im zärtlichen Herzen — nun rückten allgemach folternde „Nachgedanken auf die Seele der Liebenden herzu; das „bange Gewissen warf zentnerschwere Lasten auf das jetzt „abglühende Gefühl, und die Reue rief laut durch ihre „ganze Seele: Was hast du gethan, arme D.!! Was „versprachst du dem kosenden Jüngling, schwache D.!! „Was forderte das väterliche Gebot, unachtsame D. von „dir? — O, ich Elende, ich Verworfene! ich liebe ja jetzt „den Ungläubigen und keinen andern, bin verloren, und

„wer-

„werde verachtet vom Stolze meines Volkes. Möchte „doch mein ernster Vater sich von dem Jammer seiner „Tochter rühren lassen; möchte er nur das Einzige diesem „sehnenden Herzen verstatten, daß es der Ruhe in dem Ge„nusse der Freundschaft sich vor ihm freuen dürfte!!

„Unter diesen folternden Unruhen stand sie noch, den „Blick dahin gerichtet, wohin der Jüngling gegangen. „Sie schwankte hin und her in Ueberlegungen, und wollte „erwegen, ob ihre Liebe strafbar und verdammlich, oder „ob sie wohl, wenn auch gleich der Vater sie nicht ganz „billigen sollte, vor den Augen des Gerechten im Himmel „gerecht sey, den sie um alles nicht erzürnen wollte. Ihr „geängstetes Gewissen gab aber keinen Ausschlag. Der „Sohn des H. hatte ihr erzählt, wie auf dieser Grabes„höhe, auf dem großen platten Steine seine Väter ehe„mahls für die Seelen der Verstorbenen geopfert, dieses „wurde wieder lebhaft in ihrer Seele, und sie fühlte einen „heiligen Schauer, welcher ihr, dem großen Opferstein sich „zu nahen, eingab. Hier wollte sie dem wahren Gott ein „Gebet opfern. Lebhaft stand der Gedanke in ihrer Seele, „und eben so lebhaft wandte sie sich hin zu diesem Altare. „Mit aufgehobenen Händen sank sie kniend vor dem Opfer„steine im Mose nieder. Aber das gewaltige Streben „vieler entbrannten Gefühle hatten die Ruhe des Geistes „umnebelt; es war kein Licht und keine anhaltende Kraft „im Geiste — dumpf zitterten noch alle Fasern, zwar nur „in Rückerinnerung dieses ersten großen Genusses; allein, „so wie der Herbstwind mit dem Laube spielt, welches „vom Zweige abgefallen, verdorret, bald hie, bald dort „hin, hinauf zum Fels und wieder hinab ins Thal getrie„ben wird, bis Nachtfröste es gänzlich erstarren — so ging „auch dem Gefühle der Wollust, welches in dem zagen„den Herzen des Mädchens schon zu lodern begann. Sie „vermochte nichts weiter, als: Unsichtbarer Gott gieb „Kraft zu beten!! —

„Die Gestalt des Sohnes H und ihre zärtliche unge„heuchelte Liebe rangen aber noch allmächtig in ihrer „Seele mit der Andacht zum großen Gotte, und wollten „nicht fliehen, so wie die Glut der Wollust schon erkaltete. „Ihre aufgeweckten, nun mit einem Mahl deutlich geworde„nen Gefühle der höhern Liebe, die mit großem Feuer der „Natur noch alle Adern sanft durchglüheten — die von

„allen

„allen Völkern, und in allen auch nicht erlernten Sprachen „verstanden werden, wollten schon ihre ermatteten Kräf„te mit stillem Dahinsinken in Schwermuth und Ein„schläferung überwältigen, als sie sich wieder aufraffte. „Sie begann nun ihr Herz zu reinigen von allem, was der „Heiligung des Gebets widerstrebte. Sie zog die ihr von „S. gegebenen köstlichen Frühlingsfrüchte, an welchen „er seinen Mund gedrückt, hervor, hob sie gen Himmel „und begann: Das einzige sichtbare Geschenk meines „Bräutigams! — — Gott, ich erschrecke, was sage „ich? — Bräutigam? — — Sie küßte solche in stum„mer Wehmuth, und legte sie bethränt auf den Opferstein „zum Sühnopfer.

„Der Mutter der D. ward die Heimkunft der Tochter „zu lange. Sie erhob sich voll Unruhe aus ihrem Zimmer, „und suchte und sah ihre schlanke Gestalt im Schimmer „der Nacht auf der nicht fern gelegenen Grabeshöhe schwe„ben. D. aber kniete jetzt zum andern Mahle am Al„tare — und schweigend warf sich nun hinter der Tochter „die gerührte Mutter am Fuße des Hügels auch zur Erden „nieder. Der Mond schien jetzt in feyerlicher Stille auf „die Betende herab. Die Luft war ruhig, die Nacht nun„mehr schaurig und kühl, und die dämmernde Einsamkeit „machte diese Scene höchst feyerlich. D. begann „betend:

„Wenn sich sonst, o du allgütiger Vater meiner Vä„ter, mein betendes Herz zu deiner Huld empor schwang, „so belebte Frohsinn meine Seele voll Dank, und dein „göttliches Licht meinen Staub. — Aber heute sinkt all „mein Besinnen nur allein auf die Gestalt des Sohnes „H. zusammen, dem ich Unbesonnene so bald Freund„schaft schwur. Unmöglich aber können meine heili„gen Freuden an ein Geschöpf, das auch aus deiner „Hand zu deiner Verherrlichung ging, den Ordnun„gen deiner Liebe und den Gesetzen deiner großen Na„tur zuwider seyn! Unmöglich können sie den Busen „einer Jungfrau schänden, die noch nie gelobete, einst „denen Mutterfreuden zu entsagen. Auch in meinem „Herzen siehet dein allsehendes Auge das Verborgene; „drum opfere ich dir in Demuth das Einzige von S. „mit meinen Thränen benezt, und erflehe Ruhe, ach! „erquickende Ruhe für meinen umhergetriebenen Geist!

„Schon

„Schon immer war deiner Allgüte bereit, was mir „fehlte, herzugeben — auch da schon, als mich die „stille Wohnung meiner Mutter Leib unter ihren „Schmerzen umfing — als ich als Säugling an ihren „Brüsten mich nährte — als ich noch nicht fähig war, „meiner Seele düsteres Denken in ein deutliches Gebet „und Worte dir entgegen zu lallen; da trug ich mein „Hauptverlangen dir wimmernd und mit Thränen vor, „und du schenktest meinem Weinen dennoch auch ein „gnädiges Erbarmen. Du führtest mich glücklich bis in „diese mannbaren Jahre; und wenn Krankheit und „siechhaft Wesen der Blüthe meines Antlitzes droheten, „so verjüngtest du mein Gesicht durch die rothe Farbe „wieder, und hobst so oft den Marterstein von der ge„drückten Seele. Ach großer unsichtbarer Vater mei„ner Väter, hebe ihn auch jetzt von dem verzagten Her„zen der Tochter J. welche in Liebe und Verlangen „gegen der Ungläubigen einen entbrannt ist, und nun „keine Ruhe hat. Er hat mir Liebe geschworen, und „ich — ich darf und kann ihn nicht wieder lieben — „und — liebe ihn doch ohne alle Gränzen. Verzeih! „Vergieb! Ach besänftige das Herz meines strengen „Vaters, der auch in deinen Gesetzen das drückende „Verboth einer reinen keuschen Liebe zu sehen glaubt. „Ich bin zu schwach, Gott! ich bin zu kraftlos, dem „allen mich zu widersetzen, was deine mächtige Natur „fordert; und unter so tausendfältigen Süßigkei„ten — unterm ohnmächtigen Dahinsinken in Won„netrunkenheit, begünstiget! Erbarme dich gnädig „über S. der mich liebet! — Erbarme dich über mein „trostloses Herz!! —

„Sie erhob sich, und die gebeugte Mutter auch mit „Augen voll heißen Thränen.

„Die Mutter begann: Meine Tochter!

„Tochter. Hie bin ich, meine Mutter.

„Mutter. (Geht der Tochter den Hügel hinan ent„gegen. Beyde reichen sich einander die Hände.) Was „machst du hier so spät, mein Kind? —

„Tochter. Ich betete.

„Mutter. Ja wohl, ich habs gehört, du betetest. — „Gott stärke deinen Muth!

„Tochter.

„Tochter. (Beym Heimgehen) Verdamme mich nicht, „einzige Mutter!

„Mutter. (Der Tochter die Hand drückend, und mit „der andern sich die Thränen abwischend.) Meine D.!! —

Tochter. Thue ich Unrecht vor deinen Augen, so stra„fe mich!

„Mutter. Ich kann nicht reden. — —

„Tochter. So verzeihe mir dein mütterliches Herz!

„Mutter. Ach du Kind der Angst!! —

„Tochter. Bin ich strafbar? —

„Mutter. Horche, was Gott thut! — Bist dus vor „dem nicht? vor mir noch weniger. — —

„Tochter. O welche neue Wollust, welche Ruhe gießest „du in mein zagendes zerknirschtes Herz!

„Mutter. Nun geh in deine Kammer, mein Kind; — „deine Mutter verdammt dich nicht. Auch ich will um „Ruhe für dich beten.

„Tochter. So bin ich gestärkt — denn er liebet „mich. — — —

„Sie trennten sich. Die Mutter drückt schweigend aber „feurig an ihre Brust das Kind, und jede geht in ihr „Schlafgemach. Die Mutter konnte nicht schlafen; aber „D. sank bald von Müdigkeit dahin (*).“

Ich habe im Vorhergehenden gesagt, daß zwey ganz gleiche Temperamente nicht in immerwährender zärtlicher Harmonie bleiben können, weil sie sich einander zu alltäglich werden; und wenn gleich auch der Vertrag unter ihnen nicht gebrochen wird, so finden sie doch wenigstens so viel Neues nicht an einander, als zwey von verschiedenem Temperamente — dennoch können sie sich aber lieben, und auf eine Zeit in einander heftig entbrannt seyn, denn das Feld der Wollust ist sehr weit ausgedehnt. — In Hinsicht des sanguinischen Temperamentes aber möchte der Punct der Verführung am leichtesten zu übersteigen seyn, und ich glaube

(*) Wahrscheinlich wird der Roman, woraus dieses genommen, nächstens, aber doch etwas verändert, im Drucke erscheinen.

glaube behaupten zu können, daß ein völlig sanguinisches Mädchen bey nur wenig beherzigten Grundsätzen der Moral von allen andern Temperamenten, wenn nur der Gegenstand ihr reizend scheint, sehr leicht besieget werden kann; weßhalb Aeltern bey der Erziehung sanguinischer Töchter schon mehr Aufmerksamkeit anzuwenden haben, als bey andern.

Wenn sie gleich das sinnliche Vergnügen bis zur Ausschweifung lieben — wenn ihnen nach jeder bald empfangener Lust das Herz klopfet, so widerstehen sie doch am längsten den Anfällen eines Cholerikers, wenn er zumahl mit seiner Frechheit keine vortheilhafte Gestalt verbindet. Ihre Vorstellungen sind nicht so lebhaft und schnell als im cholerischen Zustande, aber etwas dauernder, und ihre Leidenschaften reißen sie zum öftern zu süßen Abmattungen dahin. Ihr Herz ist zu voll, zu überspannt von mildem Wohlwollen gegen einen jeden, der sich ihnen im Gewande der Liebe nähert — ihre Wünsche zu andringlich, zu überfließend — und ihre Fibern zu reizbar, woher ihr fast immer wünschendes Herz sich häufig nicht auf einen Gegenstand einschränken kann. Die bloß sanguinische Braut ist häufig schwach in der Treue, wenn der Geliebte entfernt ist, und ihre Augen sich ihn nicht immer aufs neue einzuprägen vermögen, damit sein Bild in ihr sie schütze — oder, wenn das Ziel der Befriedigung der Wünsche noch zu weit hinaus gesetzt ist, und manche, selbst erbauete Wahrscheinlichkeit in den Weg tritt, die darzuthun scheint, daß ihrem zu hoffenden Genusse noch vieles entgegen stehe; — dann kehrt sie bey neuen Reizen oft mit starken Schritten um, besonders wenn sie den Vorgefühlen der Wollust schon einst nahe gewesen, und die Treue zieht sich weinend in dunkeln Schatten zurück. —

Das cholerische Temperament gewinnt bey diesem um deswillen sehr häufig, weil dasselbe heftiger, und

die

die Vorstellungen, welche das sanguinische Temperament in diesem Streite erhält, lebhafter sind, als die von solchen mit minderem Feuer und Leben. Die ungewissen Entschließungen, Blödigkeit und Schamhaftigkeit werden vom starken Reize betäubt, und es erfolgt die gefährliche süße Mattigkeit. Was der Cholericus bey diesem Temperamente vermittelst der Lebhaftigkeit, des Feuers und der Frechheit vermag, das vermag der Melancholicus durch sein traurig rührendes Wesen, das gleiche Temperament durch Sympathie, das bäotische, durch den Reiz, der von körperlicher Stärke und Gesundheit auf das schmachtende Auge der Verlangenden ausgeht. Wenn nun auch der Phlegmatiker anfangs verlacht wird, so ist kein Temperament geschickter sich bald an einen Gegenstand zu gewöhnen, als eben dieses sanguinische, und es fühlt sich auch in den Armen des Schläfrigen endlich glücklich.

Ein sanguinischer Jüngling ist oft bis zum Ekel empfindsam, indem er von jeder Kleinigkeit gereizt wird, und jedes Ding in seinem Herzen mit warmen Gefühlen zu umfassen wünscht, er bemühet sich oft, Sachen seinem Herzen werth zu machen, die es nach kalter Vernunft nicht immer verdienen zu seyn, und zieht daher in seinen Freuden und Leiden häufig Dinge mit hinein, worauf ein anderes Temperament in ähnlichen Fällen nie verfallen würde. Ich will hier z. B. das Selbstgespräch eines sanguinischen Jünglings anführen, welches er am Morgen vor seiner Verlobung, als er voll süßer Unruhe erwachte, begann:

— Noch schlummert die Natur, und es läßt sich nur einzeln ein Morgenvögelchen hören, welches sich aber nicht von den Aesten in die graue Dämmerung wagt. — Noch zieht hin und wieder der Nachtrabe, wild schreyend, vorüber, und die Felseule rudert mit leisen Fittigen von Baum zu Baum allmählig zur Kluft — und ich stehe schon eine Weile heißen Herzens auf der hohen Burg Zinne,

den Aufgang der Segenssonne, erwartend. Auch heute geh freundlich auf, liebe Sonne des Himmels, damit **, der Engel, und an ihrer Seite ich dir dankvollen Herzens entgegenlächele im Morgenglanze; geh freundlich auf, und laß der Tage schönsten uns zählen! Siehe so frühe harre ich schon deiner, und, o! könnte ich mit mächtiger Stimme der Dämmerung gebieten, daß sie flöhe, so geschähe es heute — gewiß heute, da Liebe und Verlangen meine Stunden beflügeln — da warmes Herzens ich jeden Blutschlag zähle, bis ich den Engel umarme. Komm Friedebringend herauf große Sonne! Komm mit der ganzen Fülle deines Segens! Erleuchte das Antlitz meiner Braut mit deinem Purpurstrahl, wenn du dort auf den östlichen Hälften der fruchtbaren Berge den jungen Tag bereitest! Erleuchte ihr Auge voll Unschuld, voll Liebe für **, wenn das Laub noch vom Thaue tröpfelt, und zitternd dein Strahl in jedem Tropfen zur Mutter Erde herab fällt, die Grashälmchen zu erquicken. Weinet das Mädchen dann vor hoher Ahndung — o! so zittere dann auch der Morgenglanz in der Thräne ** herab und hauche ihr Ruhe ins Herz, bis ich komme — bis ich der Seligste unter den Seligen bin — bis ich von naher Gegenwart — vom Zauber ** umgeben — von ihrer Hand berührt — von ihrem schwarzen Auge so ganz dahin gezogen, an ihren Busen wonnetrunken mich schmiege — — — — Doch, ja, du brichst allmählig hervor! Welch einen Blick voll unbefangener Güte wirfst du um dich! Welche Allmacht wirkt in deinem sanften Steigen! Welche Pracht in deinem heraufwallenden Gange! Ja! Ja! Du wirst heut milde seyn, wirst in das große blaue Feld dort oben, sanft hinüber gleiten, und den Nebel von der trüben See aufsteigend verscheuchen, der so oft den frohen Tag unterdrückt. Heil mir, wird auch ** rufen! Heil uns, die frohen Arbeiter im Felde! — Aber, was du am Tage des holden Frühlings der Blume bist, das ist ** mir; — o ich Glücklicher!! Es soll Freude in meines Vaters Hause, Freude im Dörfchen, Freude in der ganzen Burg erschallen, daß der Wiederhall von den festen Mauern nachtöne, wie dort auf den nächtlichen Höhen der Donner in den tausendjährigen Eichen! u. s. w.

Von

Von dem melancholischen Temperamente behauptete schon Aristoteles (*) viel Gutes, aber, weil ihre Nerven stark gespannt und auch selbst stark sind, so sind sie vermöge dieser Nervenstärke nicht gleich so gereizet, als der Cholericus oder Sanguineus; allein, allmählig werden ihre Leidenschaften heftiger, und können aufs höchste getrieben werden. Die einmahl gefaßte Idee behält der Melancholicus noch standhafter als der Bäotische, und ich möchte behaupten, daß dieses Temperament sehr schwer den Verführungen ausgesetzt sey. Ists aber verführt, und hat es Lieblingsneigungen gefaßt, die es hernach nicht befriedigen kann, so fällt es manches Mahl auf traurige sowohl, als lächerliche Dinge, ja gar auf solche, die der Verzweiflung nahe sind, und in welchen Religion und Tugend scheitern können. Die Geschichte liefert uns mancherley Beyspiele dieser Art, wohin man das Schicksal der Dido, der Lucretia und mehrere andere rechnen kann.

Nicht allemahl ist der Hang zur Liebe und Wollust, oder das Fehlschlagen dieser Leidenschaften, die Ursache von den Ausbrüchen des melancholischen Temperamentes; vielmehr findet sichs sehr häufig, daß gerade der Abscheu vor diesen Leidenschaften, solche erregen. Die Dido war eine Tochter des Königs Belus des zweyten in Phönizien, und Schwester Pygmalions, des zwölften Königs zu Tyrus. Sie vermählte sich an den Sichäus, ihrer Mutter Bruder, und Priester des Herkules, der der nächste nach dem Könige war; doch sein Reichthum gab dem Pygmalion eine Ursache, ihn meuchelmörderisch hinrichten zu lassen. Gleichwohl entfloh Dido noch zur rechten Zeit mit seinen Schätzen, in Gesellschaft vieler Mißvergnügten, und kam glücklich davon. Als man sie verfolgte, warf sie



*) Problem. XXV. quaest. 1.

schlauer Weise etliche Säcke mit Sande gefüllet ins Meer, und beredete die Tyrier, das wären die entführten Schätze gewesen, worauf sich diese bereden ließen, ihr zu folgen, und sie ging nach Afrika. Hier bauete sie das Schloß bey Karthago; Bostra, d. i. eine Festung, genannt, woraus die Griechen Byrsa machten; so wie aus Karthada, d. i. Neustadt, Karthago geworden. Der König Hiarba ward eifersüchtig über die Zunahme dieser Stadt, und schlug ihr eine Heirath vor. Sie machte ihm Hoffnung dazu, wenn sie vorher ihrem ersten Manne einen Leichendienst abgestattet haben würde. Ehe man sichs aber versah, entleibte sie sich selbst, und warf sich auf den angezündeten Holzstoß. Diese That hat ihr den Nahmen Dido, das heißt, eine Heldinn, erworben; da sie sonst Elissa geheißen. Die Erzählung von ihr und dem Aeneas beym Virgil, ist ein bloßes Gedicht; denn sie hat erst 300 Jahr nach dem Aeneas gelebt. Gleichwohl ist das Gemählde von ihr, und die Beschreibung ihres Todes ein Meisterstück des Dichters.

Lucretia war des Spurius Lucretius Tochter, und Lucius Tarquinius Collatinus Gemahlinn; eine Frau, so schön als tugendhaft. Als ihr Gemahl in der Belagerung von Ardea über der Tafel mit andern Römern in Streit gerieth, wer die beste Frau hätte; behielt er, nach allgemeinem Beyfall, den Vorzug. Allein der Prinz Sextus Tarquinius, verliebte sich dergestalt in sie, daß er spät des Abends bey ihr Herberge suchte, und wegen der nahen Verwandtschaft aufgenommen ward. Doch, als er von der Liebe zu reden anfing, und nicht das geringste Gehör fand, drohete er, sie mit einem Dolche zu ermorden, und einen ermordeten Knecht zu ihr zu legen; hernach aber vorzugeben, er hätte sie so beysammen gefunden und bestraft. Dies that nun die begehrte Wirkung. Allein kaum war der Prinz weg, so berief sie alle ihre Angehöri-

hörigen, erzählte was geschehen war, und brachte sich, zur Bezeugung ihrer Unschuld, ums Leben. Hierauf entstand ein Aufruhr wider das königliche Haus, davon Collatinus und Junius Brutus die Anführer waren. Die Tarquinier wurden aus Rom vertrieben, und die königliche Würde auf ewig abgeschafft.

Man hat viele Trauerspiele und Opern von der Lucretia. Von mehreren andern, aus deren Character man das melancholische Temperament abnehmen möchte, findet man Beyspiele in dem Heiligenlexicon. Daß aber alle mißmüthige, die sich selbst entleiben, melancholischen Temperamentes seyn sollten, ist wohl nicht füglich zu behaupten. Es kann solches aus wahrer eigentlicher Angst, aus einem närrischen Zusammenflusse der Ideen — oft aus Großthuerey, und aus wahrer Tollheit geschehen. Wenn wir z. B. den Character eines Werthers betrachten, der ehemahls so manchem Mädchen, und so manchem Jünglinge den Kopf verdrehete, so dünkt mich, ist in dem ganzen Helden wenig wahre Melancholie, sondern viele Narrheit mit vielen kindischen Possen eines sanguinischen Temperamentes untermischt, anzutreffen, würde die gute Schreibart damahls die Geschichte nicht erhoben haben, so würden auch selbst die Empfindelnden zu der Zeit theils über ihn gelachet, theils ihn auch verabscheuet haben, da sein ganzes Bestreben nichts als eine anhaltende und verabscheuungswürdige Begierde zum Ehebruche, bezeichnete, die sich durch viele Kleinigkeiten und kindische Possen äußerte, aus welchen man vorzüglich den Schwachkopf erkannte.

Auf diese Liste können mehrere unserer Romanhelden und Heldinnen sehr füglich gesetzt werden, die der Dichter im Siegwartsfieber wimmern läßt. Die Traurigkeit der mehresten dieser Individuen ist keine Melancholie, sondern nur eine sanguinische Verzagtheit.

Wenn man einen Phlegmatiker in seiner Ruhe und sich selbst überlassen, betrachtet, so findet man manches Komische an ihm, und er giebt in dieser Hinsicht den andern Temperamenten häufig etwas zu lachen. Ich habe z. B. mit einem Manne studiert, der, wenn er einmahl saß, nicht gern wieder aufstand. Einst traf ich ihn im Winter in einem kalten Zimmer frierend an; unterm Ofen lag alles voll Holz; er wurde von der Stube geheitzt, und das Feuer, welches die Aufwärterinn angezündet hatte, war ausgegangen, Er hätte nur aus der Thüre rufen dürfen, so wäre alles wieder in Ordnung gekommen, dies schien ihm aber zu viele Mühe — er saß lieber stille und fror. Ein ander Mahl saß er mitten in der Stube in Hemdeärmeln, aber nur mit einem Schuhe; diesen hatte er in der einen Ecke des Zimmers angezogen, in der andern Ecke stand der andere Schuh. Um nun nicht aufzustehen, und dahin gehen zu dürfen, so war er allgemach mit dem Stuhle bis in die Mitte des Zimmers weggerückt, um endlich dahin zu kommen. Als er herzlich über diese drollige Faulheit ausgelacht wurde, faßte er mit beyden Händen den Stuhl beym Gesäße, drückte ihn fest an seinen liebwertheften — — und gelangte so in Gesellschaft seines Stuhles bey dem Schuhe in der andern Ecke des Zimmers an, wo er sich sodann gleich niederließ, und auch den andern Fuß unter vielem Seufzen bekleidete.

Von einem Holländer besinne ich mich einst gelesen zu haben, daß derselbe, als er in eine deutsche Herberge kommt, und mit mehreren Gästen am Kamine sitzt, bemerkt, daß eine brennende Kohle vom Feuer abspringt, und den Rock eines der Gäste anzündet. Er sieht solches mit Gelassenheit; da ihm aber die Sache doch endlich verdächtig vorkommt, so bricht er von seinem Pfeifchen so viel ab, und er fragt: „Freund, „wie heißt ihr?“ Der Deutsche antwortet ihm nicht.

Er

Er läßt die Kohle fortbrennen und raucht auch geruhig fort. Da der Brand aber zu stark wird, so stößt er den Deutschen an, und wiederholt es noch ein Mahl: „Freund, wie heißt ihr?“ Der Deutsche sagte: „Ey, „wie ich heiße? Peter heiß ich!“ Gelassen antwortete der Holländer: „Peter! Euer Rock brennt dort!“ —

Ein anderer Phlegmatiker hatte sich an einen heißen Ofen gelehnt, um sich recht gütlich zu thun, der Ofen war zu heiß, und brannte durch — er aber hatte noch nicht Lust, davon zu rücken; endlich verbrannte er sich sehr stark, und mußte dem Arzt in die Hände fallen. Wieder ein anderer Phlegmatiker hatte, indem er mit seiner Braut vor dem Trautische stand, den Zweck seines Dortstehens ganz vergessen; als die Traurede beynahe geendigt war, ging er ganz langsam vom Tische weg, ließ die Braut, den Prediger und alle übrige Anwesende stehen, und verfügte sich auf das geheime Kabinet. Unter mehreren Blättern trifft er hier auch Rudera von einer alten theologischen Streitschrift; diese fesseln ihn, er fängt an zu lesen, und vergißt darüber gänzlich, daß er vor der Trauung gestanden. Die Gesellschaft wird unruhig bey seinem langen Wegbleiben, und endlich schickt man ihm jemand nach. Er wird im vertieften Lesen gefunden; aber er bricht ab, und versichert gleich zu kommen. Wie hierbey der Braut, welche ohnehin schon nicht ganz von ihrem Bräutigam eingenommen war, wohl zu Muthe gewesen seyn mag, kann man sich leicht denken. Er kam aber wieder, stellte sich an seinen Platz und die Trauhandlung wurde vollendet. Bey Tische ward er etwas aufgemuntert, und fragte seine Braut: ob sie ihn denn auch herzlich liebte? Sie erwiederte eben so laut: Sie hoffte, der liebe Gott würde ihr noch Liebe schenken. — Dies entrüstete ihn aber keinesweges, sondern er antwortete im phlegmatischem Frohsinne: Er wolle solches auch herz-

lich wünschen, weßhalb er fleißig zu beten versprächе. —

So wie dieses Temperament nun mit den Eigenschaften der andern Temperamente vermischt ist, so zeigt es sich auch bey gereizten Leidenschaften, welches vom Trunke, oder überhaupt vom Genusse Reiz erregender Dinge geschieht, und man trifft häufig, daß der sonst so stille Phlegmatiker in Gesellschaften dann alle drollige Histörchen aus Reisebeschreibungen, Romanen, und Erzählungen erlernt, so trocken, und zuweilen gar witzig herauskramt, daß man genug zu lachen hat. Hat er aber seinen Magen mit schweren und unthätig machenden Dingen, wohin vorzüglich auch gewellete Schafmilch gehört, überladen, so stellet man auch nichts mit ihm auf, und er wird böse, wenn man ihn viel reizt.

Ein Mädchen, so ganz von dieser Gemüthsart, thut sich ebenfalls selten hervor, um zu reizen, es möchte dann ihre äußere Gestalt von selbst schon Anbeter erwecken. Mancher glaubt bey solchen Frauenzimmern schon ganz nahe am Ziele zu seyn, und ist gerade dann himmelweit davon. Ihre (im eigentlichen Verstande sogenannte) Faulheit machts, daß sie sich häufig auch von der Seite zeigt, als vernachläßigte sie Ehre und Tugend, und da ihre Empfindungen äußerst langsam sich zu einem höhern Grade bewegen, so bewundern sie manche Männerreize, sie bestehen auch, worin sie wollen, mit erlernten Höflichkeitsworten, und denken sich eben so wenig dabey, als wenn bey ihnen der Handkuß von einem süßen Wüstling, mit einem zärtlichen Händedruck begleitet wird. — Manches Mahl lange nachher fällt es ihnen erst ein, daß dieser oder jener gegen sie einst auf solche Art andringlich war; — sie erzählen es, und lassen es auch damit gut seyn, und kümmern sich überhaupt selten um solche sonst reizende Kleinigkeiten, weil ihre Nerven zu unthätig

thätig sind, als daß sie sich um solcher Läppereyen willen spannen, und der Seele deutliche und feurige Bilder vorschieben sollten.

Eine Idee, ein Gefühl, welches sie noch nie empfunden, erwächst bey ihnen langsam und schwer, weil die Einbildungskraft nie außerordentiich wirksam seyn kann, wenn man die Dinge, die empfunden werden sollen, noch nicht empfunden hat, wobey die Vorstellungskraft entweder gar nichts vermag, oder auch sehr fehlet. Lezterer Zustand kann aber auch dem bäotischen Temperamente eigen seyn, weil es sehr oft von allen den Dingen, wovon andere Temperamente gereizt werden, entweder gar nichts empfindet, da ihm manche Empfindungen ganz unbekannt sind — oder es wird eben wie das phlegmatische sehr langsam und schwer gereizt, indem die Fasern stark und steif, und durch Abhärtungen aller Art unempfindlicher geworden sind. Selten wird daher den bäotischen Landmann eine sanfte Musik rühren — sie muß rauschen und betäubend seyn, und dann fühlt er erst, daß er Musik hört. Der Bauer, oder eigentlich bäuerisch erzogene Landmann, sieht sogar nicht einmahl auf Harmonie der Töne, sondern, eben die Disharmonie und das Unausstehliche der elenden Dorfgeigen in Begleitung des sogenannten blinden Basses, den ein jeder Pferdejunge dazu streichen kann, und auch oft muß, welches uns zum Theil Kopfweh und den größesten Unmuth verursachen kann, erhebt seinen Geist, er wird froh dabey, und wünscht keinen festlichern Augenblick, als den, wo er bey diesem Getöse seine nervige Grete kraftvoll umfassen kann. Aus eben dieser Ursache, weil seine Nerven nur starke Reize verlangen, ist ihm das rauschendste Getränke auch das liebste, und er verachtet es selten, wenn er auch den Tag darauf die unleidlichsten Kopfschmerzen hat.

Durch Zusammensetzung dieser Temperamente oder Neigungen, man nenne sie, wie man will, bringt die Natur eine unzählige Menge von Characteren hervor. Man nehme nur die drey Haupttriebfedern, welche die ganze Welt in Bewegung erhalten, die Wollust, die Ehrbegierde und den Geiz — auf wie verschiedene Art wirken dieselben nicht nach den besondern Temperamenten desjenigen, welcher von ihnen beherrscht wird? —

Es giebt unendlich verschiedene Anhänger der Wollust, wenn man überhaupt den Trieb zum Vergnugen darunter versteht. Der sucht sie bloß in den Empfindungen des Körpers, jener in den reinen Vergnügungen der Seele. Der verlangt Wein und Liebe zu seiner Belustigung, den rührt nur eins von diesen, und der ziehet beyden ein wohlschmeckendes Gericht vor. Der hält es für eine Wollust, wenn er unter vertrauten Freunden bis zur Fröhlichkeit trinkt, wo eine hitzige Unterredung die Gesellschaft belebt, oder, wenn seine Lesbia ihm, um seiner Klagen los zu werden, einen unschuldigen halb erzwungenen Kuß giebt. Jener liebt keine Freuden, als die, welche die Sinne trunken machen, keine Gesellschaft ist für ihn munter gewesen, als aus welcher er ohne Taumel hat nach Hause gehen können, und von der Liebe kennet er keine anderen Empfindungen, als die, welche ihm einige barmherzige Schwestern in einem berüchtigten Hause verschaffen. Dem gefallen nur rauschende Ergötzlichkeiten, und er ist auf einem Balle, wo alles, was artig heißt, versammelt ist, und die ganze Nacht nach verschiedenen Instrumenten tanzt, vor Freuden außer sich, da vielleicht ein anderer, welcher nicht weniger ein Freund des Vergnügens ist, bey eben der Lustbarkeit vor langer Weile gähnt. Den bringt die Zauberkraft der Musik in Entzückung, jener hört die rührendsten Touren mit Gleichgültigkeit an, und belustigt sich

mehr

mehr an dem harmonischen Gesange eines Dichters, bey welchem er zugleich etwas denken kann. Ein dritter verachtet alles dieses, und nennt es seine Wollust, einen Betrübten zu trösten, einem Nothleidenden sein Elend zu erleichtern, und ziehet es den Neigungen des Weines, der Liebe und des Tanzes vor, wenn er einen Unglücklichen auch nur auf einen Tag vergnügt machen kann. Ein seltener Character, es ist wahr! von welchen man aber doch noch hie und da Spuren antrifft.

Das Gebieth des Ehrgeizes ist nicht weniger mit verschiedenen Unterthanen besetzt. Der läuft Tod und Gefahr entgegen, um als ein Held bewundert zu werden; der sucht auf den nicht minder gefährlichen Stufen der Hofgunst zu einer vorzüglichen Höhe zu steigen, und setzt seine ganze Glückseligkeit in einen freundlichen Blick seines Monarchen. Der sucht sich durch Schriften zu verewigen, und beraubt sein Leben, welches er schlaflos, arm und kränklich zubringt, gern aller Annehmlichkeiten, wenn er sich nur mit der Hoffnung schmeicheln kann, daß die Nachwelt ihn einen großen Geist nennen werde. Der, welcher etwas niedriger denkt, ist schon zufrieden, wenn er mit Leuten, die vornehmer sind, als er, umgehen kann, wenn sein gesticktes Kleid bewundert wird, wenn er prächtig schmauset.

Ein Raufbold auf Universitäten wird bloß aus Ehrgeiz getrieben, einen schwächern vom breiten Steine zu stoßen, einem Manne, den er kaum kennet, die Fenstern einzuwerfen, oder einer Pereat vor seiner Thüre zu rufen. Auch selbst bey Handlungen, bey welchen man nichts weniger als Ehrbegierde vermuthen sollte, trifft man Spuren derselben an. Bloß die Begierde, sich hervorzuthun, treibt die Flüche des Corporals, die Seufzer der Scheinheiligen heraus, frischt die Bauern in der Schenke zum Trinken an, und veranlaßt oft

gar,

gar, daß ein Mädchen, welche gern etwas mehr Putz haben möchte, als sie bezahlen kann, aus Ehrgeiz ihre Waare — — eher weggiebt. Sollte man sich wohl vorstellen können, daß Handlungen, welche so sehr verschieden sind, aus einem Triebe herrühren, und alle diese Leute nur darin von einander abgehen, daß sie auf verschiedenen Wegen ihres Wunsches theilhaftig zu werden suchen?

Auch alle Geizige sehen einander nicht ähnlich, wenn man sie genau betrachtet, obgleich der Unterschied zwischen ihnen nicht so merklich ist. Der wuchert, wo er kann, ohne sich im mindesten ein Bedenken daraus zu machen, ob er jemand Unrecht thue. Dieser entzieht sich, seiner Frau, seinen Kindern, den nöthigen Unterhalt, flucht bey der kleinsten Ausgabe, giebt aber jedem, was ihm zukommt; und nimmt nichts, so ihm nicht gehöret. Jener braucht alle Stunden zum Gewinne, er läuft, er arbeitet vom Morgen bis an den Abend, ohne sich kaum zum Essen oder Schlafen die gehörige Zeit zu lassen. Dieser, welcher phlegmatisch ist, bringt seine Tage in einer trägen Schläfrigkeit hin, sucht aber durch eine filzige Kargheit eben den Zweck, nach welchem jener ringt, auf einem bequemern Wege zu erreichen. Der ist in Kleinigkeiten genau, macht sich aber weniger daraus, wenn er große Summen durch seine Unvorsichtigkeit einbüßt. Der liebt das Geld bloß um des Geldes willen, und untersteht sich nicht das mindeste davon zu genießen, da hingegen ein anderer alles aufs sorgfältigste zusammensparet, alles, was er andern geben muß, aufs genaueste einschränkt, und keinem Menschen etwas gönnt, um selbst desto besser leben zu können. Es treffen bey einem Geizigen noch außerdem viele andere Laster zusammen, unter denen sehr oft die Grausamkeit oben an steht. Hierüber ein Beyspiel aus einer arabischen Geschichte, welche bis jetzt noch nicht öffentlich

lich bekannt ist, woraus aber geizige Aeltern vielleicht einige Lehren ziehen könnten.

El Daben, ein reicher Hirte, wurde Wittwer in einem solchen Alter, wo man die zweyte Ehe für einen Mann schon gefährlich hält. Er hatte von seinem verstorbenen Weibe nur eine einzige Tochter, die sonst seines Herzens größte Lust, und seiner dunkeln Augen erquickender Trost war. Schönheit des schlanken Leibes, und Sittsamkeit, zeichneten dies Mädchen aus, daß sie geliebt, und von allen geehret wurde, die nach dem Glücke, mit ihr bekannt zu werden, strebten. Bayla war ihr Nahme. Sie wurde von einem Mädchen aus einem armen Stamme bedient, deren Bruder auch als Hirte zu El Daben zog. Sein Lohn war geringe, denn er diente als Hirte nur zum ersten Mahl; aber, er war treu und fromm, und schöner als alle übrigen Hirten. Auf diesen warf Bayla ihre Augen, und ihr Herz entbrannte. Der Jüngling Selim sah die Flamme in des Mädchens Auge, und ihre zuvorkommende Gefälligkeit überzeugte ihn bald, daß er nicht mit vorübergehender Gleichgültigkeit betrachtet wurde. Bald aber merkte er Bayla besondere Aufmerksamkeit auf ihn, und das Glück, vorgezogen zu seyn. Dies machte ihm Muth. Sie verhehlete ihm ihre Gefühle nicht länger, und sie erfanden viele Geheimnisse, sich ihre Gedanken einander zu eröffnen, (vielleicht war auch bey ihnen die Blumensprache schon bekannt,) ohne daß es ruchtbar werden konnte. Aber beyderseitiges Feuer wuchs, und die Liebe wurde inbrünstiger, obwohl sie öffentlich zurückhaltend schienen; denn der Geiz und Stolz des alten El Daben machte ihre Liebe zittern. Ihr Zweck ging dahin, so lange auszudauern, bis der harte Vater die Augen geschlossen. und Bayla als Erbinn einen Geliebten frey wählen dürfte; denn El Daben kannte kein Glück, als nur Schätze und Vieh. Er lebte aber länger als es die heimlich Glücklichen vermutheten, und Bayla erkrankte unterm Zwange jungfräulicher Keuschheit — wurde siech und traurigen Herzens.

El Daben wünschte vor seinem Ende noch Enkel zu sehen, damit er wüßte, wem sein Reichthum anheim fiele, und trachtete auf alle mögliche Weise dahin, der Tochter

aufs

aufs schnellste einen Mann beyzulegen; — aber vergebens war sein Streben, denn sie verachtete der übrigen Männer Zahl. Sie wurde gequält, allein sie war standhaft, bis endlich ein elender Sclave das Geheimniß verrieth, und dem El Daben hinterbrachte: seine Tochter liebe den Selim, und würde von ihm wieder geliebt.

Dies war eine Stunde des Unglücks für die Liebenden; denn El Daben dachte hoch hinaus mit der Tochter und den Reichthümern, und war fern — weit fern in seinem Herzen immerher gewesen, je glauben zu können, daß seine Tochter, die reiche Erbinn so vieler Glücksgüter, einen armen Jüngling erheben könnte und dürfte. Daher wurde er fast rasend bey solcher Nachricht, zerriß seine Kleider, und schwur beym Gott aller Götter, seine Augen nicht zu schließen, bevor er nicht seine Tochter an einen Mann mit Reichthum und Ansehen gebracht hätte. Er schwur, das Gelübde zu zerbrechen, und dem Selim, so treu er auch gewesen, den schnellsten Abschied.

Er maß die Liebe und das warme Herz seiner Tochter nur nach seiner eignen kalten Habsucht, und wähnete immerhin, so wie die Sonne des Mondes Licht verdrängete, müßte ein vornehmerer und reicherer Liebhaber auch den armen Selim aus dem Herzen des Mädchens verdrängen können. Mit diesem Vorsatze ließ er die Tochter zu sich kommen; er sagte: „Meine Augen sind dunkel vor „Alter, und meine Kräfte schwinden; ich werde bald zu „meinen Vätern versammlet werden, und bedarf daher „eines Eidams, damit ich wisse, in wessen Hände meine „Güter gerathen, deshalb trag ich Verlangen, dich wohl „und hoch zu verheirathen, damit du mir ein Söhnlein „zeugest, aus ächtem Blute berühmter Männer, und ich „ruhig sterben könne.“ Das Mädchen sah zur Erden und schwieg, und es entquollen ihren Augen voll Liebe heiße Thränen, denn sie war des Vorsatzes, mehr Beständigkeit zu erweisen, als man ihrer Schwachheit zutrauete. Der Vater fuhr in eben der Sprache fort: „Ich weiß „der Heimlichkeiten schon viele von dir, und du darfst deine verbuhlte Liebe zum Selim nicht ferner läugnen. „Er ist ein armer Geselle aus niedrigem Stamme, den du „billig zurückweisest, widrigen Falles meine väterliche Gewalt eine baldige Aenderung bewirken soll.“ Jetzt brach das Herz des Mädchens hervor, und sie begann standhaft:

„O,

„O, so möcht ich nicht geboren seyn; willst du mir den „Selim nicht lassen, so begehre ich keinen andern, und „will lieber ein Leben, in Arabiens großer dürrer Sand„wüste, unter tausend Qualen verschmachten, als eines „andern Hand annehmen, und unter dem Arme eines Ge„waltigen mich schmiegen, der aber kein Herz voll Liebe — „keine Seele voll Treue — und schwachen Verstandes, „mit Menschen kein Erbarmen hat! — Das Geborenseyn „aus großem Stamme, giebt den Sprossen weder Ver„dienst noch Klugheit, und der zeitlichen Ehre der Art ent„behren nur Narren, wenn sie wähnen, darnach ringen „zu müssen. Ein jeder wird in seiner Art groß, und von „Ansehen, der klug ist, und dem das Glück wohl will."

Dies brachte den harten Vater noch mehr auf, da er sah, wie beherzt die Tochter seinen Gründen entgegnete. Er entließ sie aber für jetzt, und wandte sich auf der andern Seite zum Selim, verbot ihm alle Kund- und Freundschaft mit seiner Tochter, verabschiedete ihn unter Bedrohungen, und befahl ihm, nicht einmahl vorbeygehend seinem Hause sich nähern zu dürfen, weil er kein Eidam für ihn sey, und nimmermehr es zulassen wolle, daß er seine Tochter davon bringe. Würde er dennoch sich dessen zu erfrechen beginnen, so sollte er seine und seiner Freunde Gewalt diesem entgegengesetzt fühlen; und wollte das nicht fruchten, so sey er entschlossen, mit Hülfe der übrigen Stämme, ihn und seine gesammte Herkunft zu vertilgen.

Der Jüngling wollte den nicht beleidigen, welchen er als seinen Vater ansahe. Er erwiederte deshalb in Demuth, um nur seine Gunst zu erlangen, oder nur den Weg zu bereiten, auf welchem er seine Gründe allmählig streuen, und sie dem Vater ehrerbietigst vortragen könnte, damit er wenigstens nur nicht so zürne, und der Jungfrau nicht zu hart fiele. Aber, alle Worte waren vergebens, alles Bitten umsonst, und die Rache des Alten unerbittlich.

So gehts dem schwachen Täuber, wenn der Adler sein Weibchen ergriffen, und damit durch die Wolken fliegt — er umflattert denselben kaum klagend, wenn er nicht auch gewürget seyn will; — er suchet furchtsam die Flucht. So gings auch dem Selim, da er vor El Daben stand. Dieser verlangte im Grimme den Schwur vom Selim,

nie seiner Tochter wieder vor Augen zu kommen — sie nie ferner zu lieben — und nie sich hinfort um ihre Gunst zu bewerben. Liebliche Reden vermochten den Starrsinn des Ehrgeizes nicht zu besänftigen, es sprach also der Jüngling frey: „Mein Leben steht in deiner Gewalt, „so lange ich unter dieser Decke stehe, und mein Streben „nach Gegenwehr würde umsonst seyn; allein, über meine „Seele vermagst du nicht zu herrschen, denn du bist nur „ein Mensch, mit mehreren Glücksgütern versehen, als „ich. — Du kannst zwar verhindern, daß ich Bayla „nicht sehe, und davon bringe — aber, daß ich sie liebe, „kannst du so wenig wehren als verbieten. Ich habe mei„nen Willen ihr gänzlich übergeben, und begehre solchen „nicht wieder abzufordern; sollt ich auch darüber das Le„ben verlieren.“

Der Jüngling entfernte sich aus dem Hause des El Daben, und niemand wußte seinen Aufenthalt als Bayla, die Getreue. Ihre Liebe wuchs aber stärker unterm Drucke unzähliger Leiden, und sie lehrte sie nun ihre Zusammenkünfte der Finsterniß der Nacht anzuvertrauen.

El Daben glaubte, gewonnen zu haben, und so, wie ein Keil den andern treibt, wähnte er, müßte auch das Andenken an Selim aus dem Busen seiner Tochter, durch die Gegenwart eines neuen Bräutigams vertilget werden. Er hatte seine Gedanken gerichtet auf Huron, einen reichen und vornehmen Jüngling, welcher aber sehr viel in den Hainen und um die heiligen Steine schweigend einher schlich, und Neigung zum einsamen Leben trug. Allein bis jetzt konnte er sich noch nicht gänzlich dazu entschließen, weil manches Mahl seine auflebenden Begierden ihn noch nicht ganz der Geselligkeit entziehen wollten, woher er in seinem Vorhaben schwankte, und noch immer fürchtete, die strenge Einsamkeit möchte seiner Jugend zu schwer fallen Diesem ließ El Daben seine Tochter antragen. Die Befreundeten Hurons waren froh, und es wurde die Heirath unter ihnen vermeintlich geschlossen. Huron wollte ihnen nicht zuwieder thun, und gab seinen Willen drein. Nun erscholl überall die Nachricht von der Verlobung Hurons mit Bayla, ohne daß beyde mit einander darüber ein Wort verloren.

Dies Gerüchte schlug den Selim nieder, und er wollte den Tag nicht erleben, an welchem die Seinige in die

Um-

Umarmung eines andern gebracht würde. Zwar hatte er keine Ursache, an Baylas versicherter Treue zu zweifeln; doch betrachtete er, wie sie ein Weib mit menschlichen Schwachheiten sey, und ihres grausamen Vaters Gewalt nachgeben müßte. Er erwog ferner, wie Huron ihrem Stande besser gleiche, als er — und, wie nichtig nun sein Gelübde wäre, da die Seinige solches zu brechen gezwungen würde; daher schwebte er zwischen Hoffnung und Furcht, erwartend, wohin das Zünglein der Wage den Ausschlag geben würde. Aber die Versicherung der Jungfrau richtete ihn wieder auf. Sie gelobte ihm Beständigkeit in unwandelbarer Treue — schwur, den Huron nie lieben zu können — es auch niemahls zu wollen — und mit ihm in alle Leiden unter stetem anhänglichen Beharren zu gehen. Dies beruhigte den unterdrückten Jüngling; er entzog sich also des Streits, da er doch den Obsieg davon zu tragen versichert war.

Indeß besuchte Huron die Bayla — nicht um sein heißes etwaniges Verlangen zu stillen, sondern mehr, seinen Freunden zu gefallen. Sein Herz war noch nie von einer weiblichen Gestalt gefesselt, aber — er nahm seine Freyheit nicht wieder mit von dannen, denn das Auge der Bayla und ihre Seele hatten ihn bezaubert. Hier erfuhr er zum ersten Mahle — daß man sich schwerlich einem Feuer nahen könne, ohne desselben Wärme zu fühlen — noch weniger aber, daß man eine Flamme ergreife, ohne sich zu verbrennen. — Es verwandelte sich daher seine kalte, — nur bloß erlernte Höflichkeit in Liebe ohne Ausdruck; und dieses betrübte die Bayla, da er von andern getrieben, nun so vergebliche Wünsche nährete. Daher entgegnete sie ihm mit Sanftmuth, aber sann auf Mittel, und listige Anschläge, sich seiner mit Anstande zu entledigen. Sie hatte gehört, wie der Huron die Einsamkeit so sehr liebte, und als Eremit zu leben sich vorgenommen hatte. Diese Gelegenheit ergriff sie im Gespräche, lobte seinen rühmlichst gehabten Vorsatz, und versicherte, daß auch sie ihre Gedanken dahin setze, und kein eheliches Gelübde sollte diese ihr einmahl gefaßten Vorsätze verändern, denn, sie hätte schon bey sich geschworen und angelobet, gleich nach ihres Vaters Hintritt, ihre Wohnung in der Einsamkeit aufzuschlagen, und ihr Leben der gänzlichen Einsamkeit zu widmen. Sie wünschte da-

her nicht, daß Jünglinge sie mit Liebesanträgen beläſtigen möchten, da sie doch vergeblich wären.

Diese Worte zerschlugen die Freude des Huron, und er wandte sich mit Vorwürfen zum Vater, von dem er die Vollziehung der Ehe begehrte. Auch die Freunde des Huron verlangten die Beschleunigung der Heirath, wozu dennoch die Braut bis jetzt nummermehr ihre Einwilligung gegeben hatte. Diese entschloß sich vielmehr, aus dem Irrgarten der Qualen entkommen, mit Selim das freye Feld zu gewinnen, und alles Ungemach lieber mit ihm zu theilen, als an der Seite Hurons ihr Leben nach Liebe zu verseufzen.

Sie machte ihrem Jünglinge diesen Vorschlag mit grossen Freuden bekannt, und er willigte darein, sie auf ihr Begehren in der nächst folgenden Nacht davon zu führen. Dies geschah. Aber kaum hatte El Daben die Botschaft von seiner Tochter Flucht erhalten, so waren auch aller Orten schon Reisige und Bothen ausgesandt, den Aufenthalt der Flüchtlinge auszuspähen; und leider, sie wurden am Fuße eines waldigen Hügels im Dickigt des Terebinthengesträuches ergriffen, wo sie sonst schon entfernt genug, und am sichersten zu seyn vermeinten. Ob sich gleich beyde den Genuß der Liebe als Gatten noch nicht gestattet hatten, so sagte Bayla ungescheut: sie vermuthe vom Selim schwanger zu seyn — könne, würde und wolle deshalb nie eines andern Mannes Weib werden.

El Daben ergrimmte unversöhnlich; aber Huron sah gen Himmel wie die Schäfer, wenns Ungewitter wird — verließ das Haus seines vermeinten Schwiegervaters in Mißmuth, und begab sich nun gänzlich in die vorhin schon geliebte Einsamkeit, wo er seine übrige Lebenshälfte in Trauer zubrachte. Selim sollte als Jungfrauenräuber durchs Schwerdt hingerichtet werden, aber er kam diesem elenden Tode mit Gift zuvor, damit er nicht des Tödtenden wüthige Hand sehe. Dies erfuhr die geängstete Bayla, und verging fast im Schmerze. Sie hatte beschlossen, nicht länger als Selim zu leben — ihre Ehre war nun dahin, denn sie hatte sich selbst einen Mißruf gemacht — sie fand also nach ihrem Grundsatze keine andere Beruhigung, als ihrem Geliebten bald zu folgen, und, verschlang auch das schon seit einiger Zeit mit ihrem Selim getheilte Gift.

Nun

Nun war der Vater untröstlich, raufte sein graues Haar, und schrie laut bey dem Lager der unglücklichen Tochter, aber vergebens. So viel Zeit gewann sie noch vor ihrem Ende, daß sie unter Schwüren versicherte, sie sey noch eine unberührte Jungfrau; und bat, man möchte sie nach dem Tode neben Selim begraben. Neugierige Weiber fanden nach ihrem Tode ihr Bekenntniß bestätiget. — Der Vater hatte sein Wort auf dem Falle von sich gegeben, und, wollte er seine Tochter nun nicht ferner beschimpft sehen, so mußte er den Selim in seiner Grabstätte mit aufnehmen. Beyde Leichen wurden an einem Abend bestattet, in ein Grab gelegt, und mit einem Steine bedeckt. Hierauf gerieth El Daben in wüste, finstere Nachgedanken voll Traurigkeit und Reue über seine mißgelungene Härte. Er schwebte noch einige Jahre in düsterer Melancholie in seinem Hause wie ein Schatten umher, bis er endlich unter zu später Reue seinen Geist aufgab, und seine großen Güter fremden Stämmen zu Theil wurden.

Aehnliche unglückliche Schicksale hat mancher deutsche Vater auch mit seinen Töchtern, indem es ihm nicht genug ist, mit seinen Thalern zu wuchern, sondern diese Wucherbegierde sich auch bis auf die Verhandlung seiner Kinder erstrecket (*). Weiter hin werde ich ganz besonders vom Geize, als einer verabscheuungswürdigen Leidenschaft reden, und ich führe hier das Bild eines geizigen allgemeinen Characters nur um deswillen etwas weiter aus, weil ich oben angegeben, daß Wollust, Ehrbegierde und Geiz die vorzüglichsten Beherrscher der Nationen sind. Werfen wir aber einen Blick in jenes goldene Zeitalter zurück, wo die Ueppigkeit die Familien noch nicht so zer-

 rüttet

(*) Man sehe die Selbstgeständnisse und Leiden der großen Frau; oder, ihr geheimes Tagebuch. Herausgegeben von J. C. Siede Berlin, 1798. Der hier beschriebene Fall kann auch in tausend andern, und zwar geringern Familien, eintreten, wo die Töchter die Opfer der Connexionen und der Gewinnsucht sind.

rüttet hatte, daß sie mit ängstlicher Sparsamkeit der Gastfreundschaft und der Gastfreyheit entsagten — wo derjenige öffentlich beschimpft und laut verachtet wurde, der kargen Herzens sich zurück zog, wenn ein Hungriger gespeiset, ein Durstiger getränket, und ein Müder mit Ruhe erlabet werden sollte; so sehen wir, wie großmüthig, wie edel, wie uninteressirt der Mensch gegen den Menschen handelte — der Hausvater mit dem Fremdlinge, der Reiche mit dem minder Reichen — und es ward nicht gefragt: weß Standes, oder von wannen bist du? ehe und bevor der Fremdling bewirthet, gesättiget, erquickt war, und sich geruhet hatte. Es brauchte der Fremdling ehemahls im Morgenlande keine weitere Empfehlung zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menschlichen Gestalt; er bedurfte keiner andern Fürsprache, um aufgenommen zu werden, als den Gruß, der von seinen Lippen in die Hütte hinein erscholl. Der Mensch fand sogleich den Menschen. Die Natur gab es ihm durch das unverzögernde Gefühl ein, was er sich — was er seinem Bruder schuldig sey — was er selbst in ähnlichen Fällen wünschte; und zog nicht erst umher mit kahlen Höflichkeiten, die nichts sagen, oder bey denen das Herz gänzlich abwesend ist. Der unselige Unterschied, der das menschliche Geschlecht nach Nation, Vaterland, nach Ehren und Würden absondert, war damahls nicht so bekannt. Alle waren Menschen einer Erde, Geschöpfe eines Gottes — alle gleich achtungswerth. In jeder Hütte, deren emporwallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreuete, war er sicher, einen Bruder, einen Vater, eine wohlthätige Mutter anzutreffen, und es ließ sich keiner verläugnen, wenn ein Fremdling über die Schwelle des Hauses trat, wie — leider zur Schande unserer Zeiten es oft genug geschieht — aus Furcht, den Fremden erquicken zu müssen. —

Die

Die Nacht, die den Reisenden überfiel, die Einöde, welche ihn umgab, schreckten ihn nicht, denn er wähnte auf einer Erde voll Brüder zu wandern, und, wo er nur einen Menschen zu finden hoffte, da fand er auch einen Freund. Der Schatten seiner Bäume, die Kühlung seiner Quelle, die Wärme seines Heerdes, die Lagerstätte in seiner Hütte, die Speise seines Tisches, und alles was der Hausvater, was dieser sein Freund hatte, war sein; hier genoß er, hier ruhete und pflegete er sich. Wenn nun ein solcher ehemahliger Wanderer am Abend seiner Tage, nach vollendeter Pilgrimschaft, auch wieder einen eignen Herd, eine eigne Hütte und eine eigne Lagerstätte hatte; dann erzählte er oft seinen um ihn gelagerten Kindern, den Nachbarn und Freunden mit ruhiger Zufriedenheit, untermischt mit sanfter Wehmuth, von der allgemeinen Freundschaft, die seine Wallfahrt begleitet hatte; dann wurde seine Seele heiter in der frohen Rückerinnerung, und Kinder und Alte blieben des festen Vorsatzes, nie durch eklen Geiz und aus Menschenhaß, das heilige Gastrecht zu entweihen.

Der Geiz, und die mit ihm verbundenen Leidenschaften, sind häufig Schuld an den Zerrüttungen in den Familien, und daß man in unsern Zeiten nur selten eine ächte Freundschaft findet. Nicht jede weitläuftige oder engere Verbindung, die sich auf Verwandtschaft, Geschäfte — oder auf Umgang, oder gemeinschaftliche Vergnügungen und Lustbarkeiten gründet, und wobey weder innige Liebe noch Zärtlichkeit — weder Gleichsinn noch Vertraulichkeit Statt findet, ist Freundschaft! Nur zu sehr, und leider zu oft, wird dieser heilige Nahme gemißbrauchet; so daß fast immer nichts anders, als ein eigennütziger Tausch von kleinen Gefälligkeiten, von Dienstleistungen, — auch oft ein niedriges Gewerbe von gegenseitigen Vortheilen, welches nur so lange besteht, als jeder gewinn-

süchtig seine Rechnung dabey findet, mit dem so hohen Nahmen Freundschaft beleget wird. Die Welt zeigt uns diese Tugend bald im reizendsten Gewande, bald unter der Larve des Lasters. — Wir sehen sie beym unauflöslichen Bande reinster edler Seelen in ihrem göttlichen Glanze; aber auch wieder entheiliget in den gefährlichen Fallstricken der Verführer der Unschuld — und oft als Deckmantel des abscheulichsten Betruges und der schwärzesten That. Ihre Entstehung, ihre Einrichtung, Dauer und Fall, hängen nunmehr von Umständen und Zufällen ab, die unseren verdorbenen Sitten schon einen Zwang angelegt, und woher wir oft schon abgeschreckt werden, uns sogleich dieser himmlischen Tugend von ganzem Herzen überlassen zu können.

Das bloße gute Herz ist jetzt zum Glücke der Freundschaft nicht mehr hinreichend; auch nicht bloße Aehnlichkeit der Denkungsart; allein, diese beyden Eigenschaften, verbunden mit Gleichförmigkeit des Geschmacks und der Neigungen — mit gleichen sanften Gefühlen und Leidenschaften gegen einander, bey welchen keine Bestrebungen einander auf kränkende Weise entgegen laufen, und die beyderseitige Ueberzeugung des herzlichen Wohlwollens, macht jetzt die seltene wahre Freundschaft. Bloße Aehnlichkeit, bloße Gleichförmigkeit, und einerley Hang, wenn dieser nicht des andern Begierde in den Weg tritt, kann auch zwischen Thoren und Bösewichtern den Schein der Freundschaft haben, und sie auf kürzere oder längere Zeit verbinden; da oft ein Theil nur nicht brechen kann und darf, — oft es auch um des zu verlierenden Vortheils willen, nicht wagen will.

Die wahre Freundschaft, die ewige unerschöpfliche Quelle so vieler Glückseligkeiten, welche uns in allen Situationen des Lebens Ruhe und Trost geben kann, ist nicht minder das Vorrecht der Lieblinge des Glücks,

und

und es entbehren derselben am häufigsten die Personen der höchsten Stände. Aus den Herzen der Reichen wird sie oft verdrängt, so daß sie mehrmahls ihre Zuflucht zu den Wohnungen der Menschen vom Mittelstande nimmt, und sich dort zur Milderung mancher Leiden mit Segen verbreitet. Menschen von mittlern Ständen halten sich näher zusammen, sie fühlen ihre natürliche Gleichheit jezt mehr, und durchkreuzen einander in ihren Absichten und Unternehmungen weniger und seltner, — sie sind weniger zerstreut, und verlieren einander nicht so oft, unter der Menge fremder Gegenstände, aus dem Gesichte, so, daß des Freundes nicht gedacht wird, wenns auf Vortheil oder Schaden geht, als es bey denen geht, die von Wollust, Ehrsucht und Geiz nur bloß geleitet werden, nach höheren Dingen zu streben — in denen folglich eine immerwährende Ungenügsamkeit lebet. Ich sage nicht hiermit, daß dieser Fall auch nicht im Mittelstande Statt finden sollte — nein! Wir sind alle Menschen, und man kann auch in diesem die allerverruchtesten finden; — allein wären sie auch, so ist ihnen die Gewalt schon von selbst aus den Händen gewunden, um nicht so viel schaden zu können, als ein anderer, bey dem diese Leidenschaften mit Macht ausbrechen, und der Gewalt in Händen hat.

Oft ist der gutmüthigste Regent unschuldig, wenn sein Herz keine wahre Freundschaft kennt! Dieses muß jeder eingestehen, der nur einigermaßen die Welt, die Menschen und das Verhältniß der Höfe gegen die Unterthanen kennet. Es ist unmöglich, daß die Fürstenkinder in solchen Kreisen von Mitgesellschaftern, als es bey uns geschieht, erzogen werden können, und, wenn ihnen auch die allerbesten Begriffe und Lehren beygebracht werden, so giebts in einem Staate doch tausend, und mehrere Wollüstlinge, Ehrsüchtige, Geizige, und Gott weiß, was sonst noch für lasterhafte

Unterthanen, die den Fürstenkindern stets auf dem Fuße nachschleichen, sie wie ein Schatten verfolgen, alle mögliche Gestalten annehmen, auf die kriechendste und niedrigste Art schmeicheln, und sich ergeben, treu dienstfertig auf alle Art, und anhänglich zeigen. Sie erhaschen hin und wieder Belohnungen an Ehre, an Schätzen, oder am gemächlichern Leben überhaupt; und dieses wars gerade, wornach sie rangen; — aber der Fürstensohn, oder die Fürstentochter, wußten nicht, daß solches Ungeziefer sie nur um deswillen verfolgte, um Vortheile zu ziehen — sie belohneten und ertheilten Gnade, wo Handlungen einen guten Schein hatten — sie erwarben Dank und noch mehr Schmeicheley, aber keine Herzen voll Freundschaft von diesen Verfolgern. — Diese wurden stolzer, herrschsüchtiger, geiziger, neidischer auf ihre Nebenmenschen, und suchten unterdeß nur ihre eigne Größe und einzig das Glück ihrer Familie, Freunde oder Mitverbündeten zu befördern, indeß ihrentwegen der ganze Staat zu Grunde gehen kann.

Der Regent befindet sich in einer ganz andern Lage, in einem andern Wirkungskreise, und andern Verhältnisse gegen uns, als wir uns gegen ihn befinden. Von vielen tausend Unterthanen sind alle Augen auf ihn gerichtet. Oeffentliche Blätter, öffentliche Einrichtungen, Verordnungen, Anstalten und Verfügungen in seinem Staate, machen ihn allen Unterthanen bekannt; nun liebt ihn jedes Individuum mit solcher Anhänglichkeit, welche man Freundschaft nennen könnte, und einzeln wird solches durch Lobschriften und viele andere Dinge an den Tag gelegt. — Der Monarch kennet aber die Einzelnen nicht alle, und es ist auch unmöglich, wenn er auch sein Volk zärtlich liebt, daß sein Herz sich für so viel Tausende einzeln bestimmen kann. Hierzu kommt noch, daß der Regent die Unterthanen von einer ganz andern Seite kennen lernt,

als sie sich untereinander zum Theil kennen. Alles lobt ihn ins Gesicht, und alles will von ihm etwas haben — ja, die allergrößeste Kleinigkeit soll belohnt werden — und man läßt sehr oft mißlich den Kopf hängen, wenn auch auf die allerabsurdeste Supplik ein Abschlag erfolgt. —

Hieraus, und weil ein Kron: oder Erbprinz nicht allein aus den Staatswissenschaften, sondern von Jugend auf durch eigne Bemerkung lernt, daß fast das mehreste Andrängen des Volks an die Person des Regenten, aus einer gewissen Art Wollust, aus Ehrsucht oder Geiz, und nicht aus wahrer warmer Freundschaft geschieht, als die geringern Stände unter und gegen einander haben können, und daß er fast jede Tugend in seinem Staate, und an seinen Unterthanen bezahlen muß; — so läßt sichs leicht denken, daß nach der Verschiedenheit der menschlichen Charactere und Begriffe, es auch Regenten geben könne, die die Tugenden Freundschaft und reine Liebe nur dem Nahmen nach kennen, die belohnen, wo nach den allgemeinen Regeln der Staatskunst belohnet werden muß, um nur keine Mißmüthige zu erzeugen; — und träfe es auch oft die Allerverhaßtesten im Staate, und erregte dieses auch noch so viel Murren; so ist der Regent häufig in der Rücksicht dennoch unschuldig, weil er den, der sich näher an ihn drängte, und sich auf gewisse Art hervor that, da er auch nur Mensch ist, von einer ganz andern Seite betrachten mußte, als man ihn im Volke kennet.

Da es aber an den Höfen manches Mahl auch nicht an Verläumdern fehlet, die sich auf den Ruinen des Glücks anderer wieder einen festen Grund zu erbauen suchen, so ists auch ganz natürlich, daß der Regent, aus so manchen Erfahrungen schon überzeugt, nicht die erste Anschwärzung, wenn er nicht selbst die Bosheit des Unterthanen sieht, glauben kann, eben

so

so wenig als ein Unterthan verlangen kann, wenn er auch wirklich hier und da Noth leidet, daß der Regent sein Bitten sogleich erhören soll, da ein jeder immer sein Anliegen als das Allerdringendste vorstellet. Treten nun solche Fälle wirklich ein, dann murret das unbeständige Volk; sind im Gegentheil aber diejenigen, welche Gnadenbezeigungen erhalten haben, nur zu einer gewissen Art von Dankbarkeit gestimmt, so erschallen von dieser Seite wieder Loblieder. Daher dünkt mich, haben wir im Deutschen keine passenderen Ausdrücke, die das Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen ausdrucken, als: Landesvater und Landeskind. — —

(Ich rede hier nicht im Allgemeinen, folglich noch viel weniger von einem überall geliebten Könige, der nicht geschmeichelt zu werden braucht, und dem es gewiß darum nicht zu thun ist, so viele, oft ganz gedankenlose Hymnen nur von seinem Volke zu erhalten — der als König und Menschenfreund sich bestrebt zu regieren, und diesen schweren, äußerst schweren Stand gerade mit solcher Mannheit antritt, wie er angetreten werden muß — der da weiß, wie das Volk ist, daß man zur rechten Zeit den Zügel etwas nachläßt — dann aber auch wieder verkürzt, wenns Noth thut — der seine Kräfte, seine Ruhe und sein Leben dem Wohl des Staats aufopfert. — Ein solcher Monarch kann nichts weiter als lächeln, beym Lobe und beym Tadel kleiner Geister, deren Horizont so eng und klein ist, daß sie nur bloß von der Erlassung oder Erhöhung einer Taxe — von ausgetheilten milden Gaben, und von Milderung einiger in ihrer Nähe obgewalteten Beschwernisse zu urtheilen vermögen — die über Gewalt schreyen, wenn ein Zweig des verderblichen Luxus beschnitten wird — hingegen ein Vivat rufen, so oft sie wahrnehmen, daß eine neue Einrichtung ihnen zu Nutzen kommen kann. —

Lobenswerth ists, wenn das Volk solche Milde erkennet! Aber noch lobenswerther, und eine Tugend würde es seyn, wenn ein solches Volk einen solchen Regenten, statt der abgeschmackten Hymnen mit völligem Gehorsam, worin der größeste Dank für einen Regenten besteht, und mit unermüdeter Thätigkeit im Bestreben das allgemeine Wohl zu befördern, dankte, und nicht hoffte, daß der Monarch für alle diese Schmeicheleyen, allgemeine Staatsangelegenheiten aus den Augen setzen, und hingegen einzelne Mitglieder dafür besonders glücklich machen werde.)

Unter den Eigenschaften, oder vielmehr vielen Tugenden, aus welchen die Freundschaft besteht, ist vorzüglich die Treue eine der ersten; und diese, wenn sie die wahre redliche ist, kann nicht mit dem niedrigen Geize, der verachtungswürdigen Ehrsucht, und der ausschweifenden Wollust bestehen. Leztere drey lasterhafte Leidenschaften, wenn sie hin und wieder auch eine rühmliche That in der Welt entstehen lassen, sind auf der andern Seite auch fast an allem Unglücke der Staaten Schuld. Hierüber wird im Artikel Revolution weiter geredet werden.

Aber das Genie der Menschen ist vorzüglich mit eine Hauptquelle der Verschiedenheit derselben, ihres Glücks und ihres Unglücks, weil es sich mit zu den Temperamenten zu mischen pflegt, und nur dann zuweilen auf eine Zeitlang getödtet zu seyn scheint, wenn die Ausbrüche der Leidenschaften den ganzen Menschen bestürmen. Die Natur ist in Austheilung mancher ihrer Gaben so sparsam, daß sie nur selten einem alle Seelenkräfte, das Gedächtniß, die Beurtheilungskraft, den Witz und die Einbildungskraft in gleichem Grade mittheilt. Sie beobachtet aber auch eine so kluge Eintheilung, daß sie keinem eine von gedachten Fähigkeiten ganz allein, ohne Zusatz von den übrigen, giebt, weil ein Mensch auf diesen Fall ganz unbrauch-

brauchbar seyn würde. Sie schenkt vielmehr einem jeden von allem etwas, und macht nur in Ansehung der größern und geringern Dosis einen Unterschied. Dem giebt sie vorzüglich Witz, dem mehr Gedächtniß, dem eine schärfere Beurtheilungskraft, dem eine starke Einbildungskraft, und von den Uebrigen bald mehr, bald weniger. Die geringste Veränderung macht schon einen andern Menschen, und sie bringt dadurch eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Genies zusammen, besonders, wenn die verschiedene Mischung des Temperamentes mit hinzukommt.

Ich habe vorhin, S. 34, diese künstliche Wirkung der Natur, schon mit Mischungen der Farben verglichen. Man denke sich hier also statt der Farben die Seelenkräfte, und Temperamente, so wird man sich vorstellen können, wie die Natur durch die Zusammensetzung derselben so viele besondere Charactere herausbringen könne. Man gebe z. B. einem Manne viel Gedächtniß, eine unmerkliche Kleinigkeit von den übrigen Fähigkeiten, und dabey ein ehrgeiziges Temperament; so wird dieser, falls er studiert hat, ein handfester Gelehrter werden, welcher auch allenfalls Folianten schreibt. Man setze noch etwas Witz hinzu, so wird er in dieser Verfassung schon mehr ins Lächerliche fallen. Man gebe ihm hierbey noch eine starke Einbildungskraft, so wird er unerträglich seyn. Setzt man zu dieser Mischung nur einen kleinen Theil Beurtheilungskraft, so wird dieser Unerträgliche ein sehr brauchbarer Mann, und wird, nach dem Maße, wie er etwas mehr davon erhält, immer mehr verdienen, ein großer Geist genannt zu werden. Dieses kann man auf verschiedene Art umkehren, doch wird man die mehreste Zeit finden, daß der geringste Fehler in der Mischung aus dem großen Geiste einen Thoren, oder Unsinnigen würde gemacht haben. Welch eine Demüthigung für die, welche auf ihr Genie stolz sind!

So

So wie das rechte Ebenmaß der Theile gegen einander, die Schönheit des Körpers ausmacht, so bildet auch das richtige Verhältniß einer Fähigkeit zur andern, die Schönheit des Geistes.

Der Witz macht verächtlich, wenn er nicht mit der gehörigen Stärke der Beurtheilung verbunden ist, ohne welche er lauter unreife Früchte hervorbringt. Beurtheilungskraft ohne einen kleinen Vorrath von Witz, zeigt einen Grillenfänger, welcher sich stets mit abstracten Dingen quält, die weder ihm noch andern nützen. Ein Mensch von feuriger Einbildungskraft wird, wenn ihm das Vermögen zu beurtheilen fehlt, ein Phantast seyn, welcher lauter abentheuerliche Einfälle ausheckt. Ich führe nur diese Beyspiele von fehlerhaften Zusammensetzungen an, weil bey solchen der Unterschied am merklichsten ist. Die Natur bringt hingegen durch diese Mischung auch die vortrefflichsten Genies heraus, so oft sie einigen Grad der Beurtheilung hinzu setzt, den mehresten Leuten giebt sie dasjenige, was man sensum communem nennt, und nur wenigen Lieblingen theilt sie alle ihre Reichthümer in gleicher Stärke mit. Welch ein Genie! bey welchem ein lebhafter Witz, eben so viel Beurtheilungskraft, beynahe so viel Gedächtniß, eine gleiche Einbildungskraft, anzutreffen sind. Dieses ist dasjenige, was die Franzosen einen Esprit superieur nennen, und welches ich nicht anders, als durch einen großen Geist zu übersetzen weiß. Dieses ist zu allen Sachen geschickt, und dem, der es besitzt, glückt alles, was er nur mit einiger Aufmerksamkeit treibt. Newton gehörte unstreitig zu dieser Zahl, und Voltaire glaubte daher, daß er, wenn er sich auf die Dichtkunst gelegt hätte, eben so geschickt gewesen seyn würde, eine Iliade zu schreiben, als Homer, und daß dieser ebenfalls ein großer Philosoph geworden seyn würde, wenn er die Weltweisheit zum Gegenstande seiner Bemühungen gewählt hätte.

Welch ein glücklicher Mensch, sollte man denken, welcher so viele Kräfte des Verstandes in einem so hohen Grade besitzt! Die Beurtheilungskraft wird ihm zur Führerinn dienen, der Witz wird ihn belustigen und bey andern beliebt machen, das Gedächtniß wird es ihm an lehrreichen Beyspielen, welche er sich zu Mustern wählen kann, nicht fehlen lassen. — — Dies ist wahr, allein ich glaube doch nicht, daß der, dem weniger gegeben ist, eben Ursache habe, die Natur einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen. Mit dem größten Geiste sind nicht selten auch die größten Fehler verbunden, und die Glückseligkeit steht mit dem Verstande mehrentheils in einem entgegen gesetzten Verhältnisse. Geht man die Geschichte durch, so wird man finden, daß die unglücklichsten Leute größtentheils große Genies gewesen sind, welche ihr Leben zwar unberühmt, aber doch vermuthlich ruhiger würden zugebracht haben, wenn die Natur sich etwas karger gegen sie gezeigt hätte.

Bey solchen Vorfällen kommen aber gewöhnlich als Hauptursachen, Temperament, Neigungen und Lieblingsleidenschaften mit ins Spiel, die der Unglückliche nicht zu bezähmen lernte, oder denen er sich muthwillig ganz überließ, und es wird oft der Zuschnitt zu solchem Unglücke schon in den Jugend- oder Jünglingsjahren gemacht. Ein solches Schicksal verfolgt häufig einen jungen Wüstling, der flüchtig und unbedachtsam war, — der prächtig lebte, wie ein Asiate — der allenthalben liebte, und das Glück hatte, wieder geliebt und immer gesucht zu werden — zu dem das gewöhnliche Heer der Schlucker und Schmeichler sich drängte, um sich den trocknen Schlund und verschrumpften Magen feuchten und erlaben zu lassen — dem aber die lose Fortuna bald darauf den Rücken zukehrte — auf den sie selbst eifersüchtig wurde, und nicht länger ansehen konnte, daß er froh war — der

also seine hochgespannten Saiten herabstimmen, und die Tage der Freude in ein düsteres Wehe wandeln mußte. Dieß ist aber noch nicht alles. Wenn solcher nun diese Schläge des Schicksals, die er sich selbst zugezogen, noch mit Geduld in der Stille tragen könnte; — es ist aber dem menschlichen Herzen das fürchterlichste, wenn dann die vorherigen Unglückspropheten nun hämisch lächelnd und kalten Herzens vorübergehen — und ein frommer heiliger Sünder mit stolzer pharisäischer Miene ein Kreuz macht, Gott laut dankt, daß er sammt den Seinigen nicht so ist, wie jener, und schadenfroh hinzu setzt: ein solches Ende ist ihm recht! — — Dies schlägt den Geist völlig nieder, und es gehöret fast übermenschliche Stärke dazu, sich dann wieder aufzuraffen, mit dem Unglücke klüglich zu kämpfen, und bey wirklicher Aenderung seines Characters, den Schaden wieder gut zu machen.

So geht es aber nicht allein dem männlichen Geschlechte, sondern auch den Töchtern Evens auf dieser sublunarischen Kugel voll Unbeständigkeit. Manches junge Mädchen wird unter und zur Freude geboren, so wie die Frühlingsrose in einem Garten hervorgeht, und es fehlt an Bewunderern und Anbetern nicht. — Aber diese aufblühende Schönheit siehet bey all ihrem Seelenreize und den körperlichen Vorzügen nicht die am Horizont aufquellenden Wetterthürme, die der dereinmahligen Ruhe den Untergang drohen. Sie schlürfte ihre jugendlichen Freuden ohne Arges, war fröhlich im Genusse, und legte sich am Abend, nur zur Erholung, zur Munterkeit, zum Wiedergenusse. — Aber, selten ist eine Rose ohne Dornen, es möchte denn dergleichen für Gefühllose geben. Der in ihren Character gemischte Leichtsinn, lud so manchen sanguinischen Jüngling ein, wie der Duft der Blume die Schmetterlinge, und in ihrer Sphäre brachen hundert Liebesritter die Lanzen, um ihren Dank zu erringen;

ihre Redlichkeit aber erkor nur einen unter allen. Er errang das Ziel, und sie krönte seine unbegränzten Wünsche mit heißer Gegenliebe. So lange, als sie so unvorsichtig — oder speculativisch handelte, jedem gleich viele Hoffnung zu machen — eben so lange lebte sie auch in Freude, aber bey dem Schritte der festen Bestimmung wurde auch der Neid, welcher schon lange im Hinterhalte lauschte, rege; Cabale und Unglück rückten allgemach über die Häupter der Sorglosen zusammen. — Weit entfernt geglaubte Bosheit, teuflische List und die immer falsche Gleißnerey stiftete Unmuth und Zweifel in der Liebenden Herz, und der Bruch der Freundschaft, der Liebe und des Bundes, reifte schnell, wie eine schädliche Giftfrucht. Nun zieht das unglückliche Mädchen sich in sich selbst zurück, und vergräbt ihr Freudenauge unter der schweren Last des Kummers. Nun halten es die alten ehemahligen Buhlerinnen, welche schon längst gern zugefahren wären — und welche nur durch verschmitzte Schliche sich an einen kurzsichtigen Mann verheirathet, für schickliche Zeit, mit ihren Giftschwertern einzuhauen — so wie auch die frommen Betschwestern, welche ehemahls jedem Wüstling für Bezahlung oder Schmeicheley dienten; — zu ihnen gesellen sich die falschen neugierigen Mütterchen, die vorher das Glück der jungen schönen Unbesonnenen von ganzem Herzen beneideten, da ihr Töchterlein, ihre Base oder Schnur, von irgend einem Jünglinge, der dies Mädchen suchte, zurückgesetzt — und von diesem Mädchen übertroffen wurde. — Mit frostiger Freundschaft nahen sie sich der Unglücklichen dann, und flüstern ihr schadenfroh zu: „Kind, hättest du gehört! „Wärst du vorsichtig gewesen, — hättest du alles vor„her genau überlegt, wie mein Jettchen, oder wie die „Muhme N. — so wärst du nun auch nicht so un„glücklich.“ — Nun wird eine Predigt über alle Predigten

digten gehalten, und am Ende mit redseliger Zunge und Achselzucken das abgedroschne Sprüchlein hinzugefüget: „Aber, so gehts; wer gern tanzt, dem ist „bald gepfiffen!“ — —

Diese Unglückspriesterinnen, deren es noch in unsern Tagen unzählige giebt, sind noch weit grausamer und schrecklicher für so ein armes Mädchen, wie für eine bedauernswürdige Hexe, in jenen düstern Zeiten, Mönche und Priester, die auf den armen Teufel eifersüchtig waren, weil er ihrer Meinung nach gegen alte Weiber galant seyn sollte. Wann sie nun eine sogenannte Hexe mit ihrer Eifersucht genug gequält — wann sie ihre Wunden, nach damahliger Sprache der Blut- und Wundentheologie, recht aufgerissen hatten; so hielten sie es amtsmäßig doch für Pflicht, den Balsam des Evangeliums wieder hinein zu gießen — er sey denn auch so kraftlos und abgeschmackt, wie er wolle. — Jene aber stimmen einen Lobgesang an, wenn sie das arme Geschöpf gänzlich zertreten, und so muthlos gemacht haben, daß die Ihrigen nie zu befürchten haben: sie werde je wieder mit ihnen auf die Wage gestellet werden.

Die mancherley Kräfte des Verstandes eines Menschen mit einem sonst gutmüthigen sanften Character verbunden, scheitern auch oft in Hinsicht ihrer Freude, Ruhe und Glück auf andere Art, besonders, wenn nur einiger Ehrgeiz mit den Neigungen vermischt ist. Was ist im gemeinen Leben wohl häufiger, als daß man unvermuthet einen Vetter — eine Tante, eine Cousine und dergleichen auch an fremden Orten antrifft, wenn man sich auch nur in scheinbaren glücklichen Umständen befindet. Weiß man auch nicht, woher die Freundschaft kommt, und man kann sich selbst auch keine Verwandtschaft erklären, so geben sie den Glauben in die Hand — sie zählens an den Fingern her, und wissen sich zum Theil noch sogar zu besinnen,

was ehemahls auf den Hochzeiten vorgefallen, wo diese oder jene noch zugegen gewesen seyn sollten. Ein gewisses Etwas rührt sich in dem Menschen dann oft, und er hört mit Vergnügen die Anekdoten von seinen Vorfahren. Die andrängende Verwandtschaft merkt sich solches als eine schwache Seite des Vetters — man sucht sich noch dazu ihm auf alle mögliche Weise gefällig zu machen, man ist zuvorkommend, wo der glückliche Vetter nur hinblickt, und, ein einziger Mangel an der Zusammensetzung seiner Seelen- und Temperamentseigenschaften macht nun, daß er in sein Glück sich nicht zu finden weiß, — daß er auf eine gewisse Art Stolz wird. Noch nothzüchtigen die lieben andrängenden Verwandten seinen Ehrgeiz, unter welchen es vorzüglich zweyerley Arten giebt, davon die erste Hülfe, Unterstützung, ein besseres Fortkommen oder sonstige Vortheile haben will, und die andere, wenn sie dergleichen nicht geradehin sucht, schon ziemlich zufrieden ist, wenn der Glanz des glücklichen, reichen oder großen Vetters, nur ein Strählchen mit auf sie herab wirft. — Seine Wohnung wird belagert, wie der ehemahlige Teich zu Bethesda, und man rühmet sich in der Verwandtschaft, nicht des Glückes — sondern der hohen Eigenschaften des erhabenen Vetters.

Eben dieses Heer von Verwandten weicht zurück, sobald der Glanz des Vetters auf irgend eine Art verdunkelt wird; aber auch eben dieser Vetter kann der würdigste, der bravste und unbescholtenste Mann seyn, nur erlaubt es sein Vermögen nicht, in Purpur einher zu gehen — seine wahren Verdienste glänzen nur nicht überall, vielleicht, weil er nicht ruhmsüchtig genug war, sich selbst auszuposaunen, oder ausposaunen zu lassen, — oder er wurde von Neidern immerher unterdrückt, und es fehlte ihm an Muth, mit ihnen in öffentliche Fehde zu treten — einen solchen Vetter halten sie der Nachjagd nicht werth, denn er ist nur arm und ehrlich —

man hütet sich vor ihm, weil er vielleicht Hülfe oder Beystand suchen möchte — sie hingegen ihn zu ihrem Zwecke auch nicht gebrauchen können, da dergleichen Ueberlauf nur ihre gemächliche Ruhe stören würde. Begegnet er ihnen, so sucht man ihm aus dem Wege zu kommen, oder man wirft ihm ein kahles Compliment an den Hals, sieht nach der Uhr, und hat keine Zeit länger. — Geschieht Nachfrage, wer der Mann war, mit dem man redete, so zuckt man die Achseln, und sagt allenfalls: Der will auch noch mit mir verwandt seyn — — u. s. w.

In diesen vorliegenden Fällen wirds nicht schwer fallen, die großen Geister von den kleinen, und die vortrefflichen Temperamente mit genugsamer Beurtheilungskraft von denen, die nicht so glücklich gemischt sind, zu unterscheiden; denn mancher trägt sein Schicksal, ohne es zu fühlen, und wieder andere fühlen sich sogleich unglücklich.

Aber, wie weise handelt die Natur in dieser Austheilung ihrer Gaben! Bey den mehresten Verrichtungen würden große Fähigkeiten mehr schädlich als nützlich seyn, und daher ist der Gemeinsinn (sens. communis), welcher viele Aehnlichkeit mit dem Instincte der Thiere zu haben scheint, ihr gewöhnlichstes Geschenk. Die übrigen Handlungen, zu welchen mehrere Kräfte des Geistes erfordert werden, verlangen auch lauter besondere Genies, und deßhalb bringt sie eine große Mannigfaltigkeit derselben hervor. Durch diese Verschiedenheit verschafft sie uns Rechtsgelehrte, Philosophen, Dichter, Mahler, Bildhauer, Redner, und viele andere, welche wir entweder gar nicht, oder nicht so gut haben würden, wenn alle Genies nach einer Form gemacht wären. Doch diese Mannigfaltigkeit ist ihr noch nicht hinreichend gewesen, und sie hat selbige daher durch die Verknüpfung mit verschiedenen Temperamenten noch ansehnlich vermehrt.

Eine jede Seelenkraft äußert sich daher nach dem Unterschiede derselben auf verschiedene Art, so wie, um das Gleichniß von den Farben beyzubehalten, eine jede von gleicher Mischung, auf einem dunklern oder hellern Grunde aufgetragen, anders ins Auge fällt. Wird z. B. ein großer Geist mit einem zum Ehrgeize oder Vergnügen geneigten Temperamente verbunden, so macht dieses mehrentheils einen vortrefflichen Mann; — kommt er zu einem phlegmatischen Körper, so geht es dem Genie, wie dem auf einem Felsen gesäeten Weitzen, es kann nicht Wurzel schlagen, es vertrocknet, ehe es aufwächst; — erhält ihn ein zum Geize geneigter, so kommt mehrentheils ein Böswicht — ein Cartouche, Käsebier, oder anderer, der seine Sache entweder mehr mit Gewalt in einem Staate — oder auch durch Schliche treibt, heraus. Denn, daß vieler Menschen Geldbegierde nicht immer einem Staate so großen Schaden zufüget, rühret bloß daher, daß die Geldgierigen gemeiniglich nur von sehr mittelmäßigen Verstandeskräften sind, woher sie sich auch selten bis zu der Lage emporschwingen können, in welcher sie allenfalls allgemeinen Druck und Gewalt ausüben können.

Nimmt man zur fernern Erläuterung der Verschiedenheit der menschlichen Charactere den Witz zum Beyspiel, so wird man finden, daß er einen geschickt macht, mit seinen Gesprächen ganze Gesellschaften aufzumuntern, wenn er aber diesen Vortrag schriftlich geben sollte, so würde er auch wieder von allem Witze verlassen seyn. Ein anderer, welcher vor seinem Schreibtische die besten Gedanken zu Papier bringt, ist vielleicht nicht im Stande viele Worte in Gesellschaft zu machen. Dieses lehret die Erfahrung, und man kann so wenig den laut witzelnden in Gesellschaft sogleich für einen klugen Kopf, als den andern, welcher nicht spricht, für einen Dummkopf halten. Wenn nun diese Erscheinung auch nicht immer Tempera-

perament ist, so kann sie auch Erziehung seyn (*). Es äußert sich auch die Art des Witzes äußerst verschieden, selbst bey denen, welche ihn zu Papier bringen. Der schreibt z. B. besser in Prosa — der besser in Versen, aber dennoch gerathen ihm nicht alle Arten der Poesie. Ein sanguinischer Dichter wird den Wein, oder sein Mädchen besingen, wird sein verliebtes Feuer mit lebenden Farben mahlen, und von Blumen, Bächen, Lauben, Hainen, der Nachtigall und mehreren Dingen in Bezug auf die zärtliche Liebe, reden. Eben der Witz, wenn er mit einer melancholischen Denkungsart verbunden ist, wird die erhabensten Klagen in ernsthaften Nachtgedanken hervorbringen, die Thorheiten der Welt in beißenden Satyren, oder spitzfindigen Sinngedichten bestrafen. Hätte ein Cholericus einen gleichen Grad des Witzes, so würde er am liebsten Krieg und Schlachten besungen, und einen Helden verewigen wollen. Ob aber die Phlegmatiker und Bäotiker wirkliche Dichter seyn können? lasse ich dahin gestellt seyn. Daß man ihnen aber, wenn sie die Kunst Verse zu machen, auch bis zu einem gewissen Grade der grammatischen Richtigkeit gelernt haben, schon den Nahmen Dichter beylegen sollte, werden sie gewiß selbst nicht verlangen, weil es zwischen einem Dichter und einem Versemacher doch noch immer einen großen Unterschied giebt; wie kann ein Hochedelgeborner verlangen, daß ich ihn Hochgeboren nenne? — — Wenn auch gleich die Titelsucht jetzt bis aufs höchste gestiegen, so wäre solches doch etwas zu viel gefordert.

Ein Dichter wird, ob er gleich in einer Art der Poesie vielen Beyfall erworben hat, wenn er offenher-



(*) Eine Anmerkung über die Berlinische Privaterziehung, befindet sich in den Jahrbüchern der Preußischen Monarchie, May, 1798, S 30.

zig gegen sich selbst handelt, es sehr wohl empfinden, daß er deßhalb zu manchen andern Arten von Wißesarbeiten nicht eben so geschickt sey, und sich daher, wenn er den erhaltenen Ruhm nicht verlieren will, nicht an alles wagen darf. Eben so geht es in allen übrigen Sachen, und es ist daher ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß ein Mann, welcher in einer Art der Geschäfte große Dienste geleistet hat, auch zu allen andern gebraucht werden könne — eben so wie man auch umgekehrt gewiß unrichtig schließet, wenn man behaupten will, daß derjenige, welcher bey einer gewissen Verrichtung schlechte Ehre eingeleget, zu gar nichts taugen solle (*). —

Der

(*) In den Berliner Zeitungen, vom 10ten May dieses Jahres, befindet sich, unter der Aufschrift: Dresden, am 1sten May, eine Anekdote, die von einem feinen und beißenden Witze eines Gefangenen zeugt. Sie lautet wörtlich so: Ein hiesiger Baugefangener, Nahmens Koch, fand vor Kurzem auf dem Markte ein Päckchen Kassenbillets, und machte dies bekannt. Darauf meldete sich ein Bauer als Eigenthümer des gefundenen Papiergeldes, und der Finder stellte es ihm ohne Umstände zurück. Eine Dame, welche sahe, daß der Bauer sich nur kalt bedankte, und fort ging, erinnerte denselben, daß er doch dem Gefangenen eine Ergetzlichkeit für seine Redlichkeit machen solle. Er verehrte ihm hierauf einen Sechser. „Behalt er seine „sechs Pfennige, sagte hierauf der Gefangene, aber glaub er „nur nicht, daß alle die, welche in Eisen geschmiedet sind, „Spitzbuben sind.“ — — Der Bauer ging fort. Die Dame, eine Gräfinn Stollberg — beschenkte den Gefangenen, und hat sich auch für seine Freylassung edelmüthig verwandt, welche ehestens erfolgen soll.

Diese witzigen Worte, (denn sehr wahrscheinlich sind sie auch mit dem hierzu gehörigen Ausdrucke, der sie von einer nur gewöhnlichen Sentenz im eigentlichsten Verstande unterscheidet, begleitet worden,) würden gewiß auf der Zunge des Gefangenen erstickt seyn, wenn nicht das biedere menschenfreundliche Betragen ihm in dem Augenblicke Kräfte und Muth gegeben hätte; er fühlte in diesem Augenblicke als Mensch seinen, dem Charakter des gefühllosen Bauern überwiegenden Werth, vielleicht stärker, als je in den sechs harten Jahren, welche er bereits der Desertion wegen als Gefangener büßete; und da ists unwahrscheinlich, daß dieser Stich, den

sein

Der Schriftsteller, welche ihren Witz in Prosa vortragen, giebt es noch mehrere, und manches Mahl erkennet man aus ihren Geistes-Producten auch sogleich ihr Temperament; besonders möchte dieses bey unserer jetzigen glücklichen Verfassung im Preußischen Staate, wo wir nicht gezwungen sind, das zu verhehlen, was Natur und gesunde Vernunft unserm Herzen und Gehirn eingiebt, der Fall seyn. Wenn auswärtige Journale mit unserer jetzigen Denk- und Preßfreyheit nicht so ganz zufrieden seyn möchten, so ist zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter an denselben die Sache nicht so schädlich ansehen, als sie in Gegenden, wo selbst der Geist noch immer gebunden werden soll, den Schein haben möchte. Hält man nicht in solchen Gegeuden, wo Weiber und Mädchen sich den Busen nach Landesgebrauch verpallisadiren, diejenigen Weiber in andern Ländern für eitel, ja sogar für Buhlerinnen, welche mit offenem Busen gehen? — — Oder — sind das nur allein Freudegeberinnen, die jetzt mit langen herunterhängenden Haaren gehen? — — können nicht alle Arten gleich gut, gleich schlecht, gleich gefährlich und gleich niederträchtig seyn? — Ein Staat mag gewinnen, was er will, so gewinnt er doch noch nicht alles, sondern er verliert allemahl, wenn er mit Gewalt Natur und Temperament des Volkes unterdrücken will — wohl aber gewinnet er in mancher Hinsicht viel, wenn der Unterthan, der da glaubt, einen innern Drang zu haben, auch etwas zur Verbesserung sagen zu müssen, die Freyheit hat, frey zu denken und zu reden, allenfalls, merkliche Fehler zu rügen, und darauf Vorschläge zu thun, welches bis jetzt aber der Fall noch nicht ist. Wäre er aber, und es geschähe solches mit gehöriger



sein Witz dem Herzen des Bauern zugedacht hatte, bloß eine kalte Moral seyn sollte. — —

Bescheidenheit, so fragt sichs doch noch immer, ob auch nicht hin und wieder etwas Gutes daraus genommen werden könnte, wenn es aus gutem Herzen und aufgeklärtem Kopfe käme? — befände sich aber ein Bösewicht, oder auch nur ein in Bosheit irrender, unter den treuen, an den König und Vaterland hängenden Brandenburgern, der von dem jetzigen Tollsinne fremder Länder inficirt seyn möchte, so würde der gewiß, schon selbst von den übrigen Unterthanen als Aussätziger behandelt werden, damit seine Seuche nicht auch andere ergreife. Eine weise Regierung läßt manchem das Vergnügen, und er ist froh, seine Waare angebracht zu haben, die ihm schwer auf dem Herzen lag. Hat er sie nun einmahl angebracht, so geht sie auch schon der Vergessenheit, wie ein Todter zur Verwesung, über, und schadet gewiß nicht, sey auch wirklich ein Giftkörnchen dabey. Der Verfasser selbst fühlt sich gewiß manches Mahl leichter, wenn er so eine Idee losgeworden ist, als mancher nach einem heilsamen Vomitiv. Würde aber eine Regierung solche Leute zwingen, alles das, was gern fort will, bey sich zu behalten, so würde dieses in ihnen mancherley Unordnungen, so wie die Krankheitsmaterie in einem Körper erregen; — wo sie gehen und stehen, sind solche Ideen bey ihnen, sie sammeln immer mehr Gift, stecken selbst in Gesellschaften auch andere damit an, und suchen ihre Systeme nicht allein zu erweitern, sondern auch Anhänger desselben. — Dies alles fällt weg, so bald die Sache gedruckt, gelesen und vergessen ist, und der Verfasser in dem Kinde seiner Laune nur sein zweytes Ich siehet.

Ein gewisser Herr F. sagt daher in einem Briefe (*): „Es giebt eine gewisse Sorte von Schriftstellern, die sich „in

(*) Aus einem Briefe, die Gräfinn von Lichtenau betreffend. Jahrbücher der Preußischen Monarchie, May, 1798. S. 109, fgg.

„in ihrer jämmerlichen Geringfügigkeit für die Repräsen-
„tanten dieser gesammten Klasse halten. Diese glauben
„sich verpflichtet, von der so eben aufleuchtenden Preßfrey-
„heit Gebrauch machen zu müssen, und thaten es denn,
„so gut sie konnten. Was keinen Werth in sich trägt,
„begiebt sich mit Recht unter den Schutz der Neuheit,
„der aber auch nicht lange schützt. Man nahm die Din-
„ge begierig zur Hand, und legte sie unwillig weg, weil
„man nur — ennuyirt war, — und vergaß sie, u. s. w.“
Mich dünkt, man kann die Sache unter jenem ökono-
mischen Bilde sehr füglich vorstellen, wo ein weiser
und kluger Haushalter, wenn er zu viel Ueberlast von
den Kornwürmern auf seinen Kornböden hat, ohne
Schaden und Gefahr alle seine Hühner auf den Korn-
boden jaget; — in dem ersten Augenblicke greifen sie
zu, und füllen allesammt mit Ungestüm ihre Kröpfe
von dem Korne. Sobald diese aber voll sind, müssen
sie doch theils aus langer Weile, theils aber auch um
den Appetit zu stillen, etwas zu thun haben. Sie
werden nun erst die Kornwürmer gewahr, und gehen
ohn Erbarmen auf diese los, so, daß sie zuletzt kein
Korn fressen, sondern nur die Feinde des Haushal-
ters, die mit von seinem Korne zehren und solches ver-
derben, immerfort verschlingen. — — — Ein wei-
ser Haushalter wird finden, daß er mehr Vortheil bey
solchem Verfahren hat, als ein anderer, der so hell
nicht sieht, und lieber nach den Apotheken, und selbst
Marktschreyerbuden vieles Geld für Mittel wider die
Kornwürmer, trägt. — Der Weise hat den Vortheil,
daß er reines Korn, welches höher bezahlt wird, erhält,
gewiß seine Feinde zerstört sieht, und dabey noch sei-
nen Hühnern, (die ihm auf manche andere Art wieder
zu Statten kommen, ohne Kosten verschiedentlich zu ih-
rem wirklichen Vortheile,) gute Mahlzeiten giebt. — —

Zu den vielen Materialien, welche die Natur vor-
räthig hat, um menschliche Charactere zu bilden,
kommt noch die Veränderung, welche eines jeden be-

sondes

sondere Lebensart veranlasset, und dieses giebt wieder eine neue Ursache der Verschiedenheit unter den Menschen. Man denke sich drey Brüder, welche, wenn es möglich wäre, mit einer gleichen Mischung des Temperaments und des Genies geboren werden, und deren äußerliche Bildung so übereinstimmend sey, daß man sie nicht von einander unterscheiden könnte. Man denke sich, daß der eine ein Geistlicher, der zweyte ein Husar, und der dritte ein Kaufmann geworden. Wo wird die Gleichheit bleiben? der Anstand, die Sitten, die Gespräche des einen werden gerade das Gegentheil von dem seyn, was man bey dem andern antrifft.

Diese Verschiedenheit der Charactere würde noch größer seyn, wenn jeder Kühnheit genug besäße, das vorstellen zu wollen, wozu er von Natur gemacht ist. Allein diese fehlt den mehresten. Anstatt daß sie vielleicht schöne, vielleicht auch erträgliche Originale gewesen seyn würden, werden sie elende Copien; denn die Natur selbst bildet nicht so viele lächerliche Charactere, als die Nachahmung. Dieses wußte auch Boileau (Ep. IX.) sehr gut, woher er sagt:

Le faux toujours est fade, ennuyeux, languissant
Mais la nature est vraye et d'abord on la sent.

Selbst ein gewisses melancholisches ernsthaftes Wesen kann gefallen, wenn es natürlich ist; handelt aber ein Mensch, dem dieses angeboren ist, nicht thöricht, wenn er scherzhaft und belustigend thun will? Man folge der Natur, und die mehreste Zeit wird man Beyfall finden. Selbst die Naturfehler werden alsdann erst lächerlich, wenn man sie verstecken will. Ueber einen Menschen, welcher einen unnatürlich kleinen Körper zu seinem Antheil erhalten hat, wird sich kein Vernünftiger aufhalten. Es ist ein Unglück, er kann sich nicht größer machen! denkt ein jeder. Meint er aber dieses zu thun — geht er deshalb auf den Zehen,

trägt

trägt er Schuhe mit unnatürlich hohen Absätzen, und einen ungewöhnlich großen Huth, um größer zu scheinen, als er ist — wer kann sich alsdann des Lachens enthalten? — Ein Bauer mißfällt wenigstens in seiner platten und groben Aussprache nicht, weil sie ihm natürlich, und seinen übrigen Handlungen, Sitten und Bezeigen angemessen ist. Sobald dieser aber fein, süß und artig thun, und galant Hochdeutsch reden will, so wird er so lächerlich als unerträglich. Außerdem aber giebts noch gewisse Leute, denen, ob sie gleich keine Bauern sind, eine gewisse Grobheit, die sie ein deutsches Wesen nennen, durch einen Fehler der Erziehung zur Natur geworden ist. Hat man sich einmahl an ihre Art gewöhnt, und kennt sie als ehrliche Leute, so gefallen sie selbst dadurch, wenigstens mehr, als wenn sie, um recht gesittet zu thun, sich galant stellen, Complimente und Reverenze schneiden, welche ihnen nicht besser kleiden, als wenn in unsern glänzenden Tabagien ein plattdeutscher Schneidergeselle einen Baron spielt.

Die Verschiedenheit der menschlichen Charactere ist auch die Ursache, weßhalb ein Schauspiel-Director bey der Vertheilung der Rollen sehr sorgfältig zu Werke gehen muß, um keinen Widerspruch zwischen dem eigentlichen Character der Rolle und dem Schauspieler zu veranlassen, welchen das geschmackvolle Publicum sogleich unerträglich finden würde. Er wird daher nie einen Possenreißer den Helden im Trauerspiele, oder einen von Natur ernsthaften Menschen den lustigen Bedienten, oder einen Uebelgebildeten die Person des Liebhabers spielen lassen; und schon dieses könnte für jeden Belehrung genug seyn, wenn er gefallen wollte, daß er sich seinem Character gemäß, und nicht verschroben, der Welt darstellte (*).

Aus

(*) *Cicer.* (de offic.) hat hierüber l. 1. c. 31. sehr vortrefflich

Aus der Betrachtung dieser verschiedenen Charactere, die vom Temperament und der Seelenkraft bestimmt werden, entspringt auch der Grundsatz, daß die Menschen kein natürliches Vergnügen haben, welches nicht von ihren Bedürfnissen abhänget. Je größer das Bedürfniß ist, desto wohlschmeckender ist auch das Vergnügen, welches aus der Sättigung desselben entspringt. Bey dem köstlichsten Gastmahl, zu dem man nur den gewöhnlichen Appetit hat, ist das Vergügen nur halb so lebhaft, als es bey demjenigen ist, wo man einen wirklichen Hunger mit einer Mahlzeit von Hausmannskost stillt. Die Kunst ersetzt das Vergnügen schlecht, und alles Nachgrübeln kann das Vergnügen nicht so zubereiten und würzen, als das Bedürfniß es thut. Sowohl unser Leib, als unsere Seele haben die ihrigen; und eins der größesten Bedürfnisse des Menschen, besteht in der Nothwendigkeit, die Seele beschäftigt zu erhalten. Die lange Weile, die der Unthätigkeit auf dem Fuße nachfolgt, fügt dem Menschen so schmerzhafte Uebel zu, daß er oft die schwereste Arbeiten übernimmt, um nur ihren Quaalen zu entgehen.

Die Seele beschäftigt sich nur auf zweyerley Art: entweder, sie überläßt sich den Eindrücken der äußern Gegenstände — sie empfindet; oder, sie unterhält sich mit Betrachtungen, theils nützlichen, theils neugierigen, über verschiedene Gegenstände — sie denkt nach, oder überlegt. Dieses letztere wird ihr oft verdrießlich, ja selbst fast lästig, besonders, wenn der Gegenstand ihrer Betrachtungen, nicht eine wirkliche oder neue Empfindung ist. Alsdann muß sie sich anstrengen, ihm achtsam zu folgen, und nicht selten beschließen sich diese Anstrengungen mit der Ueberzeugung, daß sie ver-

geschrieben, weßhalb man das ganze Capitel nachsehen kann.

vergebens nachgedacht habe — oder, die zu erhitzte Einbildungskraft stellet sich nichts Eigentliches mehr vor, und verliert sich in unendlichen Ideen, ohne Verbindung und Bezug, die im Tumult auf einander folgen; — oder, der von der Spannung ermüdete Geist wird schlaff, und eine finstere, schmachtende Träumerey, während welcher er, so zu sagen nichts denkt, ist die einzige Frucht des Bestrebens nach Beschäftigung.

Alle Menschen werden die lange Weile des Zustandes, wo man nicht Kraft hat, etwas zu denken, oder die Qual desjenigen, wo man wider seinen Willen an vieles denkt, ohne sich nach eigner Wahl auf einen Gegenstand einschränken zu können, empfunden haben, und wenige sind nur so glücklich, sie selten zu fühlen, und sich selbst gute Gesellschaft zu seyn. Nur eine kleine Anzahl versteht die Kunst, die, nach dem Ausdrucke des Horaz, sie sich selbst zu Freunden macht. Um hiezu fähig zu seyn, muß man eine gewisse gemäßigte Mischung der Lebenssäfte haben, für welche diejenigen, denen sie angeboren ist, der Vorsicht nicht weniger danken sollten, wie die Söhne der Majoratsherren für ihre Erstgeburt. Denn, die Kunst, mit sich selbst umzugehen, und sich selbst auch genug zu seyn, wenn man nicht gerade ganz Phlegmatiker ist, schützt alle diejenigen, die sie verstehen, und ihre stillen, dem Auge der Welt verborgnen Freuden zu empfinden im Stande sind, vor der traurigen Erschlaffung und Unlust, welche, besonders in großen Städten so viele Menschen martert, und sie an den Altar der höchsten Uppigkeit, oder gerade hin ins Verderben führt. Selbst auch das Temperament, und nicht allein der Geist, verlangt Befriedigung und Unterhaltung; und, ist von jeher die Erziehung nicht darnach gewesen, so haben solche nicht einmahl Sinn genug, sich die Möglichkeit zu denken, wie man in einem solchen Zustande

des Umganges mit sich selbst, heiter und vergnügt seyn könne. Sie beurtheilen nach dem, was sie selbst von der Einsamkeit und langen Weile ausstehen, auch das, was andere ihres Gleichen dabey empfinden, und halten die ruhige Einsamkeit fur ein Uebel, dem man ihrer Meinung nach auf alle nur ersinnliche Art auszuweichen, sich bestreben muß. Zwar haben sie in gewisser Hinsicht Recht, wenn sie auf Müßiggang zielen, denn dieser giebt lange Weile, und verleitet zu Dingen, wozu das Temperament geneigt ist. Aber, von einem geruhigen Weisen kann man nicht behaupten, daß er lange Weile habe, wenn man ihn einsam weiß, eben so wenig, als man glauben kann, daß er beschäftigt und vergnügt sey, wenn er in dem Kreise der Freuden vieler anderen Menschen sich befindet. Er wird auch dort oft sehr im Geiste beschäftigt seyn — oder, er wird gestört, und dann erst hat er lange Weile.

Einen großen Vorzug hat aber das schöne Geschlecht in dieser Hinsicht vor dem unsrigen, und es wäre zu wünschen, daß es sich desselben fleißiger bediente. Ein Mann, der bloß mit dem Verstande arbeitet, erholt sich fast nur zum Scheine, wenn er aus einem Fache der Wissenschaften zum andern geht, und wenn er sich zu Geschäften wenden will, woran der Körper etwas mehr Antheil hat; es kostet ihm dieses eine Art von Herablassung, und er ergreift sie mit einer gewissen Art von Verachtung, die ihre Reizkraft zum Vergnügen mindert. Das Frauenzimmer hat eine unendliche Menge von Bedürfnissen und Beschäftigungen, denen aber nicht stets ganz schwer abzuhelfen und die leicht auszuüben sind. Die Sorge für die Mittel dazu, hat nicht jene ermüdende Anstrengung nöthig, durch deren Mühe der erhaltene Endzweck zuletzt am Werthe verliert. Ihre häuslichen Angelegenheiten, ihre Handarbeiten, ihr Putz, können jederzeit mit Munterkeit bestehen, die die Würze des vergnügten

Lebens

Lebens ist, und die die Geschäfte unsers Geschlechts nur selten begleitet. Die Finger, die sich dabey noch so sehr ermüden, der Verstand, der sich, um sie vollkommen zu machen, noch so sehr angreift, ruhet sich immer weit eher aus, als eine vom Studieren abgemattete, oder bey Amtsarbeiten träge gewordene Seele. Es wäre daher gut, wenn man jedes müßige Frauenzimmer für nicht weniger lächerlich hielte, als eines, das sich nach der Mode des vorigen Jahrhunderts trägt und bezeigt, und, daß das schöne Geschlecht einsehen lernte, wie seine Bestimmung eine reiche Quelle von Vergnügen und Thätigkeit sey; alsdann würde es die Gelehrsamkeit und den Beruf des unsrigen weniger beneiden, und in froher Ausübung seines eignen Berufs desto glücklicher seyn, und viele tausend Männer desto glücklicher machen, die Geschäfte halber entweder oft von Hause seyn müssen, oder, die doch so an die Arbeit gebunden sind, daß ihnen wenige Stunden übrig bleiben, welche sie der Unterhaltung der Frau widmen können. Häufig ist solches der Anfang zur unglücklichen Disharmonie in der Ehe, und, sobald die aus langer Weile und Müßiggang erzeugten Leidenschaften der weiblichen Hälfte nur einige Mahl durch unerlaubte Mittel befriedigt worden, so wird sie bey jeder sich ereignenden Gelegenheit auch nicht kräftig widerstehen, womit Ruhe und Glück des Lebens dann fliehen.

Aus dem Bisherigen wird man sehen, daß die menschlichen Leidenschaften so mancherley und verschiedene Quellen haben, unter welchen die schlechte oder widernatürliche Erziehung nicht wenig beyträgt, wie ich solches vorhin verschiedentlich berühret habe. Es ist ganz natürlich, daß Aeltern eine zärtliche Liebe gegen ihre Kinder hegen; allein, es ist auch gewiß, daß sie davor die Fehler ihrer Kinder kaum mehr sehen können. Was dieses fur Einfluß auf die Kinderseele

hat, davon sind alle Erziehungsbücher voll. Einige Aeltern bestrafen ihre Kinder nicht, oder höchst selten, wenn sie auch scharfe Strafe verdient hätten, und kommt es einmahl, so geschieht es auf eine so alberne Art daß die Strafe den Kindern selbst lächerlich wird; einige sind sehr besorgt ihrer Kinder wegen, predigen stets Moral und schmeicheln dabey, übernehmen die Erziehung selbst, und halten die Kinder als Gefangene eingeschlossen, wenn sie zu Hause sind, geben aber häufig Visiten, und überlassen dann die Kinder den ungezogenen Dienstbothen, von welchen die jungen Herzen äußerst bald verdorben werden, und sehr gut sich in der Aeltern Gegenwart verstellen lernen — sie hüten sie vor dem Umgange mit andern Kindern, wären sie auch noch so wohl erzogen, desto fleißiger, und glauben nun Engel und Lichter der Welt hervorzubringen, weil sie aus Eigenliebe ihre Kinder durchaus für besser, als andere halten. Sie sind aber im höchsten Grade verblendet, besonders auch darin, wenn sie ihren Kindern allen Umgang mit andern guten Kindern absichtlich abschneiden. Dieses sahe schon Cicero ein (*): „Niemand zweifelt daran, daß derjenige die „Sonne aus der Welt nimmt, der die Freundschaft aus „derselben verbannet;" denn selbst das Herz des Kindes sehnet sich nach dieser Wohlthat, und es wird ein Kind noch einmahl so glücklich, noch einmahl so vergnügt als sonst seyn, wenn man ihm eine gute ihm angemeßne Gesellschaft beylegt. Das Herz und der Verstand wetteifern dann mit einander, und die Kinder fallen gewiß nicht auf so viele heimliche Laster, als wenn sie sich selbst, und ihrem aufkeimenden Gefühle ganz allein überlassen sind; die frohe Thätigkeit im Spiele sowohl als beym Lernen, erlischt, wenn sie niemand haben

der

(*) *Cicer.* de amicitia: solem e mundo tollere videntur, qui amicitiam e vita tollunt.

der mit ihnen gleichen Weg zur Vervollkommnung geht.

Wieder andere Aeltern und Lehrer giebt es, davon erstere ihre Kinder ebenfalls lieben, und die andern eine Liebe vorgeben, weil sie doch einmahl den Lehrer- oder Hauslehrerstand oder ein öffentliches Kinderlehramt angetreten haben, aber zusammen nicht die geringste Kenntniß von der wahren Erziehung der Kinder und anwendbaren Lehrart derselben haben. Diese Art Aeltern, von denen ich hier rede, sind wieder zu strenge in ihren Züchtigungen, und ihre Liebe sieht auch alle kleine Vergehungen als große Verbrechen an (*). Die kleinen Züchtigungen verwandeln sich bald in große Strafen, welche auf die Besserung des Kindes zuletzt gar keinen Einfluß mehr haben. Die Aeltern beklagen sich über die Gottlosigkeit ihrer Kinder, gehen den gewöhnlichen Gang vieler tausend Erziehungsarten; es heißt: „wir „können die Jungen nicht mehr zwingen, müssen ei-



(*) Einige Aeltern die ihre Kinder wirklich lieben, und von ganzem Herzen wünschen, daß etwas Gutes daraus werde, haben dennoch die verkehrteste Methode von der Welt ergriffen. Sie trauen z. B. keinem in der Lehrart mehr Geschicklichkeit als sich selbst zu; — nun erlaubt ihnen entweder ihr Fach die ununterbrochene Lehre und Erziehung nicht — oder sie haben nur bloß so viele vermeinte Abhaltungen, und — es sind die Kinder oft viele Tage lang ohne Unterricht und väterliche oder mütterliche Aufsicht. Wann ihnen nun auch etwas zu lernen aufgegeben worden, so wird jeder, der bessere Begriffe als viele Dorfschulmeister, von Unterricht und Erziehung hat, leicht einsehen, welch ein hieraus entstehendes Unglück den armen Kindern bevorstehet, — denn, gerade diese Lage führet sie zu lasterhaften Dingen, die ihnen hernach zu unauslöschlichen Leidenschaften werden können. Wieder einige Aeltern glauben, daß körperliche Strafen nicht angewandt werden müßten, um gute Kinder zu erziehen, und halten den Kindern dafür, nach Maßgabe des Verbrechens, längere oder kürzere Strafpredigten, die — leider! den Kindern lächerlich werden müssen. — —

findet sich auch bald einer; der in sich und seinen vorgeblichen Wissenschaften bis zum rasend werden verliebt ist, der so wenig Lebensart als Beurtheilungskraft hat, und allen Menschen lächerlich wird, wie jeder philosophische Marktschreyer. Man ist unglücklich, wenn einem in seiner Gegenwart ein philosophisches Kunstwort entfähret. — Sogleich befällt ihn die Belehrungs- und Bekehrungssucht. — „Mit nich„ten — Sie werden verzeihen, wenn ich sage, daß Sie „gewaltig irren," schreyet er jedem entgegen; und wer nur gelassen ist, oder weise genug, zu schweigen und aufmerksam zu seyn, siehet jezt, daß der Narr in vollem selbstsüchtigen Vertrauen schon eine großgelehrte Fehde gewonnen zu haben vermeinet. — Man muß nun ein abscheuliches Gewäsche vom Wesen der Dinge, von Grund- und Heischesätzen, von ganzen und halben Zwecken, von Arqui und Ergo hören, welches er endlich mit dem zuverlässigen Ausdrucke endiget: „Habe ich nicht Recht?" — — Sobald man, um seiner nur los zu werden, alles zugiebt, sogar auch, disputirte er die menschliche Seele zum Krüppel — so muß man nun erst den Glauben in der Hand empfangen, woraus man nun aber völlig von seiner Verrücktheit überzeugt wird. „Noch gestern," fährt er fort, „hab ich den Herrn — — — oder jenen Gelehrten, „ad absurdum gebracht, und seinem Bruder hab ich „ein wenig den Puls der Gelehrsamkeit gefühlt, aber sie „sind alle Erz-Ignoranten," — u. s. w.

Wenn man nun auch mit der Verstandesschwäche solcher Menschen christliche Geduld hätte, so findet sichs oft, daß solche Leute mit dem allerschlechtesten Herzen begabet sind. Niemand verspricht mehr in ihrem Fache, und hält weniger, als sie. Sie reden von jedermann übel, weil sie glauben, daß es jeder von ihnen thut. Sie sind ihren Freunden, nicht einmahl so lange, als sie Vortheil von ihnen ziehen,

getreu. Sie sind kriechende Schmeichler bey den Großen — aber auch die trotzigsten Gebieter derer, die das Unglück haben, unter ihrer Fuchtel zu stehen.

Vielleicht hätte ein solcher Mensch auch ein anderer seyn können; wir wollen in dieser Hinsicht einen Blick auf seine Jugend werfen, um den Ursprung dieser üblen Eigenschaften zu entdecken. Er war von Natur ein eigensinniger und boshafter Knabe. Täglich kam er mit einem blutigen Kopfe vom Spielplatze zurück, wo er ewig betrog, widersprach und zankte. Niemand war sinnreicher an Mitteln andern Schaden zu thun, und kühner sie auszuführen, als er. Die Verzärtelung oder Nachsicht seiner Aeltern war eigentlich nicht Schuld daran, daß seine Bosheiten mit jedem Tage wuchsen, wohl aber unrichtige und nicht mit gehöriger Sorgfalt und Klugheit gewählte Mittel, ihn zu bessern. Mit täglichen Schimpfen und Strafen wurde wider ihn verfahren, womit man eine noch größere Strenge verband. Hier war natürlich alles, was sie ausrichteten, nichts anders, als daß er heimtückischer und boshafter ward. Sie schlugen mit Gewalt in ein Feuer, dessen Flamme sie mit jedem Schlage nur immermehr vergrößerten, statt dessen sie es gleich anfangs mit sanfteren Mitteln hätten löschen sollen.

Ein solcher Mann, will ich annehmen, wird nun bey letztgedachten Aeltern als Hauslehrer engagirt. Wozu Kopf und Herz seiner Untergebenen fähig sey, kümmert ihn nicht. Er glaubt ein Wunder unter seinen gleichzeitigen Pädagogen zu seyn, weil er nicht schier nach der antiken Hofmeistermethode, — frühe, und Abends aus vollem Halse, bey offenen Thüren und Fenstern, einen Gesang mit dem Kinde singt, den Katechismus mit dem Lehrzepter in der Hand explicirt, ein halb Dutzend Sprüche, und ein Mandel lateinischer Vocabeln auffagen, — und während er sich hernach ankleidet, ohne darauf Acht zu geben, das Kind ein

oder mehrere biblische Capitel lesen läßt; — wobey Nachmittags Schreiben, Rechnen und das Lernen der Sprüche und Vocabeln strenge observirt wird — und die Kinder dann ohne Zügel und Aufsicht herum laufen — wohl auch Mittwochs, Sonnabends und Sonntags mit dem Herrn Candidaten zu den Nachbarn gehen, der sich dann nach seiner schweren Arbeit an den Spieltisch setzt, oder andere Freuden sucht, während deß die Kinder zusammen, ohne alle Beobachtung, die größesten Bubenstücke ausüben, die der Herr Candidat selbst gern verschweigt, um nicht in Verlegenheiten der Entschuldigungen wegen zu kommen. — —

So verfährt unser Exemplar nicht — sondern der gelehrte Herr ergreift eben die Maßregeln bey einem Kinde, das zwar viel Ehrlichkeit, aber nicht viel Munterkeit des Geistes hat, mit welchen man die Wildheit seiner Jugend zu bändigen gesucht hatte. „Die Seelen aller Menschen haben gleiche Kräfte," spricht er, „Dies lehret meine Metaphysik. Zur Bearbeitung „gleicher Kräfte gehören einerley Mittel. — Nun „aber = = = folglich ein guter Stock." — Wie bedauernswerth ist nun nicht solches arme Kind! Es ist begierig, die Schönheiten der Natur kennen zu lernen — es hat Anlagen zu allem, was nur zu den schönen Wissenschaften und bildenden Künsten gerechnet werden mag — ihm fällt alles auf, was nur im geringsten Bezug darauf hat — in ihm keimen allmählig die Fähigkeiten zu andern großen Wissenschaften auf; allein umsonst: — Es muß Kettenschlüsse machen lernen. Die Religion wird ihm nicht anders, als in einem demonstrativischen Lehrgebäude vorgetragen; und die Ketzer jedes Jahrhunderts sind ihm besser, als die fünf Hauptstücke des Katechismus, bekannt. Der Herr Informator hält die Werke des Witzes für ein Spielwerk kleiner Geister; und es für einen sündigen Zeitverderb, den Terenz oder Phädrus

zu treiben, denn, sie sind Mährchen, nur für den gemeinen Mann. — — — Die Landcharten gehören seiner Meinung nach eigentlich fürs Posthaus und die politische Geschichte in die Zusammenkünfte der Invaliden; — — hingegen Latein und Griechisch in Prosa und in Versen sogleich aus dem Kopfe zu schreiben, ohne sich viel um die unverständlichen alten Schriftsteller Roms und Athens — zu bekummern, und vor allen Dingen, das Demonstriren, sey das Hauptwerk der ganzen Jugendlehre. — — —

Bey solchem Lehrer ist die Erziehung dem Unterrichte völlig gleich. Man frage nur einen Mann, der diesem Originale nur etwas ähnlich ist: auf welche Art er für die Sitten seines Untergebenen sorge? so wird man sehen, daß solche Frage ihm lächerlich vorkommen wird: „Wie? die Sitten?“ erhält man zur Antwort, „die sind immer mit dem Unterrichte aufs „genaueste verwebt — darüber geb ich keine besondere „Lehrstunden, weil sie nur zu den Nebensachen gehö„ren; inzwischen kann man doch nicht besser dafür sor„gen, als ich es thue. Ich lasse meinen Untergebenen „nie aus den Augen. Er darf ohne mich nicht aus „dem Hause kommen. Geld kommt nie in seine Hän„de, noch weniger andere Sachen vom Werthe in „seine Verwahrung. Ich bestrafe nicht bloß die Hand„lungen, welche die Tugend, oder den Wohlstand be„leidigen; sondern auch die Worte, und wenn es mög„lich ist, die Gedanken selbst. Meine Züchtigungen „geschehen ohne Aufschub und ohne Gnade. Kann „man wohl das Uebel besser in seinen Quellen auf„suchen, und sie verstopfen, als ich thue?“ u. s. w. Es ist mir unmöglich eine Schilderung weiter fortzusetzen, an welcher man so viel Häßliches, Unnatürliches, Thörigtes und Verachtungswürdiges findet. Aber, ist es nun wohl ein Wunder, wenn selbst das Kind mit den besten Anlagen, in den männlichen Jahren ei-

nen nicht allein verschrobenen, sondern auch andern Menschen höchst widrigen Character hat? — Es ist hier nicht der Ort, über die Erziehung mich weiter einzulassen, da ich nur die Quellen verschiedener Characteren zeigen will, und deßhalb gehe ich zu einem andern Fehler in der Erziehung über.

Ich setze zum voraus, daß es bekannt genug sey, wie die Kinder nicht allein von gewissenlosen Aeltern und Lehrern böse Beyspiele erhalten, sondern auch oft darin auf die gewissenloseste Weise unterhalten werden. Sie lernen z. B. von der Frau Mama das Beklatschen anderer Hausmütter und Kinder — von dem Herrn Papa die Schadenfreude kennen, seinem Nächsten, mit dem man nicht wohl harmoniret, recht nachdrücklich in den Weg zu treten, und bey seinem Fortkommen hinderlich zu seyn — verschiedene unrechtmäßige Knnstgriffe sich Vortheil zu verschaffen, und den Nächsten zu übervortheilen — mit dem Gesinde als mit dem Viehe umzugehen — (doch dieses können sie auch von der Frau Mama eben so gut lernen,) und dergleichen mehr. Statt dessen nun, daß der Herr Hofmeister solches alles austreiben, und die Kinder zu sanfter milder Behandlung des Nächsten anhalten sollte, findet man dafür häufig, daß er, um sich bey der Frau Principalinn zu insinuiren, von keiner Visite zu Hause kommt, wo nicht bey Tische und in der Kinder Gegenwart die Vorfälle in andern Häusern, und was man gesehen, gehört, gegessen und getrunken, mit den lächerlichsten Anmerkungen begleitet, erzählt werden. Das jugendliche Herz ist zu nichts aufgelegter, als dazu, mit Spöttereyen über seinen Nächsten herzufallen, und es darf nur zum zweyten Mahle vom Herrn Informator solches geschehen, so wird bey der dritten Nachhausekunft von einer Visite der Untergebene schon auch etwas zum Nachtheil eines Hauses wissen wollen. Dieses Bild

will

will ich nicht weiter aufhellen, und also eine andere fehlerhafte Erziehungsart darstellen.

Es giebt Aeltern von einem ganz besondern Schlage, die man wohl für die verachtungswürdigsten halten könnte; sie sehen es für einen Witz an, wenn ihre muthwilligen Jungen arme schwache Leute auf der Straße anfallen, um sie nicht allein zu necken, sondern sie sogar thätlich zu kränken — die selbst im Fenster liegen, und es sehen können, daß die edlen Sprossen die Hunde auf eine alte Frau hetzen, und sich daran vergnügen, wenn diese voller Angst sich mit den Bestien herumschlägt; — wenn die Kinder auf der Straße keine Sicherheit wider sie haben; — wenn sie ungestraft aus anderer Leute Gärten Näschereyen, Blumen, ein Vogelnest u. dgl. rauben; denen es heimliche Freude macht, wenn diese lieben Kinder ihren Lehrer aufzuziehen wagen — und sich herzlich vergnügen, wenn ihr zwölfjähriger Sohn schon zweydeutig verliebt gegen ein Frauenzimmer thun kann, wo alsdann mit innigsten Selbstbehagen gesagt wird: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — man „sieht in ihm den Vater;“ — die Betrug, und allerley keine Diebereyen, welche sie unter sich begehen, eben so wenig, als die vorsetzlichen Lügen bestrafen; — aber hingegen mit unerbittlichem Grimme über sie herfallen, wenn eins ihrer Kinder nur ein Bierglas, eine Theetasse, eine Bouteille — auch unversehens zerbricht; — die überhaupt in ihrer Strafe sich nicht mäßigen können, sobald eins der Kinder nur im geringsten etwas versieht, wodurch ihnen selbst ein Schade zuwächst; — wohin natürlich auch das zu rechnen ist, wenn sie überhaupt den Schaden, welchen ihre Kinder geringern Leuten zufügen, es mag auch noch so viel darüber geklagt werden, nie anders als in dem Falle bestrafen, wenn sie in die Verlegenheit kommen, solchen ersetzen zu müssen. — Was kann aus sol-

cher Erziehung wohl für ein Bürger des Staats entstehen? — Müssen die Kinder, wenn sie sonst auch die besten Geistes- und Temperamentsanlagen hätten, nicht die allerschlechtesten im Staate werden? —

In dem Character dieser Aeltern liegt nicht allein der strafbare Eigennutz, sondern der eigentliche verächtliche Geist, Eigendünkel und der wahre Bauernstolz zum Grunde. Den näheren Character eines solchen Mannes, der einen Hauslehrer für seine Kinder sucht, kann man aus nachfolgendem Auszuge aus einem Briefe, den er an einen Freund, welchem er sich ganz offenbaren zu können glaubt, geschrieben hat, ohne weitere Umstände erkennen. Der Freund soll umher lauschen, ob er nicht ein Subject aufzuspüren vermag, welches sich anheischig machen würde, so ganz nach der Laune des Herrn Principals sich zu bequemen, und in dieser Hinsicht folgen seine unmaßgeblichen Wünsche (*):

— — — Aber, wie es zugeht, daß ich bisher immer mit so schlechten Leuten beladen bin, kann ich nicht begreifen, und da ich in einem Zeitraume von zwey Jahren fünf Subjecte hatte, so möchte die Welt gar glauben, daß die Leute bey mir nicht gut gehalten würden. Sie weiß aber nicht, wie ich stets angeführt wurde. Der erste war ein purer Narr, und wollte aus meinen Kindern Zierpuppen machen; das ging nicht, und daher konnten wir nur 8 Monathe bey einander bleiben. Der zweyte wurde mir zu keck; er hätte bald

(*) Wenn der hier angeführte Auszug aus dem Briefe etwas übertrieben scheinen möchte; so kann man versichern, sollten die Wünsche und Meinungen des Verfassers nicht gerade so nach der Nummer im Originale aufgeführt seyn, daß sie dennoch alle in seinen geäußerten Wünschen, und in seinem Bezeigen gegen den Hauslehrer, so wahr wie sie hier aufgeführt sind, liegen. Vielleicht kanns seyn, daß diese Blätter manchem ähnlichen Manne vor Augen kommen — daß er darauf sein abscheuliches Bild findet, mit Reue an seine Brust schlägt, und sich ändert. —

bald meine Kinder dahin vermocht, daß sie sich mehr an ihm, als an uns Aeltern hielten; stets saßen die Jungen um und bey ihm, und ich mußte befürchten, daß der Aelteste sich ungesund sitzen würde, denn, weil er nicht ausging, so wollten die Jungen auch nicht. Zudem, so trank er mehr als ich ihm geben konnte, und wollte sich durchaus bey dieser theuern Zeit nicht dahin verstehen, seinen Kaffe, welchen wir ihn erlaubten, Nachmittags mit uns zu trinken, ohne Zucker zu genießen, so wie er dieses Laster auch bey seinem Thee des Morgens beybehielt. Er war unbändig in seinem Stolze, und respectirte uns im geringsten nicht als seine Herrschaft, wobey er besonders ungefällig gegen meine liebe Frau war, wenn sie zuweilen in sein Zimmer kam, und ihn zurecht weisen wollte, wie er mit den Kindern umgehen sollte. Er nahm es übel, wenn ich ihm nicht mehr als zwey Gläser Wein, wenn wir Fremde am Tische hatten, einschenkte, und hatte so wenig Lebensart, daß er dann aufstand und davon ging. Eben so glaubte er sich auch beleidigt, wenn ihm die besten Gerichte vorbey gingen, als ob es Schuldigkeit wäre, ihm von allen zu offeriren. Genug, dieser war auch nur 9 Monathe in meinem Hause. Der dritte war schier toll. Gleich den ersten Morgen wollte er mir Gesetze vorschreiben, wie ich ihn behandeln müßte. Das ging nicht, und er empfahl sich schon den dritten Tag. Der vierte war ein Schaf. Er meinte, er hätte uns zum besten, allein die Sache verhielt sich umgekehrt. Das Beste an ihm, war wirklich seine Dummheit, denn, da ich ihm im Spiele weit überlegen war, so hatte ich mein ihm gegebenes Salair, welches er bey immerwährender Nothdurft monathlich forderte, stets in 4 bis 5 Tagen wieder. Er wurde mir aber zu naßkend, und unterstand sich dazu meine Kinder zu schlagen, welches ich sehr bald gewahr wurde, da ichs mir zur gewissenhaften Gewohnheit gemacht habe, öfters ein wenig an die Thüre der Herren Candidaten zu lauschen, um zu erfahren, wie sie mit den Kindern umgehen; und — nach sechs Monathen waren wir auch geschiedene Leute. Der fünfte, welchen ich noch habe, ließ sich gut an, auch kann ich eigentlich nicht über ihn klagen, denn er fügt sich so ziemlich nach meinen

Vor-

Vorschriften, auch macht er sich nichts daraus, in der Aernte, da es hier manches Mahl an Leuten fehlt, beyzuspringen, um ein Fuder Korn oder Heu abbringen zu helfen, wie er denn auch mit dem Brau- und Backwesen, und überhaupt all den Sachen die auf dem Lande vorfallen gut Bescheid weiß, und meiner Frau redlich beysteht, worüber sie sehr zufrieden ist. Allein, ich rede jetzt im Vertrauen, es könnte solches artige Betragen gegen meine liebe Frau, doch mit der Zeit von keinen guten Folgen seyn. Ich habe schon verschiedentlich bemerkt, daß er immer alles eben so gut als ich, erhält, und es heißt stets: Lieber Mann — lieber Freund — ja sogar: Liebes Kind. — — Dies ginge noch wohl an; allein, vor einigen Abenden schien meine liebe Frau besonders dazu aufgelegt zu seyn, mich zu ärgern. Sie ließ, da sie am Tische dicht bey ihm saß, und ich in meinem großen Stuhle am Ofen, stets die Stricknadel zwischen ihm und ihr fallen, da sie dann beyde zu meinem größten Aerger sich zu bestreben schienen, die Nadel wieder aufzunehmen, und dabey allerley verdächtige Possen mit den Händen unterm Tische machten. Hieraus können Sie lieber Freund schließen, daß es auch nicht lange mit uns dauern mag, und ich bin Willens, mich nun zum sechsten Mahl zu verändern. Aber, dies letztere bleibt doch unter uns, nicht wahr?

Was kann dem Menschen wohl mehr und näher am Herzen liegen, als, bey einer gesegneten Ehe, das Wohl seiner Sprossen! Ohne meine Kinder zu rühmen, so muß ich sagen, sie sind liebenswürdig, und verbinden mit aller möglichen Fähigkeit eine sogleich hervorleuchtende Wohlgezogenheit. Nur ein Beyspiel davon: Ich kann die Speisen, wenn sie aufgegeben, nicht wohl auf dem Tische sehen, ohne essen zu müssen, widrigen Falls mir übel wird; da eile ich dann immer gern. Allein, Gott muß die Ehre zuvor gegeben werden, sonst lebte ich ja heidnisch. Nun fehlet es manches Mahl an den Kindern, die sich hin und wieder auf dem Hofe, oder im Garten zerstreut haben; da gehe ich alsdann nur vor der Hausthüre, pfeiffe auf dem Daumen, und rufe! Heda, Jungens! Dann kommen sie noch schneller, wie mein Pikas herbey gestrichen, stellen sich in Reih' und Glied, und — der älteste hat

es

es schon so weit gebracht, daß er das ganze Vaterunser in einem Othem herbeten kann.

Dies ist zwar noch unbedeutend, allein, ich irre nicht, wenn ich hieraus auf die anwachsenden größeren Fähigkeiten des Knaben schließe. Da aber meine Geschäfte es nicht erlauben, selbst den Unterricht der Kinder fortzusetzen, so wünschte ich, wenn Sie, lieber Freund, ein gutes Subject wüßten, daß sie selbiges gefälligst unter der Hand sondirten, ob es wohl hierher, und zu mir ziehen möchte? Ich bin gewohnt, meine Domestiken nicht schlecht zu halten, wie Sie aus Obigem schon ermessen werden; aber, wenn die Leute bey mir keine Geduld haben, so ist die leidige Ueppigkeit jetziger verderbten Zeit nur Schuld daran, da dann das Volk die guten Tage nicht tragen kann, und endlich aus den Strängen schlägt.

Weil ich meinen Hauslehrer aber besonders gut halte, da ich gewiß betrachte, welch ein schweres Fach es ist, Kinder zu bilden, daß sie dem Vaterlande einst nützen, so verlange ich in Hinsicht seiner Wissenschaften nur bloß, daß er ein Gelehrter sey, und es rechtschaffen mit den Kindern meine, wofür ich ihm nebst freyer Station ein ansehnliches Salarium von 60 Thalern gebe. Die freye Station besteht in einer Stube und Kammer in meinem Backhause im Garten, wo er die anmuthigste Aussicht hat, und die Stube ihm im Winter geheizt wird. Da er denn die darin befindlichen Möbles mit dem schriftlichen Verzeichnisse davon, zugleich für die Zeit seines Hierseyns, in Empfang nimmt, und für die richtige Ablieferung derselben bey seinem etwanigen Abzuge mit der Hälfte seines jährlichen Salairs mir Caution stellt. Zudem speiset er mit mir am Tische, er erhält nothdürftig Licht, Frühstück und freye Wäsche. Aber, weil wir gottlob so eingerichtet sind, daß wir nur alle Jahr ein Mahl große Wäsche halten, so kann er sich auch dazu sehr gern einrichten, wobey jedoch zu merken, daß seine Wasche auszubessern, und seine Strümpfe zu stopfen, nicht mit zur Sache verstanden werden kann.

Nun würden sie mir aber eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie, vermöge Ihrer nur sehr wohl bekannten Geschicklichkeit, den Menschen in folgenden

Stük-

Stücken unter der Hand, und als ob es nur von Ihnen käme, instruirten, damit wir doch nicht gleich wieder zerfielen, als:

1. Damit er immer in Ordnung und gehörigem Fleiße gehalten werde, so sehe ich gern, wenn er ein stetes Journal hielte, und mir solches abschriftlich vorlegte, damit ich die Uebersicht des Unterrichts, Fleißes und der Aufführung meiner Kinder habe, zu welcher Ausfertigung er Mittwochs und Sonnabends Nachmittags, da die Herren gewöhnlich doch nicht informiren, Zeit genug haben wird.
2. Da ich bey etwanigen müßigen Stunden den Unterricht der Kinder selbst gern mit anhöre, so habe ich zu dem Ende mir einen besondern Stuhl nach der Schulstube bringen lassen. Dies haben alle vorherigen Subjecte sich nicht wollen gefallen lassen, und sie waren sehr ungehalten darüber, vermuthlich, weil sie in ihren Sachen nicht sattelfest waren. — Der jetzige macht sich nichts daraus, und das wünschte ich von dem neuen Subjecte auch.
3. Den Umgang mit unserm Prediger würde ich ganz verbitten, weil wir mit ihm nicht viel zusammen kommen.
4. Im Winter sey es ihm erlaubt, so früh als er wolle zu Bette zu gehen, und bis Tages Anbruch zu schlafen, um nicht so viel unnöthiges Licht zu verbrennen, es möchte denn seyn, daß er etwas Nützliches dabey vornähme, wodurch meinem Hause, ein sichtbarer, selbst auch nur kleiner Vortheil erwüchse, der die Kosten wieder einbrächte. Auch im Herbst und Frühling ists nicht einmahl werth, daß man Abends Licht verbrenne; und da habe ich denn so die Gewohnheit, daß ich mir einen Stuhl neben den Feuerherd setzen lasse, um in Gesellschaft meiner lieben Frau zu seyn. Das neue Subject würde sich also sehr bey mir insinuiren, wenn es sich alsdann auch zu mir hin verfügte, und mir dort allerley Unterhaltendes erzählte.
5. Im Sommer, wenn Obst und Früchte im Garten reif sind, würde der Herr Candidat sehr wohl thun,

thun, wenn er sich im Garten nicht weiter betreten ließe, als in dem Gange vom Backhause nach dem Wohnhause, um sich nicht der Näschereyen verdächtig zu machen; weßhalb ich mit meinem vierten Hofmeister einst sehr zerfiel, so daß es beynahe zur Thätigkeit gekommen wäre. Es könnte ihm doch der Appetit zu Früchten ankommen, auf welche ich oder meine liebe Frau ein besonderes Augenmerk gerichtet hätten, oder welche zur Stadt geschickt werden sollten. Ich werde zu dem Ende ihm und den Kindern Johannisbeer- und Stachelbeersträuche und Obstbäume an ihrem Gange anweisen, an welchen sie hinlänglich haben werden.

6. In den Monathen Junius, Julius, August und der ersten Hälfte des Septembers, sehe ich nicht gern, daß er bey Tische trinket; noch weniger, wenn ers doch nicht lassen kann, daß er sein Bierglas in der Stube habe, und es nach Tische stehen lasse, damit nicht so viele Fliegen herein gezogen werden. Es ist des Zeugs doch genug, wenn es durch mein Bierglas angelockt wird. Geschicht es aber dennoch, so kann er gewiß versichert seyn, daß meine liebe Frau das Glas sogleich nach dem Fuhre trasportiren wird, wo ohnehin dann die Bouteille, aus welcher er mit den Kindern trinkt, sich befindet.

7. Die Kinder hat er alle bey sich; aber, da mein jüngster Sohn, ein hoffnungsvoller kleiner Knabe, noch nicht im Stande ist, sich selbst aus- und anzukleiden, und die übrigen Kinder noch zu schwach und unvernünftig zu diesem Geschäfte sind — meine liebe Frau sich unmöglich immer zum Backhause hin bemühen kann, und es aus mancherley Ursachen wohl nicht rathsam seyn möchte, eine Dienstmagd stets herunter zu schicken, so sehe ich gern, wenn das neue Subject sich, ohne von meiner lieben Frau einen Wink dazu zu erhalten, von selbst dazu verstände.

8. Gewöhnlich wird kein Wein bey mir am Tische getrunken, folglich nur alsdenn, wenn Tischbesuch bey mir ist, und da wünschte ich, wenn er sich

von

von selbst dahin bescheide, mit zwey Gläsern Wein zufrieden zu seyn, ohne daß ich die Mühe übernehmen darf, ihn dazu erst gewöhnen zu dürfen.

9. Mit Kaffee, Zucker und Thee, bin ich Willens, von nun an die Einrichtung zu treffen, daß ich durchaus damit nichts zu thun habe; und ich wünsche daher, daß das neue Subject so bescheiden seyn; und, wenn auch Besuch bey uns sey, den Kaffe zu verbitten, oder sich auch dann so unvermerkt entfernen werde; so wie ich überhaupt an demselben das Tobackrauchen nicht gern sehe, auch hoffe, daß er gebührend, wenn der Braten herumgegeben wird, sich an dem Teller halte, auf welchem für ihm und die Kinder gesorgt worden, und sich an die stets vorräthigen Salzgurken halte, ohne auf die eingemachten Sachen zu warten.

10. Daß er bey Tische unten am Ende, und in der Kirche dicht am Eingange seinen Platz nehme, bedarf ja wohl keiner Erinnerung; sollten Sie es aber für nöthig finden, ihm auch dies beybringen zu müssen, so will ich darum bitten. Aber, um mich ganz sicher zu stellen, und damit ich nicht wieder in die Nothwendigkeit komme, sobald ein anderes Subject suchen zu dürfen; so sehe ich gern, wenn Sie liebster Freund ihn dahin vermöchten, daß er mir es selbst antrüge, über alle diese Puncte einen schriftlichen und gerichtlich bestätigten Contract auf 3 Jahre zu machen, davon er, als Vortheil tragender Theil, dann auch die Kosten, wie billig, übernimmt, u. s. w.

Man findet die Farben dieses hier geschilderten Characters sehr stark und grell, und deßhalb gerade hielt ich dieses Individuum paßlich zu dem Zwecke, meinen Lesern das Bild eines Menschen zu schildern, dessen Hauptcharacter aus Dummheit, Stolz, Geiz und Niederträchtigkeit besteht. Wie er erzogen worden, kann ich nicht mit eigentlichen Thatursachen darthun, aber es läßt sich aus Vorherigem auf seine Jugend wohl schließen. — Nimmt man nun an, daß seine Kinder auch den besten Hauslehrer erhielten, so

ists

ists nicht möglich, daß solcher Mann in solcher Lage den Kindern wirklich nützlich seyn könne. Man kann ganz sicher auf alle Fälle der häuslichen Erziehung hieraus schließen, und nun erwarten, wenn die Kinder hernach auf eine große Schule oder gar auf Universitäten gehen, wo sie sich selbst überlassen sind, und sich ihr erworbener Character immer mehr fest setzt, daß sie dort sich auch wenig zu ihrem Vortheile ausbilden werden. Gelangen sie nun wirklich in einen Posten, in welchem sie für das Wohl des Vaterlandes arbeiten sollen, so werden sie die ersten seyn, die mit untreuer Hand die Cassen berechnen, die den Nächsten, und besonders den Untergeordneten schinden, und für eine Kleinigkeit, und um ihres eignen geringen, vielleicht auch nur eingebildeten Vortheils willen, das Vaterland, den Regenten und alle Mitmenschen verrathen. Ich weiß es sehr wohl, daß von schlecht gesinnten Aeltern, auch wieder gut gesinnte Kinder in die Welt gesetzt werden, die mit Schmerz von den Fehlern ihrer einstmahligen Aeltern reden hören, allein, ich bin auch sehr geneigt zu glauben, daß alsdann andere, und redlichere Erzieher und Lehrer diesen guten Samen in ihr Herz gestreuet, und zu bewahren gesucht haben. (Es ist Schade, daß ich nicht eine Originalzeichnung von solchem Character besitze! Ich habe indessen einen Kopf gezeichnet, und wünsche daß man bey Ansicht desselben alles das aus den Lineamenten sehen möge, was ich zuvor beschrieb. Es ist die Figur 4347*. Ich werde aber weiterhin von den physiognomischen Merkmahlen der Leidenschaften in den Gesichtern weiter reden.) Ein ganz artiges Raisonnement über die Erziehung der Kinder, findet sich im Hannöverischen Magazine vom Jahre 1783, welches ich im Auszuge hier einrücke (*):

Mich

(*) Es ist dieses aus einem Originalbriefe einer Mutter von acht-

zehn

Mich dünkt, die gute Erziehung besteht hauptsächlich darin, unserer großen Wegweiserinn, der Natur, so viel als möglich zu folgen. Wir müssen nicht den eigenthümlichen Character des Kindes nur zu bilden suchen, sondern, wir müssen ihn nur verhindern auszuarten, und die schädlichen, unregelmäßigen Auswüchse, die sich zeigen, gleich anfangs ersticken und beschneiden. Der Same zum Guten und Bösen liegt im menschlichen Herzen selbst. Unser Geschäft ist es, das Aufkeimen des erstern zu erleichtern, und das andere gleich in der Geburt zu ersticken.

Es giebt in der Seele des Kindes viele seltsame Erscheinungen, die man nicht erklären kann. Woher kann ein kleines Kind, das man immer sorgfältig hütete, nichts dergleichen bey denen zu sehen, die um dasselbe sind, schon Trotz kennen? Und doch sehe ich das Beyspiel davon an meinem Karl. Wenn er bey seinen Mahlzeiten nicht geschwinde genug bedient wird, oder, wenn ihm der dargebothene Bissen zu klein scheint, so weigert er sich mit starken Zeichen des Unwillens, das Essen anzunehmen. Du kannst wohl denken, meine Liebe, daß ich ihn in solchen Fällen nicht mit Bitten oder Schmeicheleyen, oder mit der Drohung, daß es sonst das Hündchen essen sollte, zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen suche. Ich setze, sobald er aus Eigensinn sich weigert, ganz kaltblütig das Essen weg, und nehme, ohne mich um ihn zu bekümmern, ein anderes Geschäft vor. Er ist zu streng gewöhnt, als daß er hierüber in ein heftiges Weinen ausbrechen sollte; aber, er ist im Stande, beynahe eine Viertelstunde da zu sitzen, ehe sich sein Eigensinn bricht, und er sich entschließen kann, mich zu bitten, ihm seine Mahlzeit nun doch zu geben. Jetzt läßt er sich einen solchen Trotz nur selten einfallen, weil er sieht, daß er den Kürzern dabey zieht. Aber, es ist mir doch unerklärlich, wie solche und noch viel sonderbarere Aeußerungen sich schon bey einem so kleinen Kinde zeigen können, u. s. w.

Die-

zehn Jahren, an eine Freundinn; als diese nach der Niederkunft zum ersten Mahl geschrieben hatte. Man sehe am angeführten Orte, Evl. 1610, fgg.

Dieses, was die liebenswürdige Verfasserinn von ihrem kleinen Karl bemerkt, und mit den rechten Mitteln zu dämpfen sucht, benennet sie ganz richtig mit dem Nahmen Trotz, und es ist schon ein Laster, welches in dem Kinde liegt, und seinen Ursprung in der Habsucht mit beygemischtem Stolze hat. So aber, wie dieser Trotz, liegen noch unendlich mehrere gute und böse Anlagen schon vom Anfange in den Menschen, und sie werden schlimm oder gut auf Zeitlebens, je nachdem die Erziehung war. In dieser Hinsicht gab es schon längst Gelehrte, die über die Kunst, der Menschen Gemüther zu erforschen, nicht allein nachdachten, sondern auch schrieben und uns ihre Meinungen in Büchern hinterlassen haben (*).

Bey dieser Gelegenheit suchet man sich vorzüglich davon zu unterrichten, ob ein Mensch tugendhaft oder lasterhaft sey (**)? Aber, gewöhnlich urtheilet man in der Welt über diese beyden wichtigen Dinge beym Menschen sehr vorurtheilsvoll. „Alle Laster," sagt man gewöhnlich, „die die Menschen verkleinern,



(*) Unter den verschiedenen Schriftstellern, welche sehr viel Gutes in Hinsicht der Erforschung der menschlichen Gemüther in sich enthalten, ob sie gleich nicht ganz neu sind, befinden sich vorzüglich folgende: *Antonii Possevini* Cultura ingeniorum contra *Huartum*. Colon. 1610. 8.

*E. Neuhusii* theatrum ingenii humani. Amstelodam. 1648. 12.

*De la Chambre* Characteres des passions, IV Tom. Amst. 1658. 12.

*Jean Huart* Examen des esprits pour les sciences. Amst. 1672. 12.

*J. G. Walchii* Commentatio de arte aliorum animos cognoscendi. Jen. 1733. 4.

Hierher könnte man auch das große physiognomische Werk vom Lavater rechnen; allein, wenn in demselben auch hin und wieder etwas Gutes vorhanden ist, so wage ich es doch nicht, solches als ein Lehrbuch zu empfehlen, weil ich befürchte, mich dadurch lächerlich zu machen. —

(**) Von dem Laster ist schon im LXV Th. der Encyklopädie, S. 201, fgg. gehandelt worden.

„liegen schon in der Natur, und alle unsere schlimme „Begebenheiten rühren daher, weil wir unglücklich „seyn sollen. Die Natur läßt sich nicht zwingen, da„her kann man seinem Unglücke auch nicht widerste„hen.“ Wäre dies wahr, wie sollte man alsdann nach dem streben können, was löblich und ruhmlich ist? Dann würden ja einige Menschen von unüberwindlichen Nothwendigkeiten gezwungen seyn, lasterhaft zu seyn und zu bleiben. Solche Grundsätze wurden ehemahls von vermeinten Weisen befördert, welche von der Natur und vom Glücke als von wirksamen Gründen redeten, ohngeachtet sie bloß Folgen vorhergegangener physischer oder moralischer Verhältnisse des Menschen sind. Ich habe im Vorhergehenden schon gezeigt, welchen Einfluß Klima, Nahrungsmittel und Erziehung auf den Menschen haben. Diese scheinen das, was man seine Natur nennen könnte, hauptsächlich zu bilden. Die aus der Erziehung erlangte Lebensart, Gewohnheit und Kraft, Kenntnisse — selbst der gute und böse Wille, und noch viel mehr andere auf unsere Lage abzweckende Dinge, wohin auch die Begriffe und Richtungen der Begehrungsvermögen vorzüglich zu rechnen sind, bilden gewöhnlich das, was wir Glück oder Unglück nennen.

Es mag jemand nach seinen Begriffen ein Verlangen nach irgend einer guten oder bösen Sache haben, so fühlet er sich nicht glücklich, so lange dieses Verlangen nicht entweder durch die Erfüllung gestillet, oder durch andere, in die Stelle des Gewünschten getretene Beschäftigungen, oder auch durch Länge der Zeit geschwächet worden. Alles, selbst auch der höchste und niedrigste Grad des vermeinten Glückes, beruhet aber auf den Begriff, welchen man sich von seinem Glücke macht. Hierüber hab ich schon im LXXIVsten Bande der Encyklopädie, im Art. Leiden, weitläuftiger gehandelt, und ich will zur Erklärung

dieses

dieses nur einen Vergleich anstellen. Man nehme z. B. die Begriffe vom Glücke, welche ein Arbeitsmann hat, und seine Wünsche, und vergleiche diese wieder mit den Begriffen und Wünschen eines Gelehrten, eines Staatsmannes, eines Fürsten u. s. w. oder man vergleiche die Wünsche eines Schiffsmannes mit denen eines Dorfküsters. — Diese Verschiedenheit geht so weit, daß ganze Nationen sich dadurch von einander auszeichnen. Z. E. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem sparsamen und reinlichen Holländer, und einem rohen, nach der unvermischten Sitte der Itälmenen erzogenen Einwohner von Kamtschatka? Diese letztern richten einzig und allein alles dahin, stets ohne Sorge, fröhlich und vergnügt in ihrer Dürftigkeit zu leben. Sie haben nur allein so viel Begierde zu arbeiten, als für sie und die Ihrigen zu ernähren nöthig ist. Haben sie nach ihrer Rechnung Fische genug, so fangen sie an, davon zu zehren, sich lustig zu machen, durch Gastereyen, Visiten, Tanzen, Singen, und allerley lustigen Erzählungen.

Im Essen und Trinken suchen sie sich durch die Vielfräßigkeit und Völlerey, nicht aber durch die Annehmlichkeit der Speisen zu ergötzen, und wenn sie die vorigen Zeiten mit den jetzigen vergleichen wollen, so sprechen sie: „Was haben wir jetzt für lustige Ta„ge? — Vormahls vomirten wir drey bis vier Mahl „über die ganze Wohnung weg; nunmehr kommen wir „selten, und kaum einmahl dazu. Vormahls gingen „wir bis an die Knöchel im Gespeye; nunmehr macht „man sich die Fußsohle kaum naß (*).“ Ueberhaupt stört ein Itälmen seine Ruhe nicht gern, und geht nicht eher auf die Jagd, oder aus seiner Wohnung,



(*) G. W. Steller's Beschreibung von dem Lande Kamtschatka ꝛc. Herausgegeben von J. B. S. Frankf. und Leipz. 1774, S. 286, fgg.

bis er durch die äußerste Noth und andere dazu gezwungen wird, und alsdann geht er auch nur so weit, daß er auf den Abend wieder zurück kommen, und bey seiner Frau schlafen kann. Ist er aber gezwungen, länger als einen Tag auszubleiben, so muß die Frau auch mit, weil sie die Frauen so lieben, daß sie nicht ohne sie leben können. Deßhalb hat auch das Weib über alles zu befehlen, wogegen der Mann Koch und Arbeiter ist (*).

Die Weiber sind sehr eifersüchtig, ohnerachtet sie allezeit die Freyheit in allem zu behaupten suchen, auch nach fremder Liebe trachten, unersättlich und dabey dergestalt ruhmsüchtig sind, daß diejenige Frau für die glücklichste gehalten wird, welche die mehresten Buhler herzählen kann; und sucht es darin eine der andern im Prahlen zuvor zu thun; so sind auch die Weiber dergestalt neidisch und eifersüchtig unter einander, und halten so genau Wache auf einander, daß, wenn sich jemand mit einer vermischet, sodann ihre Liebe sogleich in dem ganzen Ostrog unter allen offenbar wird. Nur muß sich die Weibsperson bey dieser Ehre vorsehen, daß sie nicht von andern vergiftet oder sonst beschädigt wird, und gehet es nicht nur allein also unter den Jrälmenischen, sondern auch russischen Ostrogen zu, weil die cosackischen Weiber von dieser Nation genommen, noch bis diese Stunde es für eine

(*) Ohnerachtet die Jrälmenen ihre Weiber so sehr zärtlich und herzlich lieben, so sind sie doch alle große Liebhaber von beständiger Veränderung. Wo sie sich in eine andere verlieben, da verlassen sie gleich die vorigen, und hat mancher auf allen Wegen und Straßen Weiber. Ein ledines Frauenzimmer, wenn sie auch gleich zehn Kinder geboren, wird dennoch immer Jungfrau genannt.

Vor diesem hatte auch jeder Cosake, neben seiner Frau 10, 20 bis 30 Mädchen, Jesieren oder Sclavinnen zu seiner Lust. Verspielte er eine davon, so wurde sie sogleich in der Cababak von dem neuen Herrn debougiret, und bekam sie manches Mahl in einem Abend 3 bis 4 Herren, und wurde eben so oft beschlafen; wobey die Mädchen sehr vergnügt waren. Beschlief sie der Herr nicht, so lief sie davon, oder entleibte sich auch selbst. Steller, a. a. O. S. 289. Anmerk.

eine große Ehre halten, wenn sie von vielen geliebet werden.

Vom Ehrgeize haben sie in vorigen Zeiten nicht die geringste Wissenschaft gehabt, auch nichts deßhalb unternommen. Jetzt aber prätendiren einige aus zweyen Gründen den Rang über andere: 1. wenn sie beweisen können, daß sie niemahls rebellirt haben, oder ein Mitgeselle der Rebellen, sondern Angeber oder Soldaten wider ihre Brüder gewesen; 2. suchet es einer dem andern zuvor zu thun, daß er einem Russen ähnlicher seyn will, als andere. Aus beyden Ursachen sind sie nicht allein sehr ruhmsüchtig, sondern auch sehr höhnisch gegen ihre eigne Nation, und wo sie einige Gewalt bekommen, als Tajonen viel strenger gegen die Ihrigen, als die Russen selbst.

Vom Geize sind die Jtälmenen dergestalt entfernt, daß sie niemahls mehr haben wollen, als sie ohne Noth entbehren können, und aus diesem Grunde fließet ihre schlechte Oekonomie. Sie kaufen niemahls etwas im Vorrathe, wenn sie es auch für den 10ten Theil des Preises haben könnten. Wo er aber etwas höchst nöthig hat, so bezahlt er ohne zu dingen, was man von ihm haben will, und zwar niemahls für baare Bezahlung, sondern auf Schulden. Hat er keine Schulden, so fängt er kein Thier, wenn es ihm auch vor die Thüre käme. Es geschah 1740, daß ein Kaufmann einen Jtälmenen in der Wohnung klagen hörte: „Es sind zwey verruchte Zobel, die alle „Nacht in die Balaganen kommen, und Fische stehlen, „und sie haben mir schon vielen Schaden gethan." Der Kaufmann lachte, und sagte: „Warum fängst du sie „nicht? so schaden sie dir ins Künftige auch nicht." Der Jtälmen antwortete: „Was soll ich mit ihnen thun, „ich habe keine Schulden zu bezahlen!" Der Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Toback und sagte: „Nimm es, „so hast du Schulden." Nach zwey Stunden Verlauf brachte ihm der Jtälmen beyde Zobel gefangen in die Wohnung, und bezahlte seine Schuld.

Von Schande wissen sie überhaupt nichts, als was sie von den Cosaken gelernt haben, daher mangelt ihnen die Dankbarkeit, Erkenntlichkeit und Dienstfertigkeit. Wer gelinde mit ihnen umgeht, dem beweisen sie die größten Unhöflichkeiten und Widerspenstigkeiten. Wer sie aber

sogleich anfährt, und zuschlägt, der erhält alles von ihnen und mehr als er verlangt, ohnerachtet er der liederlichste Kerl wäre. Läßt man ihnen einige Wohlthaten zufließen, und sie erkennen ein mitleidiges ihnen gewognes Gemüth, so nennen sie denselben zwar einen Freund, belästigen aber ihren Freund dergestalt, daß man ihrer bald müde wird, und sie sind auf keine Art und Weise zu ersättigen. Verweiset man ihnen ihre Unhöflichkeit, so werden sie so erbittert, daß sie sogleich dem Freunde für alle Güte und Liebe den Stuhl vor die Thüre setzen. Hat einer an einem der etwas zu sagen hat, einen Freund, so suchet er alle Revange an allen seinen Feinden von 50 Jahren her, wird dabey so stolz, daß er auch seine nächsten Freunde nur über die Achsel ansieht, prahlet heftig, und beleidiget ohne Unterschied alle vorige Bekannte und Freunde.

Der Verf. führt in einer Anmerkung auch an: Wer nach Kamtschatka kommt, und sich kein Frauenzimmer zulegt, oder mit keinem Weibe in heimlichen Verständnissen lebet, wird dennoch durch die Noth dazu forciret. Niemand wäscht, nähet, dienet ihm, oder thut ihm sonst die geringste Gefälligkeit, wo man nicht dafür mit dem Beyschlafe bezahlet. Was übrigens von den Hochzeitsgebräuchen der Jtälmenen zu sagen ist, findet man am angeführten Orte, S. 343, fgg.

Aus dieser kurzen Erzählung wird man sich bald erklären können, was in Kamtschatka für Tugend und Laster — Glück und Unglück — Freude oder Leid gehalten wird; und hiernach äußern sich, wie es ganz natürlich ist, auch die Leidenschaften. Die Sitten haben die Begriffe getödtet, und nach diesen bilden sich wieder die Begierden. Hieraus entsteht gewissermaßen eine besondere Natur, und dieses ist gleichsam das Fuhrwerk des Lebens; die Triebe und Leidenschaften sind die muntern Pferde, die es forttreiben, und die Vernunft ist der Fuhrmann, der ihre Hitze im Zaume hält, und ihren Lauf lenket (*). So lange sie Meister

(*) Dies ist ein Vergleich, welchen ein gewisser M. L. W. ziemlich richtig macht. Man sehe Hannöversche Anzeigen v. J. 1765, Col. 453.

ster von den Zügeln bleibet, gehen sie ihren gleichen Gang in der ebenen Bahn des Wohlergehens. Verliert sie aber die Zügel, so rennen sie mit blinder Heftigkeit, und bey dieser zügellosen Heftigkeit bekommt die Natur so manchen Stoß, daß sie völlig verderbet wird. Endlich fallen sie dadurch in das Thal der Widerwärtigkeit, worin sie den Muth verlieren, und kaum mehr vermögend sind, die geringen und beschädigten Ueberbleibsel zu ziehen.

Unser Vorhaben will manches Mahl nicht gelingen, weil wir lasterhaft oder unvernünftig sind; wir sind lasterhaft, weil wir die Vernunft hinten ansetzen; und dieses thun wir, weil wir sorglos und unwirksam sind. Tugend und Laster haben verschiedene Abstammungen. In den ersten Zeiten waren Müßiggang und Emsigkeit von widriger Neigung, und sehr unschickliche Gefährten; deswegen bestrebten sich beyde nach einem Gefälligern. Weil Emsigkeit munter und freymüthig fort ging, und ihre scharfen Augen auf alle Seiten umher gehen ließ, wurde sie die Kenntniß oder Einsicht in der Ferne gewahr, und je mehr sie sich einander näherten, desto mehr gefielen einander ihre Reizungen, und die Einsicht war nicht abgeneigt, sich mit ihr einzulassen. Sie vereinigten, sie umarmten sich, und ihr Kind war die Tugend. Müßiggang kroch unbekümmert um alles was um ihn war, fort, bis er endlich über die Unwissenheit stolperte. Sie wurden bald bekannt, und gefielen einander. Die Sinnlichkeit verschaffte ihnen zur rechten Zeit eine verfliegende Lebhaftigkeit, und aus ihren schmutzigen Caressen wurde das Laster gezeuget.

Laster, die schon zu angenehmen Begierden und Neigungen in uns geworden sind, reizen hernach zu einer ausschweifenden Gleichgültigkeit, gegen die Warnungen der Vernunft, und die langwierige Gewohnheit verwandelt endlich, schon ohne Gewissensbisse, alles

was Tugend seyn sollte, in diesen unglücklichen Zustand. Diese gefährliche und schädliche Verwandlung geschieht nicht mit einem Mahle, sondern jeder Schritt, den das Laster gewinnet, ist ein schrecklicher Vorbothe seiner stillen Annäherung, und die Natur zittert bey jedem Schritte, der es näher hinzu führt. Dennoch schlagen wir die Gefahr aus dem Sinne; wir bilden uns ein, wir könnten wohl einen kleinen Schritt über die Gränzen der Tugend mit Sicherheit thun, und erwegen nicht, wenn wir auch nur einen ganz kleinen Schritt über die Gränzen wagen, daß das Laster dann mit schnellen, starken Schritten schon entgegen eilet. Wir bilden uns ein, ein jeder Schritt, außer der Tugendbahn, stehe leicht zurück zu nehmen, und bey jedem Schritte, den wir thun, erscheint uns die Gestalt des Lasters minder scheußlich, bis wir uns allmählich mit ihm gemein machen, und so werden wir unglückliche willige Gefangene seiner schleichenden Macht, und können in die glücklichen ruhigen Gränzen des Gebietes der Tugend nicht wieder zurückkommen, nachdem wir sie einmahl überschritten haben.

Selten wird jemand diese Gränzen im Anfange überschritten haben, ohne daß das Gewissen ihn nicht errinnert hätte: hinter sich zu sehen, und ungesäumt wieder zurück zu treten. Allein, dieser Zustand des Gemüths dauert leider manches Mahl nicht lange. Oftere Ueberschreitungen vergrößern die Annehmlichkeit entfernter Aussichten; der Mensch schreitet immer fort, ohne zu überlegen, so daß die Reue hernach zu spät kommt.

So lange der Verstand nützlich beschäftigt wird, bleibt auch das Herz unverdorben. Schickliche und geziemende Anwendung der Kräfte des Verstandes ist eigentlich dasjenige, was den Menschen von den übrigen Geschöpfen unterscheidet, woher also dieser Unterschied nicht so sehr in der Vernunft selbst, sondern viel-

vielmehr in der Anwendung derselben besteht. Aus der Anwendung der Vernunft entsteht aber auch eine Menge zweifelhafter Fälle, wo man, wozu man sich auch entschließen mag, seine Wahl bereuet. Die Ursache davon liegt in uns, daß wir nicht reiflich genug überlegen, und den Plan, den wir nicht verfolgt haben, immer für den glücklichsten halten. Gewöhnlich ereignet sich diese Erscheinung bey Menschen, die auch in Hinsicht ihrer Bedürfnisse und der Wahl derselben so wenig gesetzt als klug sind. Ueberhaupt irren die Menschen in allen Ständen und Verhältnissen sehr oft in der Wahl ihrer Vergnügungen, die sie nicht immer, wie sie doch sollten, nach ihren natürlichen Bedürfnissen einrichten, und dies ist es vielleicht, was Plato zu verstehen geben wollte, wenn er allegorisch sagt: die Liebe sey aus der Ehe des Ueberflusses mit dem Bedürfnisse entstanden.

Je größer das Bedürfniß ist, desto empfindlicher oder angenehmer ist das Vergnügen, es zu stillen. Kommt man daher mit wenigem Appetite auch zu dem prächtigsten Gastmahle, so hat man lange nicht das lebhafte Vergnügen, welches man in Stillung eines scharfen Hungers, bey einer nur schlechten Mahlzeit empfindet. — Die Kunst ersetzt die Natur nur mangelhaft, und alle Künsteleyen können das Vergnügen nicht so gut zurichten, als das Bedürfniß. Die Seele hat ihre Bedürfnisse so gut wie der Körper, und eins ihrer größesten ist, beschäftiget zu seyn. Die lange Weile, die mit der Unthätigkeit der Seele verknüpft ist, ist ein so schmerzhafter Zustand, daß der Mensch oft die schwersten Arbeiten unternimmt, um sich von ihren Qualen zu befreyen, wie ich dergleichen im Vorhergehenden schon gezeigt habe. Aber, daraus ist leicht zu ersehen, wie körperliche Arbeiten, auch solche, die die wenigste Anstrengung der Seele erfordern, sie doch beschäftigen können. Außer diesem

Falle

Falle giebt es für sie nur zwey Arten von Beschäftigungen: Die Seele überläßt sich entweder den Eindrücken der äußerlichen Gegenstände, und dies ist, was man Empfinden nennt; oder, sie unterhält sich selbst mit Untersuchungen, die entweder ihren guten Nutzen haben, oder nur bloß die Neugierde beschäftigen. Dies heißt Nachdenken und Nachforschen.

Diese zweyte Art sich zu beschäftigen, fällt der Seele oft schwer, bisweilen unmöglich, hauptsächlich, wenn es nicht eine wirkliche und neue Erfindung ist, die besonders zum Nachdenken reizt. Sie muß beständig arbeiten, ihre Aufmerksamkeit munter zu erhalten; und oft macht der gegenwärtige Zustand des Gehirns alle Arbeit fruchtlos, daß sich die Seele ohne Nutzen und vergebens bemüht und anstrengt; oder eine zu sehr erhitzte Einbildungskraft stellt ihr keinen Gegenstand mehr deutlich dar, und eine Menge von Ideen, ohne Verbindung, ohne Beziehung, drängen unordentlich nach einander sich zu. Oder, der Geist ermüdet von der beständigen Anstrengung, und über den Bemühungen, die er anwendet, sich zu beschäftigen, verirret er sich in melancholische, ermattende Phantasien, worin er eigentlich an nichts denkt.

Jeder weiß aus der Erfahrung, wie verdrießlich der Zustand ist, da man nicht die Kraft hat, das geringste zu denken; auch, wie unangenehm derjenige ist, da man an so viele Sachen zugleich denkt, daß man nicht das Vermögen hat, sich mit einer allein zu beschäftigen. Es giebt nur wenige, die so glücklich sind, selten in einem von diesen beyden Zuständen zu seyn, und sich selbst immer gute Gesellschaft zu leisten. Hieraus entsteht eine gewisse Art von Verdruß, der oft manche Menschen dahin bewegt, den Entschluß zu fassen, dem, was man Welt nennt, gänzlich entsagen zu wollen — es treten aber oft physische und moralische Umstände ein, die nicht allein solche Entschlüsse

sehr

sehr wankend machen, sondern sogar auch umstoßen. Vielen, die aus glänzenden Gesellschaften, nach einer nur mittelmäßigen verunglückten Liebesgeschichte sich sogleich in ein Kloster einsperren lassen, mag es wohl gerade so gehen. Sobald sie aber die Unthätigkeit kennen lernen, sobald sie das, was sie in dem Gewirre der Gesellschaften und auch der Geschäfte, und der Unruhe der Leidenschaften ausstanden, mit der langen Weile der Unthätigkeit vergleichen, so fangen sie an, den unruhigen Stand, dessen sie vorher überdrüssig worden waren, zu bedauern. Nun überlegen sie reiflicher, denken auch vielleicht, ihre Sache besser, als vorhin machen zu wollen, und, werden oft, aber nur zu spät, eines andern Entschlusses. Man beschuldigt solche Leute oft mit Unrecht, daß sie nur mit einer erdichteren Bescheidenheit, bey ihrem Abzuge aus der Welt, groß gethan hätten. Nein, sie handelten ganz aufrichtig. Aber, so wie eine zu große Bewegung, sie nach einer völligen Ruhe seufzen machte, so verursacht wieder die überflüssige Muße, daß sie die Zeit bedauern, wo sie beständig beschäftigt waren. In dieser Hinsicht scheinen die Menschen schon mehr dem Leichtsinne als der Verstellung ergeben zu seyn; und oft ists bloß Unbeständigkeit, deren sie sich schuldig machen, wenn man über ihre Verstellung oder Hinterlist klaget.

Wirklich ist die Bewegung, worin uns die Leidenschaften selbst in der Einsamkeit erhalten, so heftig, daß jeder Zustand in Betracht dieses matt und schläfrig ist. Daher laufen wir durch einen Instinct nach den Gegenständen, die unsere Leidenschaften reizen, ob die Eindrücke gleich, die sie machen, uns oft schlaflose Nächte und traurige Tage kosten. Aber, die Menschen überhaupt haben von einem Leben ohne Leidenschaften mehr auszustehen, als alles Uebel ist, das die Leidenschaften ihnen verursachen. (Ich rede, es

ver-

versteht sich von selbst, hier von dem Zustande, wo der Unzufriedene niemahls in seinem Zustande glücklich zu seyn glaubt, sondern immer nach neuen Dingen — nach neuen Empfindungen strebet, die ihm besser, als der gegenwärtige Zustand behagen sollen.) Die natürliche Rührung, die wir maschinenmäßig fühlen, wenn wir unsers Gleichen in Gefahr oder Unglück sehen, hat keine andere Reizungen, als daß sie eine Leidenschaft ist, die die Seele in Bewegung setzt, und sie beschäftigt; inzwischen hat diese Bewegung Annehmlichkeiten genug, daß man sie begierig sucht, ohnerachtet der traurigen und verdrießlichen Ideen, die sie begleiten und ihr folgen.

Ein Trieb, den die Vernunft nicht wohl unterdrücken kann, macht, daß wir nach Gegenständen laufen, die unser Herz empfindlich verwunden müssen. Man drängt sich haufenweise zu dem schrecklichsten Schauspiele, das man nur sehen kann; ich meine die Lebensstrafe eines Nebenmenschen, an dem die Strenge der Gesetze auf dem Schaffotte vollzogen wird, und den man unter den schrecklichsten Martern sterben läßt. Sollte man aber nicht, wenn man es auch nicht durch die Erfahrung wüßte, voraus sehen müssen, daß die Umstände der Todesstrafe, das Aechzen von seines Gleichen, wider unsern Willen auf uns einen solchen Eindruck machen würde, der uns lange quälen muß, ehe er sich völlig verliert? Aber, die Annehmlichkeit, heftig gerührt zu werden, ist bey den meisten stärker, als alle Ueberlegung und der gute Rath, den die Erfahrung giebt. In allen Ländern läuft man haufenweise zu den grausamsten Schauspielen, wovor doch im Allgemeinen die menschliche Natur zurück schaudert.

Eben diese Reizungen sind es, die uns die Unruhen und Besorgnisse, worin uns die Gefahren anderer Menschen setzen, wenn wir selbst keinen Theil daran

ha-

haben, so angenehm machen. Es ist angenehm, sagt Lucrez (*), vom Ufer ein Schiff zu sehen, das jeden Augenblick von dem tobenden Meere verschlungen zu werden bedrohet wird, oder im Kriege einen heftigen Angriff von einer Anhöhe ohne Gefahr anzusehen. — Dies belustiget manche Menschen, und allmählig verlangt nach solchem öftern Anblicke wirklich das sinnliche Gefühl solche schaudervolle Nahrung. Je gefährlicher die Sprünge eines verwegenen Seiltänzers sind, desto mehr ist der gewöhnliche Haufe der Zuschauer darauf aufmerksam. Wenn er einen Sprung zwischen zweyen Degen thut, die ihn durchbohren würden, wenn in der Hitze der Bewegung sein Körper sich von dem Wege, den er nehmen muß, um eine Linie entfernt, so erwirbt er sich das größte Recht auf unsere ganze Aufmerksamkeit. Man setze statt der zwey Degen zwey Stäbe, und lasse den Seiltänzer sein Seil auf einer grasvollen Wiese zwey Fuß von der Erde hoch aufspannen, so mag er immer dieselben Sprünge und Wendungen machen; man wird ihn kaum mehr ansehen; — mit der Gefahr verschwindet zugleich alle Aufmerksamkeit des Zuschauers.

Was war die Ursache des außerordentlichen Vergnügens, das die Römer bey den Schauspielen des Amphitheaters empfanden? Man ließ deßhalb lebendige Menschen von wilden Thieren zerfleischen. Haufenweise mußten sich die Fechter dort ermorden. Man künstelte sogar an den mörderischen Waffen, die diese Unglücklichen brauchen mußten, sich einander zu tödten. Von ohngefähr hatte man nicht den, der mit einem

(*) De Natur. rer. l. 2.

Suave mari magno turbantibus aequora ventis,
E terra alterius magnum spectare laborem.
— — — — — — —
Suave etiam belli certamina magna tueri,
Per campos instructa, tui sine parte pericli.

nem Netze fochte, anders bewaffnet, als den Mirmillo. Man hatte zwischen den Waffen zum Angriffe und zur Vertheidigung ein solches Verhältniß gesucht, daß der Kampf der fechtenden Parthey länger dauern, und furchtbarer an neuen Zufällen seyn möchte; man wollte, daß der Tod mit langsamen und schrecklichern Schritten kommen sollte. Jede Parthey der Fechtenden hatte ihre besondern Waffen. Man wollte die Todesarten, denen sich diese oft unschuldigen Leute unterwerfen mußten, von verschiedener Gestalt haben. Man nährte sie mit Pasteten und andern Speisen, die sie fett und stark erhalten mußten, damit das Blut aus den empfangenen Wunden langsamer fließen, und der Zuschauer das grausame Vergnügen, sie mit dem Tode ringen zu sehen, desto länger genießen möchte. Die Wissenschaft, die Fechter zu unterrichten, war eine Kunst geworden. Der Geschmack, den die Römer an den Schauspielen der Fechter fanden, machte, daß sie bey diesen Lustbarkeiten, die wir uns nicht ohne Entsetzen denken können, Feinheit und Kunst verlangten, und sie reizend zu machen suchten. Die Aufseher der Sclaven, welche die Fechter unterrichteten, mußten ihnen nicht allein den Gebrauch der Waffen zeigen; sondern sie mußten auch diese unglücklichen Schlachtopfer lehren, in welcher Stellung sie sich niederlegen, wie sie sich geberden müßten, wenn sie tödtlich verwundet waren. Diese Meister mußten ihnen so zu sagen zeigen, mit einem guten Anstande zu sterben. Man sehe hierüber im XXXIV Theil der Encyklopädie, S. 4, fgg. den Art. Kampfspiel, und im LXXIVsten Th. den Art. Leichenspiele.

Den ehemahligen Kampfspielen kann man noch die heutigen Stiergefechte in Spanien zur Seite stellen,(*). Sie kosten den Streitenden sehr oft das Leben

(*) Man kann über diese Materie weiter nachsehen: La Tauroma-

Leben. Ein Grenadier wagt bey dem Angriffe eines bedeckten Weges nicht so viel, als diese Leute. Dessen ungeachtet sind die Spanier in allen Ständen eben so sehr auf diese gefährlichen Schauspiele erhitzt, als ehemahls die Römer auf die Schauspiele ihres Amphitheaters. Der Bemühungen ohngeachtet, die sich die Päbste, sie abzuschaffen gegeben haben, dauern die Stiergefechte noch, und die spanische Nation, die sich äußerlich wenigstens ein großes Verdienst daraus machte, den Päbsten alle Ergebenheit zu bezeugen, gab aber in diesem Stücke so wenig den Befehlen als Vorstellungen Gehör. Das Vergnügen, heftig gerührt zu werden, macht, daß die sanftmüthigsten Nationen die ersten Grundsätze der Menschheit vergessen, und, daß die christlichsten die offenbarsten Grundregeln ihrer Religion verkennen.

In

romaquia ó Arte de tornear. Por *Josef Delgado* (alias *Illo*). Cadiz. 1796, 8. Der Verfasser zeiget, wie allgemein diese Art Schauspiele in Spanien sind, und wie solches besonders die Nation characterisiret; indem er glaubt, daß diese Neigung den Spaniern angeboren, und die Kunst eben so alt seyn müsse, als Stiere in Spanien vorhanden sind. Er rühmt die spanischen Stiere als die stärksten und tapfersten, und, daß die Leidenschaft, mit ihnen zu kämpfen, seinen Landsleuten, als einer so tapfern Nation, ganz angemessen sey. Verschiedene tapfere Kämpfer führt er an; und er selbst, als ein erfahrner Stierfechter, rühmt seine Kunst als die angenehmste und edelste, und freut sich, daß die Neigung zu derselben, gegenwärtig den höchsten Grad erreicht habe. Feige, oder Neiditsche nennt er diejenigen, welche diese Neigung für barbarisch halten. Man dürfte nur Zuschauer seyn, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. — Daß zuweilen ein Stierfechter umkomme, sey kein Argument, sonst müßte man alle Spiele und Vergnügungen, wobey man zufällig unglücklich werden könne, auch das Reiten und Schwimmen, wo die Gelegenheit zum Unglücke viel häufiger ist, verwerfen, u. s. w.

Der Recensent, (Allgem. Lit. Zeit. 1798, Nr. 73. Col. 584.) sagt nicht ohne Grund: „Sollte man nicht glauben, daß eine Stierfechterseele ihre ganz eigne Logik „habe?“ —

In andern Ländern, wo man schon nicht so grausam seyn will, läßt man Menschen aus dem Spiele, führt aber dagegen furchtsame und beherzte, starke und schwache Thiere zusammen, um sich an dem Blute und an dem Zerreißen derselben zu belustigen (*). Viele aber, denen vielleicht diese blutgierige Leidenschaften nicht bekannt sind, oder, die sich nicht in solcher Lage befinden, dergleichen gerade in der Größe haben zu können, begnügen sich damit, kleinere Thiere zu quälen, oder quälen zu lassen, damit sie doch einigermaßen Blut und Tod sehen, und dieses kann man von manchem wohl sagen, der bloß deßhalb mit seinen Hunden andere Thiere fangen läßt, um sich an ihrer Todesart zu freuen; auch kann man in mancher Rücksicht die Reiherbeize dahin rechnen, und das Hahnengefechte der Engländer. Wer aber alles dieses nicht hat, oder haben kann, der vertrauet sehr oft alle Tage, bloß aus Leidenschaft, einen ansehnlichen Theil seiner Güter dem Glücke der Karten oder Würfel an, ob er gleich die traurigen Folgen des Spieles sehr wohl kennet. Diejenigen, die es reich gemacht hat, betrachtet man in ganz Europa als solche, denen ein ganz außerordentlicher Zufall begegnet ist. Der reichen Leute, die dadurch an den Bettelstab gebracht worden, sind noch mehrere an der Zahl, als der Gesunden, die durch Afterärzte, Urinpropheten und Wurmdoctorinnen auf Zeitlebens ungesund gemacht worden sind. Narren und Betrüger spielen nur aus Geiz, und in der Absicht, ihr Gut durch einen beständigen Gewinn zu vermehren. Bey andern Unglücklichen ist aber einzig und allein der gewonnene Geschmack und dadurch ent-

(*) Hierüber sehe man Th XXIII der Encyklop., S. 140, fgg. den Art. Hetze; und Nicola i's Reise durch Deutschland und die Schweiz, ꝛc. 4ter Band, S. 630, fgg. wo von der Thierhetze in Wien eine sehr deutliche Beschreibung ist.

entstandene große Reiz zu dieser Art Vergnügungen, die Ursache, daß so viele Personen sich dadurch ruiniren. Ein geschickter Spieler, der die Gabe hat, eine Menge Umstände mit einander zu verbinden, und daraus geschwinde richtige Folgen zu ziehen; dieser würde alle Tage seinen gewissen Gewinnst haben können, wenn er sein Geld nicht anders, als in Spielen wagte, wo es mehr auf Geschicklichkeit, als auf das ohngefähre Glück der Würfel und Karten ankäme. Dessen ungeachtet findet er mehr Geschmack an Spielen, wo der Gewinnst gänzlich von dem Eigensinne der Karten und Würfel abhängt, und wo ihm seine Geschicklichkeit keinen Vorzug vor den andern Spielern giebt. Der Grund dieser vorzüglichen Liebe zu den Hazardspielen, die seinem Interesse so sehr zuwider ist, liegt darin, daß die Spiele, wo es auf die Geschicklichkeit des Spielers sehr viel ankommt, eine ununterbrochne Anstrengung des Geistes erfordern, und die Seele nicht in der beständigen Bewegung erhalten, wie es bey solchen Spielen geschieht, wo alles aufs gute Glück ankommt. Die Seele wird also immer außer sich selbst gleichsam erhalten, und zwar, ohne daß sie bey ihrem Vergnügen eine ernsthafte Aufmerksamkeit nöthig hätte, wovon unsere natürliche Trägheit sich immer gern loszumachen sucht. Die Trägheit ist ein Laster, das die Menschen zwar bisweilen überwinden, aber niemahls gänzlich ausrotten: Vielleicht ist es ein Glück für die Gesellschaft, daß dies nie geschieht. Viele glauben, daß die Trägheit mehr böse Handlungen verhindere, als alle Tugenden zu thun im Stande sind. — —

Diejenigen, die zu viel Wein trinken, oder sich andern Leidenschaften ergeben, kennen die üblen Folgen davon oft besser, als die, welche ihnen dagegen Vorstellungen machen. Aber, unsere Seele ist natürlicher Weise geneigt, sich allem zu überlassen, wenn

es sie nur beschäftigt, und sie nicht nöthig hat, sich dabey anzustrengen. Darum lassen sich die meisten Menschen von demjenigen Geschmacke, und solchen Neigungen beherrschen, wodurch sie oft Gelegenheit finden, auf eine angenehme Art durch lebhafte und vergnügende Empfindungen beschäftigt zu werden. — Trahit sua quemque voluptas. — Hierin haben alle einerley Endzweck. Weil aber die Werkzeuge ihrer Empfindungen nicht auf einerley Art eingerichtet sind, so suchen sie nicht alle einerley Vergnügungen.

Aus dem Vorhergehenden erhellet nun, daß die Leidenschaften der Menschen sowohl moralischen als physischen Ursprungs sind — daß sie aus Vorstellungen und Empfindungen entstehen — daß aber alles auf eine besondere Art von Reiz beruhet. Ob wir von einer Seele, ohne Körper, mit Zuverlässigkeit behaupten können, daß sie eigentliche Leidenschaften habe, will ich hier nicht ausmachen, da ich mich dann zu weit in Distinctionen verlieren würde; indessen will ich doch nur so viel berühren, daß ein Geist einen Willen, ein Verlangen, einen Abscheu und viele andere Empfindungen, (ich kann mich nicht anders sogleich ausdrücken;) habe; einem leblosen Körper fehlt aber alles dieses, so wie es einem unvernünftig lebenden Thiere, zwar nicht an Begierden, aber, vielleicht an der deutlichen Vorstellung dabey fehlen möchte. Alles dieses weitläuftig auseinander zu setzen erlaubet dieser Artikel nicht; indessen, da ich noch besonders von den Leidenschaften der Thiere in diesem Artikel handeln werde, so soll dasjenige, was dahin gehöret, dort abgehandelt werden. Hier schränke ich mich nur noch auf die Leidenschaften der Menschen ein; und da diese nicht allein von dem Leibe entspringen, sondern auch hernach noch von dem Leibe mit abhangen, so muß ich mich, um meinen Lesern verständlicher zu werden, we-

nig-

nigstens kürzlich auf die Untersuchung einlassen: wie der menschliche Körper gereizt werde?

Ohne Reiz ist keine Leidenschaft, — sie sey angenehm, oder unangenehm; sie sey eine Tugend oder ein Laster. Man mag nun den Begriff von Reiz nehmen, wie man will, so ist er doch nichts anders, als eine Empfindung, die mir angenehm oder unangenehm ist, und mich daher zu diesen oder jenen Aeußerungen zwinget (*). So nahe als Leib und Seele zusammen gränzen, so nahe gränzen auch die Wissenschaften zusammen, welche diese Gegenstände behandeln. Daher ist auch in der Physiologie und Psychologie bey einem großen Theile der Untersuchungen die wechselsweise Hülfe ganz nothwendig. Wir sind freylich in diesem Fache der Menschenkenntniß, wo sich diese beyden Wissenschaften vereinigen, vielleicht noch am weitesten zurück, aber, um nur erträgliche Einsicht hierin zu erhalten, und auch, um sich eine Bahn zum Fortrücken zu machen, ist die Verbindung beyder Wissenschaften das beste Hülfsmittel. Ich darf mich nur auf die Lehre von der Einwirkung der Seele auf den Leib, und des Leibes auf die Seele berufen, wo diese Forderung sehr einleuchtend ist. Man hat in den philosophischen Schulen zur Erklärung der Verbindung des Leibes und der Seele vorzüglich drey Meinungen erdacht: die vorher bestimmte Harmonie, die zufälligen Ursachen, und den physischen Einfluß.

So sehr ich den großen Mann verehre, der die harmoniam praestabilitam ausdachte, so kann ich doch dieser Hypothese nicht geneigt seyn, die keinen Einfluß des Leibes auf die Seele, und der Seele auf



(*) In Walchs philosophischen Lexicon, Th. 2. Art. Reizbarkeit und Reizung, findet man etwas Vollständigeres, indessen glaube ich, daß Kant mit Walch wohl nicht ganz überstimmen mag, und ich wiederum den Sinn beyder Männer auch wohl nicht völlig treffe. —

den Leib annimmt, sondern eine solche vorherbestimmte Einrichtung beyder Theile, vermöge welcher in dem einen, zu gleicher Zeit, aus innerlichen Kräften solche Veränderungen bewirkt werden, die genau den Veränderungen in dem andern Theile entsprechen. Wenn z. B. die Seele will, daß der Arm und die Finger zu irgend einer Absicht sich bewegen sollen; so erfolgt die Bewegung, nicht weil es die Seele will, sondern weil die Einrichtung des Körpers so gemacht war, daß eben zu der Zeit eine Bewegung dieser Glieder erfolgen mußte. Nimmt man eine solche Einrichtung an, so war diese Bewegung mechanisch nothwendig, und würde auch ohne den Willen der Seele geschehen seyn, woraus denn folgt, daß der Wille hierbey völlig überflüssig war, und daß eine Nothwendigkeit ihn trieb, also, daß es mit unserer Freyheit nichts sey.

Es ist nicht zu besorgen, daß diese Meinung jemahls häufigen Beyfall finden werde, sonst würden die Folgen davon auf unsern moralischen Sinn sehr unglücklich seyn. Noch weniger lassen sich Zufälligkeiten mit der vorher bestimmten Harmonie reimen: denn, wenn es auch möglich ist, daß zwey Uhren auf das genaueste eintreffen, so kann doch ohne Communication zwischen beyden, welche bey Leib und Seele zusammen, physischer Einfluß heißt, die andere Uhr dadurch in ihrem Gange nicht verändert werden, wenn durch einen Zufall die eine verändert oder zerbrochen wird. Der Körper strauchelt oder fällt, und die Seele erschrickt darüber. Lag die Ursache dieses Schreckens ursprünglich in der Seele; so durften wir durchaus damahls nicht in einem Lehnstuhle sitzen, wenn die Seele nicht ohne Ursache, bey wachendem Zustande und völligem Bewußtseyn, sich erschrecken, und Vorkehrung zur Verhütung des Falles machen sollte, der nicht zu befürchten war. Wegen des höchst wahrscheinlichen, ich getraue mir fast zu sagen, gewissen

und

und erfahrungsmäßigen Einflusses, kann auch die Hypothese von der Assistenz, oder den Gelegenheitsursachen nicht gelten, welche annimmt, daß durch einerley äußerliche Ursachen eine Uebereinstimmung der Veränderungen in Leib und Seele bewirkt würde, wobey die Vertheidiger dieser Meinung noch allenfalls zugestehen, daß einige Vorstellungen in der Seele aus ihr selbst entspringen. Es ist nicht einzusehen, wozu man diese Hypothese nöthig hat, da der physische Einfluß, ohne welchen sie doch die Erscheinungen erklären wollen, so sehr viel vor sich hat, wenn das wie bey demselben gleich nicht völlig begriffen wird. Ich will über die Begreiflichkeit desselben jetzt einige kleine Versuche machen, und also zeigen, in wie fern sich aus einigen Eigenschaften des Leibes, die wechselsweise Einwirkung zwischen Leib und Seele begreifen lasse.

Zwo Eigenschaften des Körpers sind vorzüglich, welche ihn sowohl zur Einwirkung in die Seele, als auch zu ihrem Dienste fähig machen. Diese sind Reizbarkeit und Empfindlichkeit, (man sehe auch den Art. Leiden, Th. LXXIV, der Encyklopädie,) welche letztere uns eine solche Einrichtung des Körpers ist, vermöge welcher die Seele durch seine Vermittelung empfindet.

Zuerst also von der Reizbarkeit, in so fern sie hieher gehöret, und ich im angeführten Art. Leiden, noch nicht alles gesagt habe. Man gedenkt sich darunter, eine der thierischen, vorzüglich muskelichten Faser vom Schöpfer eingepflanzte Kraft, durch welche sie sich, wenn irgend ein Reiz sie berührt, zusammenzieht. Ihre Ursache kann man aus dem, was man von dem Baue der Faser weiß, noch nicht völlig erklären. Indessen etwas Licht verbreitet allerdings die neuere Meinung der Physiologen, daß die feinste und letzte Muskelfaser, deren unglaublich viele erst einen Strang aus-

machen, eine Zusammenkettung unzähliger Bläschen sey, die durch den Andrang, oder erregte Vibrationen irgend einer Flüssigkeit dicker oder kürzer würden, wodurch sich dann der ganze Muskel verkürze. Vieles erklärt sich zwar hierdurch, zumahl, wenn man Nervengeister annimmt. So könnte man sichs auch vorstellen, wie es mit der Reizbarkeit eben abgestorbener Thiere zusammenhange; nähmlich, man kann sich gedenken, daß die noch in dem Muskel zurückgebliebenen Nervengeister durch reizende Mittel, wovon die meisten zusammenziehend sind, wie Salze und Schärfen, oder auch durch elektrische Funken oder Stiche, in eine zitternde Bewegung, oder sonst dergestalt aus ihrem Gleichgewichte gesetzt werden, daß eine Zusammenziehung erfolgen muß. Allein ich getraue mir nicht zu behaupten, daß damit die ganze Reizbarkeit erklärt sey, zumahl, wenn man bedenkt, daß Muskelbläschen und Nervengeister Hypothesen — obgleich wahrscheinliche Hypothesen sind. Es mag aber nun seyn, wie es wolle, so wissen wir so viel doch gewiß, daß der Muskel reizbar ist.

Diejenigen, welche Nervengeister annehmen, halten auch gewöhnlich das Gehirn für die Quelle derselben, von daher sie durch die Nerven allen Theilen des Körpers mitgetheilt werden. Daß das Gehirn die Absonderung irgend einer Feuchtigkeit verrichte, ist daraus wahrscheinlich, weil eine große Menge Bluts, ohngefähr der sechste Theil der ganzen Blutmasse in ihm umläuft, und weil es übrigens in gewissem Betrachte wie ein Absonderungsorgan gebauet zu seyn scheint. Vielleicht saugen wir durch die Respiration einen Eulerschen Aether, oder sonst den Stoff der Nervengeister ein, der sich etwa mit dem Blute vermischt, und im Gehirne wieder abgesondert wird. — Vielleicht ist dieses das unbestimmte pabulum vitae, das wir durch die Respiration erhalten, weswegen

Luft,

Luft, die einmahl respirirt ist, zu fernern Respiratio-nen untauglich wird (*).

Man nehme also an, in dem Blute sey eine solche äußerst feine, fast halb geistige Flüssigkeit, und werde im Gehirne abgesondert. Diese kommen nun zum Muskel, entweder durch Fortströmung, oder durch eine fortgepflanzte zitternde Bewegung. Der ersten Meinung von der Fortströmung stehen viele Schwierigkeiten im Wege. Da sie nähmlich so unbegreiflich schnell gedacht werden muß, als oft die Ausführung des Willens bey Bewegungen des Körpers ist; so kann dazu keine Kraft im Gehirne ausfindig gemacht werden. Das Gehirn selbst ist dazu viel zu weich, und die harte Hirnhaut, worin einige diese Kraft suchen, hat zu wenig oder gar keine Muskelkraft. Die zitternd fortgehende Bewegung der Nervengeister, scheint hingegen mehr Beyfall zu haben. Man nehme an, der Muskel sey beständig in seinen feinsten Höhlungen (**) mit der Materie der Nervengeister in einem gewissen Grade angefüllet, und gedenke sich, wie auch sonst gewöhnlich angenommen wird, das Gehirn als die Quelle, und die Nerven als Canäle derselben, oder als eine Fortsetzung des Gehirns. Wenn nun durch irgend eine Ursache, die wir allezeit mittelbar oder unmittelbar in der Seele zu suchen haben, eine Erschütterung der Nervengeister bewirkt wird; so wird solche durch die Nerven dahin fortgepflanzt, wohin diese abgehen. Dadurch werden dann die Nervengeister in den Muskeln in eine gleich zitternde Bewegung gesetzt, die Muskelfaser nimmt alsdann auch Antheil daran, und fängt an zu oscilliren, und, so wie jede oscillirende



(*) Es ist dieses die Hypothese des Herrn Dr. Jäger. Hanöv. Magazin, v. J. 1779, Col. 118.

(**) Der bekannte P. de la Terre will von keiner Höhle in den Nerven wissen. Man sehe Björnstähl's Briefe ꝛc. 1 B. S. 346, fgg.

Saite sich zu verkürzen strebt, so thut eben das, auch die oscillirende Muskelfaser.

Aber auch hier stoßen einem wieder verschiedene Schwierigkeiten auf; indessen, wer sich umständlicher unterrichten will, warum die zitternd fortgehende Bewegung einer Flüssigkeit schneller sey, als die wahre körperliche Fortströmung derselben, der findet Genugthuung in Eulers französischen Briefen über die Naturlehre, an eine deutsche Prinzessinn.

Die eben so schnelle Erschlaffung der Muskeln, möchte vielleicht nicht mit so vieler Schwierigkeit zu erklären seyn. Je schneller die Oscillationen sind, (und sie sind hier gewiß unglaublich schnell,) desto geschwinder hören sie wieder auf, wenn die Erschütterung der Nervengeister nachläßt. Die feinsten Töne auf Saiteninstrumenten verlieren sich ungleich früher, als die groben, oder tiefen. — Ueberdem ist bey schleuniger Erschlaffung der Muskeln zu bedenken, daß alsdann die gegenseitig wirkenden Muskeln des Gliedes, die sogenannten Antagonisten, durch ihre Action und durch bloße Spannkraft entgegen wirken. Die Schwere des Gliedes beschleunigt auch oft die Erschlaffung.

Viel weiter können wir im Körper durch Untersuchung und Raisonnement nicht kommen. Hier sind wir an den Gränzen zwischen Leib und Seele. Wie das nun zugehe, daß die Seele an irgend einem Orte des Gehirns, wo der Ursprung dieses oder jenes Nerven ist, eine Erschütterung mache — das genau bestimmen zu wollen, ist viel gewagt; man bleibe lieber hier stehen, und glaube, da alles doch dafür redet.

Die unwillkürlichen Muskelbewegungen, lassen sich, wie es scheint, daraus begreifen, weil noch ein anderes Reizmittel, welches nicht von der Seele kommt, bey ihnen Statt findet. Bey dem Herzen ist dieses das Blut, bey den Magen und Gedärmen die Spei-

sen,

sen, die Luft und die Galle, bey dem Regenbogenhäutchen die Lichtstrahlen, u. s. w. Dessen unerachtet aber, ist Nerveneinfluß hier nöthig, weil die unwillkürlichen Bewegungen aufhören, wenn die Nerven dieser Theile unterbunden sind, und sie heftiger werden, wenn man die Nerven berühret (*). Da man nun nicht anders kann, als voraussetzen, daß zum Nerveneinfluß Bewegung, entweder ihrer Substanz, oder einer Flüssigkeit in ihnen erfordert werde; so scheint in diesem Betrachte die Seele allerdings ihren Antheil an den unwillkürlichen Bewegungen zu haben. Denn, wenn man nicht Ursache auf Ursache ins Unendliche häufen, oder im Zirkel herumgehen will; so muß man durchaus den letzten Grund der Bewegung nicht im Körper sondern in der Seele suchen. Daß ein fremder Reiz unwillkürliche Bewegungen machen kann, sieht man bey Zuckungen und Krämpfen, da die Seele auch ihre Wirkung auf die ihrem Willen unterworfenen Muskeln verlieret.

Dieses war eine kurze Betrachtung über den Einfluß der Seele auf den Leib, vermöge der Reizbarkeit; jetzt wird es aber nothwendig seyn, auch den Einfluß des Körpers auf die Seele, vermöge der Empfindungswerkzeuge, etwas zu erwägen, indem beyde Situationen Ursachen vieler Leidenschaften sind, welche dann außer dem Wollen, noch Vorstellungen, Reize und Empfindungen zum Grunde haben; in welcher Hinsicht die kurze Umschreibung einer Leidenschaft in Hübners Natur- Kunst- ꝛc. Lexicon, nicht zu verwerfen ist (**).

Aber

(*) *B. Halleri* prim. lin. physiol. §. 100.

(**) J. Hübners curiöses und reales Natur- Kunst- Berg- Gewerks- und Handlungslexicon, Leipzig 1776, Col. 1332. Hier heißt es: Leidenschaft ist eigentlich diejenige Beschaffenheit einer Sache, daß sie ein wirkendes Principium über sich hat, welches in ihr wirken, und einen Affect hervorbrin-

Aber auch hier, bey dem Einfluß des Körpers auf die Seele, bey den daher entstehenden Vorstellungen, Reizen und Empfindungen, durch welche die Seele bewogen wird, gerade so und nicht anders sich in ihren Aeußerungen zu zeigen, oder auch Leidenschaften zu äußern, empfehlen sich die Nervengeister, als eine sehr annehmungswürdige Hypothese, weil man sich ohne sie gar keinen Begriff machen kann, wie körperliche Theile Empfindungswerkzeuge seyn können. Wenn man sie annimmt, so läßt sich folgender Begriff davon machen. Die Nerven sind beständig voll von dieser Materie, und durch äußere Ursachen wird sie in eine undulirende Bewegung gesetzt, welche sich hierauf bis ins Gehirn fortpflanzt, und von der Seele empfunden wird. Die äußern Sinne sind bloße Diener der Seele, weßhalb Aristoteles auch ganz richtig sagt: die Seele siehet, nicht das Auge — die Seele höret, nicht das Ohr. — Eine kurze Erläuterung wird dieses bestätigen:

Bey dem Gesichte ist aus dem Baue des Auges klar, daß sich die Bilder der Gegenstände auf die Netzhaut mahlen. Daß aber diese Bilder nicht durch den Sehnerven, so wie sie auf dem Boden des Auges stehen, fortgepflanzt werden können, ist aus den Regeln der Brechung der Lichtstrahlen und der Undurchsichtigkeit der Nervensubstanz einleuchtend genug, und daher nimmt man zufolge der angegebenen Hypothese an, daß durch die Erleuchtung machende Bewegung des Ae-

bringen kann. Bey den Menschen trifft man eine dreyfache Leidenschaft an. Die erste ist die Leidenschaft des Verstandes, welches nichts anders ist, als die Sension oder Empfindung; die andere ist die Leidenschaft des Willens, da der Wille vom Verstande zum Affect bewegt wird, und die dritte ist die Leidenschaft des Leibes, wenn nach dem Systeme des influxus physici die Glieder des Leibes durch das innere Principium der Seele, nach Belieben bewegt werden können.

Aethers, die Nervengeister im Sehnerven in eine ähnliche Bewegung gesetzt werden, die sich denn durch ihn bis ins Gehirn fortpflanzt, und von der Seele empfunden wird. Die Empfindung von Farben geschieht unstreitig durch die verschiedene Modification, dieser Undulationen, da man nicht annehmen kann, daß körperliche Farben ins Auge gelangen. Die dunkelrothe Farbe, als die erste im Regenbogen, macht dabey die langsamsten, und die übrigen folgen nach einer unmerklich steigenden Farbenleiter. Die Empfindung von Gestalt und Umfang, läßt sich daraus begreifen, weil das Bild im Auge ähnlich ist, nach dessen Maßgabe die Undulationen im Nervensafte entstehen. Ueber Entfernung urtheilet die Seele durch eine natürliche Optik, die jeder lernt, wenn er auch nichts von der wissenschaftlichen Optik gehört hat.

Im Ohre geschieht eben das, durch die Undulation der Luft. Bey dem Gehöre ist die große Wahrscheinlichkeit dieser Meinung am einleuchtendsten. Es läugnet nähmlich niemand, daß der Schall durch Undulation der Luft fortgepflanzt werde. Und, was ist da natürlicher, als anzunehmen, daß diese eine ähnliche Bewegung im Ohre und dem Nervensafte mache?

In der Nase berühren die riechbaren Theilchen die Nervenwärzchen der Schleimhaut, und durch ihren Stoß und ihr Prickeln erregen sie eine Bewegung. Die Verschiedenheit der Gerüche hängt wohl meistentheils von der Gestalt dieser flüchtigen Theile, und ihrer Gewalt ab.

Zwischen Geruch und Geschmack ist die größeste Verwandtschaft. Die gröbern, riechbaren Theile empfindet der Geschmack meistentheils auch auf ähnliche Art, nur schwächer. Bey dem Wermuthe ist dieses z. B. sehr auffallend, dessen bittere Ausdünstungen einen Geschmack auf der Zunge verursachen, ohne daß man ihn in den Mund genommen hat. Die Nerven-

wärzchen der Zunge haben stumpfere Empfindung, als die in der Nase, und eigentlich gehören für den Geschmack die nicht flüssigen salzigen Theile, ohngeachtet auch die flüchtigen ihn afficiren, und zwar viel stärker, wenn sie die Zunge berühren. Die Verschiedenheit des Geschmacks rührt von der spitzigern oder stumpfern Gestalt der Theile und ihrer Auflösbarkeit her. Vom Unterschiede des Geschmacks bey verschiedenen Menschen, ist hier die Rede nicht, von welchem die bekannte Sentenz gilt: de gustibus non est disputandum. Die Seele hat bey dem Geschmacke überhaupt nicht die Empfindung von etwas Cubischem bey dem Kochsalze — und auch nicht von etwas Sechseckigtem, bey dem Salpetery sondern sie empfindet nur einen dunkeln Unterschied zwischen beyden. Daß auch dergleichen durch Erschütterung der Nervengeister geschehen könne, ist sehr wahrscheinlich, so lange wir nichts bessers wissen.

Das Gefühl, wovon im Grunde alle Sinne nur feinere Modificationen sind, entsteht von wahrer Berührung der gröbern Körper ohne Zwischenmaterie zwischen uns und dem Körper, den wir fühlen. Daß dadurch Bewegung entstehe, ist völlig ausgemacht, und eine langsam undulirende Bewegung der Nervengeister, ziemlich wahrscheinlich, bis daß jemand zum Vortheil einer andern Meinung mehr Wahrscheinlichkeit darthut.

So wie uns nun die Empfindungen das Gegenwärtige vorstellen, so zeigen uns die Einbildungen das Vergangene. Unsere Seele hat die Kraft, vergangene Vorstellungen wieder zu erneuern, sobald sie einen Theil derselben wieder empfindet. Diese Einbildungen sind nichts anders, als nachgeahmte Empfindungen, und man kann die Einbildungskraft mit Recht den Spiegel der Sinne nennen. Solchergestalt läßt sich leicht abnehmen, was für einen Einfluß

die

die Einbildungen in uns, und unsere Leidenschaften haben. Sie bringen, nach dem Maße ihrer Lebhaftigkeit eben so lebhafte Bewegungen von derjenigen Art hervor, die die ehedem gehabten Empfindungen begleiteten. Ein Mensch, der sich eines Zankes erinnert, den er vor Zeiten gehabt hat, geräth in kurzer Zeit, wenn er davon erzählt, in eben den Zustand, als ob er sich wirklich zankte. Das Herz pocht ihm; die Augen funkeln; das Gesicht glühet; die Galle ergießt sich; die Gedanken werden Worte; der Zorn redet laut, ob gleich der Gegenstand nicht vorhanden, ja, manches Mahl sogar, wenn der in Gedanken Zürnende nur ganz allein ist, und flucht und drohet nicht anders, als ob der Feind gegenwärtig wäre; so daß man sich bey solchen Leuten, wenn sie in Eifer der Art gerathen, zuweilen in Acht nehmen muß, damit man nicht im Gesichte begeifert und bespuckt wird.

Dies ist wahre Leidenschaft, die aber bloß aus der Vorstellung entsteht, und also lediglich in der Einbildungskraft ihre Existenz nur suchen kann. Auch viele Vorhersehungen sind nichts anders, als die Vorboten — oder vielmehr die Gemählde künftiger Empfindungen. Wir sehen zukünftige Empfindungen vorher, und diese Vorstellungen wirken in unserm Körper diejenigen Bewegungen, welche mit den zukünftigen Empfindungen verbunden seyn werden. Wer sich vorstellt, daß er über einige Tage neue Häringe essen werde, dem läuft der Mund voll Wasser, wie es wirklich geschehen wird, wenn er sie genießt. Wer sich in Gedanken vorstellt, wie er an einem gewissen Tage vor einer großen Versammlung, nicht ohne Zagen eine Rede halten werde, der bebt schon mit den Lippen, da er sie memorirt. Er hustet, und besieht die Hände, wie einer, der nicht fortkommen kann. Das Blut läuft ihm ins Gesicht, wie einem, der sich schämt; und wenn er sich im Geiste abtreten sieht, ohne die Rede

vollendet zu haben, so beben ihm alle Glieder; so sieht er weiß, wie die Wand aus, und verwünscht er, bey kaltem Schweiße, alle Reden. Wenn ein Arzt seinen Patienten, statt einer Purganz, übersilberte Pillen von Semmelkrumen eingiebt, die ihre Wirkung thun; so purgiren sie bloß von der Erwartung, daß sie purgiren werden. — Wenn ein Verliebter des Nachts in den Umarmungen eines Mädchens, das sich von ihm nie umarmen lassen wird, verschmachtet, und von seiner Seite nichts dem Genusse abgeht; — wenn ein Mädchen beym Anblicke einer andern, welche die Blattern gehabt hat, vermuthet, daß sie sie bekommen werde, und sich hinlegt, die Blattern bekommt und stirbt; — und wenn einer von einem Schrecken, den er vorhersieht, wenn einmahl das Gewitter bey ihm einschlagen sollte, blaß wird, und niederschlagendes Pulver einnehmen muß; so beweiset ein jeder, in solchen und tausend andern Fällen, das Gesetz des Einflusses und der Vorhersehung in unsern Körper, daß sie Bewegungen wirken, welche mit den zukünftigen und vorhergesehenen vergesellschaftet seyn werden.

Unsere Seele besitzt, außer den vorigen, noch eine besondere Kraft, das Vollkommene und Unvollkommene an den Dingen zu erkennen, und zu unterscheiden. Man nennt sie in verschiedenen Absichten, den Geschmack, oder die Beurtheilungskraft. Diese Erkenntniß ist der erste Grund von allen Begierden, Verabscheuungen, Trieben, Leidenschaften und freyen Entschließungen der Seele. Die Empfindung des Vollkommenen ist das, was uns gefällt. Die Empfindung des Unvollkommenen, es mag nun beydes wahr oder nur scheinbar seyn, ist das, was uns mißfällt. Jenes ist der Zustand der Lust, dieses der Zustand der Unlust; und die Bemühung, uns in den Zustand der Lust zu versetzen, oder die Unlust zu vermeiden,

den, ist das, was wir Begierde und Verabscheuung, angenehme, oder unangenehme Leidenschaften nennen.

Es giebt keine einzige Leidenschaft, welche nicht die Bewegung des Herzens, den Umlauf des Geblüts, das Athemholen, die Wirkung der Lebensgeister in allen Theilen, kurz, alle Lebensbewegungen verändern, und, in Vergleichung gegen den vorigen Zustand der Gemüthsruhe, vermehren oder heftiger machen sollte. Die Furcht, die Kleinmüthigkeit selbst, sind hiervon nicht ausgenommen; und, wenn es erlaubt ist, vom höhern Grade auf die kleinern zu schliessen, so kann man behaupten, daß alle Vorstellungen der Seele, in so fern sie gefallen, oder mißfallen, einen Einfluß auf die Lebensbewegungen des Körpers haben. Man wird bemerken, daß wir im gemeinen Leben die gefälligen und mißfälligen Vorstellungen mit lauter solchen Redensarten ausdrücken, die eine Veränderung der Lebensbewegungen anzeigen. Ein Reiker sagt, daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein schönes Pferd sieht; ein Hassender, daß sich das Herz bey ihm umwende, wenn er seinen Feind siehet; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz brechen wolle; ein Furchtsamer, daß ihm die Brust beklemmt sey; ein Neidischer, daß ihm das Herz blute, wenn es einem andern wohl geht; ein Vergnügter, daß ihm das Herz groß werde; ein Zorniger, daß es ihm im Leibe bebe; ein Erschrockner, daß es ihm wäre als würde ihm das Herz abgestoßen; ein Banger, als ob ihm das Herz niedersinke; ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfte; ein Trauriger, als ob es ihm zerspringen wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm schmelze; und von einem Unempfindlichen, der nicht zur Zärtlichkeit zu bringen ist, sagt man, daß sein Herz hart sey; von einem, der leicht furchsam wird, daß er kein Herz habe; von einem, der nicht leicht traurig wird, daß er ein großes Herz besitze, u. s. w.

Fast eine jede Art von angenehmen oder mißfälligen Vorstellungen hat ihren eignen Ausdruck, wodurch die Veränderung angezeigt wird, welche ihr Einfluß in den Lebensbewegungen hervorbringt. Es sind daher die Leidenschaften eine zusammengesetzte Wirkung der Vorhersehungen und der Begierden oder Verabscheuungen. Wir sehen einen Gegenstand in der Zukunft, der uns gefällt oder mißfällt. Wir bemühen uns mit unruhiger Heftigkeit, ihn zu erhalten, oder abzuwenden; und so entsteht die Gemüthsbewegung. Ihr Einfluß in den Körper ist also nothwendig aus den Einflüssen der Vorhersehungen und der Begierden in denselben zusammengesetzt. Jene wirken die Bewegungen der zukünftigen Empfindungen, und diese verändern und vermehren die Lebensbewegungen. Solchergestalt wirken die Leidenschaften in unserm Körper heftigere Lebensbewegungen, und zwar solche, welche zugleich die zukünftigen Empfindungen ausdrücken, welche wir durch die Sättigung der Leidenschaft erhalten werden. Der Zornige, dem sein Herz pocht, und dessen Blut in den Adern schäumt, ballt seine Fäuste, und stampft mit den Füßen, und demüthigt in Gedanken seinen Feind mit allen den Niederträchtigkeiten, wozu ihn die Lust der Rache verleiten würde, wenn er ihn wirklich in seine Gewalt bekäme. Der Furchtsame erblaßt, und bebt vor Herzensangst, sobald er im Dunkeln allein ist, eben so wie es geschehen würde, wenn er wirklich ein Gespenst sähe. Der Verliebte sättigt seine Wünsche durch die Vorhersehung des Genusses so vollkommen, als es beym wirklichen Genusse geschehen könnte. Der Erschrockene, den ein Donnerschlag außer sich setzt, greift in der Verwirrung um sich, hält sich an, und sinkt in Ohnmacht, wie er thun würde, wenn wirklich der Donner bey ihm eingeschlagen hätte. Der Schadenfrohe muß überlaut lachen, wenn er sichs vorsetzt ein Unglück zu stif-

ten,

ken, so wie er thun würde, wenn er es schon gestiftet hätte. Der Schamhafte erröthet über den Gedanken einer unzüchtigen Rede, als ob er sie wirklich gehört hätte. Der Tapfere glühet vom Ehrgeize, und wüthet, wenn er an die Feldschlacht denkt, als ob er schon darin wäre. Kurz, alle Leidenschaften erregen das Blut, und schildern den Zustand ihrer Sättigung.

Bey allen diesen vorher angeführten Beyspielen, wird man dennoch nicht läugnen können, daß die Ruhe der eigentliche Schwerpunct des menschlichen Herzens sey, aus welchem alle seine Bewegungen entstehen, und in welchen sie sich zurück ziehen. In dieser Lage ist unser Herz in seinem natürlichen Zustande. Hier empfindet und genießet es sich selbst, und sättigt sich an dem Gefühle des Daseyns, welches gleich dem sanften uud leisen Gefühle der Gesundheit uns durchdringt, und fähig ist, uns in einem gesunden Zustande des Geistes und Körpers auf geraume Zeit zu befriedigen. Wenigstens ist das Gute, das wir in dieser Lage genießen, das dauerhafteste unter allen, was wir haben, woher man die Ruhe für den eigentlichen Originalzustand des Herzens halten kann. Die angenehmen und unangenehmen Bewegungen desselben endigen sich gewöhnlich darin, und wir sehnen uns auch selbst bey jenem am Ende immer wieder nach der Ruhe, deren Empfindung wir durch dieses Geständniß für die vorzüglichste, wenigstens für diejenige erklären, welche uns am nothwendigsten und am meisten angemessen ist.

Will jemand diesen Zustand des Herzens bereits Vergnügen oder Freude nennen, so kann auch dieses, ohne zu fehlen, geschehen. Der Unterschied zwischen Ruhe und Freude ist, wie mich dünkt, ganz merklich. Wir werden ihn ohne Mühe finden, wenn wir unsere Gemüthsbewegungen ein wenig durchstudieren. Es wird uns bald sichtbar werden, daß die

Stellung unsers Herzens, in dem Stande der Ruhe und Freude wirklich unterschieden ist. Es ist sogar noch ein Grad dazwischen, den wir allenfalls mit Zufriedenheit ausdrücken könnten. Wenn das Herz außer dem ungestörten Gute des Daseyns noch ein anderes fühlt, und sich durch diese Empfindung in Bewegung setzt, so ist es mehr als ruhig, es ist zufrieden. Es stellt sich das Gute vor, befühlt es auf allen Seiten, und findet um seinetwillen seinen Zustand besser, als er vorhin war. Wenn es sich an seinem Object satt gesehen oder gefühlt, und gefunden hat, — es war etwas, aber nicht viel; so sinkt es in die Ruhe zurück.

Im entgegengesetzten Falle, wo der Genuß des Daseyns durch ein empfundenes Uebel gestört wird, sinkt die Bewegung des Herzens herab, und wir befinden uns in dem Stande der Duldung. Dieser ist gleichsam eine leidende Ruhe, in welcher wir unsern Zustand zwar nicht ganz schlecht, aber auch nicht wünschenswürdig finden, sondern vielmehr in der Stille eine vortheilhafte Aenderung des Uebels erwarten, das uns drückt. Erfolgt sie, oder macht uns die Gewohnheit das Uebel erträglicher und leichter, so erhebt sich das Herz durch seine natürliche Spannkraft wieder zum Stande der Ruhe. Ist diese Kraft stark und unverdorben, wird sie durch ein frisches, gesundes Blut und glückliche Phantasie noch verstärkt, so hebt es sich durch erwünschte und angenehme Vorfälle leicht von der Zufriedenheit bis zur Freude empor.

Hier stehen wir gleichsam an dem Hange einer Anhöhe, in einer warmen Luft und reizenden Gegend, mit Blumen besäet und mit Früchten angefüllet. Wir genießen der schönen Aussicht, des süßen Duftes und der reifenden Früchte, und gefallen uns recht sehr, da wo wir sind, bis wir uns satt gesehen, gegessen und gerochen haben, und uns wieder nach den

Hüt-

Hütten der Ruhe am Fuße dieser Anhöhen sehnen, wo unser eigentlicher Aufenthalt ist; und wie man weiß, ist es doch am Ende nirgends besser, als zu Hause. —

Die Freude ist schön, das schönste was wir in der Natur kennen; aber von keiner beständigen Dauer. Es ist eine Ausdehnung des Herzens, welches sich am Ende immer in seine natürliche Lage zusammenziehen muß. In der entgegengesetzten sinkenden Bewegung kommen wir in das Gefilde der Sorgen, wohin wir durch drückende Bedürfnisse und Unfälle, oder auch durch eignen Hang getrieben werden. Unsere Umstände nöthigen uns zu sorgen, und unser Herz gewinnt durch den Fortgang unserer Jahre einen immer stärkern Hang dazu. Es sinkt, ohne doch zu tief zu fallen. Es hofft und faßt sich, und entweder die erfüllte Hoffnung, oder die Kraft der Fassung, hebt es wieder, und führt es zur Ruhe. So weit können wir unserm Herzen seinen Gang und seine Bewegungen ungehindert lassen, wenn wir wollen; und wenn wir nicht wollen — so werden wir müssen. Bis zu einem gewissen Grade können und müssen wir unser Herz einschränken; aber einige Freyheiten müssen wir ihm auch lassen, sonst lehnt es sich, gleich zu hart gedrückten Völkern, auf, zerreißt alle Bande und kündiget den Gehorsam auf; oder, es rächt sich an uns durch Unthätigkeit und Tücke, indem es uns durch Vorstellung und betrügliche Kunstgriffe hintergeht. In den angezeigten Graden bleiben seine Bewegungen unschädlich, und werden durch Zeit und Umstände zuweilen unvermeidlich.

Das Nöthigste, was wir bey den Bewegungen unsers Herzens, in den angezeigten Schranken zu beobachten haben, ist, daß wir nach Möglichkeit seine zu schnellen und starken Veränderungen und Uebergänge verhüten, und es, so weit es sich thun lassen will, an einen Fabianischen Gang gewöhnen. Lang-

sam und stufenweise mag es immer auf und nieder steigen, das schadet nicht. Es findet sich wieder zurechte, wenn es auch im Begriff zu seyn schiene, sich zu verirren. Aber die gar zu schleunigen Abwechselungen im Steigen und Fallen, sonderlich der Uebergang von Extremen zu Extremen ist von nachtheiligen Folgen. Die nächste und unvermeidlichste ist, daß wir uns auf unser Herz in keinem Falle, wegen seiner Abfälle und Seitensprünge verlassen können. Ein Umstand, der allein wichtig genug ist, es mit allem Fleiße an einen ordentlichen und sichern Gang zu gewöhnen, und es mit unserm Wissen und Willen, keine Stufe überhüpfen zu lassen.

Die nächst angränzenden Grade, Entzückung und Traurigkeit, sind deswegen bedenklich, weil der Schritt von da weiter hinauf — und hinab sehr schlüpfrig ist. Wenn ich die Entzückung selbst für ein Uebel erklären wollte, würden mir wenige glauben, sondern ihrem Gefühle trauen, welches ihnen gerade das Gegentheil sagt. — Die starken und gewaltsamen Freuden greifen unsere Empfindungswerkzeuge zu heftig an — sie machen, daß wir die geringern und gemäßigtern nicht achten, und erzeugen also Gleichgültigkeit, welche geschwinde bis zum Ekel hinansteigt. Dies darf uns so viel weniger befremden, da es der gewöhnliche Gang unsers Herzens ist. Nicht zufrieden, daß es was Gutes hat, will es immer was besseres haben, und zuletzt wird es so verwöhnt, daß ihm das Beste nicht gut genug ist. Dazu kommt noch, daß die convulsivischen Bewegungen das Herz, so gut als den Körper, entkräften, und also ihrer Natur nach, nicht weniger als die Ueberladung und Crudi-täten, Erschlaffung und Ekel verursachen müssen. Vom Ekel zum Verdruß und böser Laune ist der Weg so kurz und gebahnt, daß man versichert seyn kann, auch hier nicht wegzubleiben, wenn man dort hinge-

kom-

kommen ist. Dann wird man mürrisch, widersinnig, ungleich, man will etwas, und will es gleich darauf nicht, man ist im Streite mit sich und der ganzen Welt, sich selbst zur Last, und andern zur unausstehlichen Plage. Wenn nun bey solchen Vorfällen noch verschiedene andere Umstände eintreten können, so ist doch eine der ersten Ursachen diese: es übernahmen sich die Menschen im Glücke; sie überließen sich ohne Mäßigung einer ausschweifenden und entzückenden Freude, und daher werden sie durch Gleichgültigkeit, Ekel und Verdruß bestraft.

Man will im Allgemeinen bemerkt haben, daß sich der Mensch leichter im Glücke, als im Unglücke vergißt, und es mag auch wohl wahr seyn. Aber es ist auch eben so wahr, daß er sich leichter wieder besinnet. Es komme nun von dem Wankelmuthe des Glücks, welches uns seine Gunst nie ganz und auf lange Zeit schenkt, oder es sey, daß der Weg niederwärts leichter als aufwärts ist — genug, es ist doch einmahl so; und wir werden es durch die Erfahrung finden, daß wir uns von dem Uebermaße unserer Freuden gar bald durch einige gewöhnliche Reflectionen entledigen, und unser Herz in seinen gehörigen Stand herabsenken können, es wäre denn, daß der Taumel der Freude uns aller Vernunft beraubt hätte. — Wir dürfen ja nur die Frage aufwerfen: Was ist es, worüber ich mich so heftig freue? und unsere Entzückung wird wie ein Morgentraum verschwinden. Nur wenige unserer Freuden, ertragen eine nähere Untersuchung, und die heftigen und entzückenden am wenigsten. Den stärksten Reiz und Schimmer erhalten die Gegenstände und Veranlassungen unserer hinreißenden Vergnügungen durch die Phantasie und ihr bezauberndes Colorit, worin ihr nichts gleich kommt. Aber ihre hellen und vergänglichen Farben erblassen, wenn sie an das Licht kommen, und der Firniß springt ab, wenn

ihn die Sonne trifft. Es ist hiermit nicht gesagt, daß man bey allen seinen Freuden so viele und ängstliche Beobachtungen anstellen soll. — Das wäre ein böser Rath, und das schlechteste, was man thun kann; dadurch würde man alle Freuden zerstören, und zerstükken. Es ist dieses Mittel nur anzurathen, wenn die Freuden zu hoch steigen, und zu hinreißend werden wollen, — da bedient man sich dessen mit Nutzen, damit sie etwas wieder herabgestimmet und gemäßiget werden.

Der Zustand der Traurigkeit mit einer schüchternen Unentschlossenheit verbunden, ist der quälendste. Sobald wir einen Entschluß gefaßt haben, fühlen wir Grund, und fangen an uns zu heben. Wir können dem Schmerz nicht wehren, daß er angreift; aber wir können uns vertheidigen, daß er uns nicht ganz überwältiget. Wir können ihn hindern, daß er nicht so tief eindringt und sich setzt, sollten wir auch dazu etwas heftige und starke Mittel anwenden müssen, die unserer übrigen sonstigen Gemächlichkeit auch noch in den Weg tritt, und wodurch wir unser Gefühl und unsere Ideen in einen ganz andern Ton stimmen. Am besten ist hier, sich zu bemühen, wenigstens etwas stoisch zu seyn, und man wird Vortheil haben, wenn man ohngefähr auf folgende Art zu denken sich so viel als möglich bestrebet:

„Mein Zustand ist schlecht, meine Lage hart und unbequem, und alle meine Aussichten finster. Die Bemühungen ihn zu verbessern, sind fruchtlos geblieben, und die Zukunft verspricht mir nach allen Anzeigen der Wahrscheinlichkeit noch weniger, als das Vergangene. Soll ich mich darüber beunruhigen und ängstigen, oder wohl gar der Verzweiflung überlassen? Das wäre eben so viel, als wenn der Gefangene seinen Kopf gegen die Mauer seines Körpers stößt, oder sich mit seinen Ketten schlägt. Bin ich berechtigt mit der Vorsehung zu zanken, daß sie mir kein günstigeres Loos gegeben hat? Wer bin ich, der

„ich

„ich dieses thun will, und was habe ich für ein Recht zu „diesem kühnen Schritte? Bey meinem geringen Werthe, „den ich nur zu deutlich sehe, bin ich nicht berechtigt große „Forderungen zu machen. So wenig das auch seyn mag, „was mir gegeben ist, so ist es doch, richtig gerechnet, im„mer so viel, als ich verdiene. Und über mein Verdienst „was zu verlangen, werde ich doch erröthen. Was an„dern widerfährt, die mir glücklicher und besser bedacht „scheinen, das geht mich nicht an. Die Regierung der „Welt ist nicht meine Sache, und ich kann so wenig ver„langen, daß sie nach meinem Kopfe geführt werde, als „ich berechtigt bin, mich für den Mittelpunct ihrer Sphäre „anzusehen.“

„Ich werde geschleudert, wie es der große Schwung„und Kreislauf des Ganzen erfordert. Immer gut, ob „ich es gleich nicht einsehe; wenigstens in Rücksicht auf „meinen Werth, welcher, es murre mein Stolz auch „noch so sehr dagegen, in aller Betrachtung sehr unerheb„lich ist. Und wenn ich auch in Vergleichung anderer „leide, was thut das zur Sache? Leide ich darum weni„ger, wenn andere so viel, oder mehr als ich leiden? „Und diese kleine Reise oder dieser kurze Traum, den wir „Leben nennen, wie bald ist er zu Ende? Auf der Wan„derschaft lasse ich mir gern alle Unbequemlichkeiten gefal„len, da ich mir an dem Orte meiner Bestimmung eine „sattsame Entschädigung versprechen kann. Ich werde „aus einer unbequemen Herberge und einem schweren „Traume mit viel weniger Widerstreben weggehen, oder „erwachen, als von einer angenehmen und schmeichelhaf„ten, wenn ich zur Abreise aufgerufen werde. So lange „es noch in meiner Gewalt bleibt, rechtschaffen und gut „zu seyn, habe ich mich nicht als elend anzusehen. Ich „finde in mir und meinen größern Aussichten, die mir „durch die Zukunft eröffnet werden, einen unerschöpflichen „Quell der Aufrichtung, Geduld und Beruhigung (*).“

Bey aller dieser eben beschriebenen stoischen Geduld ist es sehr vielen Gemüthern dennoch unmöglich, alles dessen sich zu entschlagen, was man als ein natür-



(*) Hanöverisches Magazin v. J. 1775, Col. 1587. ff.

liches Lebensbedürfniß doch haben müsse. Ich rede hier nicht von der Stillung des Hungers, des Durstes, oder von der Sicherheit wider Frost, Krankheiten u. dgl. sondern von gewissen Hoffnungen, die ein Mensch von Kindesbeinen an bis ins späte Alter in sich nährt, sie mögen auch bestehen, worin sie wollen. Sie sind nicht einerley, und bestimmen sich nach dem Stande, dem Alter, der Lage und vielen andern menschlichen Verhältnissen; und zeigen den Unterschied zwischen einem Weisen und einem Unweisen, gewöhnlich nur theils in den anzuwendenden Mitteln, um die Hoffnungen in Erfüllung zu bringen — theils aber auch überhaupt in der Stärke und Schwäche der Leidenschaften, mit welchen die Mittel ergriffen werden. Nach gewöhnlichem Gange der menschlichen stets strebenden Seele, wünscht ein jeder, in dem Stande, in welchem er lebt, weiter zu kommen — ja sogar der Lebenssatte Greis wünscht eine gemächliche sanfte Auflösung und das bessere künftige Leben. Die selbst in die zufriedenste, glücklichste Ehe getretene Jungfrau denkt mit Herzklopfen, bey jeder veranlassenden Gelegenheit, an die kommenden Freuden, einen schönen Säugling an ihrer Brust zu nähren. — Hat sie dieses ihr Glück erreicht, so schreiten Hoffnungen und Wünsche, selbst auch bey sonst still scheinender Zufriedenheit immer weiter; sie will ihr Kind erwachsen — ja sie will es auch endlich so beglückt als sie selbst war, sehen, und endlich selbst die grosälterlichen Freuden schmecken. Zu diesen gesellen sich dann immer andere Wünsche, Aussichten und Hoffnungen, bis man am Ziele des Lebens steht. In dieser Hinsicht ists nichts Ungewöhnliches, wenn die Senatoren Burgemeister, die Candidaten Prediger und die Doctors Leibmedici zu werden hoffen. Welche heitere Freude verbreitet sich nicht auf dem Gesichte manches Fähndrichs, wenn man mit ihm auf den baldigen Compag-

nie-

nie-Chef anspielt. Aber, nur eine Art unter allen Menschen möchte man von dieser Regel auszunehmen haben. — Es sind die jungen Nonnen. Ich glaube, daß man vielen einen schlechten Gefallen erweiset, wenn man ihnen Hoffnung macht, daß sie noch einmahl Aebtissinnen werden können. — Wahrscheinlich ist häufig die Beförderung, welche sie sich wünschen von einer andern Art, so daß sie, je höher sie auf die für sie eingerichteten Stufen ihres ihnen zugetheilten Glückes steigen — sich immer weiter unter Kummer von dem Ziele ihrer Wünsche und Hoffnungen zu entfernen glauben.

Die Hoffnungen und Wünsche der Menschen werden von Jugend auf genährt, angefacht, erweitert, und, so viel als möglich als Leidenschaften, der Erfüllung immer näher gebracht, je nachdem die Erziehung von Kindesbeinen an war. Schon im Vorhergehenden habe ich die üblen Folgen einer schlechten Erziehung gezeigt, und jetzt will ich suchen, dieses durch mehrere und anschaulichere Beyspiele zu bestätigen. Man nehme die Figur 4348 zur Hand, und beherzige, was uns sowohl über diese und einige Folgende ein Lichtenberg mit scharfer, auf sehr richtige Beobachtung sich gründender Menschenkenntniß sagt (*): Noch erreichen die Beine des Kindes im Sitzen kaum die Hälfte der Beine seines Stuhles, und doch schreibt es schon seinem bedächtigen geduldigen Lehrer gegen über. Seine Fingerchen überspannen kaum eine Quinte auf dem Claviere, und doch spielt sie es schon, auch üben sie sich schon im Mahlen mit Seidenfäden auf gespannten Zeugen, wovon eine kleine Probe aufgestellt ist. Von einem solchen Aufseher läßt sich erwarten, daß diese Beschäftigungen häufig mit dem Genusse der freyen Luft,

(*) Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1798, von G. C. Lichtenberg. Göttingen.

Luft, und der Herrlichkeiten des Gartens, und der Menagerie der freyen Natur abwechseln. Ein kleines Mikroskop, das neben dem Kinde steht, scheint dieses zu beweisen.

Diesem Bilde stelle man die Figur 4349 gegen über, aber, man vergleiche. Zwar auch hier ersetzen Stuhlbeine, was dem Kinde an Länge abgeht. Dort war die Absicht Kalligraphie, hier ist es Betrachtung seines eignen Selbsts, im Spiegel. Man sieht, das Kind hat schon Fortschritte in diesem schweren Studium gemacht, es weiß nicht sowohl sich selbst, als dem Gegenstande seiner Beobachtung im Spiegel, mit Hals, Brust und oratorischem Armwurf die schönste Aussicht zu geben. Was wir bey dem Kinde (Fig. 4348) nur mittelbar gesehen haben, sehen wir hier unmittelbar, nähmlich, es wird zugleich zur Beobachtung durch Gläser angeführt, auch hier ist es ein Spiel der freyen Natur, das hinter ihm vorgeht im Spiegel. Die Scene ist aus der Menagerie seiner Aeltern gewählt. Während die Französinn das Kind unterstützt, unterstützt auch mit gleicher Sorgfalt der früh abgelebte französische Kammerdiener die Französinn. Sie das leichte Kind unter dem Elbogen; Er die schwere Französinn unter den Armen, — dadurch bekommt die Gruppe pyramidalische Festigkeit. Was dort Harmonie der Töne war; wozu das Kind angeführet wurde, ist hier Harmonie des Ameublements. Der Fußboden wird zur Toilette gezogen, und ein Stuhl sucht vielleicht eben deswegen diesen Fußboden in die Höhe. — Er streckt die Beine aufwärts. Diesen günstigen Augenblick hat die Französinn genutzt, dem Kinde zu zeigen, was sich aus Stuhlbeinen machen läßt, und einen Prachthuth mit Federn so lange darauf gehengt, bis die Zeit seiner Rolle in dem Drama vor dem Spiegel herbeykommt.

Die

Die Figur 4350 zeigt ein junges Mädchen, wie sowohl aus ihrer Beschäftigung als aus ihrem einfachen und geselligem Auge, Häuslichkeit mit Sittsamkeit verbunden hervorleuchtet. Sie besorgt die Wäsche im letzten Radir der Reinigung, sie plättet. Dieses Geschäft verträgt sich um so mehr mit Clavierspielen und Sticken, als es dem Zeuge selbst, das die schönen Formen bald verhüllen, bald heben helfen soll, die gefälligste Form giebt; es ist selbst eine schöne Kunst, wenigstens aus der Familie der kosmetischen. Die Küchenthüre steht offen, um das Feuer bewachen zu können, bey welchem sich dieser Hausprozeß anfängt, und mancher andere vielleicht anfangen wird, über den die schöne Hüterinn wacht. Rosen von gefälliger Form und Blumen zieren das ungekünstelte Büreau mit dem ihm anvertrauten Hausbuche. Also auch da sogar, wie in dem Mädchen selbst gefällige Form, Blüthe und Zeichen des vorsichtigen Ernstes. Kann man sich hieraus wohl etwas anders versprechen, als daß dieses Mädchen eine der besten Gattinnen und Hausmütter werde?

Aber, schon der erste Blick auf dies Mädchen Figur 4351 hingeworfen, wird uns sogleich völlig belehren, was der Mann zu erwarten habe, wenn er so unglücklich ist, sich mit einem ähnlichen Wesen zu verbinden. Von der gestrigen Maskerade ermüdet, ist sie Nachmittag um 2 Uhr erst aufgestanden, und macht in Gegenwart zweyer junger Herren ihre Toilette. Sie gleichen einem Paar Sylphen, wovon etwa der eine heute gefällig den Friseur, der andere den Schuster macht. Doch fehlet jenem der Kamm, und diesem das Maaß. Eigentlich paßt auch der Schuster-Sylphe der Dame bloß den Schuh, sich aber den Fuß selbst an. — Eben so frisirt der Friseur nicht, sondern beobachtet nur, was schon fertig ist. Hauptsächlich scheint er jetzt den Weg zu verfolgen, den die Dea-

mantnadel nehmen soll, die sich die Dame aufsteckt. Um nichts zu verfehlen, stellt er sich auf die Zehen, und stämmet sich auf die Stuhllehne. An Feuerhütung scheint die Dame nicht zu denken — — sie merkt nicht einmahl auf die zwey, zwischen denen sie sich hier unmittelbar befindet — wenigstens nicht mit den Augen. — Unter dem Stuhle der Dame liegt etwas, das nicht ganz deutlich zu erkennen ist. Jemand hielt es für eine Taschenuhr; wie die dahin gekommen seyn mag? — — Ein anderer für ein Strumpfband; wer das schon so früh wieder abgebunden hat? — — Vielleicht bindet es auch ein bescheidener Sylphe wieder an.

Jetzt nähere ich mich einer besondern Situation des menschlichen Lebens, und zwar dem Brautstande. Alles was in vorhergehenden Schilderungen gesagt worden ist, kann man stufenweise fortleiten, und die Parallele geht von den beyden entgegengesetzten Gemählden die die Kinder characterisirten, bis zum Matronenstande hinaus. Hier sieht man Figur 4352 wie ein sanfter bescheidener Liebhaber, der lange in der Stille für das Mädchen seufzte, welchem er hier gegenüber sitzt, beym Vorlesen endlich die lange vergeblich gewünschte Gelegenheit, seine Liebe zu erklären, findet. Es ist nur wenig Welt- und Mienenkenntniß nöthig, hier aus den Gesichtern zu lesen, wie der rechtschaffene Jüngling die Erklärung thut, und wie sie das vortreffliche Mädchen da vor ihrem Näherahmen aufnimmt. So wird sie Braut. Vielleicht ist es auch ein späterer Besuch, und nicht die erste Declaration. Auf den Rosenstock, den der gefühlvolle Künstler zwischen den beyden Häuptern durchblicken läßt, weise ich nur hin. Jede Erklärung würde die zarte Nachempfindung, die sich bey Lesern von Gefühl von selbst einstellt, nur stören, und bey dem Gefühllosen, wenn es welche geben sollte, nicht erwecken.

An

An der Wand erblickt man einen Christuskopf und eine Landschaft, über welcher die Sonne aufgeht; diese als Vorbild des frohen Tages, der für die Liebenden anbricht, und jener als Zeichen ihrer Gesinnungen. Sie lebten, will der Künstler sagen, nach seinem Bilde, und scheuen bey ihren Handlungen nie seine Gegenwart.

Wer vergleichen kann, der vergleiche hiermit die Figur 4353. Auch hier sieht man eine Braut, wie man im gemeinen Leben viele Bräute sieht. — Sie befindet sich auch bey ihrem Bräutigam. — Der Ofen der Zimmers ist ein Faun, an dem sich eine junge Bacchantinn wärmt, und das Hauptgemählde ein Silen, der auf einem Esel reitet, von lärmenden Bacchanten umgeben. Einige tragen etwas in ihren Händen. Ob es Gläser mit schäumendem Champagner sind, und ob sie anstutzen, läßt sich nicht deutlich erkennen. — Auf dem Canapee ist alles deutlicher — der Faun und die Bacchantinn und die Gläser mit schäumendem Champagner, eine Bouteille auf die Person. Der Bräutigam, (es scheint der Schuster Sylphe zu seyn, Figur 4351,) sitzt ganz auf dem Kanapee, die Braut nur mit der rechten Hälfte. Man vergleiche diese Stellung mit dem züchtigen parallelen Füßchen der 4351sten Figur. — In dem Kleide der Dame findet man nicht bloß eine hohe Taille, sondern gar keine. Die Verbindung wäre glücklich. — Ein Sans culotte neben einer Sans taille (*) (sans ceinture, dé-

(*) Der berühmte Pennant nennt in seiner neuesten Schrift die Damen mit den kurzen Taillen Nowaisted Ladies, d. i. sainstaille Ein anderer Engländer, der ein Mäthematiker seyn muß, bestimmt die Gränze, zwischen welcher die immer noch aufsteigende Taille der Damen wieder nach der Erde zurückkehren würde. Der höchste Flug, glaubt er, würde seyn, den Gürtel um den Hals zu legen, und die beyden Arme durch die Schlitzen zu stecken. — Bald sind sie aber auch jetzt schon so weit hinan! —

déceinte.) — Auf dem Büreau steht ein brennendes Licht, vermuthlich zur Besiegelung des Contracts. Statt des Vögelchens im Bauer bey den vorigen Liebenden, wedeln hier ein Paar Arzneygläschen mit ihren bekannten Schwalbenschwänzchen. — So entspinnen sich häufig die modischen Heyrathen in großen — auch jezt schon in kleinen Städten. —

Nun wollen wir auf die Ehe selbst einen Blick werfen; und da finden wir in der Figur 4354 den Vater vor dem Schreibepulte in Erfüllung seiner Pflichten, die ihm sein Dienst auferlegt, und die gute Mutter, neben der Wiege in Beobachtung der mütterlichen Pflichten begriffen, wozu ihr die Natur einen Fingerzeig nur giebet. Gewiß, wer Gefühl für die reine, unverfälschte Natur und ihre kunstlosen Zärtlichkeiten hat, der wird auch dann nicht ungerührten Herzens bleiben, wenn er solche herzliche Gruppe erblicket. — Zum Gegenstücke, welches in jedem nur fühlenden Menschen einen gewissen Frost erregen muß, sehe man die Figur 4355 an. Hier findet man nicht eine zärtliche Kindermutter, sondern eine Hündinn statt der vorigen vor dem Tische, in Erfüllung der Pflichten begriffen, die ihr die Natur auferlegt, während die menschlich seyn sollende Mutter ihren Dienst einer andern Mutter — vermuthlich von irgend einem Artillerie-Train desertirt, gnädigst übertragen hat — Sie selbst, die Heldinn des Stücks übernimmt indessen die Bildung eines vorigen Wurfs der Mutter unter dem Tische, zur Humanität — als Zungenspiel, Lekken, Klettern u. dgl. — Ein Affe, der Pajazzo des Menschen, ahmet der Amme nach, und herzet einen Stiefel, vermuthlich weil er vorher bemerkt hat, daß die Amme den gewickelten Säugling in ihrem privatissimis wie einen Stiefel behandelt. — — Den Stiefel soll der Affe unter dem Bette hervorgeholt haben, wo ihn ein plötzlich flüchtender Ritter zurückgelassen

lassen haben soll, Am Fenster hängt ein bunter Ex-Europäer im Käfich. Sein Blick geht offenbar auf die gnädige Mama. „Im Lande der Aufklärung," scheint er sagen zu wollen, "sieht man doch allerley, bey „mir, in meinem Lande sieht man so was nicht."

Die Figur 4356 zeiget einen erbleichten Vater, der noch unter der Decke ruhet, die ihn bey seiner Vollendung einschloß. Jetzt, vielleicht am dritten Tage nachher, werden die Waisen von der gerührten Wittwe vorgeführt. Sie sollen hier einsammeln, was unter fernerer Leitung einer solchen Mutter zu einer stützenden Begleitung für das ganze Leben reifen kann. Sie scheint nicht zu sprechen — nicht sprechen zu können; so nimmt der Eindruck von selbst die natürlichste Form. Es darf also auch hier nicht viel Wortgepränges seyn. Der menschlichen Natur wird es auch hier Ehre machen, wenn die Gemählde, welche sanfte Tugend hier im Gegensatze des Lasters vorstellen, wenn die sanften, erlaubten tugendhaften Leidenschaften im Gegensatze jener wilden Raserey en, der wenigsten Erklärung bedürfen, und das Gute immer das Verständlichste ist.

Diese folgende Figur 4357 bedarf aber etwas mehr Erklärung. Hier liegt der Schuster Sylphe, (man sehe Fig. 4351.) selbst im Augenblicke des Todes mit kaum bedeckter Blöße. Convulsionen haben die kümmerliche Decke von dem zerlumpten Canapee herabgeworfen, über welche zerlappte Tapeten, wie Thränenweiden herabhängen. Er hat sich vergiftet. — (Opium liegt auf der Erde), — eigentlich aber sich die Schlange auf die Brust gesetzt, die sich jetzt so fest am Fuße des Bettes um den Nebenbuhler schlingt — vermuthlich mit einem: Gottlob, begleitet, daß wir so weit sind. — Einer ihrer kleinen Säuglinge bellt zu der Heftigkeit, womit dieser Vipernknoten geschlagen wird; die Säuglinge der Marketenderinn

freuen sich darüber; sie haben es so noch nicht gesehen. Auch diese Lehre wird zur stutzenden Begleitung durch das Leben reifen. An der Wand Cleopatra mit der Schlange an der Brust, und ein König Saul oder ein Ajax, der sich auf sein Schwerdt wirft. — — Alles Bilder, die Bezug auf diese traurige Scene haben; allein was sollte man sagen, käme das Opium von des Weibes Hand? — —

Um diesen Gang der menschlichen Schicksale noch etwas, bis an das stille sanfte Glück des tugendhaften Menschen im Alter, oder bis zu dem unglückseligen Zustande, wohin wilde Leidenschaften ihre Lieblinge am Abend ihrer Tage führen, zu verfolgen, so wird hier in der Figur 4358 eine Matrone vorgestellt, welcher von sprechenden und lallenden Enkeln und Enkelinnen in warmer herzlicher Liebe, und unter tausend Glückwünschen, an ihrem Geburtstage ein Kranz überreicht wird. Wohl den edlen Hausmüttern, die einen solchen frohen Abend ihrer Tage erleben! Ein solches Matronenalter, oder gar keins!! — — Aber, man sehe hingegen die Matrone in der entgegengestellten Gruppe, Figur 4359. Da sitzt sie nun ohne Gesellschaft, ein Paar Branntweinflätchchen für den Geist, ein Paar Gebetbücher für den Leib — einen fetten Ur-Ur-Enkel der alten Hündinn, die die Pflichten der Natur ausübte, und endlich eine Hexe von Wartfrau ausgenommen, die ihr aber ein Schnippchen schlägt. In ihrer Hand hält sie das dritte Bein — und auf dem Kopfe trägt sie das zweyte Haar. Man kann nicht sagen, daß ihr die letzte Krükke übel läßt. — Vermuthlich hat sie sich bey einer ihrer Andachten gegen die Ecke des Altars gestoßen, — sie ist aber dieses Mahl, wie man sagt, noch mit einem blauen Auge davon gekommen.

Ob ich gleich im Vorhergehenden schon manches Specielle von verschiedenen Leidenschaften angeführet

habe,

habe, so wird es doch nothwendig seyn, mich in Hinsicht der eigentlichen Kennbarkeit derselben, etwas bestimmter zu erklären. Es sey mir daher erlaubt, die mir bekannten Leidenschaften, so aufzuführen, als sie mir beyfallen, weil ich aufrichtig gestehen muß, daß mirs nicht möglich ist, dieserhalb systematisch zu verfahren — oder, ich müßte einen jeden Menschen einzeln betrachten, und für jeden also ein eignes System entwerfen. Um dies zu beweisen, lege ich meinen Lesern fürs erste nur fünf verschiedene Gesichter vor, und bitte solche recht genau anzusehen. Sie sind aufgeführt in den Figuren 4360, 4361, 4362, 4363 und 4364. So verschieden diese besondern Gesichter sind, eben so verschieden ist auch der innere Knochenbau des Kopfes, woher die Muskeln und Nerven auch eine andere Lage, und folglich, wenn sie ruhen, oder gespannt sind, auch andere Gesichtszüge, andere Falten und Linien, die sich in der äußern Haut zeigen, haben müssen. Wenn daher gleich die Mahler nach Le Brun, Preißler, und mehrerern auch gewisse allgemeine Ausdrücke für die zu erkennenden Leidenschaften angeben, so ist solches dennoch nur eine sehr einseitige Angabe, und es wird bloß der junge Artist nur zu weiterm Nachdenken aufgefordert.

Es giebt Gesichter, die bey der Wuth der allerheftigsten Leidenschaften durchaus so wenig verzogen sind, ja die sogar, je heftiger die Leidenschaft ist, desto ruhiger scheinen, außer daß die Augen, der Spiegel der Seele, alles verrathen, was innere Revolution heißt. Es würde zu weitläuftig seyn, mich über die Verschiedenheit der Gesichter selbst näher einzulassen, und daher empfehle ich nach zu sehen: Peter Camper, über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden, und verschiedenen Alters ꝛc. Uebers. von S. Th. Sömmering. Berlin, 1792.

Aus demjenigen, was ich über die Figuren 4360 bis 4364 gesagt habe, erhellet also, daß auch der Ausdruck dieser oder jener Leidenschaft verschieden in verschiedenen Gesichtern seyn müsse; — dessen unerachtet sind aber eben diese verschiedenen Ausdrücke doch fast allgemein kenntlich, woher die Künstler auch gewisse characteristische Züge entworfen haben, aus denen man, ohne ein Kunstverständiger zu seyn, so gleich im Allgemeinen ersiehet, welche Leidenschaft der Künstler hat vorstellen wollen. Diese Merkmahle oder Ausdrücke der Leidenschaften empfinden nicht allein Kinder, sondern sogar auch unvernünftige Thiere. Z. B. die Hunde sehen es gleich es einem Menschen an, ob er Hunde liebet, oder hasset, und darnach richten sie auch ihr Betragen ein. Sie haben keine größere Feinde, als Bettler auf dem Lande, herumziehende Juden, und — überhaupt auch loses Gesindel, welches gern unangefochten von Hunden, sich auf die Gehöfte des Landmannes schleichet. Sobald sie einen Hund erblicken, sie haben auch eine Physiognomie, welche sie wollen, so setzen sie sich nicht allein in einen sehr bemerkbaren Vertheidigungsstand, sondern es ist auf ihren Gesichtern auch sogleich das Gepräge des Hasses gegen die Hunde so auffallend zu erkennen, daß selbst der Hund sich dadurch beleidigt und gereizt fühlt, seinem Feinde den Kampf anzutragen.

Will man den Ursachen des verschiedenen Ausdrucks einer und eben derselben Leidenschaft in verschiedenen Gesichtern noch weiter nachspüren, so wird man sie auch darin finden, daß selten eine Leidenschaft im Menschen in Bewegung sey, sondern immer mehrere sich einer Hauptleidenschaft beygesellen, die seinem äußern Ansehen — oder vielmehr dem Ausdrucke seiner Hauptleidenschaft eine veränderte Gestalt geben. Ich will hier nur von einigen reden. Es siehet z. B. ein Säufer nicht allemahl fröhlich, trunkliebend und wollüstig, sondern auch oft traurig furchtsam und niedergeschla-

gen

gen aus. Dies kann keinen andern Grund haben, als daß er oft im Stillen vielleicht diese elende Leidenschaft, wodurch er sichtbar zu Grunde geht, verfluchen mag. Denn er sieht; daß sein Saufbruder sich zum Viehe säuft, daß er sein Vermögen in die Schenke trägt, seine Nahrung versäumet, daß er am Ende, wenn ihn seine Völlerey nicht vor der Zeit auf die Bahre legt, den Bettelstab ergreifet, und ein Fluch seiner Kinder wird, die er im Unglück hinterläßt. — Dennoch zwingt ihn die Stärke der Leidenschaft, ein Säufer zu bleiben.

Der Dieb sieht nicht allein gierig, sondern häufig schüchtern und furchtsam aus, Der Dieb und der Betrüger — beyde haben tausend und mehr Exempel ihrer Brüder vor sich, denen der Strick, das Werkhaus, Gefängniß und Strafen zum Lohne geworden sind. Sie wissen, daß Diebstahl und Betrügerey die Wege zur Glückseligkeit nicht sind, daß man unmöglich ein wahres und dauerhaftes Glück durch das Unglück seiner Mitbürger bauen könne, und daß unrechtes Gut weder bey dem Betrüger ein Gedeyen habe, noch auf den dritten Erben zu kommen pflege. Gesetzt, die Kunstgriffe des Betrügers bleiben der Welt verborgen; — gesetzt, der Dieb fiele dem Richter nicht in die Hände, so wird dennoch eine beständige Furcht, die Bosheit möchte entdeckt, und mit Strafe und Schande belegt werden, wie auch die quälenden Vorwürfe, sich an Gott und dem Nebenmenschen versündiget, und letzteren, mit dem ihn die Bande der Natur zu gemeinschaftlicher Liebe, Diensten, Beförderung und Hülfe verbinden, und der ihm vielleicht selbst oftmahls nützlich gewesen, beleidiget zu haben, ihre Gemüthsruhe, diese größte Glückseligkeit eines Menschen auf ewig verbannen. Denn, wie sollte es möglich seyn, daß ein Betrüger, wenn er noch einige Empfindungen der Menschlichkeit hat, mit der süßen Zufriedenheit des Ueberflusses genießen könnte, den er sich

durch schändliche Mittel erwirbet, die sein eignes Gewissen verdammet, und die er an einem jedem andern verdammen würde, welcher sich derselben gegen ihn bedienen wollte, als der Ehrliche der Fleißige, der Arbeitsame auch nur des Nothdürftigen genießet, welches er auf den Wegen, die Gott und Menschen billigen, erworben hat.

Ein Geitziger sinnet Tag und Nacht, wie er seine Schätze, nicht um für sich und seinen Nächsten einen nützlichen Gebrauch davon zu machen, sondern um sie nur zu besitzen, und ein Sclave davon zu seyn, vermehren möge. Aber, wie unglücklich ist solcher nicht, mit allen seinen Schätzen! Wie unsinnig ist nicht alles sein Verfahren! Die Furcht diesen Mammon zu verlieren, und der Gram, ihn nicht noch mehr zum Schaden seiner Nebenmenschen anhäufen zu können, verschließet am Tage sein Herz allen Freuden, und wehret des Nachts dem Schlafe, sich auf seine Augenlieder herabzulassen. Er ist lieblos und unbillig genug, von allem, was Recht und Billigkeit ihm befehlen, seinem Nächsten zu bezahlen, abzukürzen, und ihm seine Forderung schwer zu machen; und er erreget doch Himmel und Hölle, wenn er auf gleiche Art von diesem, auch nur im Geringsten übervortheilt wird. Bey allen seinen Reichthümern ist er so arm, daß er aus Furcht, am Ende darben zu müssen, sich selbst die nöthige Pflege entzieht. Er weiß nichts von dem süßen Vergnügen, das andere genießen, wenn sie eine Hülfe und Stütze der Nothleidenden und Armen seyn können. Aber, seine größeste Marter ist endlich, wenn er im Tode von seinem Abgotte Abschied nehmen, und ihn lachenden Erben zurück lassen muß.

Der Geiz selbst ist gewöhnlich mit vielen andern verabscheuungswürdigen Neigungen verbunden, und man kann nicht eigentlich sagen, welches die Lineamenten des Geitzes in einem Gesichte sind. Ich habe

einen

einen Kopf gezeichnet, welchen man in der Figur 4365 siehet, der seinem Originale völlig ähnlich ist; allein, obzwar der niedrige Geiz des Originals Hauptleidenschaft ist, so haben sich doch geistlicher Spott und Hohn über die böse Welt — und Ehrsucht bis zur Verachtung aller Mitbrüder um die Hauptleidenschaft, den Geiz, gelagert. (Auch in der Physiognomie der 4364sten Figur ist Geiz der Hauptzug.) Man kann sich unter dieser Figur einen Stand gedenken, welchen man will, so kann eine solche Strohperrüke dennoch dabey getragen werden. —

Der Geiz ist mit demjenigen, was wir Eigennutz, Kargheit und Filzigkeit nennen, sehr genau verwandt. Wir nennen Geiz, die unmäßige Begierde nach Reichthum, welche den Menschen verleitet, alle mögliche und oft unerlaubte, oder ungerechte Mittel zu gebrauchen, wodurch er etwas gewinnen kann. Die Kargheit, ist ein geringer Grad des Geizes, sie braucht zwar nicht immer ungerechte — aber doch oft ungeziemende Mittel, ein Mehreres zu erlangen, und ist besonders ein übertriebener Grad der Sparsamkeit. Die Filzigkeit hingegen ist die höchste Staffel des Geizes. Sie braucht auch solche Mittel, welche ganz niederträchtig sind, Schimpf und Schande bringen, und wobey man sogar seine Ehre und guten Nahmen aufopfert. Frisch übersetzt daher das Wort filzig durch sordide avarus.

Ein Geiziger will nur immer Geld zusammen häufen, und mehr einnehmen, als ihm zukommt. Von dieser Seite hat der selige Dr. Krünitz auch schon den Geiz betrachtet, worüber man den XVI Th. der Encyklopädie, S. 706, im Art. Geiz, n. 3. fgg. nachsehen kann. Ferner Stosch, Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, Th. 1. Neue Ausgabe, S. 175, und 208, fgg. Hannöverische gelehrte Anzeigen,

vom Jahre 1754, Col. 57, fgg. Walch philosophisches Lexicon, Th. 1. Col. 1534, Art. Geiz.

Die Iconologie (oder allegorische Darstellung vieler Leidenschafen, Tugenden und Laster ꝛc. Wien, 1798,) stellet auf dem 38 Blatte unter der 113ten Nummer den Geiz sehr treffend allegorisch dar. Man sehe die Figur 4366. Ein altes, blasses, hageres Weib, mit bloßem Haupte und verwirrten, fliegenden Haaren, stellt das Bild dieses Lasters vor; die Lumpen womit sie bekleidet ist, und die goldene Kette um ihre Lenden, bedeuten, daß der Besitz der Güter sie so weit unterjocht, daß sie sich sogar das Nöthigste entzieht. Auf einem Beutel, den sie fest in ihren Händen hält, steht das griechische Wort Pluios, der Gott der Reichthümer, geschrieben. Der magere und ausgehungerte Wolf neben ihr, ist das Sinnbild der Gefräßigkeit nnd der Raubsucht.

Der Haß, — diese verabscheuungswürdige Leidenschaft, die den Menschen verleitet seinem Nächsten Uebels zu wünschen, wird in der Iconologie unter der Gestalt einer stillschweigenden Frau, in einem schwarzen Rocke, und einem mit eisernen Stacheln besetzten Leibchen vorgestellt. (Man sehe die Figur 4367.) Ihr Blick ist wild. Sie trägt einen mit einer Natter umwundenen Helm, und hat auf einer Schüssel ein Herz, daß sie mit Galle begießt. Ihr Attribut ist ein Schild, worauf ein Schilfrohr und Farrenkraut neben einander abgebildet stehen, weil diese beyden Pflanzen sich nicht zusammen vertragen.

(Ottfried sagt Haz. Die nördlichern Mundarten haben statt des Zischlautes ein t oder ein d, wie das Niedersächsische Haat, das Angels. Hete, das Engl. Hate, das Dän. Had, das Schwed. Hat, das Isländ. Hatr, das Gothische Hatiza, und das mittlere Latein Atia, Eatia, wohin auch mit Weglassung des Hauches das Lat. Odium, und mit dessen Verstärkung das Griechische Kotos, ein eingewurzelter Zorn, ein Groll, und Kotew, ich zürne, zu gehören

hören scheinen. Der gemeinsten und immer noch wahrscheinlichsten Meinung nach, stammet es von heiß, Niederf. heet, Angelf. hat, und Hitze her, und da würde es ursprünglich eine jede heftige, unangenehme Gemüthsbewegung bedeutet haben; welches auch sowohl die deutsche, als andere Sprachen bestätigen. In den monseeischen Glossen bedeutet Hazon, nacheifern, aemulari, in Lipsii Glossen ist Hatego, Nacheiferung, und Hatongo, Zorn, im Niederf. Hâtskeit, der Zorn, im Span. und Ital. Astio, Ekel, Abscheu; im mittlern Lat. Atya und Hatya, Neid, und im Hebr. שָׂטָן, Schmerz, Neid, Mitleiden empfinden, u.s.w.)

Le Brun (*) sagt: „Der Haß ist eine Regung, „verursachet von denen Geistern, welche die Seele da„hin reizen, daß sie verlangt, von denen Objecten ent„fernt zu seyn, die sie schädlich bedünken." Im Grunde ist dieses wohl eine der richtigsten Erklärungen, die man von dieser Leidenschaft geben kann, und in dieser Hinsicht hat er als königl. franz. Hofmahler zu Paris, die Leidenschaft des Hasses so ausgedrückt, und in Linien vorgestellt, wie sie die Figur 4368 vorstellet. Auch zeiget die Figur 4369 ein Gesicht voll Haß, wo aber mehrere Leidenschaften, z. B. die Eifersucht mit im Spiele seyn sollen. Ob man aber diese Leidenschaften so genau auf den Gesichtern, wie es Lavater vielleicht schwärmerisch zu können glaubt, zu unterscheiden im Stande ist, will ich, wenigstens für mich dahin gestellt seyn lassen. —

Es ist, so wie alle übrige Leidenschaften, auch der Haß fast stets mit andern Leidenschaften verbunden, woher er auf Neid, Abscheu, Widersinnigkeit und Widerwillen sich gründen kann, und daher ists natürlich, daß er auch nicht vermittelst eines freundlichen, zärtlichen Gesichts ausgedrückt werden kann. Besonders ist der Abscheu eine unangenehme Empfindung unsers Gemüths, welche durch den Anblick oder die



(*) Entwurf, wie die Künstler die Affecten der Menschen exprimiren sollen ꝛc., Augsburg, 1704, S. 7.

Vorstellung solcher Dinge verursachet wird, deren Eigenschaften uns besonders zuwider sind, und wodurch wir bewogen werden, solche Dinge, so viel möglich von uns zu entfernen. Mit dieser Empfindung ist der Haß allemahl verknüpft, und er besteht in einer Begierde und damit verknüpften Bemühung, dasjenige, was unserm Besten, oder unserm Vergnügen hinderlich ist, nicht nur zu entfernen, sondern auch alles zu thun, was demselben entgegen stehet. Die Widersinnigkeit ist ein geringer Grad des Abscheues, und der Widerwille wieder ein geringer Grad des Hasses. Abscheu und Widersinnigkeit ruhen oft bloß aus einer Gemüthsbeschaffenheit des Menschen her. Haß und Widerwille haben allezeit eine Beleidigung, oder etwas, das uns zuwider gethan ist, zum Grunde.

Hieraus pflegt die Rache zu entstehen. Man mag den Rachsüchtigen, den Schläger und Balger, aus was für einem Gesichtspuncte man will, betrachten, so muß man über die Blindheit und Raseren seiner erhitzten Leidenschaft erstaunen. Die Dichter machten aus der Leidenschaft der Rache eine allegorische Gottheit, die sie Nemesis nannten, welche die Figur 4370 vorstellet. Nach der Behauptung des Hesiods, war sie die Tochter des Oceans und der Nacht. Sie wird in einer unruhigen Stellung, mit blasser Gesichtsfarbe und funkelnden Augen vorgestellt. Sie ist gepanzert, und auf der Sturmhaube lodert eine Flamme vorwärts. Sie beißt sich auf die Finger, und betrachtet einen vorwärts gehaltenen Dolch. Der Pfeil in ihrer Seite bedeutet, daß die Rache nur auf eine empfangene Beleidigung folget.

Wie ich allenfalls die Rache allein und für sich in einem Gesichte gezeichnet ausdrücken sollte, weiß ich nicht, obgleich ich, wie es gewiß auch viele andere Menschen können werden, in manchen Lagen es einem Menschen würde ansehen können, wenn Rache ihn beherr-

herrschet. Walch in seinem philosophischen Lexicon, macht einen Unterschied zwischen Rache und Rachgierigkeit, und in dieser Hinsicht möchte letztere, nähmlich die Rachgierigkeit wohl die eigentliche verwerfungswürdige Leidenschaft seyn. Er erklärt sich darüber (Th. 2, Col. 541.) auf folgende Weise: „Rachgierigkeit ist eine Begierde, eine unvernünftige Rache „gegen den Beleidiger auszuüben, welche erstlich aus „verderbten Affecten, dem Zorne, Hasse und der Feindschaft entspringt, und hernach die Absicht führet, seinem Feinde Wehe zu thun, und aus dem Torte, den „man ihm anthut, eine eile Lust zu empfinden."

Die Rachsucht erstickt in dem Menschen das Gefühl der Menschheit. Sie wirft sich zum Richter seiner eignen Sache auf, und misset die Strafe nicht nach der That, sondern nach dem Grade der Empfindlichkeit ab. Die Satisfaction, welche man dadurch sucht, ist mit der heftigsten Unruhe, mit der größesten Marter im Gemüthe und mit den traurigsten Folgen vor — in — und nach der Rache vergesellschaftet. Sie heilet das vorige Uebel nicht, sie macht vielmehr ein neues. Sie entehrt den Menschen oft, statt dessen sie ihm Ehre bringen sollte. Der Rasende, der sich wegen alles, was ihm seiner Einbildung nach, zu nahe geschieht, selbst Recht schaffen will, und seinen Beleidiger überall verfolgt, glaubt dadurch der Welt von sich den Begriff einer großen Seele beyzubringen, und giebt ihr in der That nur den Begriff einer viehischen Seele. Er hat dadurch noch nichts vor einem Hunde, der wieder beißet, wenn er gebissen oder erzürnet wird, nichts vor einem bösen Gaule, der den schläget oder beißet, der ihm zu nahe kommt, nichts vor Löwen und Tiegern voraus, welche den unbarmhetziger Weise zerreißen, der das Unglück hat, in ihre Mordklauen zu fallen. Sie lieben selbst die gemeine Ruhe, sie erboßen gegen diejenigen, welche sie unterbrechen,

brechen, und sind doch alle Augenblicke fertig, diesen Friedensstörern nachzuahmen. Es sind ihre Brüder, es sind mit ihnen Kinder eines allgemeinen Stammvaters, für welche dieses gemeinschaftliche Geblüth reden sollte, welche diese Rachsüchtigen verfolgen, und sich dadurch ihres Beystandes und ihrer freundschaftlichen Hülfe unwürdig machen, die ihnen in Zukunft noch oft hätten nützlich seyn können. Und wodurch ziehen sie sich ihre Rache und Verfolgung zu? Durch Fehler, durch Vergehungen, welche die Rachsüchtigen doch mit jenen gemein haben, und um derentwillen sie selbst nicht gern möchten gestraft seyn. Denn, wo ist der Mensch zu finden, der sich in dem Bezeigen gegen andere nichts sollte vorzuwerfen haben? Wo ist der Mensch, der keine Feinde, keine Neider hat, und der nichts thut, wodurch sich nicht jemand beleidiget halten könnte? Will der Rachsüchtige das Recht haben, Rache zu nehmen, so muß er eben das Recht auch andern einräumen. Was wird aber alsdann aus der Welt werden? Eine durch Feuer und Schwerdt verwüstete Einöde; ein großes Schlachtfeld voll Erschlagenen und Verwundeten. Was würde dann aus dem Rachsüchtigen selbst werden? Wo würde er eine Freystatt vor denen finden, welche sich von ihm beleidiget hielten? Wie würde er aller offenbaren Gewalt seiner Feinde widerstehen, wie würde er alle ihre heimlichen Nachstellungen entdecken, und sich dagegen in Sicherheit stellen können?

Närrischer Begriff, den sich die Raufer, die Rachsüchtigen von der Ehre machen. Weg mit der Ehre, die ein jeder Nichtswürdiger, die ein jeder, der oft nicht den Gedanken hat, mich entehren zu wollen, mir mit einem einzigen Worte, mit einer sauren Miene, mit einem, vielleicht von ohngefähr geschehenen Anstoßen soll nehmen, und die man von ihnen durch Raufen und Schlagen soll wieder zurücknehmen können! —

Wie

Wie ist es möglich, daß meine Ehre von der Bosheit und dem Eigensinne eines andern abhangen, und ich sie nicht länger behalten kann, als es jenem gefällig ist, sie mir zu lassen? — Wie ist es möglich, daß ich die Ehre durch das Strafbare des andern, nähmlich durch dessen Beleidigung verlieren, und durch das Strafbare, das ich durch die Selbstrache begehe, weil mir niemand das Richteramt über meinen Mitbürger eingeräumt hat, wieder erlangen kann? Weg mit solchen Hirngespinnsten der Ehre! Die wahre Ehre besteht in dem guten Zeugnisse, daß uns unser Herz und die vernünftige Welt, wenn sie uns kennet, von der redlichen Ausübung unserer Pflichten giebt. Diese kann mir niemand, weder durch Beleidigung, noch Gefängniß, noch Marter, noch den Tod selbst nehmen; niemand kann sie mir wieder geben. Welcher Unsinn, gegen die geringste Beleidigung, gegen ein bisweilen nur aus Uebereilung ausgestoßenes, oder nicht in einem mir gefälligen Tone ausgesprochenes Wort; Leben und Gesundheit, die ganze Wohlfahrt auf das Spiel zu setzen.

Die Rachsucht ist vom Hasse unzertrennlich. Der Character des Hasses ist, sein eigener Märtyrer zu seyn, er ist ein Feuer, welches das Herz verzehret, eine Wunde, die immer tiefer und schmerzhafter wird, und weder Tag noch Nacht Ruhe verstattet. Tausend Umstände können mich verhindern, meine Rache gleich auszulassen. Oft nöthigen mich die Verbindung, in welcher ich mit ihm stehen muß, oder mein eigner Nutzen, diesen meinen Feind oft vor Augen zu haben, ihm zu gehorchen; welche Qual für den Hassenden? Gesetzt auch, man rächet sich, wie macht man sich nicht verhaßt, wie viel Feinde erweckt man sich nicht, und welches Unglück bereitet man sich nicht dadurch, dem man nur selten ausweichen kann!

Der Zorn ist mit dem Hasse und der Rachsucht in sehr naher Verwandtschaft. Da gewöhnlich die Jugend durch die aufbrausende Hitze des Blutes geleitet wird, so stellt man diesen Gegenstand durch einen fast nackten Jüngling allegorisch vor, der in einer eiligen Stellung, und mit dem Degen in der Faust dasteht, zum Zeichen, daß er ohne Ueberlegung dem ersten Antriebe seines Zornes nachgiebt. Sein Attribut ist ein ergrimmtes wildes Schwein, weil dieses Thier ohne Rücksicht auf irgend eine Gefahr, gegen seinen Feind kämpft. Hierüber sehe man die Figur 4371.

Uebrigens aber ist der Zorn diejenige Leidenschaft, welche aus der Vorstellung einer geschehenen Beleidigung entsteht, sie mag einen entweder selber, oder einen andern, dem man wohl will, betreffen, wobey man angetrieben wird, ein zu besorgendes Uebel abzuhalten. Mit dem Zorne muß man den Schmerz, die Traurigkeit, die Kühnheit und andere Gemüthsbewegungen nicht vermischen. Zwar ist mit dem Zorne ein Schmerz vermischt, indem ein zorniger Mensch über das ihm begegnete Unangenehme einen gewissen Schmerz empfindet; indessen kann man nicht umgekehrt behaupten, daß ein jeder Schmerz einen Zorn mit sich führe. Von der Traurigkeit ist er darin unterschieden, daß er eine Gattung derselben ist, in so fern man sich zugleich bemühet, das bevorstehende Uebel abzuwenden, woraus man leicht abnehmen kann, wie er noch von der Kühnheit unterschieden ist, welche Gemüthsbewegungen sonst in manchen Stücken überein zu kommen scheinen, obgleich man die Kühnheit für eine Gattung von Liebe, den Zorn und die Traurigkeit aber für nähere Verwandten des Hasses hält.

Man kann den Zorn, wie viele andere Leidenschaften, in gewisse Gattungen eintheilen, als in Ansehung der Quantität, wenn man die verschiedenen Stufen derselben zum Grunde nimmt. Den niedrigsten Grad

könnte

könnte man Unwillen nennen, Widerwillen oder Verdruß, so wie der höchste Grad, Grimm, Wuth, ja sogar Raserey seyn kann. Ein Zorniger stößet mit Geschwindigkeit und heftig harte Worte heraus. Der Ausdruck ist nicht bey allen überein, wie ich vorhin schon gezeigt habe. Einige beißen die Zähne zusammen, und machen eine Miene, als ob sie ihren Gegner mit den Augen erstechen wollten; andere stampfen mit den Füßen, und fechten mit den Händen; und bey noch andern siehet man alles dieses zusammen unter den schrecklichsten Verzuckungen des Gesichts. Daher sagt le Brun (*): „Wenn der Zorn „sich der Seele bemächtiget, so hat derjenige, der diese „Leidenschaft empfindet, rothe Augen" (nicht allemahl!) „der Augapfel sieht verwirrt und blitzend aus; die „Augenbraunen gehen bald nieder, und bald wieder „in die Höhe; die Stirn hat zwischen den Augen star„ke Runzeln und Falten; die Nasenlöcher stehen weit „offen; die Lefzen drücken sich aneinander; insonder„heit aber geht die untere Lefze über die obere her„vor (**); die Winkel des Mundes öffnen sich ein we„nig, und verursachen mithin ein grausames und ver„ächtliches Lächeln. Im Uebrigen scheints auch, als „ob ein solcher Mensch die Zähne auf einander beiße, „und ihm der Mund voll Wasser stehe; so ist nicht „minder das Gesicht an einem Orte bleich, hingegen „an einem andern erhitzt und ganz aufgeblasen; die „Adern an der Stirne, den Schläfen und dem Halse „blähen sich auf, und, statt Athem zu holen, pflegt der „Zornige zu schnauben."

Cam-

(*) Am angeführten Orte, S. 29

(**) Dieses Hervorgehen der Unterlefze kann füglich nur bey denen Gesichtern Statt finden, die eine Anlage dazu haben, daß der untere Kinnbacken vor dem obern hervorgehen kann. Bey denen, die einen nicht so gebauten Mund haben, würde solches manches Mahl mit vieler Schwierigkeit nur geschehen.

Camper (*) sagt hierüber bloß: „Ein geringer, „wüthender Mensch schlägt mit Händen und Füßen „um sich; er stampft den Boden, daß es dröhnt, in„deß sein Gesicht in tausend Falten verzogen wird.“ Wahrscheinlich fand er beym Zorne sowohl, als bey allen übrigen Leidenschaften die große Schwierigkeit, eine allgemeine Regel zu geben, die den Ausdruck einer Leidenschaft für alle und jede, auch ganz verschieden gebauete Gesichter, darthut. Le Brun, der doch noch immer ein Meister in seiner Kunst ist, und denen unsere Künstler so häufig nacharbeiten, hat uns fünf Gesichter zurückgelassen, in denen er uns den Zorn vorstellet. Man sehe dieserhalb die Figur 4372, und man wird in der Physiognomie den ersten Grad des Zorns, nähmlich einen sehr starken Unwillen finden. Die Figur 4373 giebt uns schon nähere Aufklärung, indem der Blick und die verzognen Muskeln schon dasjenige an den Tag legen, was man wahren Zorn nennen kann. Siehet man aber die Figur 4374 an, so findet man ein Gesicht, welches den äußersten Zorn, Grimm, Wuth und Raserey ausdrücket, welches auch die Figur 4375 vorstellen soll; die Figur 4376 aber zeigt diese Leidenschaft mit der Furcht vermischt.

An Ansehung der Qualität ist der Zorn entweder vernünftig oder unvernünftig, und hierüber kann man in Walchs philosophischen Lexicon, Th. 2, von Col. 1695 bis 1702, nachsehen; so wie in der Encyklopädie im Art. Zorn, auch noch weitläuftiger hierüber gehandelt werden soll. Stosch nimmt in seinem zum öftern angeführten Versuch ꝛc. Th. 1. S. 347 fgg. Unwille, Zorn, Grimm und Jochzorn zusammen, und vergleicht ihre Bedeutungen.

Die

(*) Peter Campers Vorlesungen ꝛc. über den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch Gesichtszüge. Aus dem Holländischen übers. von Schatz, Berlin, 1793, S. 10.

Die Mutter dieser vorhergenannten Leidenschaften, den Geiz ausgenommen, ist die Feindschaft. Zwar ist diese wohl eigentlich keine Leidenschaft, sondern nur das der Freundschaft entgegengesetzte Laster. In der Encyklopädie, Th. XII, S. 505, wo man diesen Artikel eigentlich suchen müßte, ist er nicht vorhanden, weil mein sel. Vorgänger damahls seinen Plan noch nicht so, als bey seinem Absterben, erweitert hatte; deßhalb sey es mir erlaubt, hier kürzlich ein Paar Worte davon zu reden. Es ist die Feindschaft derjenige Zustand des Gemüths, welcher der Freundschaft entgegen stehet, folglich gründet sie sich auf eine Abneigung zweyer Gemüther. Die Uebereinstimmung macht, daß zwey Freunde einander lieben, daß folglich einer aus des andern Glückseligkeit Vergnügen schöpft; — Die Feindschaft hingegen hebt die Liebe auf; — der Feind betrübt sich über des andern Glück, und freuet sich über dessen Unglück, läßt auch wohl äußerlich seine Feindschaft durch wirkliche Feindseligkeiten, sowohl im Reden als in der That sehen, wenn er sich bemühet das gegenwärtige Glück zu verringern, und das zukünftige zu verhindern, woher es leicht zu erachten, daß man die Feindschaft in heimliche und offenbare theilen kann.

So wie die Freundschaft und Liebe stets wirkend sind, so ist es auch die Feindschaft und der Haß, bey welcher letztern Leidenschaft man allezeit begierig und bemühet ist, dem andern hinderlich zu seyn. Stosch verbindet Feindschaft und Groll mit einander, weil diese beyden Wörter eine widrige Gesinnung ausdrükken, welche wir wider jemand haben. Die Feindschaft legt solche Gesinnung an den Tag, sie sucht gemeiniglich öffentlich zu schaden; der Groll hingegen verbirgt sie, und schadet heimlich. Man wird niemahls weder Feindschaft noch Groll gegen jemand haben, wofern man sich nicht beleidigt von ihm dünket; also haben

beyde eine Rachgier zum Grunde. Die Feindschaft aber rächet sich öffentlich, sie läugnet es gar nicht, daß sie Gelegenheit suche, das Unrecht wieder zu vergelten. Der Groll verdeckt die Rachbegier so lange, bis er Gelegenheit findet, sie auszuüben, und dann ergreift er solche Gelegenheit mit Freuden. Ich weiß die Feindschaft nicht ganz besonders in einem Gesichte zu zeichnen, denn sie ist mit sehr vielen Leidenschaften so sehr verwandt, daß man sie nicht füglich ganz allein characterisiren kann. Indessen sieht man sie im gemeinen Leben oft deutlich genug, und sie würde alsdann vortrefflich gezeichnet werden können, z. B. auf den Dörfern oder in keinen Städten, wenn ein Paar alte Weiber in einen Maulkrieg zusammengerathen, die eine im Begriffe ist, einen Besen vor die Thüre zu setzen, mit den Worten: „Zankt euch mit diesem!“ und die andere unterdeß beschäftigt ist, ihren Liebwertheßten zu entblößen — weil der Besen mehr hierher, als ins Gesicht gehört. — Auch würde der Künstler in mancher Schule Nahrung für seine Kunst finden, denn es giebt oft muntere Knaben darin, die mehr Beweglichkeit und Feuer, haben, als die meisten andern; die Aeltern, die aber mehrere Kinder und nur schwaches Einkommen haben, können oft den Schulmonarchen nicht so mit Geschenken überladen, als es wohl andere thun — und er bleibt daher hellsehend und leichtfüßig, über die Fehler der reichen Kinder wegzuhüpfen, und jeden, auch nur kleinen Leichtsinn des ärmern Kindes mit Luchsaugen auszuspähen. Trifft sichs nun einmahl, daß dieses ärmere muntere Kind sich in kindischen Tändeleyen in der Schule vertiefet, welches freylich nicht seyn sollte; so lachet schon grell eine feindliche Rachbegierde aus seinen Augen — er holt unvermerkt den derbsten Stock hervor, hält ihn auf den Rücken, und beschleicht das Kind, wie die mordgierige Katze den sorglosen Vogel. Nun hauet er urplötzlich ein, und

er-

erboßet sich dabey so, daß er an Händen und Füßen zittert und außer Athem geräth. — Das Kind aber leidet nicht allein vom Schrecke, sondern häufig wird es auch dabey so zerschlagen, daß die armen Aeltern in tausend Aengsten der Gesundheit des Kindes wegen sind. Aber einem solchen Manne kann man mit Recht den Nahmen Ochsenpräceptor beylegen.

Wenn ich nun gerade über diesen letzten Gegenstand keine Zeichnung beylegen mag, so wird doch die Figur 4377 ein ähnliches vorstellen. Man siehet hier vor einer Kirche, in welche Leute mit entblößten Häuptern zum Gottesdienst hineingehen, auf einem Leichensteine vier Personen in einem Spiele begriffen. Alle vier zeigen in ihrem Gesichte nicht allein eine besondere Aufmerksamkeit auf das Spiel, sondern man bemerkt auch noch dazu in jedem Gesichte eine besondere Leidenschaft. Vorzüglich aber muß einem die fünfte Person auffallen. Sehr wahrscheinlich ists der Kirchenknecht, wie es deren an einigen Kirchen giebt. Dieser aus frommer Feindschaft gegen das leidige Spiel, (vieleicht, weil es ihn endlich zu der Ehre, Kirchenknecht zu seyn, gebracht hat — ) oder auch, weil es auf dem heiligen Leichensteine von solchem geschieht, der beym Einsammeln seiner Quartalbetteley, sich eben nicht günstig bezeigen wollte oder konnte, kommt von hinten zu geschlichen, ballt die linke Faust, zieht das Maul zusammen, und holt mit einem in der Rechten gehaltenen Züchtigungsstocke feindschaftlich herzhaft aus, um es dem Spieler fühlbar zu machen — nicht allein, daß er jetzt auf der geweiheten Erde Gewalt über ihn habe, sondern ihm auch zu zeigen, daß er — gerade er sein Feind sey. — So stellt ich mir wenigstens dieses vor.

Will man nun von solchem Kirchenknechte ausgehen, und mehrere Charactere, in welchen Feindschaft herrscht, die große Leiter bis zu den Personen

in den höchsten Staatsämtern hinaufsteigen, so möchts wohl keinen Staat, und keine Republik geben, wo nicht ein Mahler in dieser Hinsicht zuweilen die trefflichsten Ideale fände. Die Iconologie sagt: (Blatt 54. n. 162, von der Feindschaft,) „der heimliche Haß, oder „der eingewurzelte Groll ist dem schwarzgalligten Temperamente eigen. Eine Frau mit einem stacheligen „eisernen Helm auf dem Kopfe stellt diesen Gegenstand „vor. Ihr Gewand ist schwarz und etwas geflammt, „ihre Stellung zeigt Tiefsinn, und ihre Blicke sind „mürrisch und wild. Die beyden Pfeile mit entgegen„stehenden Spitzen in ihrer Hand waren bey den Aegyptern unter andern ein Sinnbild des Widerspruchs, „als einer gefährlichen Quelle der Feindschaft." Man sehe in dieser Hinsicht die Figur 4378.

Beym Kero lautet das Wort Feindschaft Fiantskeft, bey dem Ottfried Fiantskaf, bey dem Notker Fientscaft, bey dem Stryker Vientscaft, im Nieders. Fijendschop, im Dän. Fiendskob, im Schwed. Fientskap. Hieraus läßt sich auch die Erklärung des Wortes Feind herleiten; es heißt beym Ulphilas Fijand, bey dem Kero und Ottfried Fiant, bey dem Willeram Vient, im Angels. Feond, Fynd, im Nieders. Fynd, im Dän. Fiende, im Schwed. Fiende, im Engl. Fiend, im Isländ. Fiande, und ist eigentlich das Mittelwort des veralteten Zeitwortes Fian, hassen, bey den schwäbischen Dichtern vehen, welches nur eine Figur des Angels. vigian, Fechten, Vigent, Oberdeutsch ehedem Weigant, ein Krieger, Fechter, und Vig, Wig oder Wigt, Krieg, Gefecht, woher auch in manchen Redensarten noch der Ausdruck ein böser Wicht oder Wigt, vorkommt.

Die Stelle, Matth. 5, 43: „Du sollst deinen „Nächsten lieben und deinen Feind hassen," ist im

Cod.

Cod. arg. (*) also gegeben: Frijos nehvundjan theinana. Jah fiais fiand theinana. Diederich von Stade sagt in seiner Erläuter- und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Luther in Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache bedient: (Bremen, 1737.) „Feind ist herzuführen von „Fian, hassen, daher auch Schwed. fegd, Krieg, „Dän. feigd, Deutsch Fehd, im Kirchengesange: „Allein Gott in der Höhe sey Ehr: All Fehd hat „nun ein Ende. Ferner ist daher Fechten, pugnare, „Streiten, Anfechtung, wenn man von allerhand „Widerwärtigkeit angelaufen und bestritten wird. „Feindschaft, Anfeinden, Feindschaft wider jemand „ausüben, u. s. w.

Noch einige Worte von der äußersten Wuth, als der gewöhnlichen letzten Folge der Feindschaft mit allen ihren Verwandten, denn sie ist der höchste Grad des Zornes. Ich nehme diese Beschreibung aus: Versuch einer zahlreichen Folge leidenschaftlicher Entwürfe, für empfindsame Kunst- und Schauspielfreunde 26. von J. E. v. Göz (**).



(*) Der Codex argenteus ist ein altes, sehr köstliches Mscpt. und enthält die vier Evangelisten in der altgothischen Sprache übersetzt, auf violbraunen Pergament, mit silbernen Buchstaben geschrieben, wobey die Geschichte selbst und die vornehmsten Sprüche mit Buchstaben von Gold sind, aber, ohne einige Abtheilung in Kapiteln. Fr. Junius, wie auch Georg Stiernhjelm haben solche Ausgaben veranstaltet, und zwar jener zu Dortrecht i. J. 1665 (nach dem Originale,) so wie dieser zu Stockholm bey Nicolao Wankif, Königl. Buchdrucker, mit lateinischen Buchstaben. Letztere Ausgabe kam 1671 heraus, beyde aber haben Quartformat.

(**) Der Verfasser hat bey diesem Versuche Bürgers Lenardo und Blandine zur Bearbeitung genommen, und es befinden sich in dieser Hinsicht dem Werke 160 verschiedene Situationen in Kupfer gestochen beygefügt. Was hier angeführt ist, findet man S. 199, fgg.

„Nachdem seine (des Königs, Vater Blandinens) „Hoffnung verloren ist, Blandinen durch seinen „Schmerz wider ins Leben zurück zu rufen, nachdem er „ihre erkaltete Hand gefaßt, und an seine Stirn gedrückt „hat, fährt er plötzlich auf, weil verzweifelnde Gefühle „seine Stirn und Brust zerfleischen. Die Worte: Unbe„sonnener Vater! ruft er im Auffahren aus stockender „Brust, worin Schmerz und Wuth abwechseln. Indem „er durch einen Blick zum Himmel die Fülle seiner Leiden „zu lindern versuchen will, erblickt er den Prinzen.

„Dieser (Lenardo) hat sich, vom Selbstgefühl seiner „Schuld betäubt, an eine gothische Säule seines Gemaches „gelehnt, um sein Gesicht zu verbergen. In dieser Lage „ruft ihm der König mit konzentirtem Grimme: Unge„heuer! zu, indem er von unwillkürlichem Triebe seiner „Natur zur Rache gereizt wird. (Man sehe Figur 4379.) „Dieser knirschend verbissene Mund, und die aus ihrem „Kreise starrenden Augen sind die Verkündiger einer empör„ten Seele. Es läßt sich begreifen, daß er sich in dem „Tone, womit er ihn anredet, dem ganzen Umfange seines „siedenden Busens überläßt.

„Die linke Hand ist in der Bewegung zum Vorwurf „empor gehoben. Wenn wir mit Lebhaftigkeit zu sagen „pflegen: Dies übersteigt alle Begriffe; so erhebt sie sich „oft über unsern Kopf, oder zuweilen berühren wir ihn, „indem wir sie schnell hinwerfen.

„Seine Wuth vermehrt sich, (man sehe Figur 4380,) „da sich das Bewußtseyn seiner Sinne bemächtiget, in „wie fern der Prinz Veranlasser der Grausamkeit war. „Daher seine Augen funkelnder, und der Mund in „schmerzlichem Grimme verbissen erscheinen. Seine Hän„de und die übrige Leibesstellung sind zum Anpacken und „Morden bereit. Verzweiflung bemeistert sich des Prinzen, „worauf die verzerrten Blicke, und der Gemüthsmartern „äußernde Mund zielen.

Aus den bisher abgehandelten Leidenschaften pflegen häufig diejenigen zu entstehen, welche wir mit den Nahmen Traurigkeit, Betrübniß, Schwermuth, Kummer, Gram, und Harm, belegen. Was die vier ersten Benennungen betrifft, so habe ich mich darüber

über im LXXIVsten Th. der Encyklopädie, im Art. Leiden, schon weitläuftiger erklärt. Die beyden letzten Wörter, Harm und Gram sollen nach Wachters Meinung noch von verschiedener Bedeutung seyn. Er zeigt, daß die Alten das Wort Harm, für einen Schaden, oder das zugefügte Unrecht selbst gebraucht haben: Harm, sagt er, damnum, injuria cujuscunque generis Anglos. *hearm*, detrimentum, *hearmen*, laedere, *hearm civedan*, calumniari. Und hernach führt er die andere Bedeutung an: *Harm*, dolor; vel triſtitia ex damno vel injuria accepta.

Von dem Worte Gram hingegen sagt er: *Gram* moeror. *Helvigius* deduxit a latino gemere. Priscis saxonibus *geomrian* est gemere. *Geomrung* gemitus. Hinc quod ab initio fuit *geomor*, postea mutato caninae situ, pronuntiari coepit *georm*, et novissime *Gram*. Anglis *Groan*, est supirium, et *to groon*, ingemiscere, quae caeteris sunt cognata.

Dieser Etymologie nach, möchte man beyde Wörter so unterscheiden können, daß Harm sich mehr auf die innerliche Empfindung beziehe. Gram hingegen, zugleich den Nebenbegriff der Aeußerung derselben, durch Seufzen, Klagen u. dgl. mit sich führe.

Nach le Brun ist die Traurigkeit eine unangenehme Schwermuth, wodurch die Seele von dem Uebel, oder dem Mangel den die Impressionen des Hirns ihr vorstellen, beunruhiget wird. Diese Leidenschaft läßt sich auch durch solche Bewegungen, welche die Unruhe des Hirns und das Niedergeschlagene des Herzens zu zeigen scheint, abbilden. Denn die Augenbraunen gehen mehr in die Höhe bey der Mitte der Stirn, als bey den Backen; und es hat derjenige, welcher mit solcher Leidenschaft kämpfet, trübe Augäpfel, das Weiße in den Augen scheinet gelb, die Augenlieder gehen unter sich, und sind ein wenig aufgelaufen, der Umgriff der Augen zeigt sich bläulich, die Nasenlöcher

ziehen sich abwärts; der Mund stehet halb offen, und seine Winkel gehen ebenmäßig unterwärts, das Haupt hänget sich unachtsam gegen die eine Schulter zu; das ganze Gesicht ist bleyfarbig; die Lippen aber sind ohne Farbe und ganz bleich.

Den ersten Grad eines traurigen Ausdrucks im Gesichte giebt die Figur 4381. Den zweyten Grad möchte die Figur 4382 ausdrücken. Auch sehe man die Figuren 4383, 4384, und 4385, wo man in allen diese Leidenschaft aufs äußerste ausgedrückt findet.

Auf die Traurigkeit kömen nebst mehrern andern Leidenschaften, der unwiderstehliche Hang zur Einsamkeit, sehr oft ein Vorbote der Melancholie, oder auch der Verzweiflung folgen. Der bloße Hang zur Einsamkeit ist noch nicht die Melancholie selbst, denn diese ist schon Krankheit. Zwar glauben einige Gelehrte, daß derjenige, welcher zur Einsamkeit sich begiebet, von allen Leidenschaften frey seyn, und der Welt gänzlich entsagen müsse, weil die Einsamkeit ihrer Meinung nach keine Leidenschaften ertrage (*). Ich kann vielleicht irren, allein ich bin nicht der Meinung, und glaube vielmehr, daß der Hang zur Einsamkeit eine wahre Leidenschaft sey — daß ihre Stärke alle andere Leidenschaften überwältige, und sie daher, wie der Hang zu vielen andern, uns nur innerlich rührenden Dingen, prädominire.

Die Liebe oder der Hang zur Einsamkeit beruhet hauptsächlich auf die innere Kraft und Ruhe, mit sich selbst leben zu wollen und zu können. Man kann auch außer den heiligen Mauern eines Klosters, oder einer stillen ländlichen Gegend einsam seyn. Der Umgang mit sich selbst ist in jeder großen Gesellschaft, und in der volkreichsten Stadt eben so möglich, als in den Wü-

sten

(*) Hannöv. Magazin, v. J. 1774, 26stes St., Col. 415 und 416.

sten von Lybien — in den hohlen Bäumen von Japan, und in manchem armen und strengen Kloster. Montagne fand sich nur in großen Gesellschaften einsam; und wer die größte aller Künste, die Kunst zu leben versteht, dem gehts oft eben so. Nur mehrentheils diejenigen, die am wenigsten davon verstehen, glauben sie am ehesten zu besitzen. Menschen von diesem Schlage scheint überhaupt die Abneigung gegen die Gesellschaft der Menschen eine Thorheit; sie können nicht leiden, daß man außer ihrer vornehmen Bahn vernünftig seyn wolle. Vollends gemeine Köpfe verstehen diese Abneigung noch weniger; denn, sie sind die beste Gesellschaft für schlechte Köpfe, und darum glauben sie, für alle Menschen die beste Gesellschaft zu seyn. Sie halten deßhalb denjenigen für krank, der sich ihrem Umgange auch nur für einen Tag entzieht — und es geht ihm, wenn er länger demselben entfliehen kann, wie dem Demokrit bey den Abderiten. Der hochweise Senat von Abdera, schickte eiligst zu dem Hippokrates, mit der Nachricht, ihr Mitbürger Democritus sey wahnwitzig; er habe den Werth der Welt vergessen, er sey bey Tage und bey Nacht in sich selbst verschlossen, er verirre sich in waldichte Schatten, und an den kleinen Ufern der Bäche, er verlache die Menschen, ihre Geschäfte, Sitten, und Gedanken, er verlache alle Dinge dieser Erde, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey (*).

Hippocrates kam nach Abdera, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn mit der Zergliederung verschiedener Thiere beschäftiget, und mit einer Abhandlung von dem Wahnwitze.



(*) *Hippocratis* opera omnia (edit. Linden) T. II. p. 901 seq. — Senatus populusque Abderitarum in Epist. ad Hippocratem.

wiße. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzücken aus, du schreibest gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit (*)."

Sehr gute Köpfe sind zwar oft für die Vortheile der Einsamkeit gar nicht gefühllos, aber sie opfern doch lieber die Vergnügungen des Verstandes den Vergnügungen der Sinnlichkeit auf; ihr Wille ist zur Benutzung der Einsamkeit nicht stark genug. Schlechte Köpfe hassen oft die Einsamkeit, weil sie da am deutlichsten fühlen, wie schlecht ihre Gesellschaft ist.

Die Freunde der Einsamkeit sind zuweilen so sehr betrogen, als ihre Feinde. Ein Mönch liebt sein Kloster, weil er dem obersten Wesen zu gefallen glaubt, wenn er seine Horas singet, sein Breviarium lieset, und sein Crucifix küßt. Ein Einsiedler verwünscht die Welt und die Menschen, weil er sich beredet, das wichtigste Geschäft der Menschen sey gethan, sobald man dem Himmel unter dem Gebrülle der wilden Thiere zu Gefallen lebt. Heilig ist die Einsamkeit für den Mystiker, der sich in gedankenlosem Entzücken mit der Gottheit auf das genaueste verbunden glaubt. Heilig ist sie dem Narren, der in Indostan nackend auf einem Haufen Asche sitzet, Hände und Füße über einander krümmet, und unter den senkrechten Strahlen der Sonne mit erstarrtem Auge auf die inwendige Erleuchtung lauert. Dreymahl heilig ist die Einsamkeit dem schwärmerischen Verehrer der zahllosen Einsiedler von Aegypten, der in der thebaischen Wüsten das neue Jerusalem siehet, und in ihren hypochondrischen Bewohnern vollendete Bürger des Himmels.

Selbstbetrug und Thorheit sind der Menschen Loos. Wir irren im Dunkeln, bis uns das sanfte Licht der Vernunft nach unendlichen Fehltritten, nach tausend fruchtlos durchwanderten Labyrinthen, von dem

(*) *Hippocrates* in Epist. ad Demagetum Op. T. II. p. 916.

dem ungewissen Pfade auf die schmahle Straße der Wahrheit leitet.

Vielleicht wäre ich alsdann so glücklich, etwas von der Einsamkeit sagen zu können, wenn ich vorerst die Gründe untersuchet hätte, die dem einen Menschen die Liebe für das gesellschaftliche Leben einflößen, und dem andern die Liebe für die Einsamkeit. Die Untersuchung des Triebes, für das gesellschaftliche Leben ist leicht; jeder Menschenkenner kann sie in dem täglichen Umgange machen. Die Untersuchung des Triebes für die Einsamkeit ist schwer, weil sich bey derselben der Gesichtskreis nothwendig auf entfernte Zeiten und Völker ausbreiten muß, auf Denkungsart und Sitten außerhalb der Gränzen unserer Alltagsgesichter.

Der Mensch scheint für den Menschen geschaffen. Nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern der natürliche und angeborne Trieb der Creatur mit ähnlichen Creaturen zu leben, haben die Bande der Gesellschaft geknüpfet. Die Welt mußte nicht eine Einsamkeit seyn.

Ein reizendes Vergnügen quillt aus dem Umgange unserer Mitgeschöpfe. In dem Ausdrucke unserer Empfindungen, in der Mittheilung unserer Begriffe, in der beständigen Abwechselung derselben mit den Begriffen und Empfindungen unserer Freude lieget eine Seligkeit, die auch der hartnäckigste Einsame fühlet. Ich kann dem Felsen meine Klagen nicht bringen, und dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen; meine Seele sehnet sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz schlägt für ein ähnlich denkendes und ähnlich fühlendes Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von der Welt und ohne Rücksicht auf die Menschen wären alle unsere Kenntnisse, unsere Einfälle und Gedanken uns geschmacklos; unsere Fehler blieben uns unentdecket, unsere Laster ungeahndet.

ahndet. Wir müßten wild seyn, um gänzlich menschenscheu zu seyn.

Diese Neigung für den gesellschaftlichen Umgang wird durch verschiedene Ursachen verstärket. Die Begierde mit seines gleichen zu leben, treibt den Menschen so sehr oft von sich selbst weg, daß er dabey den Umgang mit sich selbst ganz verlernet. Die Entfernung von der Welt scheint ihm eine Entfernung von allen Vergnügungen, sobald er diese ganz außer sich zu finden hofft. Durch den Wunsch der Welt zu gefallen, wird in einem Kreise von Belustigungen der Gedanke in sich selbst zu sehen zerstöret. Unsere eigene Gesellschaft wird uns ekelhaft, weil wir in dem Umgange mit andern und in der Zerstreuung die Hülfe zu finden glauben, die unser eigner Umgang uns versaget. Wir hängen in der Einsamkeit von uns ab, in der Welt aber, von der Welt. Wer mit sich selbst nicht zu leben weiß, hat in der Einsamkeit lange Weile.

Kleine Geister rühmen sich zwar, sie haben niemahls lange Weile. Dieses hat seine völlige Richtigkeit, wenn ihnen nur die Anlässe nicht mangeln, oft in Gesellschaft mit kleinen Geistern zu seyn; denn nichts ist für sie zu schlecht. Der elendeste, auf die kleinsten und erbärmlichsten Gegenstände, auf eine fast unbegreifliche Wenigkeit von Ideen eingeschränkte Umgang gefällt ihnen, weil ihre Seele bey diesen Gegenständen allein auffährt; und weil sie ihr ganzes Leben hindurch gewohnt waren, sich mit dieser elenden Wenigkeit von Ideen zu behelfen. Ein kleiner Geist hat in dem gesellschaftlichen Leben nur denn zumahl lange Weile, wenn er unglücklicher Weise mitten in eine Gesellschaft aufgeklärter Köpfe fällt.

Um geschwinde und stark bewegt zu seyn, eilt der in sich selbst kein Vergnügen findende Mensch in die Welt. Von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Spieltisch zu Spieltisch, von einem Balle zum andern und

von

von einem Canapee auf das andere geschlendert, findet er ohne großes Nachdenken sein Glück. Jedes neue Kopfzeug und jedes neue Gesicht bringt einen Geck in Bewegung; und wenn der Abend kommt, vergißt er in den Armen einer bulerischen Dirne die Dame, vor der er zwey Stunden früher auf den Knien lag. Solche Schwindelgeister schwärmen entweder Tag für Tag, und Jahr für Jahr ihr Leben in einem beständigen Wirbel von leeren Besuchen durch, oder sie zappeln von Gedanken zu Gedanken, von Project zu Project, immer unentschlossen, immer heute bereit etwas zu unternehmen, um es morgen zu verfluchen.

Andere taugen nicht einmahl für den Müßiggang. Sie verschwenden ihre Zeit, ohne dieselbe auch nur nach der Armuth ihres Geistes zu genießen; sie sind allenthelben übel, auch sogar bey Tische; allenthalben ist ihnen der Athem schwer und der Kopf dick; allenthalben haben sie lange Weile, und allenthalben machen sie lange Weile. Sie scheinen beschäftiget, und verrichten nichts; sie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen Flecke. Sie bedauern die Kürze ihrer Lebenstage, und erschrecken bey dem bloßen Anblicke eines Buches, oder einer pflichtmäßigen Arbeit. Sie sehen ihre Geschäfte sich häufen, jammern und seufzen über ihre Menge, und vergessen, daß sie nur die Arbeit vermindert. Sie sehen mit Entsetzen ihre Jahre ablaufen, und denken jeden Morgen, wie sie doch mit diesem langen Tage fertig werden wollen. Im Sommer wünschen sie den Winter, im Winter den Sommer, am Morgen den Abend, am Abend den Morgen; und hassen ihn sobald er kommt. Solche Elende wissen nur darum nicht weder mit sich selbst noch mit andern umzugehen, weil sie ihre Seele nicht im Kopfe haben, sondern im Magen; ihr ganzes Leben ist eine lange Unverdaulichkeit.

Andere werfen sich in die Welt hinein, damit sie die Erinnerung eines Verlustes, oder die Furcht eines bevorstehenden Unglücks von sich entfernen. Die auch so sehr gewünschte Einsamkeit ist für den Unglücklichen nicht tröstlich, dem alle Freuden seines Lebens im Grabe liegen, der die geliebte Todesgestalt umfasset so oft er allein ist, der alles Glück auf Erden hingebe, um mit ihr in einer armen Hütte zu leben, der alle Kraft seiner Seele verschwunden siehet; keine andere Empfindung kennet und erwartet, als Schmerz, und im Umgange mit sich selbst keinen andern Gedanken, als Verzweifelung.

Die Einsamkeit wird, wie die Religion, den Menschen oft so melancholisch vorgemahlet, daß viele bey guter Laune gar nicht daran denken können; und darum nehmen sie nur in Krankheiten und Widerwärtigkeiten zu derselben ihre Zuflucht.

Wir fühlen also einen angebornen Trieb mit unsers Gleichen zu leben. Dieser Trieb wird durch den Ekel vor uns selbst verstärket, und durch die Leichtigkeit vermehret, uns selbst in der Welt zu vergessen. Wir suchen darum die Vergnügungen, die uns am geschwindesten diesem Stande der Unwirksamkeit entreißen; wir wirbeln in der Welt umher, und vergessen in derselben unsere Bestimmung. Wir hassen oder fürchten den Umgang mit uns selbst.

Weit heftiger, als der Trieb für das gesellschaftliche Leben ist jedoch der Trieb für die Einsamkeit; aber er ist nicht so gemein, und bezieht sich schon auf einen über die Alltäglichkeit hinwegstrebenden Schwung der Seele (*).

In

(*) Mehr wahres kann nicht in weniger Worten gesagt werden, als in diesen: Quicunque solitudine delectatur, aut fera, aut Deus est. *Bacon*, Sermon. fidel. Oper. (edit. Amstelaed. 1683) T. VI. p. 103.

In seine ersten Begriffe aufgelöset, scheint der Trieb für die Einsamkeit allemahl der Trieb für eine Art von Ruhe. Durch Ruhe verstehe ich die Entfernung einer Beschwerde, die uns zur Last wird; die in der Einsamkeit gesuchte Ruhe, ist eine Entfernung von allem, was unsere inwendige Zufriedenheit stören kann, oder uns von unserm angenehmsten Denken abhält. Wie wohl muß es einem Manne von Geschäften seyn, wenn der dürre Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er jetzt in der Einsamkeit seines Zimmers Arbeiten vor sich siehet, bey denen er denken und empfinden kann. Ruhe und Vergnügen läßt sich zwar auch bey jeder einsamen Arbeit empfinden, wenn der Kopf so dürre ist, als die Arbeit.

Nicht leicht können wir aufhören zu denken, aber, wir wechseln gern unsere Gedanken ab. Diese Abwechselung ist ein wahres Bedürfniß des Menschen. Sie wird bey allen Arten von Geschäften, sie wird noch mehr bey unsern Vergnügungen erfordert. Das Angenehme höret immer durch den allzulangen Genuß auf angenehm zu seyn; bey jedem Gegenstande unserer Leidenschaften wird zuletzt der Kopf stumpf. Liegt der Gegenstand unserer Leidenschaften in der Einsamkeit, so suchen wir, bey der Zerstreuung der Welt die Ruhe in einer neuen Reihe von Gedanken; haben wir alle unsere Verrichtungen in der Welt, so finden wir diese Ruhe in der Einsamkeit. Pascal nennt den Trieb nach Ruhe ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen; er glaubt unser wahres Glück bestehe in der Ruhe.

Der Trieb nach Ruhe ist um so viel stärker, weil er mitten im Weltgetümmel erwächst, nnd weil auch bey der größten Wirksamkeit der Seele, Ruhe doch immer zuletzt das wünschenswertheste Glück scheint. Pyrrhus wußte ein besseres Ende seiner Kriege nicht auszudenken; und Friederich der Einzige, schien die

Ruhe

Ruhe in dem Laufe seiner größten Thaten für den glücklichsten Zustand eines Monarchen zu halten, da er aller seiner Lorbeeren ungeachtet, sich der rührenden Worte bediente: wann werden meine Plagen enden?

Ein Miethling, der unter seinem Schweiße erlieget, und ein Minister, der die Menschen nur glücklich machen möchte, fühlen gleiche Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, die gleiche Begierde nach Ruhe, um von da, wie Schiffer von dem sichern Strande, über Wellen und Stürme hinwegzusehen. Die Sehnsucht nach Ruhe ist weiter nichts, als die Begierde verdrießliche Ideen mit angenehmen zu verwechseln.

Könige werden des Thrones, Große ihrer Ehren, Reiche ihres Ueberflusses, und der Adel sogar seines Adels müde; sie entziehen sich allmählig dem eitlen Gelärme und dem Puppenspiele der Welt, und legen ihr Haupt in die Einsamkeit nieder.

Der Beyfall von Rom, und der tägliche Genuß eines theuer errungenen Lobes hatte für den Ehrsüchtigen Cicero die Reize nicht, die er in seinem schattigten Tusculum fand; und Horaz vertauschte mit der innigsten Freude das Landleben von Blandusium und das quellenreiche Tibur, gegen die Ergötzungen des ersten Hofes der Erde.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien, vergrub Kaiser Karl der Fünfte seine Größe, seinen Ehrgeiz, und jene gränzenlose Projecte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzet, nacheinander alle Völker mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllet, und mit der Furcht seines Joches (*).

Die

(*) *Robertson* Histoire du Regne de Charles-Quint. T. VI. p. 200.

Die berühmte Zenobia, jene ihres Lehrmeisters Longinus so würdige Fürstinn, die eben so gut zu schreiben verstand, als im Felde zu überwinden, trug ihr Unglück mit Würde, und wußte sich über den Verlust eines Thrones durch die stillen Freuden der Einsamkeit zu trösten, und über die verlornen Vergnügungen ihrer Hoheit, durch die Vergnügungen des Geistes (*).

Ein Mensch, der im Unglücke lebet, ein Philosoph, ein Christ, ein Schwärmer, ein Menschenfeind, suchen jedoch nicht aus gleichen Beweggründen die Einsamkeit. Der Trieb für dieselbe entsteht auch aus andern mannigfaltigen, und mit ganz verschiedenem Zwecke; aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht aus Heucheley, aus gut und übel verstandenen Religionsbegriffen; und sehr oft aus dem Unterleibe. — — Also mehrentheils aus Leidenschaft.

Unglückliche und Bedrängte gehen in die stille Einsamkeit, weil uns die Welt nur so lange reizend vorkommt, als es darin nach unserm Willen geht; und weil schwarze Dunkelheit Himmel und Erde für uns zu umhüllen scheinen, sobald uns unsere Lage in der Welt mißfällt. Das unendliche Ungemach, welches die ersten Christen von ihren Verfolgern auszustehen hatten, war nicht die geringste Ursache ihrer Abgeschiedenheit. Tief melancholischer Menschen herrschende Begierde ist allein zu seyn.

Wer unabhängig von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen, die unerbittliche Vernunft zur einzigen Richtschnur seiner Denkungsart wählet, und ihren Aussprüchen lieber folget, als den Aussprüchen der gedankenlosen Menge, verlieret alle Achtung bey dieser Menge. Die abstechende Verschiedenheit

(*) *Thomas* Essay sur le caractere, les moeurs, et l'esprit des Femmes dans les differents siecles. p. 43.

heit seiner Denkungsart, und die Kraft der Seele, mit welcher er dieselbe in Handlungen durchsetzt, scheint dem großen Haufen der Menschen auf schlechte und verwerfliche Grundsätze gebauet, weil diese Grundsätze nicht die ihrigen sind. Ein denkender Mensch will freylich auf ihren Wegen nicht gehen; und diesen Eigensinn begreift man nicht, weil man nicht einsieht, daß ein Mann von Verstande nicht handeln kann, wie ein Thor. Jeder schlechte Kopf haßt darum jeden Mann von Verstand, weil bey diesem die Wahrheit über alles gilt, die jener fürchtet; weil dieser der Tyranney der Vorurtheile trotzet, die des Dummkopfs einzige Weisheit sind. Kein Dummkopf kann den Mann von Verstande gelinder beurtheilen, als die Abderiten den Democritus. —

Nichts giebt jedem Menschen eine so unwiderstehliche Abneigung gegen andere Menschen, als die gänzliche Unähnlichkeit der Begriffe und Gesinnungen. Wie könnten Leute die ihre vernunftwürgende Vorurtheile und Irrthümer für die einzige Weisheit halten; die in keiner fehlerhaften Neigung und in keinem Laster wollen widersprochen seyn; die von dem Geschmacke an Wissenschaften und Künsten eben so viel Begriff haben, als von Gott und Ewigkeit; wie könnten solche Leute einen Menschen vertragen, der ihnen so gerade zu entgegen denket und empfindet. Darum treten sie ihm allenthalben auf den Kopf. Seine besten Handlungen werden darum verläumdet; alles Gute wird ihm abgeläugnet; seine Reden hält man für Unsinn, und seine furchtfreye Denkungsart für pöbelhaft. Aber der Verdruß, dem bey solchen Schicksalen kein Freund der Wahrheit und der Tugend entgehen kann, störet die Heiterkeit seiner Seele nur so lange, als er die Ketten nicht zerrissen hat, die ihn an solche Leute fesseln.

Plu-

Plutarch sagt, die Hofschranzen des jüngern Dionysius haben den Dion gehasset, beneidet, und verfolget, weil er nicht lebte wie sie; weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaft kam, und weil er an ihren Reden und Belustigungen keinen Geschmack fand. Sie haben darum seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters gegeben. Sie machten ihn darum bey dem Dionysius schwarz. Sie hießen darum sein ernsthaftes Wesen Stolz, und sanfte Freymüthigkeit seiner Reden Unmuth und Hartnäckigkeit. Sie sagten darum, wenn er einen guten Rath geben wollte, er mache Satyren; und wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verlache sie (*).

So unaufhaltsam wüthen alle eingeschränkte Köpfe gegen Vernunft, Wissenschaft und Tugend, daß man alles, was wahr, gut und schön ist, verläugnen; nach jedes Narren Pfeife tanzen; keine Niederträchtigkeit scheuen; oder alle eingeschränkte Köpfe fliehen muß. Denken ist, nach dem Aristippus, nichts anders als sich den unversöhnlichsten Haß, unwissender, blödsinniger, abergläubiger, und verdorbener Menschen auf den Hals ziehen. Auch sagen die Ephesier sehr gut, wenn einer unter uns geschickt ist, so ziehe er aus, und sey er anderswo. — —

Tausendmahl hat man wahrgenommen, daß ein Prophet in seinem Vaterlande immer entweder verkennet oder verfolgt sey. Mir deucht, ich möchte in keinem Lande ein Prophet seyn. — Jeder männliche oder weibliche erträglich gute Kopf war in aller Welt für alle einsichtslose männliche und weibliche Köpfe ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, sobald er anders dachte, als sie. Pope glaubt darum, daß kein Gelehrter niemahls anders zu einem Grade der Vollkommenheit gelanget sey, als durch die äußerste Hartnäckig-



(*) *Plutarch* in vita Dion. T. VIII. p. 12.

näckigkeit, und den eingewurzeltsten Entschluß, gegen den Strom zu schwimmen.

Nach diesen aus der Geschichte aller Zeiten und aller Völker hergenommenen Beobachtungen, wird begreiflich, daß sich jeder gefühlvolle Freund der Wahrheit und der Tugend die Welt muß mißfallen lassen, weil er ihr so sehr mißfällt. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pisistrates nicht länger zu widerstehen vermochte; er warf seine Waffen mit der Erklärung auf die Straße: lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidiget; und nun machte er Verse gegen die Athenienser (*).

Perikles der doch unmittelbar mit dem Volke in Athen zu thun hatte, näherte sich demselben nur selten. Er bemühete sich nicht in den öffentlichen Versammlungen über jede Kleinigkeit zu reden. Er besuchte selbst diese Versammlungen nicht mehr, als er mußte; und versparte seine Talente auf Zeit und Gelegenheit (**).

Die zweyte Ursache, die also einen Freund der Wahrheit und der Tugend beweget die Einsamkeit zu suchen, ist die Begierde seinen Geist immer mehr mit allem auszuzieren, was schön und groß ist, und in Handlungen ausgedrücket, allein edel. Diese Begierde ist die Sehnsucht nach seiner Vervollkommnung, und die Einsamkeit ist dazu der Weg. Da entzieht man den Geist dem Zwange der Sinne, da fasset man Flügel, da erwirbet man die Energie der Gedanken und Gesinnungen, mit der man sich nachher im Umgange der Welt ihrer Unvernunft und ihren Lastern entgegensetzet, wie ein fester Damm dem ungestümen Meere.

In

(*) *Plutarch.* in vita Solon. T. I. p. 482.

(**) *Plutarch.* in vita Pericl. T. II. p. 207.

In der Einsamkeit werden die Seelenkräfte am meisten erweitert, belebet, geschärfet und erhöhet. Daher kommt es, daß Philosophen, Dichter, Redner und Helden, welche ihre Kenntnisse ausdehnen, und ihren Geist seinen angebornen Trieben gemäß erheben wollten, die Einsamkeit suchten und liebten. Sie verließen die Gesellschaft der Menschen, aus Liebe für die Stille ihrer Gärten, und die Schatten der Wälder. Homer hat uns nicht nur die einsamen Oerter von Griechenland, sondern auch die von Italien, mit einer Stärke und einer Wahrheit abgemahlt, daß wir, wie Cicero sagt, durch seine Beschreibung sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes zog in eine Kammer unter der Erde, damit er dem Geräusche von Athen entfliehe, er blieb in derselben ganze Monathe, und ließ sich die Hälfte seines Hauptes scheren, damit in ihm der Gedanke nicht aufsteige, diese Kammer, wo er seine Reden verfertigte, zu verlassen. Virgil und Horaz wurden, wie jeder gute Schriftsteller, in der Einsamkeit unsterblich. Scipio Aemilianus theilte sich zwischen den Waffen und den Büchern, seinen Geschäften im Felde und den sanften Arbeiten des Cabinettes. Sein Geist lebte wechselsweise durch den Krieg und die Wissenschaften (*); und so lebten noch vor nicht langer Zeit, in jenen stillen Einsamkeiten, in die man ohne die größte Erhöhung der Seele nicht einzugehen vermochte, drey diesem Scipio und den berühmtesten Alten an Lorberen und Geiste ähnliche Helden, einer in Sanssouci, einer in Fechtel, und einer in Antoinettenruh, und bald, gewiß bald, wird wieder Einer, entweder in — oder nicht weit von Sanssouci, — ein allgemein geliebter Monarch, eben so leben! Im alten Brittannien, Germanien und Gallien, räumten die Druiden die Städte, wenn sie



(*) *Velejus Paterculus*, L. I. cp. 13.

von ihren Amtsgeschäften frey waren, und schlugen ihre Zellen in den Wäldern auf; sie waren mit einmahl die Priester, die Magistratspersonen die Aerzte, die Philosophen dieser Völker.

Jeder feurige, emporstrebende, und gefühlvoll nach Wissenschaft dürstende Geist hat in allen Zeiten die Einsamkeit gesuchet und gepriesen; denn nur ein solcher Geist ist fähig, seine Seele den Reizungen der Sinne zu entziehen, und mit seinen Gedanken über die dumme Alltäglichkeit hinwegzuschreiten. Der Kirchenlehrer Hieronymus war in der Entfernung von der Welt, ein Mann von ausserordentlicher Beredsamkeit, mächtig mit der Feder, und von so erhabenem Geiste, daß er seinen Glanz weit umher aus dem Dunkeln warf; er hat in der Einsamkeit gelebt, und sie empfohlen. Der vortreffliche Johnson (*) sagt, daß sich kaum ein Schriftsteller finde, der die Vortheile eines einsamen Aufenthalts nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften Wehen der Gebüsche, und der angenehmen Musik kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; daß kein Geist jemahls gewesen sey, der durch den weiten Umfang seiner Fähigkeiten, oder die Größe seiner Thaten erhaben war, von dem wir nicht einige Denkmahle einsamer Weisheit und stiller Würde besitzen.

Die entzückende Begierde den Beyfall und die Freundschaft des aufgeklärten und besten Theils der Menschen zu verdienen, reißt jeden wohlgebornen Menschen in die Einsamkeit. Unter der Marter des erbärmlichsten Aufenthaltes, wächst diese glühende Sehnsucht, und besuchet ihn bey dem Getümmel des Tages, wie bey der stillen Mitternacht; sie begleitet ihn auf allen seinen Wegen, und entflammet zu jeder schweren Unternehmung seine Brust. Ein Jüngling lebt

(*) Rambler. T. VI. p. 23.

lebt mit den Fähigkeiten eines Cäsars in einer bemoosten Hütte; die Welt, die er als ein Feldherr erschüttert, und als ein Monarch zum Paradiese gemacht hätte, ist ein ganz verschiedenes Theater für ihn, er bezwingt keine Königreiche, aber er unterwirft sich das Reich der Wahrheit. In dem einsamen und kleinen Biberach ward Wieland die Ehre des deutschen Geschmackes, der Stolz seiner Nation, und einer der größten Schriftsteller von Europa.

Hyperbolische Begriffe einer geistlichen Vollkommenheit trieben Schwärmer zu einem einsamen Leben. Der Umgang mit der Welt deucht diesen eben so gefährlich, als dem Thoren, der die Menschen floh, aus Furcht sie möchten ihm seine gläserne Nase zerbrechen. Die Entfernung von der Arbeit scheint dem Schwärmer, Philosophie; die Entfernung von den Menschen, Frömmigkeit; die gänzliche Einschläferung seiner Sinne, Verbindung mit dem obersten Wesen. Und dennoch sind viele Schwärmer so sinnlich, daß sie mit der Gottheit buhlen. — —

Leute von Stande werden zuweilen durch die Mode in die Einsamkeit getrieben. Diese Mode will in einigen Ländern, daß am Anfange des Sommers alles was vornehm ist, oder sich vornehm glaubt, auf das Land gehe, und daß die Vornehmen alsdann ausrufen, wie ich sie oft in meinem Vaterlande ausrufen hörte, nun sey kein Mensch mehr in den Städten; denn bekanntlich sind die Vornehmen allein Menschen, — Ein ganz nach meinem Herzen schreibender Philosoph hat angemerket (*), daß Personen von Stande größtentheils bey diesem allgemeinen Abmarsche, weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wissenschaften vorwenden können, weil ihre einzige Absicht sey, eine Scene von Müßiggang mit der an-



(*) Rambler. T. VI. p. 26.

dern zu verwechseln, und in der Stille zu schlafen, nachdem sie öffentlich ihre Nächte durchgeraset haben; daß ihr größter Vortheil von der Einsamkeit die Verwandlung des Belachenswerthen im Verborgenen sey, und eine Verminderung der Zeugen ihres thörigten Lebens; diejenigen, welche ihre Tage dem Müßiggange weihen, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen; die Dryäden werden sie nicht mit Weisheit begeistern; sie werden darum nicht lernen, besser zu denken, zu urtheilen und zu handeln, weil sie fern von dem Gewühle der Städte sind. Die meisten vornehmen Engländer, die den Sommer auf dem Lande verwüsten, setzet dieser große Verfasser hinzu (*), können nach ihrer Rückkehr sich keines andern Vortheiles rühmen, als daß sie die Zeit, wie andere Creaturen von ihrem Range hingebracht; und so gut, als sie, von der Glückseligkeit und Schönheit des Landes reden dürfen, von einer Glückseligkeit, die sie niemahls gefühlet, und von einer Schönheit die sie niemahls geschätzet.

Man verläßt die Welt auch aus Ehrsucht. Jeder Mensch will hochgeschätzt und geehret seyn; und zu diesem Zwecke kommt in einem Kloster oft der geringste Mensch. Die angebliche Niedrigkeit der Mönche macht sie in den Augen der meisten Menschen eben so verächtlich, als sie es in ihren eigenen sind. Wer reich, oder gelehrt, oder witzig ist, will daß es auch andere Menschen wissen; wer einen besondern Trieb hat, arm, demüthig und fromm zu seyn, will daß es andere wissen. Die ausnehmende Ehre, die man in allen Weltgegenden dem erhabenen Stande von Menschen zeiget, die freywillig arm werden, und versichern, daß sie allen Lüsten der Sinne und des Fleisches absagen, erwecket die Begierde, in diesen Stand zu treten.

(*) Rambler. T. VI. p. 29.

ten. Aus wahrer Hochachtung für den Mönchstand, ist ein Spanier und Portugiese gegen einen Mönch nicht eifersüchtig; in dem Mongolischen Reiche hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bey seiner Tochter schläft (*).

Zuweilen verläßt man die Welt aus Heucheley. Der mit dem Mönchsstande so oft verbundene Begriff von Heiligkeit, hat vielleicht auch manchen Böswicht bewogen, seine inwendige Häßlichkeit da zu verschönern, wo unter einem härnen Kleide, unter tief geschöpften Seufzern, und an die Erde geworfenen Blicken, das Lasten verschwindet. Son Tche fand solche Einsame bey den Chinesern, und nennet sie eben so arglistige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchlerische Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit suchen (**).

Man verläßt die Welt aus Begierde alte Sünden abzukaufen. Die katholische Kirche hält das Mönchsleben für einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele. Darum waren die Klöster anfangs eine Art von Gefängniß oder Verweisung, womit man in Frankreich unter der Regierung der zwey ersten Königlichen Häuser, und in den Morgenländern seit dem sechsten Jahrhunderte, die größten Herren strafte (***). Schon in dem siebenten Jahrhunderte sandten die Aeltern ihre Kinder um die Wette in diese zweyte Taufe. Die ganze Christenheit war überzeugt, man dürfe nur den Mönchen seine Güter zu verzehren geben, damit man ein langes schandvolles Leben bey Gott aussöhne (****), die Hoffnung



(*) *Helvetius* de l'Esprit. T. I. p. 189.

(**) Discours de Son *Tché* in des *Du Halde* Description de l'Empire, de la Chine ect. T. II. p. 787.

(***) *Fleury* Moeurs des Chretiens. p. 187.

(****) *Mosheim* Instit. Histor. Christianae antiquioris. p. 485.

der Seligkeit war noch gewisser für diejenigen, die mit den Gütern ihrer Erben, auch ihre Person den Klöstern weihten. So erlangten sie durch ihr Geld, und durch ihre Erniedrigung, die Fürbitte der Mönche, dieser Staatsminister des Himmels.

Man verläßt zuweilen die Welt aus Begierde, neue Sünde ungestraft zu begehen. Die Andacht der Japaneser würde nach der Menge ihrer Geistlichen, ihrer Einsamen und ihrer Klöster unläugbar seyn, wenn diese Einsamen, und diese Klöster nicht etwas zu viel Freyheit hätten. Auf dem Wege von Meaco nach Jedo, siehet man einen Berg, der mit nicht weniger als dreytausend Tempeln bebauet ist. In Meaco selbst finden sich, den zahlreichen Hof des geistlichen Oberhauptes von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzig tausend hundert und neun und sechszig Pfaffen. Vor zwölfhundert Jahren hatte ein gewisser Gienuo Giossa den Orden der Jammabos oder Bergsoldaten in Japan gestiftet, die ihrer Regel nach ursprünglich gehalten sind, für ihre Götter und die Religion des Landes zu fechten. Sie sind aber eine Art von Eremiten, welche die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein strenges verlassen, und die Kasteyungen des Leibes den Wollüsten vorziehen sollen. Diese Jammabas leben auf den heiligen Bergen, steigen aber doch zuweilen herunter, baden sich des Winters in kaltem Wasser, und nothzüchtigen alsdann auf den Straßen, alles was weiblich ist. — Die Anzahl der Klöster soll nur darum in Japan so ganz übermäßig seyn, weil die Mönche das Recht haben, sich unter dem Deckmantel der Entfernung von der Welt, und in dem Dienste des Himmels, alle Arten von schändlichen Vergnügungen zu machen (*).

Die

(*) *Kempfer* hiſtoire du Japon. Tom. II. p. 46. 54.

Tom.

Die Neigung für die Einsamkeit kann bisweilen, wie unsere Tugenden, unsere Laster, unsere Fähigkeiten, unsere Religionsbegriffe, eine bloße Temperamentsursache seyn; oder auch eine Krankheit. Unser Körper ist gar zu oft die nächste Ursache unserer Denkungsart. Größtentheils floß der schwarze Seelenschwung der Aegyptischen, Syrischen und Mesopotanischen Einsamen aus dem Unterleibe.

Die körperlichen Ursachen der Neigung für die Einsamkeit, kommen entweder von dem physischen Einflusse der äußerlichen Dinge auf den Körper, oder von seiner inwendigen Beschaffenheit. Wir denken durch unser Klima, wie durch unsere Krankheiten; anders in dem ehrlichen und etwas schwerfälligen Niedersachsen, anders in dem heitern und aufgeweckten Longuedok, und wieder anders in dem brennenden Aegypten. In den Nerven liegen die Krankheiten, die den nächsten Einfluß auf die Seele haben, und folglich auf unsere ganze Denkungsart; der Barometer dieser Denkungsart ist im Unterleibe. Wir denken und handeln immer verhältnißmäßig mit unserer Dauung! (Man sehe im Art. Leiden, Th. LXXIV, der Encyklopädie.)

Mit der Schwachheit der Nerven verbindet sich allemahl eine größere Empfindlichkeit der Seele. Die Einbildungskraft solcher Kranken wird geschwinder erreget, und ihre Leidenschaften sind stärker. Diese größere Empfindlichkeit giebt bey jedem einzelnen Schmerz allen schmerzlichen Gefühlen Raum. Daher entstehen Unmuth, Furcht, Verzweiflung, und gänzlicher Verlust aller Energie des Geistes; so lange man nicht durch den elektrischen Schlag einer herzerhöhenden Leidenschaft getroffen ist. Tief hypochondri-

sche

Tom. III. p. 24. 28. *Charlevoix* Histoire du Japon. Tom. I. p. 120.

sche Menschen wünschen oft das ganze menschliche Geschlecht zu fliehen.

Bis zum Erstaunen geht in den Morgenländern der Trieb für die Einsamkeit, und dieses ist ein so seltsames moralisches Ereigniß, daß ich ihre Wirklichkeit aus den Denkmählern aller Zeiten erweisen muß, ehe ich ihre Ursachen durch die Philosophie erforsche.

Die in der heiligen Schrift aufbewahrten Beyspiele des Elija, des Elisa, der Kinder der Propheten die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbaut, dem Gedränge der Städte entwichen, und von Kräutern lebten; der Kinder Rechab, die unter Zelten wohnten; des Jonadab, eines Sohnes des Rechab, und seine Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten, beweisen nicht viel, weil sie nur einzelne oder wenige Personen betreffen. Es thaten sich unter den Juden ordentliche Secten von Einsamen hervor; die Essener, und die Therapeuten.

Die ersten Ursprünge der Essener verlieren sich in der Dunkelheit des Alterthums; ihre älteste Geschichte ist eine Reihe von Muthmaßungen, die ich sehr entfernt bin, für Beobachtungen anzugeben. Man glaubt es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels, hier und da einige Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet, und daselbst wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienstes, ihr Leben, nach der viel ältern und ihnen nothwendig bekannten Weise der Aegypter, in der Betrachtung hingebracht. Es ist wahrscheinlich daß diese Juden, denen in Aegypten eingeführten Lehrsätzen des Pythagoras zufolge, sich selbst beredeten, man könne ohne Tempel und Altäre in der Stille seines Geistes dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer bringen. Es ist wahrscheinlich, daß diese unter wenigen eingeführte Gewohnheit nachher zur Lehre geworden, und daß diese einmahl beliebte

Le-

Lebensart auch in den bessern Zeiten der Juden andern gefallen haben, und allmählich in die Secte erwachsen sey, die ihre Pythagoräischen Lehrsätze mit dem Mosaischen Gesetze zusammen zwang (*). Gewiß ist, daß die Essener eine Jüdische der Einsamkeit und der Betrachtung sich widmende Secte gewesen sind, die vieles von den Heiden, und am meisten von den Pythagoräern genommen, und die sich durch Aegypten, Syrien, und Palästina ausgebreitet hat (**).

Die Lehren und Meinungen der Essener waren nicht durchaus einstimmig, ob sie gleich alle darin übereinkamen, daß der wahre Gottesdienst in der Stille und in der Betrachtung bestehe, daß man Gott durch eine strenge Tugend gefällig werde, und daß man zu dieser sich durch eine genaue Diät und andere Prüfungen vorbereiten müsse (***). Die eine Gattung der Essener hießen Theoretici, diese lebten in der Abgeschiedenheit, und in einer beständigen Betrachtung; die von der andern Gattung hießen Practici, diese lebten unter sich in Gesellschaft. Einige unter den letztern verwarfen sogar die Heyrath nicht, aber sie setzen ihre Weiber drey Jahre zuvor auf die Probe, und enthielten sich ihrer heimlichen Umarmung, sobald diese zur Fortpflanzung überflüssig war (****); die meisten blieben jedoch unverehlicht, weil sie die Untreue der Weiber befürchteten, und bey dem Mißfallen über dieselbe, den Hauskrieg! — Die strengsten unter den Essenern waren die wenigen, die in den Aegyptischen Wüsten schmachteten, um Gott allein mit dem Geiste

(*) *Brucker* Histor. philosoph. p. 322.

(**) *Josephus* de Bello Judaico. Lib. II. *Philo* de vita contemplativa. *Brucker* p. 323.

(***) *Mosheim* Institut. Histor. Christ. antiqu. p. 40.

(****) *Josephus* l. c. *Brucker*, p. 323.

zu dienen; hingegen trugen die, welche in Judäa und Palästina wohnten, und deren Anzahl auf viertausend stieg, ganz das Joch der Jüdischen Ceremonien.

Die Therapeuten sind eben wie die Essener in Aegypten entstanden. Sie haben wie diese nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolomäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient, und nachher sich ebenfalls, aber weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in die verschiedenen Provinzen von Aegypten, und besonders um Alexandrien verbreitet (*). Ihre Lehren und Thaten hatten einen höhern und überhaupt weit schwärmerischen Schwung; und daher entfernten sie sich auch mehr von den Mosaischen Gesetzen, und der gesunden Vernunft (**). Sie verließen ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Güter, voll der größten Entschlüsse, die sie ausführten, voll der Begeisterung, die alle Bande der Natur zerreißet (***). Sie lebten abgesondert in Zellen, und doch beysammen, mehrentheils auf dem berühmten Berge Nitria, unweit der Stadt Alexandrien in Aegypten, wo nach der Zeit auch die Christen ihren Zug hinnahmen. Da ergaben sie sich neben ihren äußerst strengen Uebungen, in der Gottseligkeit, nach den Lehrsätzen des Pythagoras, der Metaphysik, der Astronomie und der Dichtkunst (****).

Die christliche Religion kam durch den Evangelisten Marcus nach Aegypten. Er warf den Saamen seines Evangeliums in Alexandria aus (†), und dieser brachte Aegyptische Früchte. Jesus hatte durch seine göttliche Lehre

(*) *Philo* de vita contemplativa. p. m. 14.

(**) *Mosheim.* l. c. p. 41.

(***) *Brucker.* l. c. p. 324.

(****) *Brucker.* l. c. p. 325.

(†) *Eusebius. Hieronymus.* Observations sur *Philon.* (Paris 1708) p. 73.

Lehre den Menschen das Bild der höchsten moralischen Vollkommenheit aufgestellet; die meisten Aegyptischen Christen bestrebten sich dieses höchste Ideal zu übertreffen; man nannte sie Asceten, das ist, solche die sich üben. Sie übten sich auch wirklich in allem, was der menschlichen Natur am schwersten fällt. Sie züchtigten ihren Leib, und zwangen ihn zu der Knechtschaft des Geistes. Sie verrichteten alle Werke der Buße, ohne daß es ihnen die Kirche befahl, oder sie in Ermangelung derselben von den Sacramenten ausschloß. Die Jungfrauen schämten sich ihrer Weiblichkeit, die Jünglinge ließen sich platt an der Wurzel entmannen. Mädchen, Frauen, Damen, Jünglinge und Männer thaten nichts, als fasten, wachen, heulen und beten.

Die Asceten verschlossen sich nur in ihre Häuser. Aber die bald entstandenen Verfolgungen, zwangen viele Christen in die Wüsten zu fliehen; viele entschlossen sich da zu bleiben. So entstand auch allmählich unter den Christen die einsiedlerische und durch die Pythagoräer vorlängst in Uebung gebrachte Cenobitische Lebensart; die dreyhundert und fünf Jahre nach Christi Geburt der heilige Antonius zuerst gewissen Regeln unterwarf.

Antonius war ein Aegypter. Er war in seiner Kindheit zum Lernen angehalten, aber er lernte nichts, floh seine Lehrer und seine Mitschüler, huckte auf sich selbst, und speculirte. Dieser schwarzgallichte Jüngling verlor zwischen seinem achtzehnten und zwanzigsten Jahre seine sehr reichen Aeltern, schenkte alle seine Güter weg, und verließ sein Haus, wohnte bis in sein fünf und dreyßigstes Jahr mitten unter Gräbern, hernach noch zwanzig Jahr auf einem Berge, um sich zu üben. Seine Jünger versammelten sich auf seinem Berge, um ihn her; er machte, daß sie gemeinschaftlich darauf mit einander lebten. Von dieser Zeit an,

standen christliche Klöster auf Bergen, und Zellen in Wüsten (*).

Die Bewohner der Klöster hießen nicht mehr Asceten, ob sie gleich ascetisch lebten, sondern Einsame, oder Mönche; die übrigen Einsiedler, oder Bewohner der Wüste. Man nannte Cenobiten solche die besammen wohnten, Anachoreten, solche die gänzlich in die Einsamkeit gingen, nachdem sie eine geraume Zeit in den Klöstern versucht hatten, ihre Leidenschaften zu bezwingen. Doch waren auch die Cenobiten sehr einsam, weil sie niemand sahen, als ihre Mitgesellen, und in der Entfernung vieler Tagereisen, von allen bewohnten Oertern, mitten in dem dürren und brennenden Sande wohnten. Unter einander sahen sie sich nur des Abends und des Nachts bey dem Gebete, den ganzen Tag arbeiteten sie allein, oder zwey und zwey in Zellen. Keiner öffnete den Mund (**).

Hilarion, ein Lehrjünger des Antonius, trug bald hernach die gleiche Lebensart in Syrien und Palästina, mit erstaunender Wirkung. Man folgte ihm von allen Seiten. Es entstanden unzählige Klöster. Die Mönche besuchten in die Wette ihren Anführer, um sich immer mehr in ihren großen Entschlüssen zu stärken, und sie gingen in der gleichen Absicht mit ihm von Kloster zu Kloster (***). Um diese Zeit brachten Eugenius, Gaddana, und Azyzus den gleichen Geist nach Mesopotamien, und den benachbarten Ländern.

Unzählige Enthusiasten wurden durch diese Enthusiasten begeistert. Aegypten, Syrien, Palästina, Mesopota-

(*) *Athanasius*, Archiepiscopus Alexandriae, in vita Antonii. Oper. (edit. Paris. 1672) p. 452. 453. 461.

(**) *Fleury* moeurs des Chretiens, p. 179. 180.

(***) *Hieronymus* in vita Hilarion. Eremit. Oper. (edit. Basil. 1516.) T. I. fol. 111. 112. 113.

potamien, Pontus, Cappadocien und Armenien (*) waren in kurzer Zeit mit unzähligen Menschen angefüllt, die allen Geschäften und Bequemlichkeiten des Lebens, allem Umgange sich entzogen, Hunger und Mangel und mannigfaltige Plagen litten, damit sie in eine genauere Gemeinschaft mit der Gottheit gelangten. Doch war die Anzahl dieser Menschen immer in Aegypten am größten, wo fast so viele Mönche in den Wüsten wohnten, als Menschen in den Städten; funfzehn tausend fanden sich, unter dem Kaiser Valentinianus, auf dem einzigen Berge Nitra (**). Auch die Städte waren davon nicht frey; die einzige Thebanische Stadt Oxyrinthus beherbergte zweytausend Mönche, und zwanzigtausend heilige Jungfrauen; alle öffentliche Gebäude, alle vormahls der Abgötterey gewittmeten Tempeln dienten ihnen zur Wohnung. Die Anzahl der Klöster war größer, als die Anzahl der Häuser; auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel war fast ein Mönch (***).

Die Brachmanen, oder Gymnosophisten, von Indien, scheinen unter die allerältesten Einsamen zu gehören. Von Vätern gleicher Art erzeuget, wurden sie schon in der ersten Jugend zu einem speculativen Leben erzogen; bey mehreren Jahren übergab man sie in der gleichen Absicht eigenen Lehrern, die sie zur Einsamkeit, zum Studieren und zum Stillschweigen anhielten; in ihrem sechs und zwanzigsten Jahre war ihr Noviciat vorbey (****). Von dieser Zeit an dach-

ten

(*) *Hieronymi* Epist. ad Paulinum de Iustit. Monachi. Op. T. I. fol. 46.

(**) *Heraclidis* Eremitae, Bythiniae Episcopi, Paradisus, seu de sanctis Egypti et variorum locorum patribus. (Paris. 1503.) fol. 4.

(***) *Ruffinus* (ein Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert). de vita Patrum. Lib. 1.

(****) de l'Esprit. T. II. p. 155.

ten sie an kein Amt, sie entzogen sich allen Geschäften, und lebten auf einem Berge, oder an den stillen Ufern eines Flusses in Betrachtung philosophischer Wahrheiten in der Enthaltsamkeit von Fleischspeisen und in der äußersten Reinlichkeit (*).

Die neuern Einsamen von Indien haben ihren Ursprung von dem Vichnou der Siameser, dem Badhum der Cingalesen Xaka, Sacka oder Siacka der Chineser, und Japaneser, den man insgemein Fo, Foe, oder Fotoque, das ist den Götzen nennt. Dieser falsche Gott, oder besser zu reden, dieser Gesetzgeber, soll in seinem neunzehnten Jahre seinen Pallast, seine Frau und seinen Sohn verlassen haben, um unter Aufsicht eines Einsiedlers ein sehr betrachtungsvolles abgeschiedenes und rauhes Leben zu führen; um den sichtbaren Dingen sich zu entziehen, damit er die unsichtbaren sehe. Er saß insgemein mit übereinandergeschlungenen Beinen, er legte seine Hände auf die Brust, und die Spitzen seiner Daumen zusammen. Diese ecstatische Stellung entziehet nach der Meinung der Indianer die Seele ganz der Sinnlichkeit, und in derselben fand Fo die tiefen Geheimnisse seiner Religion (**), die Kunst nichts zu empfinden um desto lebhafter zu phantasiren. — Nach einer so wichtigen Entdeckung hatte nunmehr Fo, gleich allen großen und kleinen Geistern, auch seine Bewunderer nöthig, darum trat er aus seiner Einsamkeit hervor und ließ sein Licht leuchten vor den Leuten. Als ein Charlatan erwarb er bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit seinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctors von Indoustan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China

(*) *Brucker.* l. c. p. 45.

(**) *Charlevoix.* T. I. p. 110. 111.

China und Japan, wurden seine Nachfolger. Die von ihm gestiftete Religion ist der herrschende Glaube von Ostindien, und das Buch, in welchem man ihre Maximen nach dem Tode des Fo gesammelt, und den Asiatischen Völkern übergeben hat, heißet Fokekio, oder wegen seiner vorzüglichen Vortrefflichkeit in den Augen dieser Idioten, auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel (*).

Die Ueberbleibsel der alten Gymnosophisten flossen vermuthlich mit den Jüngern des Fo zusammen, oder vielmehr haben alle den nähmlichen Ursprung. In spätern Zeiten theilten sie sich in mannigfaltige Secten, die nach ihrer äußern Gestalt verschieden, und in ihrem innern Wesen gleich sind. Sie kommen auch darin mit allen Secten der Erde überein, daß sie nach und nach ausarten, und am Ende immer weniger taugen, als am Anfange.

Ein solche Secte von öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen sind die Gioghis. Ihrer ersten Stiftung gemäß, sollen sie der Welt sich enthalten, ein einsiedlerisches oder doch wanderndes Leben führen, nackend gehen, und sich immerfort in die tiefsten Betrachtungen versenken. Martern sollen sie sich selbst, auf alle nur ersinnliche Weise; nicht in der Meinung, daß die Leiden der Creatur dem Schöpfer angenehm seyn, sondern um zu zeigen, wie sehr sie ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit dem Zwange der Sinne entrissen, und für Leiden dieser Zeit fühllos gemacht. Nun diese Entkörperung des Geistes der Welt in ihrem vollen Glanze fühlbar zu machen, bemühen sich die Gioghis nicht nur unempfindlich für den Schmerz zu scheinen, sondern, welches vielleicht noch schwerer ist, gefühllos für die Wollust. Daher stellet sich jeder an den Teichen, wo die heidnischen



(*) *Kempfer*: T. II. p. 61.

Damen von Indien ihre gottesdienstliche Abwaschungen verrichten, nackend auf einen Säulenfuß. Die nackten Damen grüßen und beten im Vorbeygehen die nackten Heiligen mit tiefer Andacht an; indeß verdrehen diese auf eine scheußliche Weise die Augen, und äußern nicht die allergeringste Spur von körperlicher Empfindsamkeit. — Nach der Meinung der indianischen Damen liegt in dieser Anbetung, dem ungeachtet etwas sehr befruchtendes (*). —

Unter einer unendlichen Menge, und sehr großen Verschiedenheit von indianischen Mönchen, Santons, oder Fakirs, das ist, Leute die der Welt abgesagt, sind viele, die in einer Art von Klöstern wohnen, wo sie ihre Vorsteher haben, und das Gelübde des Gehorsams, der Armuth, und der Keuschheit schwören. Die werden Janguis, oder mit Gott verbundene, genannt; und sitzen Tag und Nacht hindurch an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, auf einem Haufen Asche. Andere, denen die Haare in Zöpfen bis an die Waden hinunter hängen, stecken oft einen und zuweilen zwey Arme über ihren Köpfen in die Höhe; sie haben Nägel einen halben Finger lang, ebenfalls in Zöpfen geflochten; ihre Arme sind entfleischt und ausgedörrt. Ganze Banden solcher Fakirs sieht man sehr oft; alle sind nackend, einige mit Keulen bewaffnet, andere mit gedörrten Tiegerhäuten über die Schultern geziert. So wandern sie durch Städte und Dörfer, bis alles Volk sie sieht; alsdann machen einige die wunderbarsten Sprünge, und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrey; andere martern sich selbst, bis zu Convulsionen. Um das Ungemach des Tages zu vergessen, nimmt alsdann jeder des Nachts das erste Weib zu sich, das er findet; oder er gehet auch im Nothfalle, in ein zu solcher Absicht bequemes Haus. —

Die

(*) *Grose* Voyages aux Indes Orientales. p. 288.

Die Begierde sich nackend auf den Straßen zu zeigen, ist bey den Fakirs so groß, daß Bernier in Delphi einen solchen Kerl sah, dem Aurengzeb befohlen hatte, sich zu kleiden, und der sich lieber den Hals abschneiden ließ (*); vermuthlich, damit er gegen die Regeln seines Ordens nicht sündige.

Durch ganz Ostindien und Persien ist die Menge der Mönche und ihrer verschiedenen Arten und Gattungen ungemein beträchtlich. Coera ist mit Klöstern und Tempeln angefüllet, und in diesen Klöstern befinden sich oft fünf bis sechshundert Mönche, die unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt stehen; es giebt Städte, die bis viertausend Mönche unter sich haben. Sie sind in Banden abgetheilt. Der älteste Mönch ist der Vorsteher der übrigen; begehet einer etwas fehlerhaftes, so verordnet ihm der Abt durch die übrigen Mönche zwanzig bis dreyßig Schläge, an dem Theile, worauf man sitzt. Uebrigens sind diese Mönche wenig geachtet, weil man sie fast wie Sclaven hält; hingegen werden ihre Aebte Männer von Bedeutung, wenn sie gelehrt sind. Sie haben in diesem Falle den gleichen Rang mit den Großen des Landes, und man nennet sie Mönche des Königs (**).

Ein Art von Anachoreten giebt es in Pegu, man nennet sie Santons. Sie verlangen niemahls ein Almosen, wenn sie auch verhungern sollten; denn man kommt allen ihren Wünschen zuvor. Wer ihnen gebeichtet hat, wird nicht bestraft; seine Missethaten seyen auch noch so groß. Diese Santons wohnen



(*) *Bernier* description des Etats du grand Mogol, de l'Hindoustan, de Cachemire ect. T. II, p. 121. 122. 123. Esprit des Nation. p. 73.

(**) *Charlevoix*, T. I. p. 625.

in hohlen Bäumen und nach dem Tode erweiset man ihnen göttliche Ehre (*).

Der sublimste, und auf alle nur erdenkliche Religionen passende Mysticismus, ist die Grundlage der Lehre der Sophis von Persien, jener Abkömmlinge der alten Magen. Ihre Schriften äußern auf allen Seiten den Hang, nach der innigsten Vereinbarung mit Gott, und der vollkommensten Entkörperung der Seele. Sie versichern, daß sie in diesem Zustande der Abgezogenheit, eine Wollust, fast wie diejenigen fühlen, um die ein sanfter Wind säuselt, wenn sie vor Hitze fast ersticken (**).

Alle diese historischen Beweise der vorzüglichen Neigung für die Einsamkeit in heißen Ländern führen mich endlich zu der Erforschung der Ursachen dieser Neigung, die theils physisch sind, und theils moralisch, theils in der Luft liegen, theils im Temperamente, und theils in der Regierungsform.

Aegypten ist eins der heißesten Länder in der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling, und im Februar ist er schon zu Ende; die Wärme des Sommers währet bis in den August, und ist so groß, daß im May schon die Trauben reif sind; der ungemein gelinde Winter ist auf den November und December eingeschränket. Schon im März, und nachgehens im April und May, wehen in Aegypten insgemein so sehr unerträglich heiße Mittagswinde, daß sie aus einem brennenden Ofen zu kommen scheinen. Auch wird daher die Hitze so heftig, daß kein Mensch gegen dieselbe ausdauern könnte, wenn nicht bald darauf theils kühlere Winde, und theils die Ueberschwemmungen des Nilstroms, die Luft erfrischten. Ganz Aegypten ist, mit Ausnahme der Seeküsten, dürr und sandig. In dem mitt-

(*) de l'Esprit. T. I. p. 189.

(**) *Grose* Voyag. p. 321.

mittlern und obern Theile regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchstens so viel, als bey uns der Thau. Der Himmel ist daher ungemein helle. Reisende, die vier bis fünf Jahre in Aegypten, und sogar in Cairo zugebracht, sahen den Himmel bey Tage niemahls trübe, und bey Nacht niemahls anders verdunkelt, als wie er es bey der ganzen Majestät einer sternenklaren Nacht ist (*).

Nun weiß man, wie träge und unthätig der Mensch allenthalben, bey einer übermäßigen Hitze wird. Schon die Türken haben daher nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten können die Ruhe nicht mehr lieben, als sie (**). Die Aegypter kennen daher, wie die Syrier, und alle Morgenländer, die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tobackrauchen, Caffeetrinken und Müßiggehen ihr einziges Geschäft (***). Aus dieser Trägheit und Unwirksamkeit des Körpers entstehet also natürlicher Weise in der Seele der Trieb für Ruhe und Einsamkeit.

Das mehrentheils sehr heiße und trockene Klima von Asien, zeuget die gleiche Unwirksamkeit bey sehr vielen Völkern dieses Welttheils. Daher kommt ihre wenige Neugier, ihre Kleben an alte Sitten und Gewohnheiten, ihr Müßigang, ihre Unterwürfigkeit, ihr Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit. Daher studiert man in den Morgenländern, und besonders in dem friedsamen China, so sehr die Moral. Daher entstand die herrschende Religion der Heiden von In-



(*) *Prosper Alpinus* de Medicina Aegypt. (Venet. 1591.) p. 9. 10. *Ejusdem* histor. natural. Aegypti. Tom. II. p. 4. 10. 17.

(**) *De la Mottraye* Voyages ect. T. I. p. 265.

(***) *Russel*, und *Busson* Hist. nat. T. III. p. 429.

dien, die zur tiefen Einsamkeit hinreißende Lehre des Fo.

In der allgemeinen Religion des Fo wird dem Menschen nur gelehret, was er thun soll. Aber in der inwendigen, und nur den Gelehrten, den Freygeistern und den größten Herren kundgemachten Lehre dieses Träumers, wird ihm gesagt warum ers thun soll. Nun diesen geheimnißreichen, und auf eine gänzliche Atheisterey hinauslaufenden Grundsätzen zufolge, soll der Mensch bemühet seyn, dem leeren Urstoffe aller Wesen, dem Nichts, aus dem alles entstanden sey, und in das alles zurückfalle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller Wirksamkeit, alles Verstandes, und aller Empfindung beraubten Wesen, gleich zu kommen. Nichts zu wollen, nichts zu denken und nichts zu empfinden, soll unser unveränderliches Gesetz seyn. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unser eigenes Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, desto näher seyn wir der höchsten Vollkommenheit. Die Augen sollen nicht sehen, die Ohren nicht hören, die Sinne sollen über und über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füße sollen nicht gehen. Denn, alles sey an dem Menschen zur Stille und zur Unwirksamkeit gemacht, und die angeführte Diät sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen, und zum höchsten Glücke (*).

Das Temperament der Einwohner sehr heißer Länder ist ebenfalls eine Ursache ihrer vorzüglichen Neigung für die Einsamkeit. Ihre Trägheit schließet nicht, wie die schwerfällige Trägheit einiger nordischen Völ-

(*) *Tchin* sur l'origine du Monde bey dem du Halde, T. III. p. 59. *Charlevoix*, T. I. p. 114. *du Halde*, T. III. p. 24. 33.

Völker, die Empfindlichkeit aus. Sie haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft. Kein Wort ist in ihrer bilderreichen Sprache ohne Nachdruck, und selbst die eigenthümlichen Nahmen sind jedesmahl Gemählde der damit bezeichneten Sachen. Aber diese Einbildungskraft ist auch oft in Verwirrung, und versteigt sich bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Aberglaubens, und der zügellosen Schwärmerey.

Ob nun gleich diese Beobachtung der Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit der morgenländischen Völker zu widersprechen scheint, so ist sie mir doch, nach andern Beobachtungen, der menschlichen Natur sehr gemäß. Gar zu oft sieht man in der Hypochondrie, in der Melancholie, und überhaupt in den Nervenkrankheiten, die äußerste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit mit der äußersten Empfindlichkeit verbunden. Im hohen Grade hypochondrische, hysterische und melancholiche Menschen, sind freylich furchtsam und voll Bedenklichkeiten; und haben auch darum den unglücklichen Hang, jedem Manne von Genie die Flügel abzuschneiden. Gleichwohl reißet sie in warmen Ländern ihre eigne gewaltsam aufgebrachte Einbildungskraft in eine Wuth, in der sie keine Gefahr scheuen. Dieser Zustand ist der Wahnwitz, in welchen in diesen warmen Ländern die Nervenkrankheiten oft übergehen; und in dem also, bloß durch eine stärkere Ansträngung der Einbildungskraft, die äußerste Stärke aus der äußersten Schwachheit entstehet. Das Temperament der Morgenländer ist das eigentlich sogenannnte melancholiche Temperament.

Den Aegyptern war von jeher dieses Temperament so eigen, als irgend einem Volke in der Welt (*). Ihre Körper sind unter einem so ungemein heißen und



(*) *Maillet* Description de l'Egypte. T. II. p. 57.

trockenen Himmel durchaus hager und dürre, und wahre Bilder der Mechancholie, die bekanntlich die Neigung für die Einsamkeit zeuget, und vorzüglich in Aegypten gezeuget hat. Unter der schweren Luft und der verwirrenden Sonnenhitze von Aegypten nahmen die Essener und Therapeuten bey den flüchtenden Juden ihren Ursprung. Eben so entstanden auch dort unter den Christen in ihrem zweyten Jahrhunderte die Asceten, endlich die Cenobiten und Anachoreten. Diese betrachteten als neue Therapeuten, aus einem zu weit getriebenen Eifer für die geheimnißvolle Erleuchtung und übernatürliche Vollkommenheit der Pythagoräischen und Platonischen Philosophen, aber besonders aus der übel verstandenen Lehre Jesu und seiner Apostel, die irdischen Freuden, die Sinnlichkeiten, und ihren unglücklichen Körper mit Haß und Grauen. Um von der menschlichen Gesellschaft nicht angesteckt zu werden, sagten sie allem Umgange ab; sie verließen die Städte, und flohen mit ihrer melancholischen Weisheit in Einöden, Klüfte, Hölen, Felsen und Zellen. Eben so heckte das abergläubige und traurige Syrien zur Nachahmung die Encratiten aus. Diese hielten allen Genuß des Weins und des Fleisches, alle Bequemlichkeiten des Lebens, nebst der ordentlichen Gemeinschaft der Liebe und Pflege für sündlich, und machten ein unerheitertes Daseyn zur vorzüglichen Pflicht (*).

Die Beständigkeit des morgenländischen Characters zeiget sich auch in der Neigung der Aegypter zur Melancholie und zur Einsamkeit. Ein großer Arzt, der sich einige Jahre in Aegypten aufgehalten, und daselbst seine Kunst ausgeübt hatte, fand die Menge der melancholischen Menschen noch in neuerlichen Zeiten

(*) Hagedorn, in den Anmerkungen zu seinen Gedichten. T. IV. p. 95.

ten unzählbar. Er sagt, ihre Körper sehen schwarz, unfläthig, und gleich den Mumien trocken und dürre aus; ihr Hirn sey theils durch die übermäßige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt; und sie glauben daß sie ein heiliges und sündenfreyes Leben führen, weil sie die Reichthümer, Lüste und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und die süßen Umarmungen ihrer Weiber fliehen (*). Die allerältesten Einsamen unter den Aegyptern, von welchen Herodotus sagt, sie haben, um den Göttern angenehmer zu werden, sich den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens entzogen (**), die Essener, die Therapeuten, die Einsamen der ersten christlichen Jahrhunderte, und die noch in den neuern Zeiten, in der Wüste zwischen Cairo und Alexandria (***) in den vier Klöstern des heiligen Macarius lebenden Coptischen Mönche, lassen keinen Zweifel auf die Wirkung der Luft, des Bodens und des Temperamentes, auf die Neigung für die Einsamkeit. Der Gottesgelehrte, der Weltweise und der Gesetzgeber werden hier die physischen Ursachen als Ursachen der Meinungen, der Religionen, und der Stiftungen, nicht mißkennen.

Aus der stärkern Einbildungskraft und dem melancholischen Temperamente der Morgenländer fließet ihre unaufhaltsame Neigung zur Schwärmerey, ihre übermäßige Begierde nach einer niemahls erreichbaren Vollkommenheit, durch die man größer seyn möchte, als die Natur, besser als der Mensch, mit seinen von dem Schöpfer ihm eingepflanzten Trieben seyn kann; und also auch die übermäßige Neigung für die Einsamkeit. Daher ward Pythagoras, der erste allgemeine Leh-

(*) *Prosper Alpinus* de medicina Aegypt. p. 26.

(**) *Herodot.* Lib. II. p. 104. edit. Gronov.

(***) *Prosp. Alpin*, histor. natural. Aegypti. T. II. p. 113.

Lehrer und Gesetzgeber aller morgenländischen Völker, durch den Grundsatz, daß man in einem nähern Umgange mit der Gottheit zu gelangen, die Seele entkörpern müsse. Daher waren die morgenländischen Christen des zweyten Jahrhunderts, durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunst, über die Natur zu leben so sehr bezaubert. Daher waren die Gesetze der morgenländischen Kirche viel härter, als die Gesetze der abendländischen. Daher sind die thörigten Bußen der Indianer noch jetzt fast eben so grausam, als vormahls die Kreuzigungen des Fleisches unter den ersten Christen, ihr ascetisches Leben, und ihre lächerliche Hochachtung für die Jungfrauschaft. — Daher waren die Asceten so sehr auf das Entmannen erpicht, daß die christliche Kirche sich gezwungen fand, diesen tollen Eifer gegen ein brauchbares Glied, durch ein positives Gesetz zu hemmen (*). Daher flohen Millionen schwarzgelber Hypochondristen in Einöden, und Zellen.

Die ausgeartete oder abgeänderte Religion, und selbst das Temperament, mildert zuweilen die Wirkungen des Klima in Absicht auf die in der Einsamkeit gesuchte Bezwingung der Sinnlichkeit; denn nur in dieser Absicht paßte die Philosophie der Pythagoräischen und Platonischen Heiden zu der Religion der Christen. Das gefühlvolle Wesen und die starke Einbildungskraft der Morgenländer zeuget bey ihnen eine ungemein starke Neigung zu den körperlichen Äußerungen der Liebe. Um diese bey allen hitzigen, müßigen und gedankenleeren Menschen, allmächtige Triebkraft, geistig auszuüben und die Sünde zu überwinden, flohen viele in die Einsamkeit; indeß da andere ein einsames und ihren Lüsten angemessenes Leben mit einander verbanden. Viele der angeführten heutigen Einsamen und

(*) *Fleury* Moeurs des Chretiens. p. 81.

und Heiligen von Indien, und jetzt auch viele der muhammedanischen Einsamen und Heiligen von Aegypten, befinden sich in diesem, dem Geiste und dem Fleische bequemen Falle.

Das bisher über den Hang und die Begierde zur Einsamkeit Vorgetragene, entstand mit Hülfe Zimmermannscher Gedanken, über diesen Gegenstand. Ich glaube aber, daß daraus zur Genüge erhellet: dieser Hang, diese Begierde sey eine wahre Leidenschaft, ob ich gleich nicht im Stande bin, sie in einer Zeichnung und auf einem Gesichte vorzustellen. Unter allegorischen Bildern wäre es freylich eher möglich.

So wie nun auf die Traurigkeit der leidenschaftliche Hang zur Einsamkeit, und endlich Melancholie folgen kann, eben so leicht folget auf dieselbe der Zustand der Verzweiflung. Man schildert diesen Gegenstand durch eine sterbende Figur, in dunkelbraunem Gewande eingehüllet, mit einem Dolche in die Brust gesenkt, und mit einem Cypressenzweige in der Hand, welchen Baum die Alten dem Gott Pluton gewidmet hatten, und womit sie ihre Gräber zierten. Der zerbrochene Zirkel unter ihrer Hand, ist ein allegorisches Sinnbild auf die Verwirrung worin die Verzweiflung den Menschen stürzt. Die um ihr Haupt schwebende dicke Wolke zeigt, daß sie das Licht des Verstandes verloren hat. Man sehe die Figur 4386.

Le Brun sagt (*): „Die äußerste Verzweiflung „kann durch einen Menschen ausgedrückt werden, wel„cher mit den Zähnen knirschet, schäumet, und sich in „die Lefzen beißet. Die Stirn ist gerunzelt, und es „gehen die Falten von oben herunter; die Augenbrau„nen ziehen sich auch über die Augen herab, und bey „der

(*) Am angeführten Orte, S. 30.

„der Nase hart zusammen; das Auge ist feurig, und „voll Blut; der Augapfel sieht ganz verwirrt aus, und „verbirgt sich unter den Augenbraunen, unten aber in „den Augen funkelt er, und steht nicht lange still; die „Augenlieder sind aufgeschwollen und bläulich, die „Nasenlöcher groß und weit, und ziehen sich über sich, „gleichwie die Nasenspitzen unter sich, und sind inson„derheit die Muskeln und Spannadern, an diesem „Theil, imgleichen alle Adern und Nerven an der „Stirn, und den Schläfen, und den vier Theilen des „Gesichts stark aufgeblasen; die Wangen aber oben „dick, sichtlich und bey dem Kinnbacken zusammenge„drückt; der Mund steht offen, und zieht sich sehr weit „hinter sich, jedoch öffnet er sich mehr an den Seiten „als in der Mitte; die untere Lefze ist dick und über„stülpet, wie auch, gleichwie der übrige Theil des Ge„sichts, ganz bläulich; die Haare aber stehen gerade „über sich, und gen Berge." Dieses zeigt die Figur 4387.

Wenn wir bey drohendem Unglücke um Hülfe rufen, so strecken wir gemeiniglich die Hände theils empor, theils nach andern Richtungen. Ists ein Unfall, wovon wir durch die Anwesenheit eines Menschen gerettet werden können, so werden sich unsere Hände nach ihm strecken, gleichsam seine Kraft auffordernd, und ihm die Hände biethend um uns dem Uebel zu entreißen. Ists ein Leiden, zu dessen Entledigung wir übernatürliche Hülfe erforderlich glauben, so wird unsere Kopfrichtung und Händestreckung gegen den Himmel erhoben seyn, weil wir vermöge unserer Erziehungsbegriffe, daselbst den vorzüglichsten Sitz der Gottheit suchen. Durch Gewohnheit werden wir verleitet ähnliche Bewegungen öfters in Unfällen zu wiederholen, ohne daß unsere Seele sich eines deutlichen Zwecks dabey bewußt ist. Man nehme die Figur 4388 zur Hand. Unter solcher Gestalt erscheint

Blan-

Blandine (*), mit dem Ausrufe: Gott der letzte Schlag vorüber, und du noch nicht in meinen Armen! Denn die verzögernde Erscheinung ihres Geliebten an dem zweyten Tage ihrer verborgenen Zusammenkunft, konnte in ihrem, ohne dies schon von Sehnsucht ermüdeten Herzen, nur fürchterliche Bilder der Verzweiflung erregen.

Uebermannt von dem Schauer schrecklicher Bilder der Verzweiflung, welche mit schnellem Laufe in ihre Seele dringen, (dies zeigt die Figur 4389,) dünkt sie sich ihren Geliebten schon verloren, und ringt die Hände verzweifelnd über sich. Man nimmt solche Gesticulation nur in solchen Fällen wahr, wo man sich ganz fühllos hält, und wo es scheint, als wenn das Elend über den Menschen ganz hinaufgestiegen ist, um ihn mit seiner Bürde zu erdrücken. Das Uebergewicht solcher schrecklichen Zerrüttungen menschlicher Gefühle, drängt natürlicher Weise so viel Blut durchs Herz, daß die Blutgefäße solches nicht, ohne sich anzugreifen, abzuführen vermögen; daher entsteht eine schmerzende Stockung, welche durch ihren schmerzlichen Eindruck veranlaßt, daß der Mensch sich heftig die Brust drückt, oder sein Herz zu ergreifen scheint, und dadurch einen Versuch macht, um den gehemmten Athem wieder zu befördern. Dieses würde ohngefähr die Figur 4390 vorstellen.

Hogarth, der Meister leidenschaftlicher Ausdrücke, stellet uns die Verzweiflung, in seiner Heyrath nach der Mode, auf der sechsten Platte, wieder von einer andern Seite, theils im Ausdrucke der Gesichter, theils aber auch überhaupt allegorisch dar. Ich werde hier einiges nach Lichtenbergs hell sehendem Auge hersetzen,

(*) Versuch leidenschaftlicher Entwürfe ꝛc. von v. Götz, S. 161. und 166.

setzen (*), wobey man der mehreren Deutlichkeit wegen, die Figur 4391 zur Hand nehmen muß (**).

„Unmittelbar nach dem physischen Tode ihres (der „Gräfinn) geliebten Lords, und ihrem damit verbundenen „eignen moralischen, verläßt die Gräfinn die westliche, „höhere Welt der großen Stadt (London), und deportirt „sich, oder vielmehr begräbt sich zuletzt mit ihrem Kinde „und dessen edlem Blute in der östlichen, aus der sie ge„nommen war, in den Gewölben ihres Herrn Vaters, „unfern der Altstädter-Brücke (Lodon bridge), die man „mit ihren Gebäuden hier aus dem Fenster sieht."

„Hier nun, auf immer entfernt von dem Zauber der „Sphären-Musik des Hofes, und dem Getöse von Lady „Townly's und Lady Heathens Trommeln und Miß „Hairbeains Tumult-Pomp, hatte sie Gelegenheit ei„ne Bekanntschaft zu machen, die ihr von unendlichen „Nutzen hätte seyn können, wenn es in bessern Zeiten da„zu gekommen wäre, — mit Sich Selbst. — Nun war „es viel zu spät! — Mit einem Donnerschlage des Gewis„sens eingeführt, erschien sie zum ersten Mahle vor sich „Selbst. Was für ein Anblick! — Verstoßen in Westen „von Allen, um deren willen sie so manchen in den müt„terlichen Osten verstoßen hatte — und nun selbst von „diesen Verstoßenen verstoßen; ohne Visiten, und selbst „ohne Visitenkarten; ohne Rang und endlich ohne — „Ehre, der Spott und der Hohn, das Gespräch und die „Lectüre der ersten Stadt der Welt. Immer näher er„blickte sie sich endlich als die Mörderinn ihres Man„nes; freylich nicht gerichtlich kennbar, aber dafür au„ßergerichtlich zu einer Selbsthenkerey verdammet, wor„in sich bey unauslöschlicher Schande und in der Einsam„keit große Processe machen lassen! Wahrlich! So von „seines Selbstes Gnaden den letzten Stoß zu erwarten, „ist unendlich peinlicher, als der Strang, den die Justiz

von

(*) G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche ꝛc. von Rieppenhausen. Vierte Lieferung, Göttingen, 1798, n. XXVI. S. 257.

(**) Wer Nachfolgendes, also Hogarths und Lichtenbergs Satyren und Ironien verstehen will, muß wenigstens die in der vorigen Anmerkung angezeigte Abhandlung auch ganz, mit den Kupferstichen in der Hand, gelesen haben.

„von Gottes Gnaden dem Verbrecher unverweigerlich „verordnet.

„Indessen blickte noch immer ein schwacher Strahl von „Hoffnung in ihren Kerker. Herr Silbermund (*) „ward zwar ergriffen und eingesperrt, allein er lebte noch; „und kannte die Schliche sowohl, als die Wege Rechtens, „und was braucht ein solcher Vogel mehr, um sich schon „mit bloßer Schnabelkraft aus jedem Käfich herauszuhel„fen. Es war also noch immer möglich, daß diese bey„den Galgentäubchen (**) wo nicht am östlichen oder west„lichen Ende der Stadt, doch in irgend einem Winkel der „östlichen und westlichen Erde, ihr Nestchen noch einmahl „bauen konnten. Allein bald darauf machte man Hrn. „Silbermund den Proceß; er wird schuldig befunden, „und zum Galgen verdammt. Das war auf einmahl ein „zu großer Schritt auf den Wegen Rechtens; man befand „sich also plötzlich auf der letzten Station. Das hölzerne „schmucklose Portal mit der Fangschlinge, durch welches „der Weg führte, lag schon ganz nahe. Noch immer trö„stete sie sich: Es ist unmöglich, — er kann nicht ge„hängt werden — es war ein gar zu liebes Herz. Ge„wiß hat mein Seliger die größte Schuld. Immer „betrunken, immer bepflastert, und immer bepillt! Er „hätte mich besser hüten müssen. Da nicht zu stehlen, „wo das liebe Eigenthum so an der Straße herum„fährt, ist nicht in der menschlichen Natur, so wenig „als es in der menschlichen Natur ist, sich gutwillig „erstechen zu lassen, wenn man selbst einen Degen führt, „Und das wären ja doch die ganzen Verbrechen meines „Silbermunds. O! mein Vaterland hat eine Ge„rechtigkeit, aber auch eine Gnade! Dies, dies war es „was ich suchte; dies ist Trost: Gerechtigkeit aber auch „Gnade. O, gewiß, Gnade — mein Silbermund „lebt und wird leben.

„Mit diesen Träumen hatte sie sich so eben noch diesen „Morgen getäuscht, als sich plötzlich eine Begebenheit er„eig-

(*) Ein Ehevrocurator, der die Heyrath vorzüglich gemacht, und hernach den Liebhaber bey der Gräfinn spielte, zuletzt aber den Grafen erstach.

(**) In einigen Gegenden Deutschlands nennt man die Raben, sehr schön, des Scharfrichters Tauben.

„eignete, von der fürchterlichsten Wirkung für die Träu-
„mereyen. Sie enthielte für sie nichts geringers, als die
„Donnerworte: Nein, dein Silbermund wird nicht
„leben, und lebt nicht mehr. Glock zehn diesen Mor-
„gen blieb er in der Schlinge des Portals hängen; du
„kannst ihn noch schwingen sehen, wenn du willst.“ —

„Dieser Morgen war, wie die Dame wohl aus öffent-
„lichen Blättern wissen konnte, wenn sie es auch nicht
„sonst erfahren hätte, zur Execution ihres Liebchens aus-
„gesetzt. Das Verbrechen selbst war von der Beschaffen-
„heit, daß sie, die mit den Subtilitäten des Rechts nicht
„bekannt war, sich leicht ähnlicher, wenigstens ähnlich
„scheinender Fälle erinnern konnte, da eine solche That
„bloß mit Gefängniß, oder Transportation war bestraft
„worden. Hierauf gründeten sich ihre, nicht ganz verwerf-
„lichen Hoffnungen, und diese erhoben nun Liebe nnd
„sehnlicher Wunsch sie erfüllt zu sehen, mit bekannter Zau-
„berkraft zur Gewißheit. Sie schickte also, um dieser Ge-
„wißheit so bald als möglich gewiß zu seyn, eine Art von
„Hausknecht, (nähmlich das Ding, das dort beym Tische
„sich in einen Mannsrock verkrochen hat,) nach dem Richt-
„platze ab. Dieser arme Teufel bringt nun, ohne vielleicht
„selbst einmahl zu wissen, wie viel er brachte, nicht allein
„die Nachricht, daß Herr Silbermund so eben das Zeit-
„liche mit dem Ewigen, und das batistene Justizkrägel-
„chen mit dem hänfenen verwechselt habe, sondern noch
„obendrein das Blättchen Vergißmeinnicht, das wir da
„unten neben einem leeren Arzneygläschen liegen sehen.
„Dieser Bogen, dessen Stempel niemand leicht verkennen
„wird, der einigermaßen weiß, was Humanität ist, ent-
„hält nichts geringers, als Herrn Silbermunds
„Schwanengesang unter dem Galgen, seine Galgenrede.

„Dies war zu viel, für ein zärtliches Herz. Der
„Mann — das wäre noch hingegangen, aber der Liebha-
„ber! — Blitz und Schlag ems, greift sie nach einem
„Unzengläschen Laudanum (*), das sie sich vermuthlich
„in

(*) Denjenigen, welche nicht wissen, was dieses Laudanum sey, dient zur Nachricht, daß es eigentlich eine Art von Böhmischem Liquor ist, der tropfenweise äußerlich, auch wohl innerlich unter der Leitung eines erfahrnen Arztes gebraucht, heilsam seyn kann; allein in den Tag hinein, und gar lothweise

„in den ersten wilden Augenblicken der neulichen Selbst-
„erkenntniß verordnet hatte, aber doch schon etwas zu
„kräftig gefunden haben mag, als es ankam — und sie
„trinkt es bis auf den letzten Tropfen aus. Bey der Mit-
„tagstafel zeigte sich die Wirkung des Giftes; sie stürzt
„mit dem Stuhle zurück; man rast sie auf, schleppt sie
„nach dem Armsessel, ruft den Doctor, ruft den Apothe-
„ker und einen Theil der Apotheke; alle erschienen, aber —
„wäre Silbermuud selbst lebendig, und im Fleische mit
„einem Ball Pillen gekommen, er hätte sie nicht wieder
„zurückgebracht — es war zu spät. Daß es wirklich zu
„spät ist, sieht man aus dem Arzte, der sich bedächtlich
„zurückzieht, um der Seele die Honneurs vor der Haus-
„thüre zu machen.

„Sie stirbt auf dem Armsessel mit den Insignien der
„über sie ausgebrochenen Strafgerichte, Giftflaschen und
„Galgen zu ihren Füßen — und so ist endlich Squander-
„field gerochen. Eine alte Haushälterinn, vermuthlich
„bereits vor 20 Jahren von der Natur auf Grau in Grau
„angelegt, hält der Hingerichteten das Kind entgegen,
„dessen Rassel wir oben von einem Sessel anderer Art, her-
„abhängen gesehen haben *). Dieses Jammerbild schlingt
„die kleinen rachitischen Arme um den Hals, und küßt die
„erblaßte Wange der Menschengestalt, die man seine Mut-
„ter nannte, aber es nie vielmehr gewesen seyn mag, als
„jetzt in diesem Augenblicke des auf ewig entwichenen Ge-
„fühls. An der Wange trägt das arme Geschöpf bereits
„das Siegel der Belehnung mit Squanderfieldschem
„Blute, und so zart und leicht als das Körperchen gera-
„then, so sind dennoch, wie man deutlich sieht, schon jetzt
„Schnürstiefeln mit Stahlaussteifungen nöthig, damit die
„abgezehrten Beinchen sich unter der papiernen Last nicht
„biegen. Bey dieser Scene, die nicht rührender gedacht
„werden kann, bleibt der alte Vater so ruhig, als wäre



weise verschluckt, völlig wirkt, wie Bley in Pillenform un-zenweise aus der Pistole genommen. Weitere Nachricht davon findet man in Apothekerbüchern und Romanen, zu-mahl den recht süßempfindsamen, mit Verlobungen im Gra-be. In der Encyklopädie Th. LXV. S. 807, findet man ebenfalls den Artikel Laudanum.

(*) Man sehe die 4te Kupferplatte der Heyrath nach der Mode, und in der Beschreibung S. 144, fgg.

„die ganze Tochter bis auf die Fingerringe assecurirt, die „er daher vor allen Dingen eigenhändig rettet. — — Er „hat also die kalte Hand seiner eignen Tochter in seinen „Händen, nicht — um sie noch einmahl zu drücken, son„dern zu verhindern, daß sie nicht etwa der Todtenfrau „heimlich einen Ring zusteckt.

„Hinter der Alten steht, vermuthlich in Gallaschwarz „gekleidet, ein Mann auf einem so derben Wadenpostement „gestemmet, daß es fast scheint, die Natur habe ihn zum „Fleischhauer bestimmt, und bey dessen Bildung gleich auf „die Ochsenviertel mitgerechnet, die er würde zu schleppen „haben. Sie irrte sich aber diesmahl. Der Mann wur„de bloß Apotheker, prakticirte zu Fuß, curirte auch (*), „und ließ am Ende die vier Viertel durch andere Leute „wegschleppen. Daß er so was ist, erkennet man aus „dem pharmaceutischen Lösch-Apparat, der ihm aus der „Tasche hervorsteht, einer kleinen Handspritze, und einer „Flasche Julepp; der dienstfertige Mann kam nur hierher, „weil das Gebäude schon in der Asche lag. Mit der Lin„ken faßt er, und zwar gerade mit dem Griffe, womit ehe„mahl der Terrorist Gaßner, den bösen Feind anzu„packen pflegte, eine ziemlich frey hängende Staatsliverey „beym Kragen, vermuthlich um ihr den armen Teufel aus„zutreiben, von dem sie ad interim besessen ist. Wirklich „scheint es auch mit der Beschwörung weit gekommen zu „seyn. Denn, wenn ich anders in dem Gesichte des Be„schwörers richtig lese, so scheint es nebst großer Herzens„angst, etwas Unentschlossenheit auszudrücken, ob er oben „aus dem Rock herausspringen, oder aber untertauchen, „und unten herausschlüpfen soll; gerade so, wie es der „Teufel bey Gaßnern zuweilen auch machte."

„Die Geschichte ist diese: die arme Seele da ist, wie „wir gehört haben, so etwas von einem Dienstboten im „Hause, ein klägliches Geschöpf, das vermuthlich ums „halbe Brod dient, dafür aber auch nichts weiter zu thun „hat, als gleich, so schnell als es die Staatsliverey ver„stattet, zu laufen, sobald jemand apporte ruft. Dieses „unschuldige Hausthier hat nun unschuldiger Weise auch „die

(*) In London findet man häufig practicirende Apotheker, oder wenn man will, Aerzte die zugleich dispensiren. Anmerk. v. Lichtenberg.

„die Gifte apportirt, die da neben einander auf der Erde „liegen, die Galgenrede und das Laudanum. Sieh du „Galgenvogel, was hast du da gemacht? donnert ihn „der Apotheker an, indem er mit der Rechten auf die Gifte „hinweiset. Wer hat dich das geheißen? Verdientest „du Spitzbube nicht, das man dich sogleich aufhinge? „Dabey schüttelt er ihn derbe mit der Linken, und das mit „einem Blicke, der kaum noch einen Zweifel über das übrig „läßt, was die Rechte sogleich ferner thun wird.

„Der Contrast zwischen beyden Personen ist herrlich. „Die Miene des Apothekers, wahres gediegenes Erz, voll „Stierkraft und Entschlossenheit; die des Bedienten, er„bärmliche Milchsuppe. Der ganze Kopf, obgleich nicht „übel accommodirt, ganz der von einem Drehschäfchen, „zitterig, activ zu nichts, passiv zu allem entschlossen. — „Der Rock des einen fast westenartig und selbst zugeknöpft, „dem Kniespiel bey der Sanitätsvisitation durch die Gas„sen nicht hinderlich; der des andern viel, o! viel zu lang, „ein förmliches Sperrwerk beym Apportiren, zumahl, „wenn die Magazinbeutel zu beyden Seiten gut besetzt „sind, ein wahrer spanischer Mantel; ferner sitzt das Kleid „des erstern fein an, es ist kein Fleckchen daran leer, alles „ist ausgestopft; nur noch ein einziges Pfündchen Pudding, „so reißt die Nath, oder die Knöpfe fliegen; das Kleid des „andern, o! du liebste Zeit kaum zur Hälfte bewohnt, mit „einem Plus von Vacuum, das ganze Pfündchen Püd„ding mit sammt den Apotheker aufzunehmen. Da „springt sicherlich kein Knopf; herausfallen aber würden „die Knöpfe aus ihren respectiven Löchern, wenn das „Sperrwerk symmetrisch gerade zugeknöpft wäre. Es ist „aber schief geknöpft, und der zehnte Knopf steckt wirklich „im neunten Knopfloche, und der eilfte im zehnten. Das „stämmige Fußgestelle der Apothekers haben wir schon be„trachtet, die Beine des Bedienten und der permanente „Knicks der Ohnmacht, worin sie begriffen sind, verdienen „kaum den Nahmen von Fußgestelle, und sind überhaupt „nicht der Rede werth. Also nur noch ein Paar Worte „über den Rock.

„Die Staats- und Alltagsliverey ist eigentlich ein ur„altes Bedientenlehn in dieser Familie, das immer bey „jeder Veränderung des Investirten, nach geschehener „Häutung an den Lehnherrn zurückfällt. Weil nun bey

„sem Verfahren mit der Zeit offenbar etwas gewonnen wer„den muß, so hat man auch gleich zu Anfang bey dem Kleide „das Tuch nicht gespart, und alles stark und völlig genom„men, so daß es von jedem Menschen von 4 Fuß 6 Zoll an, bis „zu der Größe, da er sich allenfalls für Geld sehen lassen könn„te, füglich theils getragen, theils geschleppt werden kann. „Daß es einem nicht so gut sitzt, als dem andern ist freylich „an dem, gilt aber in gewissen Graden von allen Bekleid„dungen der Menschen sowohl als der — Aemter," u. s. w.

So weit Lichtenberg; aber, man kann am angeführten Orte weiter nachlesen, da ich dies nur als einen Auszug hier einrückte, und man wird sich hieraus auch überzeugen, daß solche Scenen oft mit komischen und lächerlichen wieder verbunden sind, wie auch hier der Fall ist. Jetzt schreite ich zum Spotte. Dieser ist nicht sowohl ein Laster, als auch die mehreste Zeit eine Leidenschaft. Da ich aber an seinem Orte in einem besondern Artikel noch hiervon handeln werde, so will ich nur kürzlich sagen, in welcher Bedeutung ich hier das Wort Spott nehme. Ich verstehe darunter, das Vergnügen über den Schaden, oder auch die vermeinten Unvollkommenheiten anderer, in beißenden Worten und verdächtigen Mienen auszubrechen. Oft hat die Miene dabey ein lächerliches Ansehen. In diesem Betrachte ist ein Spötter eine solche Person, welche die Fertigkeit besitzt, sowohl ernsthafte und ehrwürdige Dinge von andern, als auch ihn selbst betreffende Unannehmlichkeiten zum Scherze zu mißbrauchen, und sein Vergnügen über das, was andere betrifft, es sey, was es wolle, durch scherzhafte oder beißende Worte an den Tag zu legen.

Ich fühle es aber sehr gut, daß diese Beschreibung noch nicht alles sagt, was sie sagen sollte; weil diese Leidenschaft unter sehr vielen Gestalten ausbrechen kann, indem der Bau der Körper, und die Temperamente verschieden sind, eben so wie die Erziehung und selbst die Geisteskräfte. Es ist daher gemeiniglich der

Spott

Spott von einer Art Witz, mit etwas Verachtung — etwas Freude, etwas Stolz, und mehreren andern Dingen der Art, begleitet, wobey oft gänzlich Mitleiden und Menschenliebe fehlet.

Nach dem Walch ist der Spott, oder die Spötterey, eine Art des Tadels, da man eines andern Fehler auf eine sinnreiche Manier durchzieht. Es giebt zweyerley Spötter. Einige sind von keinem häßlichen Gemüthe und meinen es nicht so böse; sind aber dabey mit einem satyrischen Geiste versehen. Man hält insgemein dafür, daß diese sich zu gewissen Zeiten einer artigen und nachdrücklichen Spötterey, gar wohl um eines erlaubten Zweckes willen, bedienen könnten. Es könnten Fälle seyn, da dem gemeinen Besten daran gelegen, daß ein Irrthum, eine Gottlosigkeit, eine Eitelkeit zu einem Gelächter werden möge, wenn nähmlich anderer Gestalt denselben nicht könne entgegen gearbeitet werden. Denn durch gründliche Demonstrationen überweise man nur kluge Leute, und wenn diese nun gleich einen Irrthum erkennen, so hätten deswegen solche Wahrheiten, daran viel gelegen, daß sie allen Leuten in die Köpfe gebracht würden, noch lange nicht die Oberhand.

Weil aber nicht alle Leute mit raisonniren; wohl aber alle über einen verspotteten Irrthum mitlachen könnten, so sey dieserhalb es gar vernünftig und nützlich gewesen, daß dann und wann eine eingewurzelte und schädliche Thorheit nicht allein gründlich widerleget; sondern auch, so viel möglich, zu einem allgemeinen Spotte und Gelächter gemacht werden, und weil solche Irrthümer, die dermaßen, daß sie zu allgemeinen Lehren worden, durch das Vorurtheil menschlicher Auctorität einzig und allein in ihrer Blüthe erhalten werden, und es also vergeblich seyn würde, sie ausrotten zu wollen, und dennoch den Grund derselben, das ist die schädliche Auctorität der Patronen und Verfechter

derselben, die solche mißbrauchen, in vollem Flore zu lassen; so hätten wieder zum öftern weise Leute vernünftig gehandelt, wenn sie bey Durchhechelung einer groben Narrheit, auch zuweilen den groben Narren ein wenig mitgetroffen, und die gar natürliche Folgerung, die man von der Narrheit auf den Narren machen könnte, eben nicht gar sorgfältig zu verhüten gesucht.

Solches sey der Liebe nicht zuwider. Denn die Liebe der ganzen menschlichen Gesellschaft, als deren Nutzen hier unter mit begriffen wird, müsse die Liebe einer einzelnen Person überwiegen.

Nach theologischen Grundsätzen muß man wenigstens anders hiervon urtheilen. Die andere Art der Spötter sind diejenigen, welche bey der Spötteren einen verdorbenen Willen zeigen, und sich von denselben regieren lassen, so daß sie zum Verdruß aller Leute, das an ihnen befindliche Gute neidisch herunter machen, und das Böse gehäßig vergrößern. Einen solchen Menschen würde man aber wohl schon ein Lästermaul nennen können. —

Der Herr v. Götz beschreibt und zeigt uns den Spott von einer andern Seite (*). Er redet hier von Blandinen. Gebietend, sagt er, erhebt sie die Hand, (man sehe die Figur 4392, welche den Augenblick vorstellt, wo sie sagt: „Mein Schönster trägt hohen „und züchtigen Muth — seht auf! — horcht auf, „wie er eurer Hoffart spottet!“ —) die Aufmerksamkeit ihrer Verfolger nach dem Puncte zu lenken; wo sie ihren Geliebten mit hohen Eigenschaften glänzen zu sehen glaubt. Die Miene dürfte ankündigen, daß sie sich eines dunkeln Begriffs vom Sinne der Rede bewußt sey, und aus diesem Grunde würde auch mehr Dreistigkeit im Tone und Geberden, in sofern sich ihre Aeu-

(*) Versuch leidenschaftlicher Entwürfe ꝛc. S. 144 fgg.

Aeußerung mit der entkräfteten Natur verträgt, hier nicht ganz zweck- und gesetzlos angebracht werden. Einen besondern Schwung fordert der Ausdruck: seht auf! eben so wie: horcht auf! hier einen abfallenden, Verachtung und Abscheu ankündigenden Ton verlangt. Zur Kraftерhöhung ihres Ausdruckes zeigt ihre Rechte auf die niedersinkende Hoheit ihrer Verfolger, in Vergleichung mit den höhern Eigenschaften ihres erhabenen Geliebten. Dahin zwecken die Verachtungäußernde Lage des Mundes, und die über die Achseln hinwegblickende Augen. Bey dem Worte spottet! worauf ein eignes Gewicht gehört, wird sich auch die rechte Hand mit einem besondern Nachdruck bewegen.

Im Verfolge dieser Leidenschaft, und bey der spöttischen Frage: „den versteinernden Blick, — fühlt „ihr ihn?" wird ihre linke Hand in der nähmlichen Lage bleiben, die rechte hingegen mit einiger Würde an den Lenden herabsinken. Man weiß, daß diese Stellung, nebst einigen andern, vielleicht sehr nach den Gesetzen einer kunstmäßigen Declamation sich darstellet; allein ein Beobachter der Natur wird auch diese Veränderungen, die oft, selbst auf der Bühne sehr glücklich ausfallen, bald nach richtigen — bald nach verworrenen Gesetzen irgend eines Naturtriebes, in der kunstlosen Natur bemerkt haben.

Ich könnte unendlich viele Zeichnungen beybringen, die alle die Leidenschaft des Spottes an den Tag legten; allein um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich mich nur noch bey einer etwas aufhalten. Gottsched sagt (*): „Der Spott der Esel, welcher ein „Bildniß der Unwissenheit ist, ist mit Recht als ein



(*) Handlexicon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste ꝛc. Leipz. 1760, Col. 1509, Art. Spott.

„Sinnbild des Spottes und Hohngelächters ge„braucht worden. Er wird in der Gestalt gemahlt, „die man oft an ihm sieht, wenn ihm etwas widriges „begegnet ist, mit zurückgezognen Lippen, und ganz „entblößten Zähnen.“ Hierzu möchte ich nun noch fügen, damit es ganz der Natur des Esels gemäß würde: mit ganz zurückgeklappten Ohren, und etwas schief gehaltenem, zurückgezognem Kopfe. — Ich habe jetzt keine Figur bey der Hand, die einen solchen physischen Esel in solcher Qualität darstellet — allein, man wird sich schadlos halten, wenn ich in der Figur 4393, einen moralischen Esel statt dessen darstelle, und ich glaube, daß dieser bey erster Ansicht schon mehr über diesen Punct sagen wird, als alle übrige Beschreibung vermag.

Diesem gegenüber sehe man in der 4394sten Figur, das Urbild der Zanksucht. Die Künstler pflegen sie in Gestalt eines alten häßlichen Weibes zu mahlen, die einen Haufen Papier zerreißt. Dieses würde aber eigentlich die Proceßsucht, welches doch fast einerley ist, vorstellen. Da aber nach dem bekannten Sprichworte die Advocaten sowohl, als die Wagenräder geschmiert werden müssen, und es vielen alten zanksüchtigen Weibern an dem gehörigen Schmiere — fehlt; so führen sie ihre Processe, ohne sonderlich eines Advocaten und des Papiers zu bedürfen, sogleich entweder mit dem Maule, oder Besenstiel, Ofenkrücke, Fleischgabel u. dgl. aus. So siehet man auch diese Xantippe mit vorwärts gebogenem Leibe und das Gesicht nach dem krummen Spötter hingewandt. Ihre Augen sprühen Grimm, sie zeigt im offenen Rachen die klappernden Ruinen ehemahliger Zähne. Die linke Hand hat sie kräftig in der Seite gestemmt, indessen sie mit der rechten so etwas gepackt hält, welches man etwa für eine starke Fleischgabel halten kann, deren man sich in den Küchen zu bedienen pflegt.

Ihre

Ihre ganze Physiognomie verräth nicht allein den Maulproceß, sondern auch, daß sie gern ihrem Gegner eins versetzte, wenn nur nicht die liebe Justiz dann ungerufen ins Mittel träte. — Die Rocksäume und überhaupt die ganze Kleidung verrathen als Episoden das Uebrige zur Erläuterung. (Auch sehe man S. 210).

Aus diesem ergiebet sich, daß die Zanksucht eine Begierde sey, Wortkriege zu führen, wobey sie aber doch immer etwas Pöbelhaftes ist. Man nennet es daher einen Zank unter den Gelehrten, wenn sie einen Streit in ihren Schriften haben, wobey sie sich allerley Grobheiten sagen, so wie — wenn man nicht heutige Beyspiele nehmen will — es zu Anfange der Reformation unter den Theologen geschah, wo einer immer den andern in seinen Schriften verketzerte und verdammte.

Ob aber nun gleich das Wort Zank in der eigentlichen Bedeutung, und dem mehresten Gebrauche nach etwas Niedriges und Pöbelhaftes anzeiget, so wird es auch bisweilen im Scherze und in einem gelinden Verstande auch von solchen Streitigkeiten gebraucht, welche gar nichts Niedriges mit sich führen. So nennet man z. B. den Streit, welchen zwey Gelehrte, auf eine ganz anständige Weise in ihren Schriften mit einander führen: einen gelehrten Zank. Wenn bey einer öffentlichen Disputation, der Respondens und Opponens, scharf mit einander disputiren, so saget man wohl: sie haben sich tapfer herum gezankt. Oder, man sagt von zweyen Verliebten, welche allerley kleine Neckereyen und Wortstreite mit einander haben: Sie müssen sich immer zanken. Daher kommt auch das Sprichwort im gemeinen Leben: In der Liebe will gezankt seyn, u. dgl.

Zänkerey hingegen ist ein wiederholter Zank. Leute welche in Zänkerey mit einander leben, nehmen von jedem Dinge Gelegenheit her, sich zu zanken.

Man

Man kann die beyden Wörter Zankſucht und Haderluſt, faſt unter einen Begriff bringen. Von dem Worte Zank ſagt Wachter: à *zanen*, mordicare, et dicitur de jurgio, quia altercantes, videntur ſe mutuo dentibus lacerare. Hinc *zanken* et *beiſſen*, in ore vulgi etiamnum ſunt ſynonima. Von dem Worte Hader aber iſt ſeine Meinung folgende: Pannutiae pannus laceratus. Metaphorice dicitur de jurgio, quia altercantes ſimiles ſunt eorum, qui ſe mutuo lacerant et discerpunt. Hinc apud Virgilium *ſciſſa Diſcordia palla* inducitur, quia veſtis lacera, eſt ſymbolum contentionis et discordiae. Es würde alſo beydes ein uneigentlicher Ausdruck ſeyn, welcher auf das Zerreiſſen der Ehre durch ehrenrührige Worte und Reden ſeine Abſicht hat. Wofern man nicht darin einen Unterſchied ſuchen wollte, daß das Wort Hader von zerriſſenen Kleidern oder Lumpen entſtanden iſt, nicht ſo etwas Hartes ausdrücke als das Wort Zank, welches von dem Beißen mit den Zähnen ſeinen Urſprung hat, und daher noch etwas Empfindlicheres und Schmerzhafteres anzeigen würde, daß ſich auf eine ſolche Uneinigkeit beziehen könnte, wobey man ſich unter einander grobe und ſchimpfliche Worte ſaget, die noch heftiger die Ehre angreifen, und ſich unter geſitteten Leuten nicht einmahl ſchicken.

Da es noch einige Zeit hin iſt, bis ich zum eigentlichen Artikel Zank kommen möchte, ſo will ich hier kürzlich nur noch anführen, daß die Gelehrten wegen der Etymologie dieſes Wortes nicht völlig eins ſind. Wachter, wie ich ſchon angeführt habe, leitet es von zanen, beißen, her, und dieſer Meinung ſcheint Stoſch nach ihm auch zugethan zu ſeyn. Adelung aber (*), dem man ſonſt viel trauen müßte, weicht von

(*) Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch ꝛc. Th. 5, Col. 332. Art. Zank.

von dieser Meinung ab, indem er sagt: „So alt das „Wort auch seyn mag, so kommt es doch in unsern al„ten Oberdeutschen Schriften nicht vor, ich besinne „mich auch nicht, dasselbe in den verwandten Sprachen „gefunden zu haben. Im Nieders. ist dafür Krakeel „üblich. Da die meisten Wörter dieser Art Nach„ahmungen des Lautes sind, oder doch von dem Laute „und Geräusche entlehnt werden, so scheint auch Zank „einen ähnlichen Ursprung zu haben, und mit dem noch „in einigen oberdeutschen Gegenden üblichen Jannen, „heulen, weinen, zu dem Geschlechte des Wortes Ton „zu gehören, zumahl, da auch im Hebräischen ריב ein „Zank heißt.“

Es ist möglich, daß, gegen die Zeit, wenn ich zur Bearbeitung des Artikels Zank gelange, uns sowohl in diesem, als vielen andern ähnlichen Fällen schon mehr Licht aufgegangen ist; uud deßhalb will ich die mir jetzt am wahrscheinlichsten scheinende Meinung anführen. Daß das Wort Zank in den ältesten deutschen Schriften nicht in dem Sinne vorkommt, als wir es jetzt gebrauchen, hat seine Richtigkeit, so wie auch dieses, daß man im Niedersächsischen ehemahls, und auch noch jetzt in der recht platten Sprache statt Zank Krakeel, und für zanken krakeelen sagt, woher auch krikeln und krökeln, seine Unzufriedenheit über eine Sache auslassen, kommt. Ein hiermit sehr nahe verwandtes Wort ist krajölen, aus Ungeduld oder Angst rufen oder schreien (*). Dieses letztere würde im Niederdeutschen also eben das sagen, was zannen im Oberdeutschen sagt, und kann beydes von Kraak, ein widrig Thier, und jöhlen, häßlich singen herkommen.

Die-

(*) In einer alten plattdeutschen Bibel ist die Stelle Ps. 130, v. 1. 2. so übersetzt: Ut de Kulen krōjōl ick, Herr to dy. O, Herr hör up min Bölken ꝛc.

Diederich von Stade (*) ist anderer Meinung, der ich beyzupflichten, mich bewogen fühle; und da käme das Wort Zank von dem alten plattdeutschen Worte Sang, ein Schall, anhaltende Töne, ein Gesang, her. Sein Urtheil ist wörtlich dieses:

„Das Wort Zank ist von dem Worte Sang, oder „Gesang, cantus, canticum, so im Cod. arg. (**) *Singuan* „heißet. Luc. 4, 16, Ustoth singuan bokos: Er stand auf „im Buch zu lesen, hersagen, wie bey den Griechen „ἀδειν, wie *Junius* in Gloss. Goth. p. 295. bezeuget. Ja „es scheint, daß Singen bey den Alten so viel angezeigt „habe, als ein Geläut machen, laut reden, oder rufen, „so ist daher Zanken genommen, Jesaiä 58, 4. — 1 Mos. „45, 24. Denn, die mit einander zanken, die lassens „nicht bey dem sonst gewöhnlichen Ton ihrer Rede, son„dern erheben ihre Stimme, und schreien zuweilen, so laut „sie nur können, als wenn sie mit aller Macht sängen. „*Erasmus Franciscі* sagt: der Singekunst lieblicher „Zank ꝛc. — Hierher gehöret auch, was 1 Timoth. 6, 20. „steht: meide das Gezänk der falsch berühmten Kunst. „Ottfried sagt, (l. I. 20, 6,) von den bethlehemitischen „heftig wehklagenden Müttern: Thaz vueinon vuas in len„gi himilo geizngi: das Weinen war überall, daß es gen „Himmel erschallete. Ferner, (IV. 26, 14) von den Wei„bern zu Jerusalem, die Christum, als er zur Kreuzigung „geführt wurde, beweineten: Weinotun se lango himile „gizango: Sie weinten lange, daß der Schall gen Him„mel ginge. Eben auch von dem Worte Singen ist das „Wort Zinke, tuba, Instrumentum musicum recurvum, (ein „jetzt nur noch bey Kirchenmusiken gebräuchliches Instru„ment) hergenommen worden.

Eine mit der Zanksucht verwandte böse Leidenschaft ist der Neid, und dieser wird theils durch Mißgunst, theils durch Abgunst, zuweilen richtig, zuweilen aber auch unrichtig ausgedrückt. In dem allgemei-

(*) Erläuterung der vornehmsten deutschen Wörter ꝛc. S. 744, fgg.

(**) Man sehe S. 213, unten, die erste Anmerkung.

meinen Begriffe, worin diese Wörter gleichbedeutend sind, zeigen sie eine solche Gemüthsbeschaffenheit an, in welchen man das Glück und den Wohlstand anderer Menschen, mit scheelen Augen ansiehet, und ihnen das Gute welches sie genießen, nicht gönnet. Neid drücket den höchsten Staffel davon aus; es ist damit der Begriff einer innerlichen Traurigkeit, und eines herzfressenden Kummers über den Wohlstand anderer Menschen, verknüpft, da hingegen die beyden andern Wörter nur ein Mißvergnügen darüber anzeigen. Der Neid kann nichts Gutes, auch keine Tugenden von andern leiden, und ergreift daher alle Gelegenheit, wo er irgend ihre guten Eigenschaften verkleinern und verläumden kann. Die Mißgunst und Abgunst wollen nur diejenigen Tugenden nicht leiden, die ihnen im Wege stehen, sie suchen daher auch nur in Ansehung desjenigen zu schaden, was sie andern nicht gönnen.

Man brauchet zwar die Wörter Mißgunst und Abgunst, oft als ganz gleichbedeutend, und vielleicht sind sie es auch in der That, nur mit dem Unterschiede, daß das erste in der edlern Sprechart gebräuchlicher ist. Man braucht sie aber beyde im gemeinen Leben häufig, und zwar dünkt mich, man werde dabey mehrentheils den Unterschied wahrnehmen, daß man mißgünstig denjenigen nennet, welcher andern eine Sache nicht gönnet, weil er sie selbst gern haben möchte, abgünstig denjenigen welcher einem andern auch so etwas nicht gönnet, was er selbst nicht einmahl begehret, oder doch nicht haben kann. Ein Kind gönnet dem andern ein Spielwerk nicht, und bittet die Mutter, daß sie es demselben wegnehmen, und ihm geben soll. Die Mutter strafet es deswegen, und sagt: Du sollst nicht so mißgünstig seyn. Hingegen ein Kind nimmt dem andern eine Blume weg, und reißet sie entzwey; es verlangt selbst die Blume nicht, aber es gönnet auch dem andern das Vergnügen nicht, sie zu haben. —

Die

Die Mutter sagt, indem sie es strafet: du sollst nicht so abgünstig seyn, u. s. w.

Ein Mensch, welcher am Hofe lebet, gönnet dem andern die Gnade seines Fürsten nicht, weil er sie selbst zu besitzen wünscht; er ist also mißgünstig. Eine adliche Wittwe, ohne Kinder muß das Landgut ihres Mannes an seine Vettern abtreten, sie gönnet es ihnen nicht, und ob sie gleich selbst keinen Nutzen davon haben kann, so läßt sie doch zuweilen die jungen Bäume ausreißen, und allerley andere Dinge verderben, bloß darum, damit ein anderer sie nicht genießen möge. Diese Person ist alsdann abgünstig.

In dem Artikel Neid werde ich besonders hiervon noch reden; allein da ich jetzt denselben unter den Leidenschaften abhandeln muß, so will ich auch nur das anführen, was hierher gehöret. Gottsched sagt: der Neid wird als ein altes weibliches Gespenst gemahlet, mit Schlangenhaaren, hängenden Brüsten, schielenden, tief liegenden Augen, gelber Haut, Schlangen in der Hand, und einer andern, die ihr die Brust naget. Zuweilen setzet man ihr auch eine siebenköpfige Hydra zur Seiten. Denn, nach der Fabel wuchs derselben, wenn man einen Kopf abhieb, beständig ein anderer wieder. So ist auch der Neid ein Laster, welches vom glänzendsten Verdienste nicht erstickt werden kann. Die Iconologie (*) hat das Wort Mißgunst für alle drey übrige Benennungen genommen, und es heißt unter der Num. 103, wie folget:

„Um

(*) Da ich die letzten Blätter, und den ganzen Titel der Iconologie bisher noch nicht hatte, so habe ich dieses vortreffliche Werk auch nur so einfach benannt. Jetzt aber kann ich es deutlicher für Freunde der Kunst bezeichnen. Es heißt: Iconologie, oder allegorische Darstellung visler Leidenschaften, Tugenden, Laster und Handlungen der Menschen. Mit 261 Abbildungen, dann einem deutsch- französisch- und italiänischem Texte, Wien, 1798.

„Um wider diese schändliche Leidenschaft einen Abscheu „einzuflößen, haben Dichter und Mahler lebhafte Gemählde davon entworfen, und sie mit gräulichen Farben geschildert. Hier wird sie unter der Gestalt eines alten „ausgezehrten Weibes, mit Schlangen um den Kopf, mit „einem magern Gesichte, mit eingefallenen Augen, und „mit einem scheelen Blicke überaus häßlich vorgestellt. „Die Art, wie sie sich in die Faust beißt, und die Schlange, „die sich um ihren Arm windet, um ihr zum Herzen zu „kommen, beweiset die Wuth, die sie quält. Sie sitzt auf „einer Hydra, die eben so, wie sie, ein Ungeheuer ist.“

Diese Vorstellung kann man in der Figur 4395 sehen.

Wollte man nun noch einige — wirklich nicht besondere, sondern nur allgemeine Züge des Neides nehmen, so würde man sie in allen Winkeln eines jeden Standes finden. Ob sich aber der Neid ganz zuverlässig, durch gewisse characteristische Züge im Gesichte, die ihn verrathen, allein schon darstelle, so daß ein jeder sagen könne: es sey die verabscheuungswürdige Leidenschaft, der Neid; das überlasse ich größern Physiognomen — denn ich bin wirklich dazu zu einfältig. Indessen, ich will doch die Figur 4396 beyfügen, welche in der Zeichnung dem Originale sehr ähnlich ist, bey welchem Neid und wahrer Bauernstolz den Hauptcharacter ausmachen.

Der Argwohn ist eine böse, nachtheilige, aber ungegründete Vermuthung nnd Meinung von andern. Gewöhnlich belegt man diese Leidenschaft mit den Nahmen Verdacht. Der Argwohn hebt alles Gute, auch oft gegründete Zutrauen zu andern auf. Ein Argwöhnischer macht sich zum liebreichen Umgange mit andern untüchtig, plagt sich mit vergeblichen Einbildungen, und ist immer schüchtern und furchtsam. Alte Leute, und besonders Geitzige sind meistentheils argwöhnisch. Dem Wesen nach gehört der Argwohn zum Verstande, indem man falsche Urtheile abfaßt,

und, was nur möglich ist, für wahrscheinlich, auch wohl für ganz gewiß annimmt. Seinen Ursprung hat der Argwohn aber eigentlich aus einem liebloſen Herzen. Denn, die wahre Liebe leidet eigentlich keinen Argwohn, welches auch die Natur der Liebe und die Erfahrung bestätigen; — wohl aber könnte einiger Verdacht mit ihr bestehen.

Indessen, beyde Wörter werden doch nur in einem bösen Verstande genommen, und geben zu erkennen, daß man etwas Böses, Unrechtes, oder Schlimmes von Jemand glaube, wovon man doch keine völlige Gewißheit hat, und welches auf bloßen Muthmaßungen beruhet.

Der Verdacht aber scheint mehr eine solche böse Neigung anzuzeigen, wozu uns einige wahrscheinliche Ursachen Gelegenheit geben. In vielen Fällen werden zwar diese Wörter eins für das andere gesetzt; allein, wenn man genau darauf Acht hat, so wird man doch finden, daß sie sich auf die angezeigte Weise unterscheiden. Man sagt z. B.: dieser Mensch kam in den Verdacht, daß er eine Schmähschrift wider die Regierung geschrieben habe, das ist, es fanden sich einige wahrscheinliche Ursachen und Gründe, warum man solches von ihm glaubte, oder muthmaßete. — Man hatte einen Argwohn auf diesen Menschen, daß er der Urheber der Schmähschrift sey, giebt zugleich eine böse Meinung von ihm zu erkennen, und eine Geneigtheit zu glauben, daß er dessen fähig gewesen.

Der Richter warf einen Verdacht auf die Zeugen, daß sie bestochen wären, will so viel sagen: Er fand einige wahrscheinliche Ursache, wodurch er bewogen wurde, solches von ihnen zu glauben. Hingegen: er hatte einen Argwohn, daß die Zeugen bestochen wären, würde zugleich eine üble Meinung von ihnen, und solche Gesinnung anzeigen, die geneigt ihn gemacht, es zu glauben. Ein eifersüchtiger Ehemann hat seine Frau im

Ver-

Verdacht, wenn er meinet, einige wahrscheinliche Gründe zu haben, ihre Treue in Zweifel zu ziehen. Er hat aber einen Argwohn auf seine Frau, wenn er mehr aus einer schlimmen Denkungsart, ihre Treue in Zweifel ziehet.

Es läßt sich dieser Unterschied beyder Wörter mit ihren Begriffen einigermaßen durch die Etymologie bestätigen. Beyde geben eine nachtheilige und üble Meinung zu erkennen, welche man ohne hinlänglichen Grund von jemand gefaßt hat. Verdacht aber kömmt her, von denken, und dieses Zeitwort ist vielleicht aus einer noch ältern Wurzel entstanden, nähmlich von Dachten, tachten, welches nach Herrn Adelung beym Ottfried für denken vorkommt, und wovon auch das unrichtige Imperfectum ich dachte, herrühren mag. Verdacht würde also bloß ein übles Denken, oder eine nachtheilige und schlimme Meinung anzeigen.

Argwohn kommt her von wähnen, Wahn. Da nun das Wort Wahn weit harter ist, als das Wort Meinung, und den Begriff einer solchen ungegründeten Meinung giebt, welche jemand, ob er gleich keine hinlänglichen Gründe dazu hat, dennoch für völlig gewiß hält und hartnackig behauptet, so ist auch das Wort Argwohn weit härter als Verdacht. Es zeigt nicht nur eine ganz ungegründete böse Meinung an, sondern auch eine unbillige und hartnäckige Behauptung derselben.

Einen Verdacht kann man jemanden leicht benehmen, wenn man ihm zeigt, daß die nachtheilige Meinung, die er gefaßt hat, gar keinen Grund habe, oder wenn man den wahrscheinlichen Gründen, die er zu haben glaubt, stärkere Gründe entgegen stellet. Aber ein Argwohn läßt sich nicht so leicht benehmen, weil der Argwöhnische immer hartnäckig auf seinen Wahn bestehet, und keine Gründe oder Vorstellungen annehmen will, sondern seine Einbildung für gewisser und sicherer hält,

als alles, was man ihm dagegen sagen könnte. Und, hieran ist, wie ich schon oben gesagt, eine üble Gesinnung und Denkungsart Schuld, die ihn geneigt macht, nachtheilige Meinungen zu fassen, und wenn er einmahl davon eingenommen ist, sie auch hartnäckig und mit Heftigkeit zu behaupten.

Ob argwöhnische, und mit Verdacht geplagte Menschen allemahl helldenkend und weise sind, will und kann ich nicht behaupten, wohl aber glaube ich behaupten zu können, daß viele kurzsichtige und dumme Menschen, gerade dort, wo sie am meisten Verdacht und Argwohn haben sollten, oft am weitesten davon entfernt sind. Ohne mich auf Gegenstände einzulassen, die ich zuweilen erblickt habe, und noch erblicke, wenn ich so das Gewimmel um mich rings herum, bis zum Horizont betrachte — will ich nur ein Beyspiel anführen, womit ich wahrscheinlich keinem in meiner Nachbarschaft auf die Füße trete, Es ist das, von jenem dummen Eipeldauer (*), womit uns ein witziger Schriftsteller beschenkt hat. Er heyrathete die Maitresse des Chefs einer Kanzelley, wurde dadurch angestellt, und erhielt bey seinem Dienste gerade so viel Einkommen, um einen gemeinen Wiener Bonvivant machen zu können, wozu seine Frau durch ihre Schönheit auch ein Scherflein beytrug. Er wurde mit seiner Frau Gemahlinn persuadirt, die Leipziger Messe zu besuchen, und auch schon diese Persuasion will ich ihn selbst erzählen lassen. (Man sehe am angeführten Orte, S. 4, fgg.)

„D'erst muß ich doch dem Herrn Vetter erzähl'n,
„wie's so g'schwind mit der Reise nach Leipzig herging.
„Nein!

(*) Briefe eines Eipeldauers an sein'n Herrn Vetter in Krakau, über d' Leipzig'r Stadt. Aufg'fang'n, und mit Anmerkung'n versehn von ein'm Wiener. Wien, 1798.

„Mein' Frau G'mahlinn hat den letzt'n Wiener Markt „ein'm Schweizerkaufmann Murschelin (Mousselin) „zu ein'm Kleid' abgekauft, der über d'prompte B'zah„lung so z'fried'n war, daß er seitdem mein'r Frau „G'mahlinn oft d' Visit' g'macht hat, um s' immer zur „Kundschaft z' erhalt'n (*); und wie 'r vom Pester „Medardi„ Markt z'rückkam, lud er mein' Frau „G'mahlinn gar ein, mit ihm d' Leipzig'r Mess' z' besu„ch'n. O je, Herr Vett'r, was das gleich für ein' „Freud war! Denn mein' Frau G'mahlinn war gleich „dabey und wollt' anfang'n einz'pack'n. Ich traut' „mir kaum z' sag'n, daß 's doch kein G'schick hätt', „wenn ein' Frau mit ein'm andern Mann reißt', weil „ich mich fürcht't', ihr d'n Freund z' verderb'n, und „weil ich wußt', daß 's ihr selbst einfall'n würd', und „kaum hätt' s' nur ein Wört'l davon erwähnt, als der „Schweitzer auch mich z' der Reis' nach Leipzig einlud. „Ich macht freylich Einwendung g'nug weg'n Kanz„ley G'schäft'n; aber mein Frau G'mahlinn nahm's „über sich, mir bey mein'n Scheffi (Chef) Erlaubniß „zum Verreis'n auf ein'n Monath herausz'bring'n, und „Dictifacti, (dictum, factum,) war alles richtig Wie „ich hernach mit 'n Beut'l Rechnung halt'n wollt' ver„sichert' mich der Schweitzer, daß mir d' Reis' kein'n „Kreutzer kost'n sollt', weil's ihm nur darum darum „z' thun sey, mein Frau G'mahlinn zur Kundschaft „z' erhalt'n," u. s. w.

Hieraus könnte man ohngefähr des Eipeldauers Character schon abmessen — und ersehen, daß er, wie es tausend andere Männer gewiß thun würden, Ursache hätte, seine Frau Gemahlinn in Verdacht und Argwohn sogleich zu nehmen, und eifersüchtig im eigentlichsten Verstande zu seyn. Allein dies rührt ihn nicht. Er fühlt sich in seiner Dummheit viel zu erhaben und zu glücklich, als daß er nur irgend dahin



(*) Der Narr, nicht einmahl zu sehen, daß der Schweitzer ihre Kundschaft geworden ist! — Er hat bald des Milords Stelle eingenommen.

Anmerk. des Herausgebers.

denken sollte, wo das Glück des Lebens am ehesten sonst zu scheitern pflegt. Er scheint nicht einmahl die Quelle zu kennen die Glück und Ruhe vergiften, und dies beweiset die Fortsetzung seines dummen Geschwätzes, welches man a. a. O. auf der 22sten Seite und ferner antrifft, wo es heißt:

„Mein' Frau G'mahlinn hatt' g'sagt, daß s' mit d'm „Schweizer in d' Komödie geh'n würde; und da mir „eben nicht darum z' thun war, mit z' geh'n, so ging „ich in ein'n Weinkeller, um z' seh'n wie 's in den'n „zuging' und der Schweizer versprach mich mit mein'r „Frau G'mahlinn daraus ab z'hol'n. 'S war schon „ziemlich spät, und weder ein Schweizer, noch ein' „Frau G'mahlinn kam, und ich war schon der einz'ge „Gast; ich mußt' also allein an d'n Rückweg denken. „Der Wein hatt' mir 'n wenig g'schad't, weil ich auf „d' letzt, bey langer Weil' in lauter Verdruß ein Biss'l „viel hinein g'trunk'n hatt' und nun verirrt ich mich „zwischen den Bud'n auf 'm Markt, ohn' z' wissen, wie „ich mich heim find'n sollt'. Wär'nd ich mich umsah' „kam mir was z' G'sicht, das mir ein'm Latern'n „Bub'n glich. Ich rief ihm zu, und sagt', er sollt' „mich zum Hotel d' Sachs führ'n. Da das Ding auf „mein'm Befehl immer vor mir herging, so ging ich „hinten drein, ließ es gern g'schehen, daß noch jemand „neben mir her haspelt', und kam an ein großes Haus, „wo ich mein'n Führer auf einmahl aus d'n Aug'n ver„lor. Als ich noch so nachdenk', warum der Latern'n „Bub' sich von mir verlor'n hab'n muß, kommt jemand, „den' ich sag', ob ich noch weit zum Hotel de Sachs „hab'; und nun muß ich gar hören, daß ich weit um„gang'n bin, daß das vermeinte Büberl' ein Pudel ge„wes'n ist, der sein'n Meister nach Haus' g'leucht hat, „und daß ich vor Quands Hof' steh'. Zum Glück' „hatt' der, der mir b'gegn'te, fast den nähmlichen Weg, „und so kam ich ins Hotel de Sachs, wo aber mein' Frau „G'mahlinn mit dem Schweizer eben so wenig war. Ich „ging jetzt g'rad's Wegs nach Haus', und als ich über d' „Stieg'n hinauf wollt', kam'n eb'n beyd' herunter; und „nun erfuhr ich, daß mein'r Frau G'mahlin auf dem Weg

„in

„in d' Komödi' übel g'word'n war (*), wesweg'n der „Schweizer sie wieder nach Hauf' g'führt hatte. Und, wie „gut 's mein Frau G'mahlinn mit mir meinte! S' war „um mich b'sorgt g'wes'n, und hatt' mich, trotz ihr'r Ue„belkeit abhol'n woll'n. Ich erzählt' ihn'n mein Aben„theu'r, und wurd' oben drin ausg'lacht, und 's La„chen b'kam mein'r Frau G'mahlinn sowohl, daß s' „drüber gesund wurd'".

Hier will ich nur noch ein Paar Stellen anführen, woraus man den hierher zu rechnenden Character des dummen Eipeldauers etwas näher kennen lernt, um sich eine gehörige Idee von solchen albernen Menschen machen zu können. Dem Werke ist kein Kupfer beygefügt welches wirklich Schade ist. Ich habe indessen eine Zeichnung entworfen, die vielleicht einen ähnlichen Character ausdrückt, und welchen man in Figur 4397 findet. Zwar mag das Original dieser Zeichnung wohl nie so öffentlich, als der Eipeldauer, mit Hörnern von guten Freunden beschenkt worden seyn, auch kann es möglich seyn, daß er nie, so wenig einen solchen Schweitzer Kaufmann, als die leipziger Messe gesehen haben mag — indessen so viel ist doch gewiß, daß die große Perrücke von den Haaren eines gehörnten Viehes, nähmlich von einem stattlichen schwarzen Bocke genommen worden. Uebrigens mag dieses ein eben so unschädliches Geschöpf seyn, als der unschädliche Eipeldauer, und daher glaub ich vernimmt man in seiner Physiognomie auch keinen Argwohn. Der Eipeldauer erzählt auf der 36sten Seite weiter:

„Wo mein' Frau G'mahlinn 's Geld herg'nomm'n „hatt', um sich Loose aus dreyen (Lotterien) z' kauf'n, „weiß ich nicht. Was kümmert 's mich aber, wenn s' „nur aus allen dreyen 's große Loos gewinnt; und darauf hat s' Hoffnung. Eing'kauft hat s' auch ziemlich, „um d' neu' Modi mit nach Wien z' bring'n. Das



(*) Die Uebelkeit läßt sich weiter nicht mit Händen greifen. — Anmerk. des Herausgebers.

„zeigt, daß s' gut g'wirthschaft't hat. Aber, so heim„lich thut s' mit ihr'm Geld', daß ichs nicht z' find'n „im Stande' bin.

„Künftig'n Montag, oder Dienstag reis'en wir hier „ab. Der Schweitzer kehr't nicht mit uns z'rück, will „uns aber d' Fuhr aushalt'n. Das wird ein Lamento „bey mein'r Frau G'mahlinn seyn, und mir selbst „werd'n beym Abschied d' Aug'n übergeh'n. Schon „darum wünschet' ich, daß mein' Frau G'mahlin d' gro„ßen Loose all' g'wönn', damit s' ihm recht viel ab„kaufen könnt'."

Den Schluß der Characteristik dieses Eipeldauers, will ich mit dem machen, welches er in seinem Briefe S. 39, fgg. sagt:

„Ich weiß nicht, was ich von mein'r Frau G'mah„lin denk'n soll; denn s' hat bey dem Abschied von dem „Schweitzer g'lacht, und ich mußt' wein'n, wie ein „klein's Kind. Er hat ihr auf d' Rückreis' zwanzig „holländer Dukät'ln g'geb'n, und mir gab er zum An„denk'n ein B'steck Messer und Gabel, wovon d' Griff „zwey Horn'ln vorstell'n, die in Gold und Silber g'faßt „sind (*). Die mög'n nicht wenig g'kost hab'n. Wenn „mein' Frau G'mahlinn d' groß'n Loose g'winnt, so soll „s' ihm recht viel abkaufen, daß 't doch zu einig'n Er„satz kommt," u. s. w.

Dieses war ein entgegengesetzter Character von dem, eines argwöhnischen Menschen. Sonst aber wird der Argwohn in Gestalt eines Mannes, mit unruhigem Blicke abgebildet, der sich eben zur Wehre stellt, und sich hinter einem großem Schilde verschanzt, auf welchem ein wüthender Tiger vorgestellt ist. Man giebt ihm dieses Thier zum Attribut, weil es, nach dem Aristo-

(*) Nun das ist doch dumm, sowas nicht zu merken, wenn er so tactfest auf den Fuß getreten wird. Die Hörneln wird der Eipeldauer auf den Kopf setzen sollen, und die Vergoldung und Versilberung wird wohl anzeigen, daß die Hörner für ihn, dem Schweitzer viel Gold und Silber gekostet haben.

Anmerk. des Herausgebers.

Aristoteles so argwöhnisch ist, daß es alles, und selbst die harmonischen Töne der Musik übel aufnimmt. Der Hahn auf dem Helme dient als Sinnbild der Wachsamkeit. Man sehe diesen Gegenstand in der Figur 4398.

Jetzt folgt eine Leidenschaft, die von je her viel Unglück in der Welt gestiftet hat, und noch stiftet, und von welcher selten ein dazu geneigter Mensch geheilet werden kann. Es ist die Eifersucht, eine sehr nahe Verwandtinn des Argwohns und des Neides. Adelung sagt, sie sey ein Eifer, wenn er in eine Sucht ausartet, (doch nur den Eifer in einigen seiner Bedeutungen genommen,) und nimmt in diesem Betrachte das Wort Eifersucht als eine gemilderte Benennung des Neides — ein Mißvergnügen über die Vorzüge eines andern, und Bestreben, dieselben gleichfalls zu erlangen; oder, als einen Zorn über die wahre oder eingebildete Untreue einer geliebten Person, an. Eigentlich besteht diese Leidenschaft aber wohl in solcher Gemüthsbeschaffenheit, da wir durch die Vorstellung, daß die geliebte Person einen andern liebt, oder von einem andern geliebt werde, unruhig gemacht werden, und in dieser Hinsicht weiß ich nicht, ob es möglich wäre, diese Unruhe als Künstler in einem Gesichte bloß und allein so vorzustellen, daß sie gerade hin von den vielen Unruhen anderer Art, die ein menschliches Herz zum öftern bestürmen, unterschieden werden könne.

Die Beschreibung welche le Brun von der Eifersucht macht, kann immer zu vielen Gesichtern passen, und in sie das Characteristische dieser Leidenschaft legen, allein viele tausend Physiognomien können auch wieder vorhanden seyn, bey denen ein solcher Ausdruck gar nicht möglich ist, und doch sieht man ihnen beym ersten Anblicke in Gesellschaft ihres Weibes, oder anderer Personen diese Leidenschaft hell und klar

an. Ich bin daher ganz der Meinung, wenn man Eifersüchtige erkennen will, daß man sie durchaus in der Gesellschaft des Gegenstandes der Eifersucht sehen müßte, weil mehrere Leidenschaften dabey zusammenfließen. Beym le Brun wird diese Leidenschaft durch die gerunzelte Stirn ausgedrückt, wobey auch die Augenbraunen niedergeschlagen und gerunzelt sind. Das Auge funkelt, und versteckt sich unter die Augenbraunen, aber wendet sich nach dem Object, welches diese Leidenschaft verursacht. Uebrigens muß der Augapfel schnell und feurig scheinen, eben so wie auch das Weiße im Auge und die Augenlieder. Die Nasenlöcher sind bleich, ziemlich geöffnet, und mehr als sonst zu sehen, imgleichen zurückgezogen; woher denn die Backen Falten bekommen. Der Mund kann geschlossen seyn, und anzeigen daß man die Zähne zusammen beiße; die untere Lefze raget über der oberen hervor (*); die Winkel des Mundes ziehen sich zurück, und dabey ziemlich unter sich; die Muskeln an den Kinnbacken sehen eingefallen aus; ein Theil des Gesichts hat eine feurige, und der andere eine gelbliche Farbe; die Lippen aber sind entweder bleich oder bläulich.

Die vortreffliche Iconologie, (deren mir bis jetzt noch unbekannte Herr Verfasser es mir erlauben wird, daß ich dieses schätzbare Werk auch noch in der Folge zur Zierde und Verschönerung meiner Encyklopädie nutze,) sagt: „Man schildert diese Art von Unsinnigkeit durch eine Weibsperson, die in einer unruhigen „Stellung steht, und die Ohren spitzt, um zu hören, was

(*) Diese Beschreibung von der Lefze ist durchaus nicht passend auf alle Gesichter. Es giebt Menschen, die, wenn sie eifersüchtig sind, das Maul, wie ein Esel hängen lassen; wieder andere spitzen die Oberlefze und beißen sie über der untern in der Art, daß der Mund einem Eulenschnabel gleichen möchte.

„was auf der einen Seite gesagt wird, indeß sie das „Gesicht auf die andere wendet, und aufmerksam be„trachtet, was da vorgeht. Ihr Gewand ist mit Au„gen und Ohren besetzt. Der Dornstrauch in ihrer „Hand bedeutet, daß ihre Qual von ihrem freyem Wil„len abhängt. Der Hahn, ein eifersüchtiges und „wachsames Thier, ist ihr Sinnbild.“ Man sehe die Figur 4399.

Die Hauptfrage, welche die Moralisten, wenigstens vor diesem bey der Eifersucht aufwarfen, ist: woher diese Gemüthsdisposition entstehe? Diese hat der seel. D. Buddeus in instrut. theol. moral. part. 1. cap. 1, sect. 6. §. 24, beantwortet, und nennt sie einen Affect, welcher aus der fleischlichen gei„len Liebe und Haß zusammengesetzt sey.“ Dieses ist freylich etwas kraß geurtheilet, allein man kann es der Denkungsart damahliger Zeit verzeihen. — Thomasius in der Ausübung der Sittenlehre, Cap. 13, §. 52, fgg. hält die Eifersucht für eine Tochter des Neides, und schreibt ihr das wenigste zu. Ursprünglich kommt sie von dem Willen, und kann bald durch den Ehrgeiz, bald durch die Wollust, bald durch den Geiz erreget werden, wobey aber die Wirkung des Verstandes nicht auszuschließen ist. Denn eben die Meinung, welche wir von den Personen, worauf die Eifersucht geht, haben, verursacht dabey große Veränderungen in der Eifersucht. Man wird befinden, daß bey vieler Wollust keine Eifersucht sey, das ist, wir lieben eine Person sehr, und eifern gegen andere doch nicht, wenn sie gleich genau mit ihr umgehen, welches daher geschehen kann, weil wir keinen Argwohn haben; dies pflegt auch zu geschehen, wenn die Eifersucht im Willen nicht die Wollust, sondern den Ehrgeiz und Geldgeiz zum Grunde hat.

Da zwar ein Ehrgeiziger sich durch die Einbildung, man liebe ihn weniger, und verachte ihn also; ein

ein Geldgeiziger aber durch die Begierde, alles gern allein zu haben, er mag nun das Herz recht befinden, oder nicht, zur Eifersucht bewegen läßt; — so werden sie beyderseits unter den Personen, auf welche sie eifern sollen, einen Unterschied machen, bloß weil sie ungleiche Meinung von ihnen haben, und einer mehr, als der andern zutrauen. Uebrigens hat unter den drey Neigungen, eine vor der andern, genauere Verwandschaft mit der Eifersucht, und es wird hier wohl dem Geize der Vorzug gelassen werden müssen.

Bey den Morgenländern ist die Eifersucht eine der heftigsten Leidenschaften; ihre Rache kennet beynahe keine Gränzen. Wer das Unglück hat, bey den Persern die Gemahlinn eines vornehmen Herrn nur in der Ferne zu sehen, wird, er mag so unschuldig seyn, als er nur immer will, von den Bedienten mit Stockschlägen behandelt. Chardin sagt, daß es zu seiner Zeit ein Halsverbrechen gewesen, den Concubinen des Königs zu begegnen. Es geschah, daß, einstens eine von ihnen auf der Jagd von einem Gewitter überfallen wurde, und in einem Dorfe einkehren mußte, sie niemand aufnehmen wollte, aus Furcht, er möchte unglücklich werden. Wenn vornehme Weiber in Persien ausgehen, welches gemeiniglich nur des Nachts geschieht, so gehen gewisse Personen vor und nach, und diese rufen beständig: Curuc! curuc! d. i. entfernt euch! Jedermann hat für dieses Wort solchen Respect, daß man es sich nicht zum zweyten Mahle sagen läßt. Gehen sie bey Tage durch die Straßen, so wird es vorher bekannt gemacht, damit sich niemand daselbst sehen läßt. Gehen die Concubinen des Königs auf das Land, so muß ein Regiment Soldaten vorher ausrücken, die alle Personen auf eine Stunde Weges weit abhalten, an den Ort zu kommen, wo sie den Weg hinnehmen.

Die

Die Eifersucht ist bey den Türken nicht geringer. Die Sultaninnen dürfen von keiner Mannsperson gesehen werden. Die Alleen in den Gärten wo sie spatzieren gehen (*), sind deswegen so dicht bewachsen, daß man auch nicht einmahl in einer gewissen Entfernung durchsehen kann. Sie werden außerdem noch von gewissen Keuschheitswächtern, den Verschnittenen bewacht. Die Kreaturen, deren sich keines von beyden Geschlechtern anmaßet, verrichten ihr Amt mit der strengsten Genauigkeit. Nichts soll infamer seyn, als die Gemüthsbeschaffenheit dieser Unmänner. Weil man ihnen dasjenige genommen hat, wodurch die Natur beyde Geschlechter von einander unterscheidet; so verrathen sie bey aller Gelegenheit, daß sie mit dem Zeichen des Geschlechts auch die Menschheit ausgezogen haben. Allein diejenigen, die unter ihrer Aufsicht einige Neigung der Zärtlichkeit äußern, sind der gehässige Gegenstand der Eifersucht und des Neides. Daher bedienen sich die Großen derselben, als getreuer Wächter über die Keuschheit ihrer Weiber.

So groß nun auch immer die Eifersucht bey den Türken ist, so geht sie doch noch nicht so weit, als bey den Persern. Wenn auch ein Türke Unrath bey seiner Frau merkt, so straft er sie entweder mit Stockschlägen, oder jagt sie fort; aber bis zum Mord wird ihre Eifersucht selten getrieben.

Von den Arabern merkt man etwas besonders an, daß Väter und Brüder weit eifersüchtiger auf die Keuschheit ihrer Schwestern und Töchter sind, als auf die Keuschheit ihrer Weiber; sie geben zur Ursache hiervon an, weil der Mann seine Frau im Falle der Unzucht von sich jagen könne, Tochter und Schwester aber

(*) In den Reisen nach Persien, nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs, 1 Band Frankf. a. M. 1780, S. 33. fgg. findet man eine Beschreibung von dem Serail.

aber nie aufhören, Tochter und Schwester zu seyn. Daher geht ihre Rache auf die Verführte eben so stark, als auf den Verführer, und die Beyspiele sind gar nicht selten, daß in beyden Fällen die Rache nicht anders, als mit Blute gestillet werden konnte.

Niebuhr erzählt hiervon einige auffallende Beyspiele. Ein angesehener Araber hatte seine Tochter an einen andern Araber verheyrathet. Nicht lange nach der Hochzeit fragte ihn jemand, ob er der Vater dieser jungen und schonen Frau sey? Dieser vermuthete, daß man die Ehre seiner Tochter in Zweifel ziehe, und verließ sogleich die Gesellschaft, um den Kopf seiner Tochter zu holen. Dem Manne ist es verboten, seine Frau um eines Ehebruchs willen zu tödten, aber ihr Vater, Bruder, oder einer ihrer Anverwandten darf es ungestraft, oder doch wenigstens für eine kleine Geldbuße thun.

Zu Basra traf ein reicher Kaufmann einen jungen Menschen bey seiner Anverwandtinn an, und hieb nicht nur sie auf der Stelle in Stücken, sondern brachte es auch bey der Obrigkeit dahin, daß der junge Mensch noch in derselben Nacht gehangen wurde. Die Eifersucht scheint auch die Ursache gewesen zu seyn, daß die morgenländischen Frauenzimmer sich nicht anders, als nur vor den nächsten Anverwandten ohne Schleyer sehen lassen durften. Als die Perser den Georgiern die schönsten Frauenzimmer wegnahmen, so kam auch bey diesen der Gebrauch auf, daß verheyrathete Frauenzimmer nicht ohne Schleyer öffentlich erscheinen durften.

Die Samojeden, Jemblaner, Borandier, die Lappen, die Grönländer und die Eskimaux haben hingegen andere lächerliche Gewohnheiten, die der Eifersucht zum Theil ganz entgegengesetzt zu seyn scheinen. Der unter ihnen allen eingeführte Gebrauch, den Fremden ihre Weiber anzubiethen, und sich etwas dar-

darauf einzubilden, wenn diese von ihrer Freygebigkeit Gebrauch machen, kann aber vielleicht von der Einsicht ihrer eignen Unförmlichkeit, und der natürlichen Häßlichkeit ihrer Weiber herrühren. Eben diese Gewohnheit haben auch die krimmischen Tataren, Kalmucken, und viele andere Völker in Syberien und in der Tartarey (*).

Die Eifersucht entsteht sowohl, wenn uns die geliebte Person wirklich abwendig gemacht wird, als auch schon alsdann, wenn wir dieses nur noch befurchten. Gemeiniglich hält man die Eifersucht überhaupt für tadelhaft, ohne zu bedenken, daß die Bewegungsgründe derselben in der menschlichen Natur liegen. Wer eine Person liebt, dem kann es unmöglich gleichgültig seyn, wenn sie ihn nicht wieder — wenn sie sogar einen andern liebt; wenn ein anderer sich um ihre Liebe bewirbt — wenn er darin glücklich ist, oder, wenn er auch wider ihren eignen Willen allenfalls zum Besitze ihrer Person gelangt. Er muß nothwendig verdrießlich und unwillig werden, daß ihm eine Person, deren Zuneigung oder Besitz er für einen wichtigen Theil seiner Glückseligkeit hält, entzogen werden soll, oder wirklich entzogen wird. Nur alsdann wird die Eifersucht, wie so viele andere Gemüthsbewegungen mehr sträflich, wenn sie sich auf Personen erstreckt, auf welche man keinen gerechten Anspruch hat; wenn die geliebte Person in einen ungeziemenden Verdacht gezogen wird; wenn endlich, falls die Eifersucht an sich auch rechtmäßig wäre, die gehörigen Schranken überschritten werden.

Was den Punct betrifft, da Menschen auf Personen eifersüchtig sind, auf welche sie keinen Anspruch machen

(*) Man findet hierüber in vielen Werken Nachrichten. Ich will hier aber nur Büffon allgemeine Naturgeschichte, Th. 4. und Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, nennen.

machen können, so muß ich gestehen, daß wenigstens nach meinen Beobachtungen, dies in der Welt wohl der häufigste Fall ist, weil es in der Welt gewiß mehr habsüchtige und niederträchtige, als wirklich tugendhafte Menschen giebt. Man glaubt es zuweilen nicht einmahl, daß es so hergeht, wenn man es erzählet. Um eine Physiognomie anzugeben, von der ich ganz gewiß weiß, daß die größeste Eifersucht darin liege, so habe ich in der Figur 4400 ein Bruststück beygelegt, und bin versichert, daß die Zeichnung dem Originale völlig ähnlich sey. Dieser Mensch aber ist übrigens auch von Lastern ganz zusammengesetzt, so daß man bey ihm das Sprichwort: Man hüte sich vor dem von Gott gezeichneten! in völlige Anwendung bringen könnte. Es ist nicht allein actenkündig, sondern auch außergerichtlich bekannt, daß er ein niederträchtiger Betrüger sey, dessen Betrügerey mit der allergrößesten Bosheit verknüpft ist, so daß es ihm auch nicht darauf ankommt, einen sehr entfernten Bruder für todt anzugeben, falsche Todtenscheine darauf zu produciren, um dessen allenfallsigen Nachlaß an sich zu ziehen, während daß seine verwaiseten Bruderkinder sich durch Unterstützung von Menschenfreunden forthelfen müssen. Es darf an seinem Orte nur im geringsten ein junger Mann sichs merken lassen, einen ähnlichen, aber erlaubten Nahrungszweig, so wie er ihn auch öffentlich hat, ergreifen zu wollen, so wird er von ihm auf das schrecklichste verfolgt; es werden falsche Zeugnisse herbey gebracht, und der junge Mann, er sey auch so unschuldig als er wolle, sieht sich schon ganz von seinen satanischen Intrigen umgeben. Setzt jener aber dennoch durch, so ist dieser beschäftigt, ihm immerwährend das Le-

ben

(*) Ich weiß sehr wohl daß eigentlich zur Physiognomie mehr gehöret, als ein bloßes Gesicht, indem Gang, Stellung des Körpers, Sprache, Gesticulation und mehrere andere Dinge dahin gerechnet werden müssen.

ben sauer zu machen. Er ist, sobald er nur dazu gelangen kann, ein Ehebrecher. Keine, nur irgend ihm beträchtlich scheinende Heyrath in dem Zirkel seiner Bekanntschaft darf entstehen wollen, so sitzt er menschenfeindlich mit Verläumdungen dazwischen. Er wird nicht geliebt — aber er will alle Mädchen lieben. Ja, es geht seine Eifersucht mit der niedrigsten Habsucht aufs genaueste verknüpft, so weit, daß er sich des Gewinnstes wegen, auch von andern niederträchtigen Leuten dazu gebrauchen läßt, unschuldige Menschen aufs schändlichste zu verläumden.

Wenn daher auf dem Lande eine Erzieherinn, oder sonst ein junges Frauenzimmer sich befindet, auf welche er, so wie auf alle Uebrige seine Bocksanschläge gemacht hat, — die aber ihr Herz einem jungen Menschen zu schenken, sich einfallen läßt, und der Vollziehung einer glücklichen ehelichen Verbindung entgegen geht; so darf die eben so verabscheuungswürdige gnädige Princi-palinn, in dieser Verlegenheit, indem sie nicht sogleich eine Erzieherinn wieder erhalten dürfte, nur zu ihm fahren, und ihm unter der Zusicherung eines gewissen Etwas (denn so ganz um Gotteswillen, betrugt, verläumdet und verlästert er wohl nicht gerne — ) ihre Noth klagen, und um nachdrückliche Hülfe bitten. Alsdann ist er sogleich bereit, ohne den Bräutigam zu kennen — und obgleich er der Braut zuvor wohl hundertmahl seine zärtliche Brunst wie auch seinen verwachsenen Körper zum Besitz und Eigenthum angetragen — an die Aeltern der Braut zu schreiben; den Character der Tochter äußerst verdächtig zu machen; sich das Ansehen zu geben, als ob dieser sein Schritt, aus wahrer Menschenliebe, und Besorgniß für die Ruhe der Aeltern, und das Wohl der Tochter geschehe, und sogleich dringend zu bitten, wofern man kein Unglück an dem Kinde erleben wolle, daß man die aller-

schleunigsten Veranstaltungen treffen möge, um die heillosen Ideen beyder jungen Leute auf ewig zu zertrümmern.

Diese falsche Anklage und Warnung unterstützt er, nach der allgemeinen Logik der Betrüger, mit den gewöhnlichen verläumderischen Gründen, und da muß denn der gute Nahme des Bräutigams herhalten, welchen, wie ich schon gesagt, er nicht einmahl kennet. Er beschuldigt ihn des Saufens, der Liederlichkeit, der Dummheit — daß er ein Landstreicher, ein Betrüger, ein Treuloser sey, der schon Frau und Kinder habe sitzen lassen, und was dergleichen schändliche Dinge mehr sind. Wobey er aber wohlweise bittet, daß man ihn doch ja nicht verrathen möchte, indem diese seine freundschaftliche Warnung von der Tochter nur für Liebloſigkeit erklärt werden möchte; welches er doch nicht gern wollte; wobey er den Wunsch äußert, daß man, im Falle man doch einen Aussager angeben müßte, lieber vorgeben sollte: Die Nachricht wäre von einem benachbarten Prediger, — um auch diesen, einen Freund von beyden Brautleuten, in Verlegenheit zu bringen.

Will alles dieses dennoch nicht helfen, und gehen die Verlobten dessen ungeachtet dem Ziele ihrer Wünsche entgegen, so sucht er noch andere Wege, um den Prozeß seiner Klientinn nach Wunsch auszuführen; und hier ist der nächste Weg; damit die jungen Leute nicht zusammen kommen möchten, daß er des jungen Mannes Nahrung, Fortkommen und ganzes Glück zu zertrümmern sucht. Er verläumdet ihn daher, wo er kann, dichtet ihm alles nur mögliche Böse an, und versuchts zuletzt vermittelst Briefe ohne Nahmen, dort, wo der junge Mann sein vorzüglichstes Fortkommen hat, ihn als den dümmsten, schlechtesten und niederträchtigsten Menschen zu schildern. — Hilft alles dieses dennoch nicht, und er sieht, daß er ganz fruchtlos

ge-

arbeitet hat, so ist er — eben er, wieder so niederträchtig, den Umgang des jungen Menschen und dessen Freundschaft suchen zu wollen, um, da es nun doch zur Hochzeit und zum Brodt gehet, vielleicht bey der Einrichtung noch einige Waare zu verkaufen, und so für seine gehabte Mühe — vielleicht durch Betrug noch etwas zu profitiren.

Vielleicht wird manchen diese Beschreibung eines satanischen Characters neben der ganz erbärmlichen Person, übertrieben vorkommen; allein es ist nichts Uebertriebenes hierin, denn, ich kann jedem, dem es aus Gründen daran gelegen ist, hierüber nähere Auskunft zu haben, die Originalbriefe und Schriften vor Augen legen.

Betrachtet man nun dieses in der Figur 4400 beygelegte Bruststück, welches in Hinsicht der Zeichnung dem Originale ganz ähnlich ist, so ist man bey allem dem schändlich Characteristischen doch nicht im Stande, jede in ihm ruhende, die Menschheit herabwürdigende Leidenschaft, besonders zu zeigen, noch viel weniger die Eifersucht, welche ihn in allen Instanzen seines Characters ganz beherrscht, deutlich anzugeben. Daß ich, wie es wohl Schwärmer thun, die Linien mit Buchstaben bezeichnen, und dann der Welt vorsagen sollte: dies sey die — und das sey jene Leidenschaft — und: dies bezeichnet hier diese — und das wieder eine andere Begierde — das kann ich nicht. Die Linien im Gesichte entstehen davon, daß das Gesicht sehr oft und mannigfaltig, aber in vielen verschiedenen Leidenschaften verzogen worden, wobey sehr oft viele Verzuckungen des Gesichts, selbst bey verschiedenen Leidenschaften so übereinkommen, daß man, in Hinsicht der Lineamenten zuweilen verschiedene Leidenschaften, immer unter eine Rubrik bringen könnte, die aber bey einem andern wieder anders ausgedrückt werden, und folglich auch unter eine andere Rubrik gebracht wer-

den müssen. Hier wüßte ich nichts besonders, auf die Eifersucht abzielendes anzugeben, als das satanische Auge, welches Falschheit, Neid, Habsucht, Geilheit und Menschenhaß zugleich verräth. Es steht nicht immer jedem vor dem Kopfe geschrieben, wes Geistes Kind er sey, woher sich zuweilen auch die Klügsten unter den Klugen, von solchem Geschmeiße in der menschlichen Gesellschaft, zu ihrem Unglücke bethören lassen, welches oft zu spät bereuet wird. Der Schöpfer muß seine weisen Ursachen darunter haben, warum er nicht solche satanische Charactere uns in der Art von Natur aus schon so bekannt macht, wie dem Viehe die Giftpflanzen, durch ein dunkles Vorgefühl schon immer kennbar sind. — Vielleicht sollen wir den Menschen noch mehr studieren — vielleicht aber auch sollen wir dadurch bewogen werden, uns nach allen Kräften zu bestreben, untadelhaft zu leben, und zu handeln, um uns wider solches Ungeziefer dadurch in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, welches allen menschlichen Urtheilen nach, eigentlich zur Warnung für alle mit einem großen griechischen P gekrönet seyn müßte.

Es ist Thorheit über eine Person eifersüchtig zu werden, auf welche man ganz und gar keine Rechte hat, die mit uns in keiner Verbindung steht, und die uns ihre Liebe noch nicht zugesagt hat. Allein, so denkt mancher Verliebte nicht. Er haßt einen jeden, den er in dem Verdachte hat, daß er sich um seine Geliebte bewerbe; er haßt ihn um so mehr, je mehr er glaubt, daß er von derselben begünstiget werde. Er bildet sich ein, einen gerechten Anspruch zu haben, weil er sie liebt; und nun wird er auch wohl unwillig über die Person selbst, daß sie einen andern begünstigt, oder nur mit ihm umgeht, und ihn nicht von sich entfernt hält. Diese Art der Eifersucht beruhet auf dem Vorurtheile, daß die bloße Liebe, die wir gegen eine Per-

son

son hegen, uns einen gerechten Anspruch auf sie gebe, welches, wenn sie sich nicht verbindlich gegen uns gemacht hat, ungegründet ist. Diese Art von Eifersucht kann aber auch geheilt werden, wenn die Nichtigkeit des Anspruchs gehörig eingesehen wird.

Da aber so viele Ehen in der Welt aus unlautern Absichten geschlossen, und oft nur auf äußere Vortheile, aber nicht auf Liebe, nicht auf die Uebeinstimmung der Gemüther, noch auf Rechtschaffenheit gesehen, auch manche Ehen gar erzwungen werden; so ist es nicht zu bewundern, daß Zerrüttungen und Vergehungen, und mit diesen natürlicher Weise auch Eifersucht entstehen; welche bey mehrerer Behutsamkeit und Klugheit bey der ehelichen Verbindung hätte vermieden werden können.

Hat man also einen gegründeten Verdacht, so ist, um den Umgang mit verdächtigen Personen zu unterbrechen, die äußerste Klugheit nöthig. Man muß sich nicht merken lassen, daß man ein Mißtrauen in die Treue der geliebten Person selbst setze, sondern ganz andere Ursachen vorschützen, und sie glaublich zu machen wissen. Eben dieses gilt in dem Falle, wenn man sie an ihre Pflichten erinnert, und zur Rechtschaffenheit gewöhnen will. Dieses muß unvermerkt, nur gelegentlich, nicht zu oft und auch nicht in einem gebieterischen Tone geschehen; noch weniger müssen Vorwürfe mit einmischt werden. Läßt man seine Absichten zu deutlich merken, so verfehlet man sie gemeiniglich. Eine Person, gegen die man unverdienter Weise Mißtrauen äußert, wird empfindlich. Sie kommt auf Gedanken, worauf sie selbst nicht gefallen wäre. Sie hängt ihnen nach, wird vertraut mit ihnen, und findet endlich Lust, sie ins Werk zu richten. Schränkt man sie nun gar noch über die Gebühr ein, so sinnt sie auf Mittel, ihren Liebhaber, der sich hiermit klug dünkt, zu überlisten. Dieses schmeichelt ihrer Eigen-

liebe, und — wenn sie eine reizende Gelegenheit findet, so läßt sie sich zu Handlungen herab, die sie anfänglich selbst verabscheuet hatte.

Ein Verführer, welcher merkt, daß ein Ehegatte die Frau ohne Ursache in Verdacht hat, benutzt dieses gar bald; er schmeichelt ihr, giebt ihr Recht, und findet allmählig Eingang. Endlich entsteht eine neue sträfliche Liebe, deren letzter Grund in dem Verdrusse, welchen ihr das unbillige Mißtrauen, oder gar die harte Begegnung ihres Gemahls verursachet hatte, und in der Freude, sich dieser Beleidigung wegen, an ihm rächen zu können, zu suchen ist. — Durch solch ein unzeitiges Mißtrauen und unkluges Verfahren, sind nach dem Zeugnisse der Erfahrung und der Geschichte, unzählige Ausschweifungen veranlaßt worden, welche sehr leicht hätten verhütet werden können, da der ausschweifende Theil ursprünglich nicht daran gedacht hatte. Sogar, wenn man gerechte Ursachen hat, argwöhnisch zu seyn, muß man solches, so viel möglich, zu verbergen suchen, und indessen die nöthigen Maßregeln nehmen, dem Vergehen vorzubeugen. Je mehr man sich bloß giebt, desto mehr ermuntert man den Gegentheil zu listigen Ränken; und eine Sache, wozu er vielleicht nur einen Grund hatte, nämlich die Neigung zur Abwechselung in der Liebe und Wollust, wird ihm hernach um so angenehmer, weil noch ein anderer Grund, die Begierde den Gegentheil zu betrügen, und an List zu übertreffen, hinzukommt.

Die Grade der Eifersucht werden mehrentheils von den verschiedenen Temperamenten bestimmt. Der Phlegmatische wird nicht leicht eifersüchtig; es macht ihm dieses, eben wie andere Gemüthsbewegungen, zu viel Mühe, als daß er dem Mißtrauen nachhängen sollte. Der Sanguinische ist schnell in seinen Entschließungen, und fängt sehr bald Feuer. Aber, die-

ses verraucht auch eben so geschwinde — wenigstens läßt er sich leicht besänftigen. Und, daher ist es auch zu erklären, warum zwischen Verliebten, die noch in den Jugendjahren sind, und wo das sanguinische Temperament gemeiniglich die Oberhand hat, so leicht Eifersucht und Zänkereyen entstehen, die aber eben so geschwinde wieder beygelegt zu werden pflegen. Der Cholerische ist schon etwas beständiger, ob er gleich auch vielleicht noch geschwinder in seinen Entschließungen, als der Sanguinische ist. Am hartnäckigsten aber ist der Melancholische, welcher sich erst nach langer Ueberlegung entschließt, und daher berechtigt zu seyn glaubt. auf seiner Meinung zu beharren. Der Bäotische, mag wohl nicht allemahl die Klippen merken, woran seine Ruhe scheitern könnte — wird er sie aber gewahr, so fällt er auch mit der Thüre ins Haus. Seine Rache ist seinem Temperamente angemessen, und es haben daher die Stöhrer seiner Ruhe, sowohl männlicher als weiblicher Seits Ursache, seinen Zorn fühlbar zu fürchten, wie man dergleichen von einem Cholerischen aber auch eben so leicht erwarten kann.

Der Ehrgeitzige hat noch einen Grund weiter, als die bloße Liebe; er achtet die Untreue einer geliebten Person für eine Schande, die zugleich auf ihn zurück falle. Bey dem Geitzigen kommt, wenn er noch nicht mit der Person verbunden ist, oft die Besorgniß hinzu, ein gewisses Vermögen zu verlieren, wenn sie ihre Liebe einen andern zuwenden würde. Und so finden sich in einzelnen Fällen auch manche besondere Ursachen, welche mitwirken. Bey den meisten Menschen ist die Liebe im Anfange sehr heftig, und dann entsteht leicht Eifersucht und Furcht, die geliebte Person auf irgend eine Art einzubüßen. Allmählig wird sie gelaßner, und dieses ist die Ursache, warum Eheleute oft in den ersten Jahren sehr mißvergnügt mit einander leben, und über

die geringste Kleinigkeit eifersüchtig werden, nachher aber ganz ruhig und vergnügt sind. Ein Gut, das man erst kürzlich in Besitz bekommen hat, reizt wegen seiner Neuheit mehr, und, je großer es scheint, desto leichter entsteht die Besorgniß es zu verlieren. Nach und nach lernen sich auch die Leute besser kennen, und so werden der Sorgen, Unruhen und Stürme immer weniger.

Wenn die Ehen in Ansehung des Alters zu ungleich sind, so ist es beynahe unvermeidlich, daß nicht Eifersucht entstehen sollte. Der alte Mann hat eine junge Frau — Die Natur bringt es mit sich, daß junge Personen ihres Gleichen lieber haben, als alte. Der Alte ist vielleicht nicht mehr im Stande, die Wünsche der jungen noch feurigen Frau zu befriedigen. Dieses weiß er selbst; und so entsteht die Vermuthung, die Frau werde anderswo sich schadlos zu halten suchen. Nun wird er eifersüchtig, beobachtet alle ihre Tritte, schränkt ihren Umgang ein, läßt niemand mehr zu ihr, und begegnet ihr mit Härte. Aus der Ungleichheit des Alters sind schon mancherley Ausschweifungen entstanden, und oft der eine Theil bloß durch die Härte des andern dazu veranlaßt worden. Indeß ist diese Ungleichheit an sich selbst noch kein hinlänglicher Grund des Argwohns; der andere Theil kann rechtschaffen, er kann auch aus andern Gründen, aus Furcht, vermöge des Temperaments, u. s. f. an Ausschweifungen einen Mißfallen haben. Es bleibt also unbillig, ohne anderweitige Ursachen Verdacht zu schöpfen, obgleich hier mehr Wachsamkeit, Vorsicht und Klugheit nöthig sind, als in andern Fällen, wo beyde Theile einander gleich sind.

Vorzuglich aber ist wohl niemand mehr zur Eifersucht geneigt, als Leute, welche ihre besten Jahre in Ausschweifungen zugebracht haben, und nachher erst heyrathen. Sie beurtheilen andere Leute nach

sich

sich selbst, und trauen ihnen den menschlichen Hang nach Wollüsten zu, von welchen sie sich ehedem haben regieren lassen. Sie haben wohl gar manche unschuldige Person verführt, und kennen daher alle geheime Gänge der Bosheit; und dies macht sie, wie es allen Betrügern geht, gegen jedermann mißtrauisch. Sie fürchten das Recht der Vergeltung, welches sie auch nicht selten trifft. Kommen nun gar Schwächlichkeiten des Körpers von den vorigen Unordnungen dazu, so wird ihre Furcht größer, und gewissermaßen auch gegründeter. Anstatt nun ein Schicksal, das sie verdient haben, ob es gleich den andern Theil nicht entschuldigt, geduldig zu ertragen, werden sie eifersüchtig, und meinen durch Wachsamkeit und Härte, allem Uebel vorzubeugen, welches sie aber gemeiniglich dadurch am ersten veranlassen.

Manche haben den unseligen Einfall, ihre Ehegatten, wenn sie argwöhnisch werden, auf die Probe zu stellen. Zu dem Ende suchen sie ihnen wohl gar allerley Gelegenheiten zur Untreue zu verschaffen, wo sie dann zur rechten Zeit bey der Hand sind, den wirklichen Ausbruch verhüten, und die Untreue beschämen wollen. Allein dieses ist äußerst gefährlich. Der zu prüfende Ehegatte kann die Absicht merken, sich verstellen, und uns daher desto sicherer betrügen. Eine Frau hat bisher nichts Arges gedacht; nun aber giebt man ihr selbst Gelegenheit dazu — und schlägt ihr ihre Absicht einmahl fehl, so sucht sie solche auf ein ander Mahl zu erreichen. Ist sie rechtschaffen, so vermindert solches wenigstens die Liebe zu ihrem Gemahle, der sie unverdienter Weise in Verdacht hatte, und auf die Probe stellen wollte. Wird sie in der Falle gefangen und beschämt, so sucht sie sich auf alle Art zu rächen, und ergreift gerade das Mittel, durch welches sie ihrem Manne am wehesten thun kann; sie

überläßt sich weitern Ausschweifungen, weil er an ihrer Treue zweifelte, und sie einer Probe ausseßte, in welcher sie nicht bewähret erfunden wurde.

Es giebt Schriftsteller, die in ihren Schauspielen oder andern Schriften, Eifersüchtige, ohngeachtet sie offenbare und gerechte Ursache haben, als lächerliche Menschen vorstellen. Zwar könnte es seinen Nutzen haben, wenn das Ungereimte und Schädliche einer ungegründeten oder aus den Schranken geschrittenen Eifersucht lebhaft geschildert würde; — allein, gemeiniglich wirft man alles durch einander; man sucht Eifersucht überhaupt lächerlich zu machen; alle mögliche Ränke werden angewendet, einen würdigen Ehegatten zu betriegen; die Untreue behält den Sieg, und der beleidigte Theil, der die gerechte Sache hat, wird am Ende ausgelacht. Was will man hiermit anders, als den Leuten den Gedanken einprägen, daß die Untreue, wo nicht gar eine rühmliche, doch wenigstens eine gleichgültige Handlung sey? Und da die Untreue zulezt siegt, wie kann es verhütet werden, daß nicht andere Leute sich dergleichen vorgestellte Personen zu Mustern nehmen, und ihnen die Ränke ablernen, womit sie ihre Ehegatten betrügen? Was kann anders daraus erfolgen, als eine allgemeine Verderbniß der Sitten, Geringschäzung und Verlezung der ehelichen Treue, Uebertretung der heiligsten Verbindlichkeiten, ohne welche weder das Glück der Familie, noch auch das Wohl des Staats bestehen kann — anderer Gründe hier nicht zu gedenken.

Es ist wahr, daß es Oerter, ja wohl gar kultivirt seyn wollende Nationen giebt, bey welchen es dahin gekommen, daß die eheliche Treue unter vielen sogenannten Personen von Stande verächtlich geworden ist; daß man denjenigen, welcher zur Uebertretung so wichtiger Pflichten, deren Erfüllung er mit dem vollkommensten Rechte verlangen kann, nicht großmüthig schweigen

will

will — für einen Menschen erklärt, welcher nicht zu leben wisse; so wie man im Gegentheile einen Ehegatten, der sich alle Ausschweifungen des andern Theils gefallen läßt, wenn man ihm nicht gar zumuthet, daß er sie seiner Seits noch soll befördern helfen, mit dem Nahmen eines guten Mannes (bon homme) oder einer guten Frau belegt. Diejenigen nun, welche dieser zugethan sind, sind auch gleich mit ihrem Rathe fertig. Sie meinen, man solle über die Untreue eines Ehegatten lachen, und sich dadurch schadlos halten, daß man es eben so mache; gleich als wenn dieses einen Ehegatten berechtigen könnte, lasterhaft zu werden, weil es der andere Theil ist. —

Man lobt sogar im gemeinen Leben auch diejenigen, welche durchaus nicht eifersüchtig sind, wenn sie auch die gerechtesten Ursachen dazu haben, ohne hinlängliche Gründe. Denn bey vielen ist es der Hang zur Lieberlichkeit; sie wollen in ihren Ausschweifungen nicht gebunden seyn, und da sie dieses nicht erlangen können, wenn sie dem andern Theile nicht die nähmliche Freyheit verstatten; so sind sie auch hierzu bereitwillig, geben wohl selbst Gelegenheit und Aufmunterung dazu, und machen sich also eines zweyfachen Verbrechens theilhaftig, indem sie den andern Theil mittelbarer Weise verführen. Sie schweigen zu allem, damit der andere auch schweigen soll, und sind höchstens nur darauf bedacht, daß die Ausschweifungen nicht allzu sehr in die Augen fallen, sondern der äußere Anstand noch beobachtet und gerettet werde.

Menschen von dieser Art können unmöglich eine wahre Liebe gegen einander haben, auf welcher doch das ganze Glück des Ehestandes beruhet. Mancher Ehegatte denkt zwar anders, allein die Furcht, als ein Eifersüchtiger gebrandmarkt und verspottet zu werden, hält ihn ab, die Ausschweifungen des andern Theils zu mißbilligen und zu verhüten. Viele sind

auch,

auch, vermöge ihres phlegmatischen Temperamentes, zu faul, um auf die Bewegungen ihrer Gatten Acht zu haben, und darüber unwillig zu werden. Und noch andere sind entweder zu einfältig oder zu verliebt, als daß sie ein Mißtrauen haben könnten; oder wenn es ja einmahl entsteht, so lassen sie sich durch Schmeicheleyen die Augen bald wieder verblenden.

Alles was man in dem Falle, wenn die Eifersucht gegründet wäre, zu thun im Stande ist, weil man sie sich doch weder ausreden noch einbilden kann, daß Untreue eine unbedeutende Kleinigkeit sey, besteht in folgendem: Eine jede Untreue ist ein Bruch des Vertrages, der zwischen zwey verliebten, verlobten, oder verehelichten Personen errichtet worden; und folglich ist sie eine Beleidigung desjenigen Theils, welchem das Versprechen nicht gehalten wird. Diesem kommen nun alle die Rechte zu, die ein Beleidigter gegen seinen Beleidiger haben kann. Er ist befugt, eine künftige Beleidigung abzuhalten, wegen einer bereits erfolgten Schadloshaltung, und weil auf eine Beleidigung mehrere erfolgen können, auch Sicherheit auf die Zukunft zu fordern.

Etwas von der Eifersucht alter Jungfern gegen die Frauen, oder überhaupt gegen diejenigen, welche im Ehestande leben, muß ich hier noch anführen. Wenn sie gar keine Hoffnung mehr haben, ihre Wünsche erfüllen zu können, so schlagen sie sich gewöhnlich zu der Parthey der Lästerer, verläumden und verlästern den Ehestand, wo sie nur können, und suchen nach allen Kräften alten und jungen Frauenzimmern nicht allein den Ehestand äußerst verhaßt zu machen, sondern sie auch dahin zu bewegen, einem jeden, der nur um ihre Hand anhalten möchte, die Sache so schwierig und sauer, als nur möglich zu machen. Ich finde hierüber eine kurze Abhandlung in dem Hannöverschen

Mas

Magazine (*), welche ich zum Schlusse dieser Materie noch anführen will.

„Es giebt eine Art Leute, die sich so gern selbst hören, „und so von ihrer Einsicht eingenommen sind, andere hingegen, die mit ihnen nicht einerley Meinung hegen, so „sehr verachten, daß es schlechterdings unmöglich fällt, „im Umgange etwas bey ihnen auszurichten. Ehe man „fünf Worte gesprochen hat, wissen sie schon zuverlässig, „daß man viel Unvernünftiges sagen will, und bitten daher um Vergebung, wenn sie nicht eben die Weile haben, „es anzuhören. Daher werden sie inzwischen ihres eigenen Unsinnes nimmer müde, und sehen es nicht für möglich an, daß andere dessen überdrüssig werden sollten.

„Dergleichen Leute habe ich gegenwärtig im Sinne, und „weil ich nicht erwarten kann, daß sie mich mit Geduld „anhören werden, so wünsche ich, daß nachstehendes gedruckt werde möge, weil ich weiß, daß eine gewisse Person diese Blätter ordentlich lieset.

„Ich habe ein kleines Mädchen, von ohngefähr 12 Jahren, die sich öfters bey einer alten unverheyratheten „Tante aufhält, weil nahe bey ihrer Wohnung eine gute „Schule ist. Ungeachtet mir dieses nun einigermaßen zum „Vortheile gereichet; so ist es mir doch nicht angenehm, „daß ihre Tante und andere Frauenspersonen, die Bekannt schaft mit ihr halten, ihr in Absicht auf ihren künftigen Lebenswandel solche Lehren geben, die mir bedenklich fallen. Ich habe ihr desfalls zuweilen Vorstellung „gethan; es ist aber vergeblich. Alles was ich wirke, ist, „daß sie spricht: Bruder, bekümmert euch um eure Sachen; — wie Bruder, haltet ihr mich für eine Thörinn; — meinet ihr, ich kenne die Welt nicht so gut „als ihr? u. dgl.

„Meine Schwester, und ihre vertrauten Freundinnen reden gern von den unglücklichen Ehen, die sie wissen, und „daß man im Ehestande nicht glücklich seyn könne. Sie „haben bey dieser Gelegenheit verschiedene Grundregeln „unter sich, deren Richtigkeit man so wenig als ihren „Verstand, und zuverlässige Einsicht in Zweifel ziehen darf.

„Z. E.

(*) Hannöversches Magazin, 1763, St. 39. Col. 609, flg.

„Z. E. daß Mannspersonen Unmenschen sind; daß sie so „wenig Gefühl als Geschmack haben, als daß man sie re„gieren könnte; — daß sie sich nicht einbilden müssen, zu „verstehen, was ihre Frauen besser zu verstehen versichern, „als sie; — daß sie nicht urtheilen können, was sich für „die Frau schicket — was wissen die Männer davon? — „daß sie sich nur um ihre Pferde und Hunde, um ihre Bü„cher und dergleichen bekümmern können, — was woll„ten die sonst wissen? — daß eine Frauensperson, die ei„nen Mann nimmt, der sich nicht von ihr regieren läßt, „eine Thörinn ist; — daß eine Frau anders nicht glücklich „seyn kann, als wenn der Mann ihr Kutsche und Pferde, „oder wenigstens eine Sänfte hält, und sie ein gutes Wit„thum erwarten läßt, — — u. dgl.

„Juliane, sagte meine Schwester einmahl zu meiner „kleinen Tochter, als wir zusammen in die Kirche gingen: „ihr müßt euch daran nicht kehren, was Mannsleute sa„gen, es sind eitle, niederträchtige und häßliche Geschö„pfe, hätten sie keine besetzte und gestickte Kleider, so „könnte man sie nicht ausstehen. Juliane, spricht sie „ferner, wenn ihr heyrathet, (wiewohl ihr ohne Mann „glücklicher und ruhiger leben könnet, wie eure Tante es „thut, — — — (*), so nehmt ja keinen andern Mann, „als

(*) Es ist sehr wahrscheinlich, und, man kann es auch zuverläßig für gewiß annehmen, daß an dem künftigen Eheglücke die Erzieherinn der Frau den meisten Antheil, dort, wo der Fall existirt, daß die Frau von einer Erzieherinn erzogen worden, habe. Eine mürrische Erzieherinn, die nun schon alle Hoffnungen verloren hat, nicht als Gattinn abgefordert zu werden — was wird diese wohl dem jungen Mädchen anders beybringen können, als widrige Ideen vom Männergeschlechte? Häufig glauben sie sich betrogen und angeführt, und hassen daher die Männer, — — oft gewiß ohne wahren Grund, denn, entweder sie bildeten sich nur Liebe von der Gegenseite ein, oder sie führten sich auch nicht darnach auf, daß je ein Mann beständig gegen sie seyn konnte. — — Mich dünkt daher, wenn man eine Erzieherinn bey seinen Töchtern zu nehmen gezwungen ist, daß man lieber ein munteres, artiges Mädchen dazu nehme, und etwas selber auf sie mit Acht gebe. — Man wünscht immer ein gesetztes Frauenzimmer — — ist diese Gesetztheit schon dahin gediehen, daß die Gouvernante nicht mehr Hoffnung haben kann, die Freuden und auch Leiden der Ehe mit irgend einem Manne gemeinschaftlich zu tragen — und ist sie schon unzu-

„als der euch Kutsche und Pferde hält, und der euch kost-
„barer und besser herausputzen kann, als andere Frauen,
„denn, je besser ihr geputzt, und je reicher ihr seyd, (und
„so weiter) — desto mehr Ehre werdet ihr haben, seyd
„ihr aber nicht so reich und kostbar gekleidet, so bekümm-
„mert sich niemand um euch. Pfuy Schwester, sprach ich,
„wie redet ihr so wunderlich mit dem Kinde, und noch da-
„zu, da wir auf dem Kirchwege sind. Ihr verderbet es
„doch immer, Bruder antwortete sie, wenn man ihr was
„Gutes beybringen will; wisset ihr denn nicht, wie bereit-
„willig heutiges Tages junge Leute sind etwas anzunehmen;
„es ist gewiß eine sehr weise Einrichtung in katholischen
„Ländern, daß man junge Mädchen in Nonnenklöster ein-
„schließet, es verhindert viele tausend unglückliche Ehen,
„und ich wundere mich, daß es bey uns abgeschafft ist.

„So sprechen meine Schwester und ihre Freundinn be-
„ständig mit der größesten Zuversichtlichkeit. Und, weil
„ich sie davon nicht abbringen kann, so wäre es doch wohl
„gut, andere junge Frauenspersonen vor dergleichen Leh-
„ren, die am Ende zu ihrem Schaden und Mißvergnügen
„gereichen, zu warnen. Ich hoffe, sie werden folgendes
„in Erwegung ziehen:

„Zur Zufriedenheit und Glückseligkeit ist eine gewisse
„Beschaffenheit des Gemüths eben so nothwendig, als eine
„gewisse Beschaffenheit des Leibes zur Gesundheit. Diese
„Beschaffenheit, Einrichtung oder Zustand des Gemüths
„besteht in einer gehörigen, verhältnißmäßigen Einschrän-
„kung der Begierden und ihrer Unterwürfigkeit unter die
„Vorschriften der Tugend und der Religion. Zufrieden-
„heit und Glückseligkeit zu erwarten, so lange man eine
„jede unbändige Begierde herrschen, und heftigen Leiden-
„schaften freyen Lauf läßt — das ist eben so unvernünf-
„tig, als daß ein Mensch gesund seyn sollte, so lange er
„Verzuckungen, oder Fieberraserey hat. Das Vergnügen
„solcher unmäßigen Begierden kann zwar einige Beruhi-
„gung zu Wege bringen; allein es ist nicht von Dauer,
und

unzufrieden mit der bösen Welt, so möchte ich ihr lieber ein anderes Brodt zu verschaffen mich bemühen, als ihr meine Töchter zur Erziehung übergeben, weil sie die gewiß verderben würde.

„und es verhält sich eben so, als wenn man die Wasser-
„sucht mit guten Nahrungsmitteln pfleget, oder die Hirn-
„wuth im Fieber verstärkt.

„Hätten meine Schwester und ihre Freundinnen die
„Bibel doch in der Absicht gelesen, daß sie die Nothwendig-
„keit, ihre Begierden zu beherrschen und ihre Neigungen zu
„zähmen, einsehen, und die Ordnung und Einrichtung,
„die der Schöpfer gemacht hat, nicht allein erkennen, son-
„dern derselben sich auch unterweisen lernen möchten; so
„würden sie die Mannspersonen nicht für solche Unmen-
„schen ansehen, noch die weibliche Herrschaft zur Ruhe
„und zur Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft so nö-
„thig erachten Hätten sie sich nur um die Annehmlich-
„keiten bekümmert, die darin angerathen werden, so wür-
„den sie den Kopfputz, Edelsteine und andere Kleinodien,
„und köstliche Kleider nicht so vorzüglich hoch schätzen.
„Hätten sie daraus den wahren Werth der Demuth ge-
„lernt, so würden sie sich nicht einbilden: die wahre Glück-
„seligkeit bestehe darin, daß man in der Kirche und in Ge-
„sellschaften oben an sitze; und kenneten sie das wahre
„Vergnügen des eigentlichen Menschenglücks, so würden
„sie den niedrigen elenden Gedanken verschmähen, daß
„man sie um Schminkpflästerchen, Kleinodien und anderes
„Putzwerk bewundern solle, und das Kutsche und Pferde
„zur Glückseligkeit helfen könnten.

„Meine Schwester und ihre ältlichen Freundinnen
„werden vielleicht die Nase rümpfen, wenn sie dies lesen,
„wie jene auch that, als an eben dem Sonntage das fünfte
„Kapitel des Briefes an die Epheser in der Kirche vorge-
„lesen wurde, sonderlich, gegen das Ende. Weil sie in-
„dessen die Anzahl der unglücklichen Ehen wohl nicht selbst
„vermehren dürften; so kann man nichts weiter von ihnen
„verlangen, als daß sie zu ihrem eignen Besten sich bestre-
„möchten, ihren üblen Willen, ihre Mißgunst und ver-
„kehrten Gesinnungen abzulegen. In Absicht auf ihre Zu-
„hörerinnen hingegen wollte ich wünschen, daß sie sich kei-
„ne unruhigen Begierden, und seltsamen unrichtigen Einbil-
„dungen in den Kopf setzen, noch sich zu ihrem, und der
„menschlichen Gesellschaft Nachtheil davon einnehmen
„ließen. Ob die Welt schon böse ist, so ist sie doch gegen
„die Vorzüge, und Annehmlichkeiten der Seele nicht

„unempfindlich noch gleichgültig; und die meisten un„glücklichen Ehen entstehen daher, daß man nicht besser „darauf siehet.“ U. s. w.

Diese Leidenschaft der Eifersucht, die den Menschen sinnreich macht, Wahrheiten aller Art zu entdekken — die ihm verderblich sind, und ihn wie ein ausgebrochener Strom allem nur möglichen Unglücke entgegenreißt, könnte noch füglich von mir viel ausgedehnter beschrieben werden, wenn es nur Ort und Zeit erlaubte. Ich muß mich aber auf dasjenige nur für jetzt einschränken, was ich bisher davon gesagt habe, und zeige nur noch bloß an, daß in dem Hannöverischen Magazine, von 1769, im 20sten und 21sten Stücke sich eine Art von Roman, betitelt: Nancy, oder die traurigen Folgen der Unbesonnenheit und der Eifersucht ꝛc., befindet, welcher so ziemlich das Unglück, welches sehr gewöhnlich die Eifersucht begleitet, mit lebenden Farben schildert. Ich könnte hier noch andere sowohl ältere als neuere Schriften über diesen Gegenstand anführen, allein ich will bey diesem würdigen Werke bleiben, woran so lange schon die vortrefflichsten Männer zum Theil gearbeitet haben, und noch arbeiten; und in dieser Hinsicht hoffe ich auch noch künftig dieses schätzbare Werk nutzen zu dürfen.

Die Furcht, oder die Furchtsamkeit ist im Allgemeinen schon in der Encyklopädie, Th. XV, S. 469, fgg. beschrieben worden. Da dieselbe aber eine Leidenschaft ist, so muß hier in dieser Rücksicht noch etwas nachgetragen werden, und in dieser Hinsicht will ich zuförderst anführen, was die Iconologie hierüber sagt, nähmlich: daß aus der Abnahme der Hitze des Geblüts die Zaghaftigkeit entstehe; aus dieser Ursache wird dieser Gegenstand durch einen Greis mit blaßgelber Gesichtsfarbe, gekrümmtem Leibe, und kleinen erloschenen Augen vorgestellt, weil dies nach dem Aristoteles die äußerlichen Kennzeichen der Furcht sind.

Sein Gewand ist gelbspielend, die sinnbildliche Farbe der Unentschlossenheit. Seine Füße sind beflügelt, zum Zeichen daß er zur schleunigen Flucht bereit ist. Seine Attribute sind ein Hase, den er in seinen Armen hält, und ein Hirsch, der sich hinter ihm ins Gebüsch versteckt. Man sehe die Figur 4401.

Die Mahler aber pflegten die Furcht so auszudrücken, daß die Augenbraunen gegen die Nase zu ein wenig in die Höhe gehen; der Augapfel funkelt und läuft unruhig hin und wieder, und befindet sich gewöhnlich mitten in dem Auge; der Mund stehet offen, und ziehet sich etwas hinterwärts, doch öffnet er sich auf den Seiten mehr, als in der Mitte. Die untere Lefze ziehet sich mehr unterwärts und zurück, so daß die obere hervor stehet. Oft ist auch die Röthe im Gesichte ziemlich stark; doch glaube ich aber, daß sie in den mehresten Fällen gänzlich fehlet, und an deren Stelle eine sehr merkliche Blässe eingetreten ist. Ist aber Röthe vorhanden, so fällt sie ins Bläuliche. Die Figur 4402 stellet diese Leidenschaft nach dem le Brun, dar.

Ich habe einen Mann gekannt, der, wenn er auf seine Jugendjahre und auf seine damahls gemachten Reisen, zu sprechen kam, so feurig wurde, daß man sich in Acht nehmen mußte, damit er einen nicht die irdenen Pfeifen vor dem Munde entzwey schlug. Ja, es ging so weit, da er einst des Nachmittags beym Kaffee auf eine gehabte Rencontre zu sprechen kam, daß er in vollem Feuer in die Kammer lief, dort einen verrosteten Degen herholte, und so schrecklich in der Stube herumfocht, daß sich die ganze Gesellschaft in Acht nehmen mußte, wobey er fast gar nicht wieder zu besänftigen war. Gegen Abend kamen Zeitungen an. Sie wurden vorgelesen, und es fand sich unter andern auch aus Frankreich die Nachricht darin, daß in einer gewissen Gegend sich wilde Thiere sehen ließen, die

schreck-

schreckliche Verwüstungen unter Menschen und Vieh anrichteten. (Mich dünkt, daß es in den Jahren 1775 oder 1776 war, und man nannte besonders unter den wilden Thieren die Hyäne.) Kaum war diese Geschichte vorgelesen; und noch etwas darüber gesprochen; so mußte dieser alte tapfere Mann gewisser heimlicher Geschäfte wegen, die Gesellschaft einen Augenblick verlassen, weßhalb er in die Kammer ging. Man hörte ihn dort ängstlich über seine Frau rufen; sie ging hin, kam aber bald mit Lachen zurück und sagte: Es ist doch ein wunderlicher Mann! Nun graut ihm schon wieder vor den wilden Thieren in Frankreich. — — — Er kam wieder zurück, und nahm es fast übel, daß man nicht furchtsam mit geworden war. Eben dieser, jetzt schon verstorbene Mann, der gewiß über hundert Meilen von den wilden Thieren, wovor er sich fürchtete, entfernt wohnte, hatte auch einst den unangenehmen Vorfall, daß ihm Holz gestohlen wurde, aber er war auch wieder so glücklich, den Dieb zu belauern. Er lief also mit einem Gewehre in der Hand, und unter Bedeckung von seinem ganzen Hausstande, etwa sechs Schritte aus der hintern Hausthüre, hielte dem etwa 100 Schritt entfernten Diebe das Gewehr im hellen Mondscheine hin, und rief: „Dieb steh, oder ich „schieß!“ Der Dieb, welcher sehr wahrscheinlich mit der Tapferkeit seines Gegners genau bekannt war, erwiedert: daß er nur zuschießen möchte. Dieses will, oder kann er nicht, giebt also das Gewehr seiner Frau und sagt: „Da Frau, halt das Gewehr so lange, ich „will hinlaufen und mehr Leute hohlen, den verfluchten „Kerl zu arretiren.“ Er lief weg, und unterdeß packte der Dieb noch einige Kloben Holz in seinen Kahn, stieß denselben ab, und sagte: „Adieu auch!“ und fuhr ganz langsam weg.

Bey meinem Aufenthalte in Sachsenlauenburg, hätte ich mich einst über die Furchtsamkeit eines Men-

schen bald zerärgern, und bald zerlachen mögen. Ich hatte ein abständiges Pferd, welches ich todtschießen, und hernach dabey Füchse schießen wollte. Dies erfuhr ein Hauslehrer, den ich öfters zu meinem Vergnügen bey mir hatte, und er bat sichs aus, das Pferd erschießen zu dürfen (*). Es wurde ihm zugesagt; zugleich fragte ich ihn, ob er aber auch wüßte, wie er ein Pferd erschießen müsse, und dies bejahete er mit voller Zuversicht. Das Pferd wurde also an einen schicklichen Ort am Ufer der Schaalsee geführt, und dort an einen Strauch gebunden, wo es fallen sollte. Als dieses geschah, zitterte er unter erblaßter Gesichtsfarbe an Händen und Füßen, und klimperte während deß immer an dem Flintenschloße. Wir übrigen merkten seine Furchtsamkeit, und winkten uns einander zu, daß wir uns retiriren wollten, wenn er allenfalls einen dummen Streich machen möchte, denn er stand immer 10 bis 12 Schritte hinter uns von dem Pferde entfernt. Wir gingen also alle zurück, und ich sagte zu ihm: Nun können Sies todtschießen. Kaum hatte ich dieses gesagt, so lief er wie ein Hase das bergige Ufer hinan, und als er etwa 30 Schritte von dem Pferde entfernt war, kehrte er sich furchtsam um, und schoß, ohne einmahl zu zielen, dem Pferde alle vier Füße voll Hagel. Das Pferd riß sich loß, aber der Herr Candidat — — hatte keine Zeit; alles was er laufen konnte, lief er immer in eins fort, als ob die erzürnte Bestie hinter ihm wäre. Keiner hätte ihn ein-

ho-

(*) Bekanntlich kann man ein Pferd schon mit Hagel erschießen, wenn man ihm das Gewehr ohngefähr eine Handbreit vom Kopfe entfernt hält, und gerade so stellt, daß der ganze Schuß in eine der Gruben über die Augen dringt. Der Pulverdampf macht aber, daß die Füchse nicht ehr sich heran wagen, als bis er ganz verwittert ist. Läßt man das Pferd nicht abdecken, so dauerts noch länger. Am besten ists, man läßts vom Abdecker erstechen, und ordentlich abledern, so giebts am ehesten Witterung.

holen können. — Wir griffen also das Pferd und banden es wieder an, aber nun fehlte das Gewehr. Zum Glücke hatte ers oben auf dem Berge, da es seiner schleunigen Flucht hinderlich war, von sich geworfen. Es ward nun geholt, geladen, und das Pferd erschossen. Den Herrn Candidaten aber sahen wir nicht eher, als bis wir alle wieder nach Hause gingen, da er dann aus seinem Schlupfwinkel wieder hervor kam, und sich, noch athemlos zu uns gesellete. Auch dieser arme Tropf nahm es übel, als er seiner Dummheit und Furchtsamkeit wegen ausgelacht und aufgezogen wurde.

Ueberhaupt äußert sich die Furchtsamkeit bey den Menschen auf eine sehr verschiedene Art; und man merkt sie auch hauptsächlich, wenn man dazu inclinirende Menschen in dem Kreise ihrer Verrichtungen beobachtet. Eine in dieser Hinsicht sehr auffallende Anekdote ist mir in diesem Puncte jene aus Paris gewesen (*), welche uns in öffentlichen Blättern mitgetheilt wird. Es heißt:

Einige Journale erzählen aus den Zeiten der Schrekkensregierung folgende, freylich nicht authentische, aber doch die Richter jener Zeiten ganz wohl characterisirende Anekdote. Der Professor Letellier wurde wegen Erklärung einer Rede des Cicero gegen den Catilina vor den Revolutions-Ausschuß gezogen. Zu seiner Vertheidigung überreichte er Ciceros Reden dem Präsidenten. Dieser konnte nicht lesen, und gab das Buch seinem Nachbar, der kein Latein verstand, und vermuthlich von dem alten Redner nie etwas gehört haben mochte. Er erklärte ihn jedoch für einen Contrerevolutionär, und Letelliers Mitverschwornen, weil er nur aus bösen Absichten Latein geschrieben haben könne, um nicht verstanden zu werden, und wollte seine Collegen überreden, einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu decretiren; allein ein anderes Mit-



(*) Berlinische Zeitungen, im Vossischen Verlage, von diesem Jahre, 74stes Stück. Rubrike, Paris, den 9ten Jun.

glied des gelehrten Tribunals verhinderte dies durch die Versicherung, daß Cicero längst emigrirt sey. — — (Bekanntlich wurde er fast 50 Jahre vor Christi Geburt von römischen Terroristen ermordet.)

Diese Anekdote, sie mag nun wahr seyn, oder nicht, ist ein Beweis der dummsten Furchtsamkeit; aber wehe dem Staate, und auch dem Volke selbst, wo nur solche Leute die Oberhand haben, die eigentlich in die Werkstätte, in Kramläden oder Scharren gehören. — —

Mit der Furchtsamkeit ist auch das Grauen, sehr genau verbunden. Hiervon habe ich aber im LXXIVsten Theil der Encyklopädie, im Art. Leiche, S. 352, fgg. gehandelt, wie auch eben daselbst, im Art. Leichenanzeige.

Die Leidenschaft des Schreckens, oder das Entsetzen, ist gewöhnlich mit der Furcht verbunden. Beyde Wörter geben eine plötzliche und widrige Gemüthsbewegung zu erkennen, in welcher wir etwas Böses, oder ein bevorstehendes Unglück befürchten, und daher auf eine höchst unangenehme Weise gerührt werden. Und, in so weit das Entsetzen eine Furcht zum Grunde hat, ist es mit Schrecken gleichbedeutend. Man will aber, daß der Schrecken mehr die äußerlichen Sinne und den Leib rühre; das Entsetzen aber wieder mehr das Gemüth, und die Kräfte der Seele angreife, woher man das Wort Entsetzen auch, einen größeren und heftigern Schrecken auszudrücken, gebraucht.

Man erschrickt über alles, was uns eine unvermuthete Gefahr oder plötzliches Unglück vor Augen stellet, und uns etwas Böses davon befürchten lässet. Die Nachricht, daß ein grausamer Feind unvermuthet ins Land gefallen sey, und alles mit Feuer und Schwerdt verwüste, verursachet allen Einwohnern ein Schrecken. Man erschrickt sich, wenn man plötzlich höret, oder sie-

siehet, daß ein sehr nahe gelegenes Haus in Flammen stehet. Wer von Natur furchtsam ist, erschrickt in der Nacht vor dem geringsten Geräusche, welches er höret. Bey allem diesem ist eine Furcht zum Grunde, daß uns selber ein Unglück bevorstehen könne.

Man erschrickt aber auch über ein Unglück, welches andern Menschen begegnet, an deren Umständen man gewissermaßen Theil nimmt. Wenn wir unvermuthet die Nachricht bekommen, daß einer von unsern guten Freunden oder Verwandten abgebraunt sey, und alles das Seinige in den Flammen verloren habe, so erschrecken wir. Aber ebenfalls auch dann, wenn wir einen Arbeiter vom Thurme, oder von dem Giebel eines Hauses, oder einen Menschen ins Wasser stürzen sehen, weil wir aus Menschlichkeit an seinem Unglücke Theil nehmen. Auch vor solchen Dingen, die einen Abscheu erregen, erschrickt man zuweilen. Eine Kröte, eine Spinne und dergleichen, kann manchem Menschen, welcher davor einen Abscheu hat, einen Schreck verursachen, wenn sie unvermuthet vor Augen kommen; er fürchtet, daß sie ihm schaden möchten.

Zuweilen sagt man auch wohl, ein angenehmer Schrecken. Wenn z. B. ein Freund einem andern aus Scherz von hinten zu auf den Leib fiele, würde sich dieser erschrecken, und könnte hernach sagen: Es ist mir ein angenehmer Schreck gewesen. — Allein, der Schrecken selbst hat doch eine Furcht vor etwas Widrigem zum Grunde, und das Beywort, angenehm, hat nur auf dasjenige, was hernach darauf erfolgt, Bezug. Nicht eigentlich der Schrecken selbst, sondern dasjenige, was ihn verursachet, oder, was darauf erfolgt, ist angenehm.

Weil der Schrecken mehr die äußern Sinne und den Leib rühret, so beschreibt ihn Frisch als eine Furcht, welche den Leib erschüttert. Er verursachet ein plötz-

liches Auffahren, ein Blaßwerden, ein Zittern, ein Sträuben der Haare, und es kann ein Mensch wohl gar vor Schreck in Ohnmacht fallen, ja gar sterben (*). Als der König Belsazar die schreibende Hand an der Wand erblickte, entfärbte er sich vor Schrecken, die Lenden schütterten, und die Beine zitterten ihm, und er verlor ganz seine Gestalt. (Dan. 4, v. 16.)

Le Brun läßt den Schrecken auf die Verachtung folgen, und sagt: „Wenn aber das Verachtete Ob„ject anstatt der Verachtung, den Schrecken verursa„chet, so runzeln sich die Augenbrauen noch vielmehr, „als bey der Verachtung. Der Augapfel, anstatt daß er „in der Mitte des Auges stehen sollte, stehet ganz unten; „der Mund zeiget sich halb offen, doch in der Mitte nicht „so weit, als in den Winkeln, die sich gleichsam hinter sich „ziehen müssen, und wodurch die Backen Falten bekom„men; das Gesicht siehet bleich aus, die Augen aber „und die Lefzen, ein wenig bläulich; und diese Action „hat einige Gleichheit mit der Entsetzung.“ Einen Contour von solcher Physiognomie sieht man in der Figur 4403.

Das Entsetzen schildert er aber wieder anders. Ich muß indessen ganz aufrichtig gestehen, wenn auch wirklich zwischen beyden Gemüthsbewegungen von den Gelehrten ein wesentlicher Unterschied gemacht wird, daß ich dennoch mich davon nicht überzeugen kann,

daß

(*) Daß Menschen vor Schrecken sterben können, davon sah man vor zwey Jahren in Perleberg ein auffallendes Beyspiel. Eine dortige Hebamme, die mit einer ihrer Nachbarinn in stetem Zanke lebte, und aus Rache die Hühner dieser ihrer Nachbarinn kürzlich mit Arsenick vergeben hatte, erhielte, als sie bey einer Wöchnerinn war, plötzlich die Nachricht, daß in dem Hause eben dieser ihrer Feindinn Feuer sey. Es verging ihr sogleich vor Schrecken die Luft. Sie wollte nach Hause eilen, wurde auf diesem Gange von andern unterstützt; aber sie kam dennoch auf diesem Wege nur halb hin, denn sie starb schon unter Weges.

daß die Wirkung im Gesichte an sich verschieden seyn sollte. In der Hinsicht gebe ich die Verschiedenheit gerne zu, da jede Gemüthsbeschaffenheit, und jeder Gesichtsbau eine Veränderung macht; — auch vielleicht das Entsetzen, wenn man es als eine bloß innere Empfindung annimmt, nicht so merklich und auffallend seyn könnte, als der Schreck, der sich mehr äußerlich zeigen soll.

Nach le Brun verursachet das Entsetzen, wenn es allzugroß ist, daß der, den es befällt, die Augenbraunen in der Mitte hoch über sich zieht, und die Muskeln, welche die Augenbraunen bewegen, auch sehr sichtlich, aufgeblasen aneinander gedrückt und auf die Nase herabgezogen sind, welche letztere wieder sammt den Nasenlöchern sich in die Höhe zu rümpfen scheint. Uebrigens müssen die Augen völlig offen stehen; das obere Augenlied sich unter die Augenbraunen verstecken; das Weiße im Auge mit einer Röthe umgeben seyn; der Augenapfel wie verwirrt aussehen, und mehr unten als oben in dem Auge stehen. Das untere Augenlied scheint geschwollen und blau zu seyn; die Muskeln an der Nase sind aufgetrieben, und die an den Backen überaus sichtbar. Der Mund steht weit offen. Am Halse sieht man starke Adern und Muskeln die aufgeschwollen scheinen. Die Gesichtsfarbe, wie auch die Spitze an der Nase, die Lefzen, die Ohren und der Umgriff der Augen, scheinen bleich und bläulich. Von den Haaren sagt man, daß sie gen Berge stehen. In dieser Rücksicht kann man die Figuren 4404, 4405 und 4406 betrachten.

Zu dieser Beschreibung gehört noch folgendes Urtheil:

Wenn sich die Augen bey dieser Leidenschaft übermäßig weit öffnen, so kommt es daher, daß die Seele die Natur des Objects, welches solches fürchterliches Entsetzen verursacht, anzeigen will. Hingegen die auf einer

Seite unter sich, und auf der andern über sich gehenden Augenbraunen geben zu erkennen, daß der über sich gehende Theil sich mit dem Gehirne zu vereinigen, und dasselbe von dem Uebel, welches die Seele wahrnimmt, zu befreyen wünschet: der unter sich gehende Theil aber, der auch geschwollen scheint, durch die häufig von dem Gehirne herkommenden Geister, die Seele gleichsam bedecken, und wider das besorgte Unglück schützen will. Das weit aufgesperrte Maul zeigt an, daß das Herz von dem Blute, welches demselben zuströmt, stark gedränget werde — es wolle nun anderweitig Luft schöpfen, und da solches viele Mühe verursachet, so siehet man die weite Oeffnung. In Hinsicht der Stimme hat das Schrecken die Folge, daß es undeutliche, verworrene, und zuweilen ganz alberne Töne hervorbringt.

Dieses eben gesagte zeigt aber den Schrecken nur doch sehr unbestimmt an, da es alleln nur vom Gesichte des Menschen gält. Der ganze Körper leidet, fast mit allen Gliedern hierbey auch eine Veränderung, und, wenn der Mensch nicht überhaupt einsam, oder in sich selbst vertieft ist, so sind gewöhnlich mit einem eintretenden Schrecken, auch noch mehrere andere Dinge verbunden, die der Sache eine Erklärung geben. Hogarth thut auch in diesem Stücke viel, und Lichtenberg macht uns solches so deutlich, verständlich und interessant, daß ich mich bewogen finde, eine vorzügliche Schilderung des Schreckens von ihm zu entlehnen. Man sehe die Figur 4407, und beherzige folgende Lichtenbergische Schilderungen aus der Heyrath nach der Mode, S. 211, fgg. wie folgt:

Wie deutlich und wie fürchterlich alles auf diesem Blatte! — Blut, Mord, Todeskampf und Verzweiflung — in der Tiefe der Mitternacht! Wie schaudervoll, wenn man sich hinzudenkt, das Getöse der hereindrechenden Wache, das Angstgewimmer des erwachten Gewissens, und der entlarvten Tücke, vermischt mit dem gedehnten eintönigen Aechzen der Sterbenden. — — — — — — Da wankt er nun der modische Ehemann, durchbohrt von der Hand des Lieblings seines treulosen Weibes. Schon brechen die Knie unter

ihm,

ihm; — die einzige Stütze, die ihm noch bleibt, sein Arm, wird mit jedem kümmerlichen Schlage seines durchgerannten Herzens kraftloser. Noch steht er einige Augenblicke und dann — nie wieder. Sein brechendes Auge empfindet nicht mehr das Licht, das hier die Züge des sich nähernden Todes von der erschlafften Wange, und dem gesunkenen Kinne für uns zurückstrahlt. Vergebens steigt das Winseln des verzweifelnden Lasters, und das Flehen des ertappten Verbrechens um Barmherzigkeit von den Lippen seines schändlichen Weibes zu ihm auf. Sein Ohr vernimmt sie nicht mehr, und sein Mund erwiedert sie nicht mehr! Zwischen Ihm und Ihr hat Klage und Vertheidigung hier ein Ende. Die Acten sind geschlossen dies seit des Grabes. Ferneres Gehör und der Spruch des Richters wartet ihrer in einer andern Welt.

Da kniet sie nun, das modische Eheweib, barfuß im bloßen Hemde, vor dem Gerichtsdiener und der Wache ihr Verbrechen abbittend, und büßend für dasselbe. Hielte sie das Licht, das neben ihr steht, noch in der Hand, so würde ich sagen: sie bitte ab und büße, wie ehedem die Königsmörder in Frankreich, als ihrer nur noch ein Paar waren. Wie krampfhaft hält sie nicht die Hände zusammengepreßt! Hände, so gefaltet, zittern gewiß zugleich mit dem Unterarm, das ist nicht Mode, — es ist reine Natur. Ihr Auge starrt auf die sinkenden Gesichtszüge des Jammerbildes hin, wo Stufenjahre jetzt zu Secunden schwinden. Jeder dumpfe Laut des Aechzenden wird zum Donnerschlage für ihr schlafendes Gewissen, und selbst ihr verstorbenes Ehrgefühl, scheint jetzt durch die Schande wieder erweckt, die in so vielfacher Form über sie kommt. — Doch genug von diesem fürchterlichen Duodram. — —

Die Veranlassung zu dieser Begebenheit war folgende: Lady Squanderfield und ihr Herr Procurator Silbermund hatten — einen Termin auf der Maskerade, und fanden sich richtig ein. Durch Tanz und vermuthlich Loths Becher erhitzt, erinnern sie sich der Wunderthaten des maskirten Jupiters, die ihnen Giulio Romano und Michael Angelo vorgezeichnet haben, und als treue Zöglinge Crebillons verlassen sie den mit unzähligen Lichtern prangenden Olymp des Tanzsaals, und lassen sich in dem schmutzigen Winkel eines sogenannten Baymo's, einer Art Häuser nieder, die in jeder Stunde

der

der Nacht jedem Wundertheater offenstehen, und vorzüglich solchen, die so hoch herabgestiegen (*). Lord Squanderfield, der Witterung davon hat, schleicht ihnen mit dem Degen nach, sprengt die verriegelte und verschlossene Thüre (Schlüssel und Ringelkolben liegen auf der Erde), und findet, was er sieht, völlig demaskirt, ohne Domino und selbst ohne Bekleidung, eine gemeinschaftliche Matratze ausgenommen, die nicht der Rede werth ist. Er stürzt auf den Procurator los. Dieser ein juristisch vorsichtiger Fuchs, von großer Praxi, hat bey einem so bedenklichen Termin in subsidium Juris, auch einen Degen bey sich; stürzt sich, ehe es noch zum Ueberfall kommen kann, aus der Matratze, und begegnet seinem wüthenden Feinde im Freyen! Es entsteht ein Kampf, und leider einer, in welchem Hörner gerade so viel helfen, als gar keine. Die Wuth, eine so entschlossene und behende Mörderinn sie auch ist, ist bekanntlich die erbärmlichste Fechterinn von der Welt. Kurz, Lord Squanderfield rennt in den Degen des Advokaten, und sinkt. Nach diesem Siege wirft sich der leichtere Theil der Besatzung unter der Matratze hervor, wie Siege in Bürgerkriegen gewöhnlich gefeyert werden. — Dieses ist die Feyer! — Sie verwickelt sich bey diesem Ausfalle in das Bett-Tuch, schleift es hinter sich her — und fällt — vermuthlich. Hier steht ihr Character wieder auf der Wage. Sank sie vorsetzlich auf die Kniee, oder hat sie bloß vergessen aufzustehen? —

(Den Liebhaber sieht man im Hemde auf der Retirade nach der Straße hin, noch im Fenster stecken.)

Ueber diesen Lerm erwacht der Nachtwächter, weckt den Wirth, und dieser endlich sogar die Polizey. Da stehen sie sämmtlich in der Thüre, theils in Person, theils repräsentirt, und nach einer Taktik gestellet, die die natürlichste von der Welt ist, nähmlich nach dem Interesse der Partheyen. Voran der Wirth mit den fünf Exclamations-

(*) Um die nöthige Symmetrie in die Vergleichung dieses Ebentheuers mit Jupiters Avantüren zu bringen, wird der gütige Leser gebeten, die handelnden Personen durch eine leichte Transposition so zu stellen, daß Lord Squanderfield die Rolle der Juno bekommt.

Anmerk. v. Lichtenberg.

mations-Zeichen in der Linken, und einem Gesichte, daß wenn die Zeiten nicht bald besser werden, wohl verdiente, unter die Buchdruckerstöcke aufgenommen zu werden. Es gilt die Ehre seines Hauses. Hinter ihm steht der Constabel, der Repräsentant der Polizey mit seinem Stabe. Eine herrliche Figur, wie man sie aber zu Hunderten in England sieht; ächte derbe Composition aus Beef und Pudding, braunroth glühend, untersetzt und stämmig bis zur Zweysitzigkeit; einen kleinen Schritt voran mit einem Verdauungs-Apparat von der behaglichsten Wölbung, dem wahren Sinnbilde für Nationalschuld und Taxendruck. — Seine rechte Hand ruhet ermahnend auf des Wirths Schulter. Er scheint kaltes Blut und Vorsichtigkeit zu empfehlen. Es ist nicht gut, zu viel Herz zu haben, zumahl bey Fällen, wie dieser, wo blanke Degen umher spiegeln; wären es Weingläser oder ihre Scherben, so ließe sich wohl ein Uebriges thun. — Der Nachtwächter, noch vorsichtiger als die Polizey, steht an der Spitze des Detachements, hinten; er wagt sich nicht, und will sich nicht wagen, auch commandirt er nicht einmahl, er leuchtet bloß. Man sieht an ihm nichts, als die rechte Hand und die Laterne, deren Zuglöcher sich an der Decke des Zimmers nach den Regeln der Perspective abbilden, und dort eine Art von Baldachin über einem Throne werden, von dem wir zu seiner Zeit reden wollen.

Herr Silbermund, seines Sieges zwar gewiß, ergreift dennoch die Flucht des kleinen Detaschements wegen. Als Advokat konnte er besser als irgend jemand wissen, daß der Wohlfahrts-Bauch dort in der Thüre, zu den leichten Truppen eines unüberwindlichen Corps, nähmlich der Englischen Criminal-Justiz gehört, und daß dieses Corps selten fern ist, wenn sich dergleichen Vortruppen zeigen. Besonders aber scheint er einen gewissen Ab- und Zuläufer in jenem Dienste zu fürchten, einen übrigens ganz unbedeutenden Menschen, dessen Umgang aber nicht immer gut vermieden werden kann, und alsdann etwas sehr Lästiges hat, den Henkerknecht. Daher die große Eile und die Retirade durch eine Straßenthüre aus der zweyten Etage mit einer sehr abbrevirten Treppe, deren oberste Staffel die Thürschwelle, die unterste aber die Straße selbst ist. Obendrein ist es eine Flucht im Winter, denn die Haupterleuchtung auf diesem Blatte kommt von dem Camminfeuer,

und

und eine windige Nacht, denn die Lichtflamme weiset auf Schnupfenzug vom Fenster nach der Thüre. Es ist hart zu einer solchen Zeit so zurückgedrückt zu werden, zumahl in einem solchen Sommerpelz. Leichter bekleidet, als dieser, hat doch wohl kürzlich kein Sieger die Flucht genommen.

Das Uebrige sehe man am angeführten Orte, S. 225, fgg.

Nach den Lehren der Mimik vom Herrn von Götz, finden wir in seinem Versuch leidenschaftlicher Entwürfe (*), nicht allein sehr viel Wahres, sondern auch eine ziemlich genaue Schilderung der Grade des Schreckens. Blandine, die Prinzessinn, wird zuvörderst von einer schaudervollen Nacht umgeben, woher sie auch sagt: „Ewiger, wie entsetzlich die Nacht! Leichenschauer im ganzen Gesichtskreise, und das hohle „Gewinsel in der Ferne — und das dumpfe Knarren „des Wetterhahns.“ — Indem sie die Schrecknisse der Natur mit schwärmendem Geiste und mit bebender Stimme durchgeht, verfällt sie auf die Erinnerung zufälliger Umstände, womit ihrer Mutter Tod begleitet seyn konnte. Sie ruft daher aus, „seit meiner „Mutter Tod war keine Nacht wie diese!“ Die Schreckens-Scene vermehrt sich aber dennoch. Sie wird vom Blitze und Donner geängstigt; aber übermannt von dem Schauer schrecklicher Bilder, welche mit schnellem Laufe in ihre Seele dringen, dünkt sie sich — vielleicht gewisser Ahndungen voll, ihren Geliebten schon verloren. Deßhalb schreyet sie: „Entsetzen ergreift mich!“ Doch will sie ihn suchen, und glaubt ihn finden zu müssen. Sie eilet mit zur Hülfe gestreckten Armen an die Thüre — — aber solche öffnet sich schon zuvor feyerlich. Ein Mann mit langem Flor über-

(*) Man kann hier von S. 165, und folgendes nachlesen, indem ich nur den Inhalt anzeige, und nach den Umständen verändere, da ich nicht fürs Theater schreibe.

überdeckt, trägt eine mit schwarzem Tuche überdeckte Schüssel. Blandine will über den unvermutheten Anblick erstarren. Ein Gewühl von schrecklichen Ahndungen und Erwartungen lähmt ihre Kräfte.

Außer den natürlichen unwillkürlichen Ursachen, wodurch wir in heftigen Schrecken, (vermöge des Blutlaufes Stockung,) unbeweglich werden, kommt noch eine besondere Gewohnheit schüchterner Gemüther hinzu, die in Fällen, wo das Schrecken verursachende Object sich unbeweglich zeigt, sich von ihm weder zu entfernen noch zu nähern getrauet; gleichsam aus Besorgniß, den schädlichen Einfluß des schreckenden Gegenstandes dadurch vorzüglich auf sich zu ziehen. Zwar langt Blandine zitternd darnach — allein bey jedem Schritte, womit der Trauermann sich ihr langsam und feyerlich nähert, weicht sie auch zurück. An dem Tische erreicht er sie, und bietet ihr den blutig zerbrochenen Ring (des Lenardo) dar; noch hält sie sich mit einer Hand an dem Tische fest, und wagt es kaum, mit der andern nach dem schrecklichen Vorbedeutungszeichen zu langen. Ihr Auge versucht durch den Schleyer, welcher den Boden überdeckt, den Sinn dieser geheimnißvollen Erscheinung aus seinen Augen zu lesen. Man sehe Figur 4408.

Das Anhalten mit der rechten Hand, gehört unter die unwillkürlichen Bewegungen, die der Furcht, (welche die Gefährtinn des Schreckens ist,) besonders der weiblichen, in höhern Graden eigen sind. Man klammert sich gern an feste Theile, um sich gegen Losreißungen zu schützen. Bey Annäherung der Gefahr verbergen wir uns hinter die zerstörbarsten Dinge, und hoffen uns dadurch eine Brustwehr verschafft zu haben, um dem eindringenden Uebel zu wehren. Außer dieser Veranlassung kann dieses Anhalten im gegenwärtigen Falle, oder in ähnlichen Situationen als eine Folge der Entkräftung, welche bey Furcht und Schrecken auf

un-

unsere Glieder wirkt, angesehen werden. — Ich habs sogar von neu gebornen Kindern gesehen, daß sie, um nicht fallen zu wollen, schon auf den Schooße der Hebamme umhergreifen, sich zu halten. Es ist Natur.

Ein zweyter Hiobsbote hat ein versiegeltes Geschirr, und bringt es. Wieder ermannt sich ihre Seele, um den Aufschluß dieser zweyten Erscheinung zu erwarten, und versucht mit angemaßter Gesetztheit den Blick des sich nähernden Mannes ertragen zu wollen. Indem sie aber das Geschirr in die Hand nimmt, (es ist die Urne mit dem Herzen ihres todten Lenardo) wird sie von der geglaubten Standhaftigkeit verlassen, und mit abgewandtem Blicke, welcher ihre leidensvolle Herzenslage ankündigt, vermag sie in sinkender Kraft das Geschirr nicht zu halten.

In den schrecklichsten Situationen, worin unser Körper Entkräftung und Schmerz empfindet, vermag oft ein leichter Umstand, wodurch die Seele gerührt wird, uns die Kraft eines unbeschädigten Körpers wieder zu geben, entweder, um der Freude über gute Zufälle zu genießen, oder, um den neuen Leidenzuwachs auszuhalten. Man wird den Beweis in den Scenen der menschlichen Verhängnisse, besonders aber bey peinlichen Verhören und Züchtigungen vielfältig gewahr.

Zu Erhöhung des Eindruckes steht der Ueberbringer dieses fürchterlichen Gefäßes, mit gefalteten, ans Gesicht gezognen, Antheil zeigenden Händen stille, und versucht der Unglücklichen Jammer zu ermessen. Dies kann man in der Figur 4409 sehen.

Ein dritter bringt, um ihr Unglück aufs höchste zu treiben, einen versiegelten Brief. Ihre Kraft entweicht nun noch mehr, indem sie den Brief erblickt, und den Aufschluß der geheimnißvollen Erscheinung erwartet. Verlassenheit und Beben erfüllet ihre Seele, indem ihre Hand sich öffnet das schreckliche Blatt zu

er-

ergreifen. Mühsam heften ihre Augen sich abwärts, und scheinen schon den Inhalt davon zu errathen. Nachdem sie das Siegel zerrissen, so scheinen, in der betäubten Lage, worein sie durch die vorhergegangenen Auftritte versetzt worden, ihre Blicke Beystand des Himmels und Standhaftigkeit zu erflehen, um die Bedeutung des Inhalts fassen, und dagegen aushalten zu können. Sie liefet mit brechender Stimme: „Ver„worfenste unter deines Gleichen, — steck den Trau„ring an, und folge dem Verdammten nach."

Volle Angst schwebt in diesem Augenblicke auf ihren Lippen; schmerzvoll rollen ihren Augen durch die ersten Zeilen des Blattes, dessen Inhalt sie mit marternder Ungeduld zu verschlingen scheint; die Stimme ist bebend, und mit gewaltsam angesträngter Brust herausgepreßt. Die Wahrscheinlichkeit dieser Aeußerung liegt in höheren Graden der aufsteigenden Angst. Missethäter die ihrer Hinrichtung sich nähern, werden meist mit jedem Schritte, womit sie an den schrecklichen Platz ihrer Vernichtung treten, mit erhöheter, bebender Stimme beten. Dies geschieht durch Kampf der Kräfte mit dem Willen, so daß das durch die Einbildungskraft schrecklicher Erwartungen erhitzte Blut, die Fibern zu dem höchsten Umfange ihrer Wirkung spannt, und die brausenden Säfte mit Gewalt nach dem Hirne treibt. Dies könnte dasjenige seyn, was man im gemeinen Leben Angst und Schrecken nennt.

Sie liefet: „Er ist in der Ewigkeit und sendet dir „zum Andenken sein Herz." Man sehe Figur 4410, und bemerke, wie das beym Fortlesen sichtbare Absinken des Körpers, und die mit Spannung aufgehobenen Hände, womit sie das Blatt zitternd hält, mit diesem Zustande verknüpfte Folgen sind. Indem sie das Schicksal ihres Geliebten, und die erschreckliche Zusendung seines Herzens entdeckt, wird der damit ver-

knüpfte heftige Aufruhr ihres Nervensystems zu einem so hohen Grade der Betäubung gespannt, daß der darauf erfolgte Augenblick eine vollkommene Entkräftung ihrer Natur nach sich zieht. In der Figur 4411, ist der Moment ausgedrückt, wie der angstvolle Schrekken aufs Gehirn wirkt, woher ihre Hände schnell nach dem schmerzenden Theil auffahren. Da dieser Druck des Gehirns aber auch auf den übrigen Körper Einfluß nimmt, so verlassen sie die Kräfte, sich aufrecht zu erhalten, und die Hände fahren (man sehe Figur 4412) in heftigen Zuckungen, gleichsam zur Hülfe auffordernd, in die Höhe, indem ihr Körper niedersinkt. Eine solche Bewegung geschieht in dergleichen Momenten, wo noch ein kranker Rest des Gefühls die Besinnungskräfte nicht ganz verzehrt hat, unwillkürlich und häufig. In dieser Lage ist ihr Auge etwas geöffneter, als in der vorigen Figur, weil daselbst hauptsächlich Betäubung und Schlag der Besinnungskräfte, im gegenwärtigen Falle hingegen ein schnell vorüberfliegendes Bewußtseyn ihres Hinstürzens vorkommt, wobey auch in der Mitte der heftigsten Erschütterungen und Ohnmachten die Augen, um sich einigermaßen im Sturze zu helfen, geöffnet zu werden pflegen.

Die Figur 4413 zeiget die natürlichste Lage, worein der Körper aus bevorstehender versetzt werden kann. Hier erscheint der Punct, wobey sich ihr Character, und die Veranlassungen zu handeln, verändern, und nach andern Gesetzen fortschreiten: Ermüdet von den heftigsten Trieben einer bey ihrem zu lebhaft empfindenden Temperamente unheilbar gewordenen Leidenschaft, erkrankte ihr Herz und Gehirn. Sie vermochten daher um so minder gegen den Eindruck der gräßlichsten Scene anzuhalten; dennoch haben ihre Blutgefäße die Lebensgeister gewaltig nach dem Kopfe gestoßen, daselbst in den Kanälen des Gehirns eine ungeheure

gewöhnliche Stockung und Aufruhr erregt, und dadurch die übrigen Theile so entkräftet, daß sie betäubt und von Sinnen darniederliegt.

Gewöhnlich pflegt der Blutumlauf sich in solchen Situationen etwas zu mindern, und die Personen erwachen von ihrer Betäubung wie von einem tiefen Schlafe. Ein Umstand, welcher meist mit dergleichen heftigen Situationen verknüpft ist, indem die mit Betäubung geschlagenen Personen sich des heftigsten Paroxismus nur wie träumend erinnern, und den schmerzlichen Eindruck erst nach der Hand bey gesundem Verstande, und oft durch Bilder der geringsten Imagination sich empfindlicher werden lassen, als die Natur des Schadens mit sich bringt. Solche Situationen sind häufig gewöhnliche Folgen aller allzu heftig gewesenen Leidenschaften.

Die Neubegierde, oder (vielleicht besser gesprochen), Neugierde, kann unter gewissen Umständen mit zu den lasterhaften Leidenschaften gerechnet werden. Man muß sie nicht mit jener guten Eigenschaft verwechseln, die wir Wißbegierde nennen, und durch welche wir uns immer mehrere Seelenvollkommenheiten erwerben. Ein junger Mann, der nicht wißbegierig — dem es einerley ist, ob er in einer nützlichen Sache, mehrere Erkenntniß erlange oder nicht, der wird es niemahls zu einem hohen Grade in den Wissenschaften bringen, wenigstens wird er nie eine weitläuftige Kenntniß vieler Dinge erlangen. Es ist gut, wenn unsere Wißbegierde so weit geht, daß wir von allen Dingen eine Erkenntniß zu haben suchen, welche uns nur einigermaßen nützen können.

Plutarch rühmt (im Leben Alexanders) die Wißbegierde des jungen Alexanders, der sich fleißig mit Lesen beschäftiget, um seine Erkenntniß zu vermehren, und daher auch sogar etwas von der Arzneywissenschaft gelernet, so daß er bisweilen seinen Freunden Recepte

hat verschreiben können. Er erzählt von ihm, daß, als die persischen Gesandten an den Hof seines Vaters gekommen, habe Alexander, welcher damahls noch ein Knabe gewesen, sich bey ihnen nach der Lage und Entfernung der Oerter, nach der Macht des persischen Königs, nach seinem Betragen gegen die Feinde, und dergleichen, erkundigt. Dies ist Wißbegierde. Wenn wir uns aber um allerley Kleinigkeiten bekümmern, die unter Privatpersonen vorkommen, die uns nicht einmahl geziemen zu wissen, so ist dies lasterhafte Neugierde.

Ein neugieriger Mensch kümmert sich um alles, auch um die geringsten Dinge. Er erkundigt sich nach des Nachbars Gesinde, und allen deren Handlungen, — was in fremden Küchen, Kellern und Speisekammern vorgeht, und dergleichen Dinge mehr. Man versinnlichet die Neugierde durch eine weibliche Figur in einem mit Augen und Ohren besetzten Gewande, und in der Stellung eines lauschenden Menschen, der an den Fingern nachrechnet, was er höret. Die auswärts gerichteten Flügel sind eine Anspielung auf die Lebhaftigkeit, womit der Neugierige alles zu erfahren trachtet. Bey den Aegyptern war der Frosch das Sinnbild der Neugierde, vielleicht deswegen, weil seine Ohren weit offen stehen, oder weil sein Blick starr und voll Aufmerksamkeit zu seyn scheint. Man sehe die Figur 4414. Was aber übrigens hier noch fehlen möchte, wird in dem besondern Artikel Neugierde nachfolgen.

Vom Hochmuthe ist im XXIVsten Th. der Encyklopädie, S. 65, fgg. schon gehandelt worden; in sofern derselbe aber eine Leidenschaft ist, wird es nothwendig seyn, noch einiges nachzutragen. Die Figur 4415 stellet den Hochmuth vor. Das Kleid soll von der Farbe des Grünspans seyn; ihre Eselsohren bedeuten ihre Unwissenheit, und, die Art, wie sie den

Kopf

Kopf trägt, indem sie die Hände in die Hüften stämmt, beweisen ihren übel angebrachten Stolz. Der Pfau neben ihr ist das Sinnbild der Hochmuthes, und die kalekutische Henne mit ihrem ausgebreiteten Schweife, ist das leibhaftige Ebenbild der Dummheit.

Stosch nimmt alle die Wörter, welche diese Leidenschaft bezeichnen, nähmlich: Einbildung, Hoffahrt, Hochmuth, Stolz, Aufgeblasenheit, Dünkel, Eigendünkel, zwar zusammen, allein er macht dennoch verschiedenen Unterschied (*). Die Einbildnng besteht in einer allzu guten Meinung, welche ein Mensch von sich selbst und seinen Verdiensten hat. Der Hochmuth ist eine Begierde sich über andere zu erheben, und mehr zu seyn, als man in der That ist. Der Stolz besteht in einer wirklichen Erhebung über andere, welche man gegen sich selber geringe schätzt. Die Hoffarth hat den Hochmuth zum Grunde, und besteht in einer äußerlichen Pracht, wodurch man sich über seinen Stand zu erheben, und bey andern ein Ansehen zu erwecken sucht. Die Aufgeblasenheit, ist aus Einbildung, Hochmuth, Stolz und Hoffahrt zusammengesetzt und die höchste Staffel davon.

Ein eingebildeter, oder von sich eingenommener Mensch, eignet sich selbst gewisse Eigenschaften und Vorzüge zu, welche er in der That nicht hat. Ein Hochmüthiger kann wirklich Vorzüge und gute Eigenschaften besitzen, aber er will eben deswegen mehr seyn, als er ist, und sucht sich über andere zu erheben. Ein Stolzer erhebt sich wirklich mehr, als er thun sollte. Weil er einige Vorzüge besitzet, so siehet er diejenigen, welche solche Vorzüge nicht haben mit verächtlichen Augen an. Ein Hoffährtiger bezeiget den Hoch-



(*) Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter in der deutschen Sprache.

muth in seinem ganzen Betragen, er liebet die Pracht, und seßet eine Ehre darein, wenn er kostbarer als andere gekleidet ist, mehr Bedienten hat — ja sogar — wenn er auch nur seine Stiefeln besser als andere wächsen lassen kann, und dergleichen Dinge mehr. Der Aufgeblasene ist ganz unmäßig von sich selber eingenommen; er will allenthalben der vornehmste seyn; er siehet andere verächtlich an; er redet mit niemand freundlich, den er nicht für seines Gleichen hält; er ist gebieterisch gegen Geringere; er treibet die Pracht so weit als er nur immer kann, weil er einfältig genug ist, daß man ihn darum desto mehr ehren werde, u. s. w.

Ein eingebildeter Mensch ehret sich selbst; ein Hochmüthiger will von andern geehret seyn; ein Stolzer troßet auf seine Vorzüge, und verachtet diejenigen, welche sie nicht haben. Ein Hoffährtiger suchet die Ehre dadurch zu erlangen, daß er seine Vorzüge, Reichthümer, (wenn er deren besitzt,) und dergleichen, allen Menschen gern vor Augen leget, und ein Aufgeblasener kann, seiner Einbildung nach, niemahls genug geehret werden, denn alle Menschen scheinen ihm, gegen sich selbst geringe zu seyn. Die Einbildung und der Hochmuth lassen sich bisweilen verbergen, sie stellen sich sogar demüthig an, und bewegen uns, andern Ehre zu erzeigen, in der Absicht, damit uns hernach desto größere Ehre widerfahren möge. Der Stolz, die Hoffahrt und die Aufgeblasenheit, können sich niemahls verbergen, sie blicken in allen Handlungen des Menschen, auch wider seinen Willen, hervor.

Auch dasjenige, was man Dünkel und Eigendünkel zu nennen pflegt, gehöret hierher, indem dadurch ebenfalls eine übertriebene gute Meinung zu erkennen gegeben wird, welche jemand von sich selbst und seinen Verdiensten hat, und welche aus der Einbildung und dem Stolze entstehet. Der Dünkel unterscheidet sich

von

von der Einbildung dadurch, daß er mit vielem Stolze und Verachtung anderer verknüpft ist. Ein eingebildeter Mensch hat eine gar zu gute Meinung von sich selbst und seinen Verdiensten, er eignet sich auch wohl gewisse gute Eigenschaften und Vorzüge zu, welche er wirklich nicht besitzet, aber, er verachtet deswegen nicht allemahl andere.

Mancher Junker, welcher bloß auf seinen Adel stolz ist, und sich deswegen dünken läßt, aus besserm Lehm gemacht zu seyn, weil er sechszehn Ahnen zählen kann, so daß, ob er gleich sonst, gar keine Verdienste hat, er dennoch alle diejenigen, neben sich verachtet und geringschätzet, welche nicht von seinem Herkommen sind, hat viel Dünkel, man kann sagen: er ist wegen seines Adels, von einem unausstehlichen Dünkel eingenommen. Ein Mensch, welcher wegen einiger guter Eigenschaften und Fähigkeiten, die er besitzt, eine gar zu stalze Einbildung von sich selber hat, und daher mit Verachtung alles guten Raths, welcher ihm von andern könnte gegeben werden, nur immer nach seinem eigenen Gutdünken handeln will, sich selbst für klüger, als alle andere, und alles was er thut, für besser hält, als was andere vernünftige Leute gethan haben, oder auch sich einbildet, daß er allein alles in einer Sache ausrichten könne, hat einen Eigendünkel.

Der Stolz, mit seinen eben beschriebenen Nebenzweigen stehet mit der Ehrliebe, Ehrbegierde, Ehrgeiz, Ehrsucht und der Ruhmbegierde in sehr naher Verwandschaft. Eine Verlangen und eine Bemühung, Ehre und Vorzüge zu erhalten, wird durch diese Wörter ausgedrückt, und ist der Hauptbegriff, welchen sie mit einander gemein haben. Sie steigen aber stufenweise, so daß eins stärker, als das andere ist, und auch andere Nebenbegriffe als das andere giebt. Wie die Liebe überhaupt ein Vergnügen ist, welches man aus den

Vollkommenheiten einer Sache schöpft, und ein Verlangen, dieselbe zu besitzen, so scheint auch das Wort Ehrliebe, besonders das Vergnügen anzuzeigen, welches man in der Besitzung solcher Dinge, oder solcher Vorzüge findet, welche uns Ehre zubringen, und ein Verlangen, derselben theilhaftig zu werden. Dies wäre also noch keine heftige Leidenschaft.

Die Ehrbegierde geht weiter, sie besteht in einem heftigen Verlangen nach solchen Dingen, welche uns wirkliche Vorzüge und Ehre bey andern verschaffen können. Der Ehrgeiz gehet noch weiter, und, wie der Geldgeiz eine zu weit getriebene Begierde nach Reichthum ist, so ist auch der Ehrgeiz eine zu weit getriebene Begierde nach Ehre, die da macht, daß man nur immer sich über andere erheben will, und ein Vergnügen darin findet, von ihnen geehrt zu werden, man mag solcher Ehre würdig seyn, oder nicht.

Das Wort Sucht, kommt her, von Siechen, Seuche, und wird verschiedenen Krankheiten beygelegt. Ehrsucht scheinet also der Etymologie nach, gleichsam eine Krankheit der Seele, oder etwas Fehlerhaftes in der Begierde nach Ehre anzuzeigen; und man nennet Ehrsucht, eine solche heftige Begierde nach Ehre, welche dem Menschen keine Ruhe läßt, sondern ihn immer antreibt, nach mehrerer Ehre zu trachten, und alle mögliche Mittel dazu zu gebrauchen.

Ehrliebe und Ehrbegierde sind löblich, und wenn man diese Wörter ohne Zusatz gebraucht, haben sie allemahl einen guten Verstand. Im gegenseitigen Falle, pflegt man es durch ein Beywort, oder Umschreibung anzuzeigen: eine falsche, eine übertriebene Ehrbegierde oder Ehrliebe, u. dgl. Ehrgeiz und Ehrsucht, haben einen nachtheiligen Verstand, sie drücken allemahl etwas Uebertriebenes in der Begierde nach Ehre aus, und das letzte ist die höchste Stufe davon.

Der

Der Ehrliebende liebt die Ehre, und suchet sie in rechtmäßigen und guten Dingen. Er findet ein Vergnügen an solchen Handlungen, welche ihm eine wahre Ehre verschaffen können, und hütet sich vor allem, was ihn derselben könnte verlustig machen.

Der Ehrbegierige thut eben das; aber sein Verlangen nach Ehre ist stärker, es treibet ihn mit mehrerer Heftigkeit zu solchen Handlungen, welche ihm Vorzüge zuwege bringen können.

Der Ehrgeizige schätzet die Ehre allzu hoch, er sucht nur sich zu erheben, und Vorzüge zu erlangen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er sie verdient habe oder nicht. Alle seine Reden und Handlungen, sind dahin gerichtet, andern eine große Meinung von sich, seinen Verdiensten, Vorzügen, Geschicklichkeiten u. s. w. beyzubringen, und, er läßt nicht gern etwas gegen sich thun, oder von sich reden, wodurch er die gute Meinung, welche andere Menschen von ihm haben, bey ihnen verlieren könnte, wenn er gleich überzeugt wäre, daß sie mit Unrecht solche gute Gedanken von ihm haben, und er dessen nicht werth sey. Der Ehrsüchtige geht noch weiter, er ist niemahls zufrieden; die größeste Ehre beruhigt ihn nicht gänzlich, sondern er will noch immer mehr geehrt seyn, und macht aus der Ehre einen Götzen, welchem er alles aufopfert.

Vielleicht könnte man sagen: Aristides war ehrliebend, denn er fand ein Vergnügen in allen solchen guten und rechtmäßigen Handlungen, welche in seinem Vaterlande ihm Ehre verschaffen konnten; so wie er denn auch, da die zehn Feldherren der Griechen wechselsweise jeder einen Tag die oberste Gewalt hatten, der erste war, welcher seinen Tag dem Miltiades abtrat, weil er diesen für geschickter als sich selbst hielte, die Truppen anzuführen. Cimon war ehrbegierig; er hatte ein recht heftiges Verlangen, von allen in seinem Vaterlande geehrt zu werden, wovon besonders

seine außerordentliche Freygebigkeit zeuget, wodurch er sich einen jeden verbindlich zu machen suchte. Perikles war ehrgeizig, er suchte nur sich selbst zu erheben, und die höchste Gewalt in Athen zu erlangen. Alexander war ehrsüchtig; seine Begierde nach Ehre ließ ihm keine Ruhe, sondern trieb ihn beständig an, noch immer nach größerer Ehre zu trachten, daher er auch mehrere Welten wünschte, damit er sie erobern könne, und als ein Gott wollte angebetet seyn. Er opferte alles seiner unbezähmten Ehrbegierde, auf, sogar den guten Nahmen seiner Mutter, da er wollte, daß man ihn für einen Sohn Jupiters halten sollte, und seinen Freund Clitus, welcher nur in der Trunkenheit seine Thaten verkleinert, und den Philippus erhoben hatte.

Ruhmbegierde kommt mit der Ehrbegierde sehr überein, denn alles, was uns Ehre bringet, pflegt uns auch gemeiniglich Ruhm zu erwerben; nur siehet dieses Wort mehr auf das Lob und den Ruhm, welchen uns andere Menschen beylegen; Ehrbegierde mehr auf die wirkliche Ehre selbst, welche wir zu erlangen suchen.

Zu dieser Leidenschaft kann auch die Begierde zu gefallen gerechnet werden, denn diese gränzet durch eine gewisse Begierde zu glänzen, an die vorher genannte Ehr- und Ruhmbegierde. Wenn die Begierde zu gefallen, nicht überall und an sich Tugend ist — denn dafür möchte sie wohl nicht allemahl unterzubringen seyn, — so kann sie doch so etwas werden, das ihr sehr ähnlich sieht, und oft auch ähnliche Wirkungen thut. Sie macht gesellig, artig, verbindlich — auch freundschaftlich nach dem gewöhnlichen Fuß. Sie wird auf diese Art oft das Band der Gesellschaft, die Würze der gesitteten — und die Nahrung der feinen und großen Welt. Unter allen Wegen sein Glück zu machen, ist sie einer von den vorzüglichsten. Sie führt

mehrentheils schneller zum Tempel des Glücks, als das hervorstechendste und entscheidendste Verdienst, welches ohne ihre Begleitung oft spät, oft auch gar nicht, wenigstens immer sehr beschwerlich dort anlangt. Kurz, der Nutzen der Begierde zu gefallen, ist so groß und mannigfaltig, daß man sie billig anpreiset, und einem jeden, der gemächlich durch die Welt, und in der Welt fort will, wohlmeinend anräth, diesen Trieb in sich zu erwecken. Ihn zu affectiren, wäre noch leichter, aber leider! thut selten die Nachahmung das zur Hälfte, was reine Natur vermag.

Die Begierde zu glänzen, oder der Stolz gewisser Art ist mehrentheils unangenehm, und bringt gegen sich auf. Er blendet häufig durch zu starken Schimmer, oder tritt vor das Licht, und beydes weiß man dem Stolzen wenig Dank. In einer schiefen Richtung, welche er sehr leicht annimmt, macht er Eroberer, Großprahler, Controversisten, Pedanten, und sonderlich unerträgliche Egoisten. Er ist ein Gift der Freundschaft, und eine Geißel des Umgangs; — er beleidiget andere noch mehr, als er sich selbst gefällt. Sein Schatten, den er auf alles wirft, was sich ihm nähert, ist drückend und verursacht eine Kälte, von welcher nur ein kurzer Uebergang zum Unwillen und Haß ist.

Daher rührt das widrige Verhältniß, in welchem die Glänzsucht mit Freundschaft und gesellschaftlicher Verbindung stehet. Wer bloß glänzen will, wird allein seyn, weil er alles verscheucht, was nicht zu bleiben genöthigt ist. Das wesentlichste Verdienst wird merklich leiden, wenn es seinen Besitzer zu sehr geltend machen will. Es wird so lange verkannt, wenigstens nicht gehörig geschätzt, als dieser im Gesichte oder nahe ist. Wenn er entfernt, oder gar nicht mehr ist, so wird man mit Zurücksetzung der Persönlichkeit vielleicht der Sache Gerechtigkeit widerfahren lassen —

wenn

wenn sie sonst nicht vergessen wird. Die übrigen nachtheiligen Wirkungen der Glänzsucht, wo sie durch ihre Wendungen falsches, und in seltsamer Farbenmischung reflectirendes Licht giebet, welches statt des großen Mannes, den es zeigen sollte, einen kleinen Geck sehen läßt, wollen wir jetzt übergehen. Fehler welche sich selbst bestrafen, und im Grunde niemand mehr als ihren Urheber selbst schaden, rüget man oft nicht hart.

Aber, es würde Ungerechtigkeit seyn, nicht auch das Gute von einer Sache zu sagen, nachdem man das Schlimme gesagt hat. Es nimmt die Anlage zum Stolze, oder der Stolz selbst, oder die Begierde zu glänzen, oder die Ehr- und Ruhmbegierde, nicht immer eine schiefe Richtung; sie wählt auch zu Zeiten eine gerade, und hier ist sie so schätzenswerth, als sie dort verhaßt war. Sie bildet Helden, Patrioten, große Gelehrte, Philosophen, Dichter, Künstler, und überhaupt fast alles Große und Erhabene, was wir in der Menschheit antreffen.

Man wird nicht eine Leidenschaft nennen können, die zugleich so gut und so schlecht, so klein und so groß, so wohlthätig und so verderblich in ihren Wirkungen ist. Sie trieb den Diogenes ins Faß, aber sie lehrte ihn auch die Gnade eines Alexanders verachten. Sie ließ den Plato viel mystischen Unsinn, aber auch viel Schönes sagen, so wie den Aristoteles eine Menge von leeren Kunstwörtern unter einer Mischung von scharfsinnigen Gedanken und nützlichen Wahrheiten. Sie bildete die Cäsars und Brutus, die Saturninen und Gracchen, die Marier und Decier. So verschieden oder vielmehr widersprechend, war ihre Wirkung, nachdem sie einen geraden, oder schiefen, Gang nahm. Ein Segen und Fluch der halben Erde, oft in einem und eben demselben Subject. Die Welt würde ohne diesen Trieb eine Menge von Thorheiten

heiten und Lastern, aber auch eine gute Anzahl von Weisheit und Tugenden weniger gesehen haben. Die Tugend ist ihm in der That, von dieser Seite genommen, nicht wenig schuldig, und bey einer genauen Untersuchung würde sich zeigen, daß sie ihm ihre besten Muster größtentheils zu verdanken habe. Ob die Ehre der Menschheit und ihre Tugend dabey gewinnt, das ist eine andere Frage. Genug, sie kann, so wie die Sachen jetzt stehen, bey den mehresten nicht füglich entbehrt werden. Sie ist ihrer Tugend, was die Galle der Dauungskraft, und die Schärfe den Nerven ist, die Reizung und das Mobil, ohne welches sie unthätig bleiben, oder doch ihre Thätigkeit nur schwach beweisen würde. Nehmet dem Menschen alle Begierde zu glänzen, und der größeste Theil der Erdbewohner wird schlummern, oder im Staube kriechen.

Die Begierde zu gefallen, kann diesen Abgang so wenig ersetzen, daß sie vielmehr selbst darunter leidet. Und zwar so sehr, daß sie mehr als die Hälfte von ihrem Werthe darneben verliert. Sie hat, so gut als der Stolz, oder die Begierde zu glänzen, ihre schiefen Richtungen, die sie selten zu nehmen ermangelt, sobald sie allein geht. Niederträchtigkeit, Zwang, Verstellung und unzeitige kleine Künsteley, sind die gewöhnlichen Abwege, worauf sie verleitet. Hier macht sie Schmeichler, Betrüger, Unbeständige, Modeaffen, und sonderlich diejenige Gattung von menschlichen Insecten, welche alle Farben, wie das Chamäleon, annehmen, und eigentlich nichts sind, weil sie alles werden, was man will, um zu gefallen. Diese Nullen in der menschlichen Gesellschaft, die viele so gern haben, weil sie überall hinpassen, und nach Gefallen zu gebrauchen sind, nur nicht zuverlässig, verdienen etwas mehr, als unsere Verachtung. Der Character dieser zweydeutigen Geschöpfe ist allemahl schlecht,

so-

sobald sie sich geltend gemacht, und einen eignen angenommen haben. Welche Betrachtung oder Empfindung wird den zurückhalten, welchem sein eignes Selbst nicht zu lieb und heilig war, es zum Opfer niederträchtiger Absichten zu machen? Der übertriebene Gefällige ist im Grunde immer ein schlechter Mann. Ein Thor gewiß, und zwar nicht von der letzten Klasse, aber insgemein noch etwas mehr, — ein schleichender und nichtswürdiger Bösewicht.

Man sehe die schiefe Richtung, welche die Begierde zu gefallen, bald in geringern, bald in größern Abweichungen nimmt, nicht als einen Vorfall an, der sich nur selten ereignet, und als ein mit unterschleichender Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Er ist sehr gewöhnlich, ja alltäglich. Ein Seitenblick, den wir auf unsere Welt werfen, kann uns davon überzeugen. Und, nach der Natur der Sache kann es gar nicht anders seyn. Die Begierde zu gefallen kann sich wegen ihrer Schwäche und Biegsamkeit nicht gerade oder aufrecht halten. Es mangelt ihr an der genugsamen Consistenz und Spannkraft, zu einem für sich bestehenden Wesen. Die Begierde zu glänzen, muß diesen Mangel durch ihre Steifigkeit ersetzen, und sie unterstützen, wann sie sich halten soll. Wenn beyde mit einander verbunden sind, und in Gesellschaft gehen, so wird die eine den Mangel der andern ersetzen, und beyde werden durch ihre Unterstützung und Gegengewicht, diejenige Richtung erhalten, die ihnen zukommt, und einen Gang nehmen, der sie zu guten und nützlichen Zwecken leitet.

Diese Verbindung wird so viel leichter Statt finden, da beyde Theile bereits durch die Bande der nächsten Verwandschaft vereiniget sind. Sie sind leibliche Schwestern, wie bereits gesagt ist, denn sie sind beyde Töchter der Eitelkeit, und stammen in gerader Linie von der Eitelkeit ab.

Es

Es ist mir nicht unbekannt, daß die Genealogen des menschlichen Herzens hierüber nicht einerley Meinung sind, indem einige die Begierde zu gefallen in eine andere Nebenlinie setzen, und als eine Tochter der Menschenliebe aufführen. Aber der Irrthum dieser Herren ist daher entstanden, weil die Eitelkeit diese ihre älteste Tochter, ihrer eben erwähnten Verwandtinn, welche eine schwache Descendenz hatte, zur Adoption überlassen; die jüngste aber, für welche sie immer eine starke Vorliebe geäußert, für sich behalten hat. Wer sich die Mühe nehmen will in dem Grund- und Lagerbuche der Natur nachzuschlagen, wird diesen Umstand gleich auf der andern Seite in einer deutlichen Randglosse angemerkt finden.

Man gefällt schlecht, wenn man nicht ein wenig glänzt, und man wird schwerlich glänzen, wenn man mißfällt. Dieses ist so wahr, daß es sich durch alle Beobachtungen bestätiget, wenn wir uns dergleichen zu machen die Mühe nehmen. Es wird uns zwar zuweilen das Gegentheil vorkommen, aber das geschieht nur, wenn wir die Sache obenhin betrachten. Man darf nur scharf hinsehen, so verliert sich der Gesichtsbetrug, welcher uns täuschte. Es ist wahr, man gefällt oft am ersten, wenn man gar keinen glänzenden Fleck hat, aber nicht sonderlich, und gewiß nicht lange. Es ist die Gewogenheit eines Schoßhundes, die man erhält; welchem jetzt geschmeichelt, und bald darauf übel begegnet wird. Ein solches Spiel ist nicht jedermanns Sache, und nur die werden es sich gefallen lassen, die auf der hohen Schule der großen Welt so abgehärtet sind, daß sie alles ertragen können. Wir wollen diesen Herren, welchen nichts zu heiß, oder zu kalt ist, den Beyfall nicht beneiden, denn sie so theuer erkauft haben; das wäre höchst ungerecht. Vielmehr wollen wir ihnen Glück dazu, und sonderlich eine recht lange Dauer wünschen, ob wir gleich diesem

Wun-

Wunsche keine große Wirkung zutrauen. Selten behält man den Beyfall lange, welchen man als ein Don gratuit, oder als ein erbetteltes Almosen bekam. Die Welt hat ihre Capricen, die sich nach dem Maße der Schwäche verdoppeln, die sie an uns wahrnimmt. Sie verachtet uns, und wird unserer leicht überdrüssig, wenn wir alles lediglich von ihrer hohen Gnade haben. Und es kann auch leicht kommen, daß wir bey Zausereyen, die zu hart sind, einmahl eine Miene verziehen, oder gar um uns beißen; alsdann ist die mühsame Acquisition vieler Jahre in einer bösen Viertelstunde verloren.

Weit anders verhält es sich, wenn wir das, was wir sind, nicht bloß durch fremde Gnade, sondern durch eignes Verdienst sind. Man wird uns sodann, wenn wir in Ungnade fallen, unser wohl erworbenes Eigenthum lassen. Nicht ohne Abzug, wie man denken kann. — Man wird es durch manches Wenn und Aber schmählern, aber es doch nicht ganz nehmen können. Eine gewisse Achtung kann man auch von einem Feinde erzwingen, aber Beyfall aus bloßer Gunst ist ein Anlehn, welches ein jeder nach Gefallen zurücknimmt. Mit einem Menschen, der ganz und gar von uns abhängt, machen wir wenig Umstände, dagegen schonen wir immer einen solchen, der durch seine Selbstständigkeit etwas mehr zu bedeuten hat. Gewogenheit auf Achtung gebaut hält am längsten, und wir werden allezeit am dauerhaftesten gefallen, wenn wir etwas glänzen.

Nur etwas das versteht sich. Ja nicht zu viel, sonst ist alles verloren. Lieber zu wenig, als zu viel Verdienst, wenn eins seyn muß, das vergiebt man immer am ersten. Wer andere verdunkelt, der macht sich auf ihren Tadel und auf ihren Haß gefaßt. Man kann seinem Feinde keinen verderblichern Rath geben, als wenn man ihn anreizt, sich auf einmahl in seinem gan-

ganzen Lichte zu zeigen. Aber ein wenig, das ist nicht nur ohne alle Gefahr zu wagen, sondern auch zuträglich und nothwendig. Die Welt ist veränderlich und eigennützig. Ihr Beyfall muß fixirt und gekauft werden, — wenigstens getäuscht. Umsonst giebt keiner gern was weg; Beyfall für Beyfall, und Achtung für Achtung — das ist der billigste Handel, worauf man rechnen kann. Dabey wird allerdings einiges Verdienst von unserer Seite erfordert, sonst wird keiner einen Tausch mit uns wagen wollen; denn Beyfall und Achtung, welche nicht einiges Verdienst zum Grunde haben, sind eben so unbedeutend, als das Lächeln einer Statue, oder die Lobsprüche des Echo. Ein Mensch, der keinen weitern Werth als unsern willkürlichen Beyfall hat, besitzt für uns nicht viel mehr Selbstständigkeit, als jene Wesen.

Die Schranken, worin die Begierde zu glänzen sich halten muß, sind nicht schwer zu bestimmen. Ein gesuchter, erborgter und unechter Glanz macht verhaßt und wird verächtlich. Man hüte sich sonderlich, mit dem letztern Staat machen zu wollen. Flittergold reizt nur Kinder, und Vergoldung den unwissenden Pöbel; und auch diesen nicht lange. Niemand wird leicht für massives Gold kaufen, was nur einen dünnen Ueberzug davon hat, und das schlechtere Metall bey leichtem Reiben durchscheinen läßt. Die Welt ist zu betrügen, aber durch abgenutzte Kunstgriffe nicht. Neue zu erfinden ist nicht für jedermann, und selten währet auch diese Herrlichkeit lange. Das Sicherste ist, man trachtet nicht mehr zu scheinen, als man wirklich ist, oder lieber etwas weniger. Die allerheilsamste Cautel aber ist: Man suche nicht auf fremde Kosten, oder durch Verdunkelung irgend eines Menschen zu glänzen. So wie leben und leben lassen, eine Grundregel der Billigkeit ist, so ist auch glänzen und glänzen lassen, eine Haupt-Maxi-

me der Klugheit, welche nie ungeahndet vernachlässiget wird. Man hat genug zu thun; daß man dem Gedränge und den Rippenstößen ausweicht, wenn man sich auch noch so sehr in Acht nimmt, keinem vors Licht zu treten. Wer es aber wagen will, der thue es auf seine Gefahr, und lasse sich die Waffen nicht verdrießen, womit ihn der Neid trifft, dem er sich bloß stellt.

Der natürliche Stolz hält sich durch alles beleidigt, was über ihm ist, und der unnatürliche durch alles, was ihm gleich ist. Um den letztern hat man sich weniger zu bekümmern, denn es ist mit ihm nicht auszukommen, was man auch thun mag. Unterwerfung oder Krieg, und je mehr Unterwerfung, je härterer Druck. Alles, was man thun kann, ist, daß man zu Zeiten ausweicht, und ihn so wenig reizt, als es nur möglich ist. Der erstere aber läßt sich behandeln, wenn man ihn zu behandeln versteht. Wenn wir uns allmählig und mit guter Art hervor schieben, so wird er unsern Vorzug anfänglich nicht merken, und hernach ertragen. Sonderlich wenn wir uns hüten, unsern Schatten auf ihn zu werfen, und ihm vielmehr alle Gelegenheit geben, sich in seinem Lichte zu zeigen. Können wir unvermerkt einige Strahlen von dem unsrigen auf ihn zurückfallen lassen, so wird es so viel besser seyn. Die Eigenliebe wird ihm seinen Glanz verdoppelt zeigen, und vermittelst ihrer schlauen Sophistik ihn glauben machen, daß er, wo nicht besser, doch wohl so gut als wir sey.

In solcher Ueberzeugung stören wir ihn nicht gern, wenn wir klug sind. — Gefälligkeiten von dieser Art bleiben selten unvergolten. Sie gelten für ein Verdienst, und schaffen dem übrigen, das wir haben, zuerst Duldung, hernach Zuneigung. Sie aber bis auf den Grund zu untersuchen, wollen wir eben nicht immer rathen. Genug, es ist etwas, das so aussieht,

und

und damit muß man sich größtentheils in dieser Welt begnügen lassen. Man wird uns gern in diesem Verhältniß einiges Verdienst zugestehen, damit man von dem seinigen so viel mehr überzeugt seyn könne.

Man sieht hieraus, daß die Begierde zu gefallen, und die Begierde zu glänzen, nicht so widersprechend sind, wie man sie insgemein ansieht, sondern sich gar wohl vereinigen lassen. Unter dem Schleyer der Bescheidenheit darf es ein glänzendes Verdienst wagen, sich sehen zu lassen, und an der Hand der Gefälligkeit wird es gern gesehen werden. Und diese erhält wieder, durch ihre Begleiterinn unterstützt, einen festern Stand und sicherern Gang. Sie wird nicht leicht fallen, oder sich auf Abwege verirren. Man trenne sie, und beyde werden ihren Zweck verfehlen. Der Glänzende wird verhaßt, und der Gefällige verächtlich werden. Vereinigt aber werden sie die verlangte Wirkung thun, und machen, daß wir unsern Preis gelten.

Und, das können wir auch, wenn wir es darnach anfangen, und mit einander eins sind. Gelten wollen wir doch alle, ein jeglicher nach seiner Art, und werden es auch, wenn wir uns darnach einrichten. Die Welt ist groß genug, für uns und unsere kleinen Schwachheiten, wenn wir sie nicht unnöthig gegen einander sperren, sondern fein zusammen schichten. Auf diese Art nehmen sie keinen großen Raum ein, und wir können uns alsdann mit guter Art auf unserer Schaubühne ein wenig brüsten und zieren, bis unsere Rolle geendiget ist, wo wir abgehen, und — dann auch vergessen werden.

Von der Freude ist in der Encyklopädie, Th. XV, S. 20, fgg. gehandelt worden; und wie diese durch das Lachen Krankheiten heilen könne, findet man im LVIII Th. S. 169, fgg. so wie man aber auch eben daselbst in der Folge, S. 173, findet, daß sie, wenn

sie allzustark ist, durch das Lachen dem Menschen schädlich sey. Sie wird als eine junge Bacchantinn gemahlt, die in einer Hand Castagnetten, und in der andern eine biscayische Trommel hält. Neben ihr sitzt die Liebe, und spielet ein antikes Instrument. Sie hält auch auf alten Münzen einen Oelzweig, das glückliche Zeichen des Friedens, in der Hand. Zuweilen läßt sie auch verschiedene Kränze von Blumen austheilen, weil es bey den Alten üblich war, an Festtagen dergleichen zu geben.

Lavater (*), nennt nach dem Watelet die Freude die zweyte Hauptleidenschaft dessen Systems, und giebt ihr folgende Unterabtheilungen, als: Zufriedenheit, Lächeln, Fröhlichkeit, Ausdruck der Freude durch körperliche Bewegungen, lautes Gelächter, Freudengeschrey, Freudenthränen (**), Entzücken und Wahnwitz.

Von

(*) Anleitung zur anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers, für Zeichner und Bildhauer, von Johann Heinrich Lavater, Zürich, 1790.

(**) Die Freude ist sehr häufig auch eine Ursache des Weinens. Als Esau und Jacob zusammen kamen, weinten sie, (1 Mos. 33, 4.) und als Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gab, weinte er laut. (1 Mos. 45, 2.) Josephus, Buch 12, Cap. 2, (antiquitat. judaicor.) berichtet, daß, als Ptolomäus Philadelphus die griechische Uebersetzung der heiligen Schrift gesehen, so habe er geweinet. Curtius, lib. 7, cap. 8. n. 4. 5. erzählet ein gleiches Beyspiel von den Soldaten des Alexanders. Terenz, adelph. 3, 4, 46. sagt: lacrima e gaudio; bey dem Velleio Paterculo aber, lib. 2, cap. 104, §. 5. stehet: elicitae gaudio lacrimae. Man sehe auch: *Casaubonum* ad Suetonium, p. 92. *Barthium* ad Claudian. p. 359. *Lambinum* ad Horatium, lib. 1, ep. 18.

Man möchte aber doch bey genauerer Untersuchung dieser Beyspiele vielleicht finden, daß irgend eine Traurigkeit dabey im Spiele gewesen. Ich will annehmen, ich hätte meinen Vater in langer Zeit nicht gesehen, so würde ich gewiß bey der ersten Umarmung weinen. — Ich gestehe es aber offenherzig, wenn ich vor Freuden geweint habe, daß dann in meinem Herzen die größeste Rührung vorging, und

diese

Von dem Lachen findet man in der Encyklopädie, Th. LVIII, S. 161, fgg. eine befriedigende Abhandlung. Für den Künstler will ich aber nach dem le Brun noch anführen, daß diese Bewegung, falls sie auf die Freude folget, durch die Augenbraunen ausgedrückt werde, die gegen die Mitte des Auges sich in die Höhe, bey der Nase aber herunter ziehen. Hierbey schließen sich die Augen mehr oder weniger, nach Maßgabe des Nervenbaues; der Mund stehet halb offen, und läßt die Zähne sehen; seine Winkel aber gehen hinter sich, und zugleich in die Höhe, wodurch dann geschieht, daß die Backen-Falten bekommen, und dabey also aufgeblasen scheinen, als ob sie über die Augen hinauf steigen wollten. Die Gesichtsfarbe röthet, und die Nasenlöcher erweitern sich; die Augen werden naß oder lassen gar Thränen fallen; diese aber,



diese war, meinem Gefühle nach nichts anders, als eine sehr schnelle Vorstellung aller vorher gehabten widrigen Gefühle, die bisher noch immer in der Seele ruheten, aber nun mit einem Mahle aufgehoben — losgerissen — und fortgeschafft werden sollten. Es kämpften nun Freude und Schmerz; — jede Leidenschaft brauchte ihre Gewalt — und der Körper wurde von den kriegführenden Theilen ohngefähr so mitgenommen, als eine Provinz, wenn feindliche Partheyen sich in derselben begegnen. — So ging' mirs auch, als schlechte Menschen sich zwischen meine Verbindung mit meinem jetzigen guten Weibe gesteckt, und unsere Zusammenkunft über ein Jahr verhindert hatten. Wir liebten uns innigst, aber weineten bey der ersten Umarmung, und hernach vor dem Trautische, als Kinder. Dies Weinen war nicht von der Freude unmittelbar selbst, die wir jetzt fühlten, sondern nur — da der Schmerz abzog, von der bloßen Vorstellung des Vergangenen, oder des gewesenen Schmerzes, der nun noch zuletzt seine Gewalt ausübte.

Hieraus ließe sich allenfalls jene Stelle des Seneca (ep. 99.) erklären, wenn er schreibt: hae lacrimae per elisionem cadunt, nolentibus nobis. Aliae sunt, quibus exitum damus, quum memoria eorum, quos amisimus, retractatur. Et ineſt quiddam dulce tristitiae, quum occurrunt sermones eorum jucundi, conservatio hilaris, officiosa pietas: tunc oculi velut in gaudio relaxantur.

weil sie an der Bewegung des Gesichts nichts verändern, sind von den Thränen der Traurigkeit sehr unterschieden. Man sehe die Figuren 4416 und 4417.

Werden Thränen durch den Schmerz ausgepreßt, so entstehet das Weinen. Hierbey wirkt nach dem Camper das fünfte Paar Nerven. Nach dem le Brun ziehet alsdann der, welcher weinet, die Augenbraunen auf die Mitte der Stirn herab, seine Augen sind fast ganz zugedrückt, auch sehr naß, und gehen auf der Seite der Backen abwärts; die Nasenlöcher blähen sich auf; und alle Muskeln und Adern der Stirn lassen sich deutlich sehen; der Mund stehet halb offen, und seine Winkel unter sich, wodurch an den Backen Falten verursacht werden; die untere Lefze stülpet sich über, und gehet heraus; das ganze Gesicht ist runzlicht und gefalten; und die Farbe roth, besonders bey den Augenbraunen, Augen, Nasenflügel und Backen. Solche Gesichter zeigen die Figuren 4418, 4419 und 4420.

Eigentlich ist aber das Weinen diejenige natürliche Bewegung, da durch das Drücken und Zusammenziehen der Muskeln, Wasser aus den Augen fließet, welche Sache man physisch und moralisch betrachten kann.

Erwägt man das Weinen physisch, was dessen Wesen und natürliche Beschaffenheit betrifft, so merkt man insgemein an, wenn das Geblüt auf eine oder die andere Weise in Bewegung gebracht, so lasse es die enthaltenen wässerigen Theile stärker als gewöhnlich, von sich, welche alsdann durch gewisse Augendrüschen ausbrechen. Diese nennet man Thränendrüsen, und es sind deren in jedem Auge zwey, davon die eine in dem großen, die andere in dem kleinen Augenwinkel liegen. Sie ziehen die wässerige Feuchtigkeit aus dem Geblüte an sich, und lassen sie in den Augenliedern wieder aus, den Augapfel zu befeuchten.

Wenn

Wenn aber solche Feuchtigkeit gar zu sehr zufließt, so wird das übrige durch die aus dem großen Augenwinkel zu der Nase sich erstreckende Gänge abgeführet, oder in Thränen ergossen.

Das eigentliche Weinen setzet allezeit eine Traurigkeit des Gemüths voraus, daher ist selten ein wahres Weinen ohne Traurigkeit, wohl aber oft Traurigkeit ohne Weinen. Es ist zuweilen die Traurigkeit nicht gar groß, oft auch mit einem betäubenden Schmerz oder Schrecken verbunden, wodurch man in gewisser Hinsicht erstarret, und nicht die geringsten Thränen vergießen kann — welche aber hernach erst folgen, wenn die Heftigkeit der Erschütterung etwas vorüber ist.

Eben so hänget auch die Beschaffenheit des Weinens größten Theils von der Disposition des Gemüths, und auch des Geblütes ab. Wollüstige, und diejenigen von feuchter Natur, können mehr weinen, als ein Mensch von trockner Complexion; kleine Kinder weinen ehe, als Erwachsene, und Weiber mehr, als Männer. Wenn daher ehemahls Sprenger in seinem malleo maleficarum, und Bodinus in daemonolog. lib. 4, c. 1, auch dieses mit unter die Kennzeichen einer Hexe gerechnet, wenn sie vor dem Richter gestellet wurden, und nicht weineten — so läßt sich daraus abnehmen, wie wenig Kenntnisse die Weisen damahliger finsterer Zeit von dem Menschen sowohl, als von dem vermeinten Galan der alten Weiber gehabt. —

Ist das Weinen eine Wirkung der Traurigkeit, so giebt uns diese Wahrheit weiter zu erkennen: Erstlich, warum man weine? Da alle diejenigen Sachen Statt finden, welche als Objecte einer besondern Traurigkeit angesehen werden können; wie aber diese entweder von sinnlichen Phantasien, oder einer, den Begriffen gemäßen Vorstellung abhängen, folglich es Sachen sind, die entweder nicht trauernswürdig, oder eine Traurig-

keit verdienen; so befindet man in Ansehung dessen einen großen Unterschied bey dem Weinen, nachdem die Vorstellungskraft theils mit einer Beurtheilungskraft, oder ohne dieselbe ist; theils aber eine gewisse Gemüthsbeschaffenheit zum Grunde hat, und etwa durch einen oder den andern Affect gereizt und unterhalten, auch verringert wird.

Aus diesem können wir nun leicht erkennen, warum kleine Kinder wohl über die geringsten Sachen weinen können, da andere hingegen darüber lachen; warum, wenn zwey Personen ein gleiches Unglück trifft, z. B. zweyen Brüdern stirbt ein Vater, der eine weint, der andere aber ganz vergnügt ist, welcher letzterer sich nicht gehörig richtig vorstellet, was der Todesfall mit sich bringet, dergleichen von denen geschieht, die den Gebrauch ihrer gesunden Vernunft noch nicht erlanget; ferner, wie es komme, daß einige länger, als andere, weinen können, u. s. w. Ob nun schon dieses größtentheils von der Beschaffenheit der Vorstellungen abhängt, so ist doch die Disposition des Leibes nicht auszuschließen.

Zweytens, ist das Weinen eine Wirkung der Traurigkeit, so fließet auch daraus, wem dasselbe eigentlich zukömme: Der Mensch allein, der eine Vernunft allein hat, kann weinen; und daß er dieses Vermögen hat, ist wohl aus besonderer Vorsehung des Schöpfers geschehen. Denn, da er zur Gesellschaft und Verbindung mit seines Gleichen erschaffen, so soll er andern durch das Weinen zum Mitleiden; durch das Lachen aber zur theilnehmenden Freude bewegen, und dadurch Gelegenheit geben, daß die Liebe unter einander gestärket, mithin das Band der Gesellschaft fester werde. Legen einige das Weinen unvernünftigen Thieren bey; so geschieht solches im uneigentlichen Verstande, und was man von dem der Statuen und Bilder vorgiebt, — beruhet auf falschen Erzählungen

und

und Betrügereyen. Man sehe den Artikel Leichtgläubigkeit.

Was die Moralität des Weinens betrifft, so fragt sichs, was man davon zu halten? — Ob es recht, oder unrecht sey, wenn man weine? Das Weinen an sich selbst ist eine natürliche Wirkung, die in keines Menschen Gewalt steht, ob er weinen, oder nicht weinen will. Was die ehemahligen Klageweiber, (Th. XXXIX, der Encykl. S. 313, fgg.) sich für Mittel bedient haben mögen, um sogleich für Geld weinen zu können, ist wohl noch nicht völlig ausgemacht. Sie mögen aber auch wohl wenig wirklich geweinet, sondern nur klägliche Geschreye, wie es bey den Morgenländern sehr üblich war, erhoben haben, welche sich zuletzt in Trauerlieder verwandelten — und woraus endlich die Mode entstanden seyn mag, wie es noch an vielen Orten geschieht, daß man die Schule bey der Leiche singen läßt, womit denn zuletzt der christlich-mythologische Zweck verbunden wurde, daß dadurch der Teufel, von der Leiche und deren Begleiter verjagt werden sollte. —

Vernünftig ist das Weinen, wenn man Ursache hat, über ein Unglück zu trauern. Ob aber Heraklit, der stets geweinet haben soll, weil er sich das menschliche Elend, und die große Unwissenheit so vieler Menschen lebhaft vorgestellet (*), vernünftig geweinet habe, lasse ich dahin gestellet seyn. Ist es wahr, so kann er darunter auch die Befriedigung einer gewissen Leidenschaft gesucht haben.

Die Stoiker hielten bey einem weisen Manne das Weinen für unanständig, und diese Grundsätze existiren auch noch hin und wieder. Daß diese Grundsätze aber völlig richtig seyn sollten, getraue ich mir nicht



(*) Man kann hiervon *Lucian.* Tom. I. oper., P. 378, nachsehen.

zu behaupten, denn, wir wissen, daß David, Petrus, ja selbst Christus, geweinet habe.

Das unvernünftige Weinen, bestehet theils darin, wenn man etwas, ohne Ursache zu haben, beweinet — wenn kein wahrer Grund der Traurigkeit vorhanden ist, theils aber auch, wenn man im Weinen keine Maße beobachtet. Unter den ältern Schriftstellern können in Hinsicht dieser Materie nachgelesen werden:

*Joh. Manelfi*, de monte rotundo Sabinae, tr. de fletu et lacrimis. Rom. 1618.
*Jossius*, de risu et fletu.
*Vossius*, de origene et progressu idololatriae, lib. 3, cap. 47, p. 977.
Johann Andreas Schmidt, in fascicul. miscell. physicor. p. 130. (in einer besondern Disputation, de lacrymis.)
*Voetius*, in asceticis, cap. 4, p. 222, seqq.
*Buddeus*, in institut. theol. moral. part. 1, cap. 1, sect. 6, §. 20. und zur Erläuterung kann
*Chiffletii*, tr. de ritu lacrymarum profusarum, dienen; so wie überhaupt
D. Ernst Anton Nicolai, Abhandlung vom Weinen, gelesen zu werden verdienet.

Das Mitleiden ist diejenige Beschaffenheit des Gemüths, wenn ein Mensch, der die widrigen Zufälle anderer, besonders seiner Freunde, betrachtet, durch solche Betrachtung gerühret, und darnach gereizet wird, den guten Muth und das Vergnügen des Leidenden wieder herzustellen. Man theilet solches in das vernünftige und tugendhafte, oder unvernünftige Mitleiden. Das vernünftige und tugendhafte Mitleiden, fließt aus der vernünftigen Liebe des Nächsten, welche nach den Grundsätzen der Vernunft und der Religion die vernünftige Liebe seiner selbst nicht auf-

aufhebet — woher denn folgt, daß ein tugendhaftes Mitleiden in Gegeneinanderhaltung unserers eignen Nutzens, und des Nutzens unsers Nächsten, gar wohl bestehen könne, aber auch durch die Klugheit geleitet werden müsse.

Gracian sagt deswegen (in seinem Orac. Max. 64.) folgendes:

„Es ist auch dieses eine nicht gar kluge Regel, sein „Leben beglückt und vergnügt zu erhalten, daß man „sich einen Verdruß, dem man wohl in seinem ganzen „Leben nicht überwinden dürfte, auf den Hals laden „sollte, um einem andern ein kurzes Vergnügen auf „heute zu machen, sollte es auch der nächste und beste „Freund seyn. Ein Mensch muß sich nie an seinem eig„nen Glück versündigen, um einem andern zu Gefallen „zu leben, der durch eigennützige Rathschläge ihn dazu „zu verleiten trachtet, und doch hernach nur von ferne „zusiehet. So oft die Zufriedenheit der Menschen sich „dergestalt collidiret, daß ein Mensch das Vergnügen „eines andern auf keine andere Weise befördern kann, „als daß er an seiner Statt sich selbst mißvergnügt ma„chen müßte, ist dies eine vernunftmäßige Regel, daß „man lieber den andern heute mißvergnügt werden „lasse, als daß man es morgen selbst werden müsse, „und zwar, ohne Mittel, sich selbst helfen zu können."

Das unvernünftige Mitleiden ist das eigentlich sanguinische — wohl auch wollüstige, da man die widrigen Zufälle nicht nach den Regeln der Vernunft, sondern nach den innern Trieben zur Wohlbehaglichkeit, betrachtet, und mit Zurücksetzung aller Klugheit den guten Muth, und das Vergnügen seines Freundes wieder herzustellen sucht. Ein solches Mitleiden ist theils unbillig, theils thörigt. Unbillig ist es, indem das Mitleiden eines wollüstigen Menschen auf unwürdige Leute fällt, nähmlich auf diejenigen, mit denen er, in Ansehung der Wollust, die genaueste Gemüthsverbindung, oder Sympathie hat, wenn es nähmlich ihnen in der Wollust selbst, (sie bestehe, worin

in sie wolle,) in ihren gesuchten Eitelkeiten und Scheingütern zuwider gehet; — da hingegen er zu vernünftiger Beurtheilung einer wahrhaften Nothdurft rechtschaffener Leute mehrentheils unfähig, und zu kaltsinnig ist, ihnen beyzustehen. Thöricht aber ist ein wollüstiges Mitleiden, weil ein gutherziger Narr, durch Antrieb eines solchen Mitleidens, bald sich selbst, mit den übrigen zugleich, unglücklich macht; — bald auch das Glück, und oft nur ein kleinliches Vergnügen anderer, mit seinem großen Schaden und Mißvergnügen erkauft, welches beydes den Regeln einer gesunden Moral zuwiderläuft.

Hierüber kann man Müllers Anm. über Gracians Orac. Cent. 1. S. 508, so wie auch die Scribenten der Moral, nachlesen.

Gemeiniglich ist das Mitleiden mit der Barmherzigkeit verknüpft, und das erste führet zu der letzten. Wenn wir an dem Elende eines andern Theil nehmen, und darüber eine Traurigkeit empfinden, so daß wir gleichsam mit ihm leiden, so sagen wir: Wir haben Mitleiden mit ihm. Wenn uns sein Elend dergestalt zu Herzen geht, daß wir uns bemühen, ihm alle mögliche Hülfe zu leisten, so sagen wir: Wir sind barmherzig gegen ihn, oder, wir thun an ihm Barmherzigkeit.

Ein mitleidiger Mensch ist der, welcher leicht durch das Elend eines andern gerührt wird, und es gleichsam mit ihm empfindet.

Es ist eine bekannte Sache, daß man durchgängig der Meinung zu seyn pflegt, als wenn nur diejenigen des Mitleidens würdig wären, welche ohne ihre Schuld in Noth und Elend gerathen, und als wenn diejenigen, welche an ihrer Noth selber Schuld sind, entweder viel weniger Mitleiden verdienten, oder wohl gar keines Erbarmens würdig wären. Wenn ein Mensch, der das Seinige wohl zu Rathe hält, und gut gewirthschaf-

schaftet, durch Feuersbrünste und andere Unglücksfälle arm wird, und in Schulden geräth; so beklagt ihn jedermann, welcher barmherzig ist. Sogar diejenigen, denen er schuldig ist, und die durch sein Unglück um das Ihrige gebracht werden, hält man für unvernünftige und unbarmherzige Leute, wenn sie kein Mitleid mit ihrem Schuldner tragen.

Wenn im Gegentheile ein Mensch durch seine Verschwendung und liederliche Wirthschaft an den Bettelstab gebracht wird, so hält man ihn keines Mitleidens werth. Hat ers doch nicht besser haben wollen, sagt man; so mag er die Strafe seiner Thorheit tragen. Man geht gar so weit, daß man diejenigen tadelt, welche sich eines solchen Menschen erbarmen. Ich bin gewissermaßen anderer Meinung, und ich will es wagen, mich wider allgemeine Gesinnungen des menschlichen Geschlechts öffentlich zu erklären, indem ich behaupte, daß diejenigen, welche durch ihre Thorheiten, Laster und eigne Schuld, sich in eine Schuld gestürzt haben, dessen ungeachtet nicht nur Mitleiden verdienen, sondern gewissermaßen noch mehr, als diejenigen, welche ohne ihre Schuld unglücklich sind.

Das Mitleiden besteht, wie es im Vorigen auch schon einigermaßen so angegeben, in der Betrübniß über die Noth und Unvollkommenheit anderer Mitgeschöpfe, besonders der Menschen, und, hier liegt eine gewisse allgemeine Liebe zum Grunde. Wer einen andern liebt, der schöpft ein Vergnügen aus der Vollkommenheit desselben. Er sieht es demnach gern, wenn die geliebte Person vollkommen ist. Er wünscht ihr alles Gute, und er bestrebt sich, dieselbe vollkommener zu machen. Dieses Bestreben erfordert nothwendig, daß er ihre Unvollkommenheiten verhindere, und aus dem Wege räume. Er wird demnach Mißvergnügen und Betrübniß, über die Unvollkommenheiten einer geliebten Person empfinden; — er wird also Mit-

leiden

leiden mit ihr tragen, und sich ihrer erbarmen, indem er sich auf alle ihm mögliche Art bestrebt, sie aus ihrer Noth zu reißen, und sie von ihren Unvollkommenheiten zu befreyen.

Ein wahrer Mensch liebt alle Menschen; das heißt, er ist ein wahrer Menschenfreund. Der Nebenmensch hört nicht auf, Mensch zu seyn, wenn er gleich thöricht und lasterhaft gehandelt, und sich also durch seine eigne Schuld in Noth und Elend gestürzt hat. Und auch ein solcher verdient geliebt zu werden, folglich verdient er auch das Mitleiden anderer menschlich gesinnten Menschen. Der Mangel des Mitleidens gegen solche Personen, kann nicht anders, als aus Liebloſigkeit entstehen. Alle Liebloſigkeit aber trägt das Gepräge eines Characters, der unmöglich unter die guten gezählet werden kann.

Das Mitleiden kann in gewisser Hinsicht auch eine Art von Wollust seyn. Das Wort Wollust beziehet sich allezeit auf solche Dinge, welche den Sinnen eine angenehme Empfindung erwecken, und wird sowohl in einem guten, als bösen Verstande genommen. In dem ersten bedeutet es die höchste Stufe der Lust und des Vergnügens; in dem zweyten aber, nimmt man es oft mit Ueppigkeit gleichbedeutend, und diese Begriffe beziehen sich auf die Ausschweifungen, welche man in dem Gebrauche des Essens und Trinkens und der Liebe macht. In der Mythologie war Wollust der eigne Nahme einer Göttinn, die den Vergnügungen vorstand. Man stellet sie auf einem Throne sitzend vor; sie hat aber ein bleiches Gesicht, und tritt die Tugenden mit Füßen (*).

In dem weitläuftigen Sinne, in welchem sonderlich das lateinische Wort voluptas pflegte gebraucht zu wer-

(*) Gottsched Handlexicon ꝛc. Art. Wollust. Frauenzimmerlexicon, Col. 3879.

werden, begreift die Wolluſt verſchiedenes, daß ſie entweder das Vergnügen und die angenehme Empfindung über den Genuß eines gewiſſen Gutes, oder auch die Begierde nach ihnen bedeutet, welche leztere auch von einigen im Lateiniſchen cupiditas voluptatis genennet wird; erſteres aber nennet man im Deutſchen beſſer die Luſt, oder die Beluſtigung. Epikur ſezte das höchſte Glück des Menſchen in der Wolluſt. Seneka hat, nachdem er zuvor viel über die epikuriſche Wolluſt geſtritten, uns in ſeiner Abhandlung: de vita beata, cap. 13. eine merkwürdige Stelle hinterlaſſen: „Hoc eſt, cur iſta voluptatis laudatio pernicioſa ſit, „quia honeſta praecepta intra latent: quod corrumpit, apparet. Mea quidem ſententia iſta eſt, (invitis hoc noſtris popularibus dicam,) ſancta Epicurum „et recta praecipere, et ſi propius acceſſeris, triſtia. „Voluptas enim illa ad parvum, et exile revocatur; „et quam nos virtuti legem dicimus, eam ille dicit „voluptati. Jubet illam parere naturae. Parum eſt „autem luxuriae, quod naturae ſatis eſt. — Itaque non „dico, quod plerique noſtrorum, ſectam Epicuri „flagitiorum magiſtram eſſe, ſed illud dico: male audit, infamis eſt, et immerito. Nec hoc ſcire quis„quam poteſt, niſi interius fuerit admiſſus.“

Die Wolluſt, in ſo fern ſie als eine Begierde betrachtet wird, kann phyſiſch und moraliſch unterſucht werden. Die phyſiſche Wolluſt, beſteht bloß in einer animaliſchen Empfindlichkeit, ohne Abſicht auf die Moral; die moraliſche aber hat der Menſch in ſofern in ſeiner Gewalt, als ſie von ſeinen Gedanken, oder Urtheilen und Meinungen, die er von dem Guten und Böſen heget, abhänget. In Anſehung deſſen iſt ſie entweder eine vernünftige, oder unvernünftige, nachdem die Gemüthsvorſtellungen, in wie fern man ſich eine Sache als etwas Gutes gefallen läßt, vernünftig, oder unvernünftig ſind. Diejenige Gemüths-

vor-

vorstellung ist hierin vernünftig, welche dem Gemüthe ein wahres und reelles Gut vorstellet, daß solches in eine Begierde, zu demselben gesetzt wird, welches denn hernach eine vernünftige Wollust genannt werden kann.

Wofern aber die Gemüthsvorstellungen nur mit Scheingütern beschäftigt sind, so wird die Wollust unvernünftig. Diese ist entweder eine allgemeine, welche überhaupt auf die Scheingüter, als auf die Ehre, Geld, und auf die sinnliche Ergötzlichkeit geht; oder eine besondere, die auf eine besondere Art auf solchen Gütern, und zwar auf den angenehmen Reiz der Sinne gerichtet, welche nun die im eigentlichen und genauen Verstande genommene Wollust ist.

Was überhaupt die Beschaffenheit dieser Wollust betrifft, so kann man sie eine unordentliche, unersättliche und habituelle Begierde, die Sinne zu belustigen, nennen. In dieser Erklärung wird sowohl ihr gemeines, als ihr besonderes Wesen gezeigt. Jenes hat sie mit den gemeinen andern verderblichen Neigungen des menschlichen Gemüths, als mit dem Ehrgeiz und Geldgeiz, gemein. Denn, nachdem das Gemüth des Menschen durch die Eigenliebe verdorben worden, so entspringen daraus drey böse Neigungen, als der Ehrgeiz, (der niedrige,) der Geldgeiz und die Wollust, welche alle dieses unter sich gemein haben, daß sie unordentliche, unersättliche und habituelle Begierden sind; in dem Objecte aber, worauf sie gerichtet, sind sie von einander unterschieden.

Bey solchem gemeinen Wesen der Wollust legen wir ihr drey Eigenschaften bey. Denn wir nennen sie eine unordentliche Begierde, sofern sie nicht nach der Regel der gesunden Vernunft eingerichtet, mithin der Wille bey solcher Bewegung aus der Ordnung, welche die wahre Beschaffenheit der Güter verlanget, und zur wahren Glückseligkeit des Menschen abzielet, gesetzet,

seßet ist. Ein Wollüstiger liebt oft das geringere Gut mehr, als das größere, indem er alle ihm nur bloß behagende Empfindungen, sie mögen indessen seyn wie sie wollen, seiner wahren Glückseligkeit vorziehet. Er strebt nach Scheingütern, welche zwar manches Mahl eine sinnliche angenehme Empfindung erwecken — in der That aber ihn nicht glücklich machen — worüber er alles wahre Wohl fahren läßt, und dadurch eine große Unordnung in seinem Willen zeigt.

Der Wollüstige ist in seinen Begierden unersättlich, indem alle dieser Leidenschaft ergebene, mit demjenigen, was sie gegenwärtig haben und genießen, nicht zufrieden sind, sondern immer noch etwas anderes verlangen, worin sich zwischen ihr und dem Ehrgeiz, auch Geldgeiz, einiger Unterschied zeiget. Denn, wenn gleich Ehrgeizige und Geldgeizige auch unersättlich sind, so bleiben sie doch bey einerley Object, und wollen nur mehr haben, als sie gegenwärtig besitzen; daß also ihr Bemühen nur auf die Quantität gerichtet; — der Wollüstige ist aber in der Art unersättlich, daß er immer neue Freuden, und zwar von anderer Art suchet. Denn, hat er z. E. eine Zeitlang von einer gewissen Art Speise gegessen, so wird er deren, so sehr sie auch seinen Gaumen kitzelte, doch überdrüßig, und verlangt etwas anderes; — heute sucht er dies Vergnügen, morgen jenes. Solche Unersättlichkeit mag eigentlich daher kommen, daß dem Menschen eine Begierde zur höchsten Glückseligkeit eingepflanzt ist; wenn nun die Begierde durch dasjenige, was man gegenwärtig hat, nicht gestillet werden kann, so wird, in der Hoffnung, den Punct der beständigen Zufriedenheit zu erlangen, etwas anderes, vermeintlich Besseres und Höheres, gesucht.

Gewissermaßen hat die Wollust in der Natur ihren Grund, in sofern sie bloß auf angenehme Empfindungen abzielet, und also dadurch sondert sie sich von Ehr- und Geldgeiz ab. So viel Fähigkeiten der Mensch hat, so viele besondere Arten von Glückseligkeit, die auf Empfindung beruhen, kann er auch erlangen; und, damit der Mensch zu Erlangung dieser Glückseligkeiten desto eher angetrieben würde, legte der Schöpfer in dessen Natur gewisse natürliche Begierden, welche auf etwas angenehmes abzielen sollten; dergleichen sind der Appetit, die Lust zum Beyschlafe, der Ekel vor dem Beschwerlichen, die Liebe zur Wahrheit, die Neigung zum äußerlichen Gottesdienste — die gesellige Liebe, und mehrere andere. Solchem Triebe sind zwar die Menschen gefolget, aber häufig auf eine unvernünftige Art, indem sie den eigentlichen Zweck ihres Daseyns aus den Augen gesetzet, woher sie sich zur Beförderung ihrer wahren Glückseligkeit nicht antreiben ließen, sondern sie suchten dabey nur eine sinnliche bloß angenehme Empfindung. Hierin erhielt der Mensch eine Fertigkeit, und es entstand daraus die Wollust.

Es sind nicht alle Wollüstlinge von einerley Art. Denn, man weiß schon aus der Erfahrung, daß manche ihr Vergnügen an einer wohlbesetzten Tafel — und in dem Umgange mit galanten Damen suchen; andere hingegen machen sich hieraus eben nicht viel, sondern ergötzen sich vielmehr an einer stillen und ehrbaren Gesellschaft; oder bleiben auch zu Hause, und vertreiben ihre Zeit beym Lesen sie hinreißender Bücher. Wieder andere suchen ihre höchste Glückseligkeit in andern Dingen, so daß man eine unendliche Verschiedenheit in Hinsicht des Objects antreffen würde, wenn es möglich wäre, die Herzen aller Menschen einzeln studieren zu können.

Aeltere, systematische Philosophen theilen die Wollust in sechs Abtheilungen (*), als: in die bacchische, venerische, delicate, curiöse, pharisäische, und in die Freundschaftswollust. Wenn es nicht mehrere Arten von Wollust gäbe, so wäre diese gute Eintheilung auch ganz richtig. Ich glaube aber, daß wir nicht im Stande sind, unter diesen Arten alle zu begreifen, man möchte sie denn mit vielen Demonstrationen begleitet, in dies Gespann bringen.

Damit ich aber mich der Kürze befleißige, so will ich aus dem Walch (**), dasjenige, was in dieser Hinsicht über die Wollust gesagt worden, wörtlich einrücken:

„Den Grund dieser Eintheilung nimmt er (Rüdiger) „her von den unterschiedenen Arten des Angenehmen, so „Gott mit den natürlichen Begierden verknüpfet; und „weil die Wollust die Sinne zu kitzeln suchet, die Sinne „aber entweder äußerliche, oder innerliche sind, so gehöret „zu jenen die delicate, die bacchische und venerische; zu „diesen aber die curieuse, pharisäische und Freundschafts„wollust. Es ist auch unter ihnen noch dieser Unterschied, „daß man einige Arten, als die delicaten, curieusen und „pharisäischen, nicht für anständig hält, noch selbige vor „den Leuten verstellet; etliche aber, als die venerische und „bacchische; imgleichen, wenn man durch die Freund„schaftswollust immer in Compagnien lieget, hält man „für unanständig. Wir wollen jede Art insbesondere „durchgehen. Erstlich ist die delicate Wollust, welches „diejenige Art ist, da man geneigt ist, alles, was einem „nach der sinnlichen Imagination den äußerlichen Sinnen „beschwerlich und unangenehm scheinet, zu meiden und „wegzuschaffen. In der Natur hat sie diesen Grund. „Gott hat dem Menschen einen natürlichen Ekel vor allem „demjenigen, was seiner Gesundheit und Leben schadet, „eingepflanzet, welchem Ekel solche Wollüstige zwar fol-



(*) Rüdiger, in institut. erud. p. 615.

(**) Philosophisches Lexicon, Th. 2, Art. Wollust, Col. 1605.

„gen, aber nicht in der Absicht, wie es Gott haben will. „Denn hier hat man vor manchem einen Abscheu; z. E. „etwas Hitze oder Kälte, einige geringe Schmerzen des „Leibes ausstehen, nicht deswegen, weil man befürchtet, „es möchte der Gesundheit nachtheilig seyn, die gleichwohl „dadurch keinen Schaden leidet; sondern weil man eine „unangenehme Empfindung davon hat. Sie hat bey al„len äußerlichen Sinnen statt. Denn bald hat man eine „delicate Nase, und kann nicht den geringsten üblen Ge„ruch vertragen; bald ein delicates Ohr, wenn es immer „still um einen seyn soll; bald delicate Augen, wenn man „nur dasjenige ansehen will, was schön und lieblich ist; „bald eine delicate Zunge und ein delicates Gefühl, daß „man die Hände nicht in kaltes Wasser tauchen, an das „Gesicht nicht die geringste Luft gehen lassen will. Viele „halten ihre delicate Wollust für was Löbliches, und pfle„gen sie eine Zärtlichkeit zu nennen; die aber mehr für ei„nen Fehler, als für eine Geschicklichkeit anzusehen, wel„ches man daher erkennen kann, daß solche Leute ihre „Gesundheit mehr schwächen, als erhalten. Fürs andere „ist die bacchische Wollust, bey welcher man solche Be„gierde nach Essen und Trinken hat, daß man eine ange„nehme Empfindung des Geschmacks haben möge. Der „Appetit an sich selbst ist eine natürliche Begierde, welcher „man nach der göttlichen Absicht zu dem Ende folgen muß, „daß man seine Gesundheit und Leben erhalte, wodurch „die Begierde, wenn man sie also einrichtet, vernünftig „wird. Wollüstige setzen solche Absicht aus den Augen; „sehen nicht auf ihre Gesundheit, sondern nur auf die an„genehme Empfindung des Geschmacks, es mag dieses „der Gesundheit zuträglich seyn, oder nicht; daher sie „auch pflegen zu sagen: ich esse und trinke, was mir „schmeckt, und leide, was ich kann. Nehmen wir hier „die Benennung der bacchischen Wollust in weitläuftigem „Verstande, so sind die Wollüstigen aus dieser Classe wie„der dreyerley. Einige sehen beym Essen und Trinken auf „die Quantität, welche ihren Magen oftmahls so überla„den, daß sie sich dabey nicht menschlich, sondern viehisch, „ja zuweilen schlimmer als viehisch, betragen. Denn das „unvernünftige Vieh frißt und säuft nicht mehr, als es „vertragen kann; viele aber, die Menschen heißen wollen, „wenn sie gleich von der Natur selbst erinnert werden, es

„sey

„sey genug, wollen sie gleichwohl bezwingen. Andere ha„ben nicht sowohl an der Menge, als an der Delicatesse „der Speisen und des Getränkes, wie sie es nennen, ihr „Vergnügen, welche süß, sauer, anziehend, was neues „seyn, und dabey in ihren mannigfaltigen Veränderun„gen vorhanden seyn müssen. Noch andere sehen auf „beydes, das ist, sie essen und trinken gerne was „gutes, es soll aber auch viel seyn. Drittens folgt die „venerische Wollust, welche auf die geile Vermischung „beyderley Geschlechts, oder auf den geilen Beyschlaf zie„let, um die fleischliche Lust zu stillen, und eine angenehme „Empfindung zu haben. Unter die natürlichen Begierden „gehört auch die Lust des Beyschlafs, welchen Gott in das „menschliche Gemüth deswegen gelegt, damit die Men„schen desto eher ihr Geschlecht fortzupflanzen angetrieben „würden. Solche Absicht haben vermischte Wollüstige „nicht, sondern suchen nur ihre geile Lust zu stillen, und „ihr Fleisch zu kitzeln, welches sowohl in, als außer der „Ehe geschehen kann. Denn, wenn Eheleute bey ihrer „fleischlichen Vermischung die Dämpfung der geilen Lust „zum Hauptziele setzen, so kommt dieses eben aus der ve„nerischen Wollust her. Viertens ist die curiöse Wollust, „welche darinnen besteht, daß man nach solchen Dingen „eine Begierde hat, welche in Ansehung des Verstandes, „das Gemüth belustigen; aber zur Untersuchung der Wahr„heit nichts beytragen. Ein solcher Wollüstiger hat z. E. „sein einziges Vergnügen an Romanen, Comödien, Opern „und andern ingenieusen Schriften, und ist ihm sehr ver„drießlich, wenn er was ernsthaftes und tiefsinniges lesen, „oder eine Sache meditiren soll, da sagt man: Es ist „ein sehr curieuser Mann, er liefet alle Zeitungen, be„kümmert sich um die Neuigkeiten, und wenn etwas von „curieusen Sachen gedruckt wird, darin sonderlich eine „angenehme und lustige Schreibart ist, das muß er haben. „Man bleibt nicht allein bey den Schriften; sondern fällt „auch auf andere curieuse Sachen, mit seiner Wollust, „als auf Naturalienkammern, Münzkabinette, Schilde„reyen, Bibliotheken, daß wenn solche Wollüstige sich Bü„cher anschaffen, so thun sie dieses nicht zu dem Ende, daß „sie daraus gelehrt und weise werden, und Gott und dem „Nächsten dienen wollen; sondern sie haben nur daran „ihre Lust, wenn sie die Bücher äußerlich in schöner Ord-

„nung ansehen können. Diese Art der Wollust hat in der „Natur des Menschen den Grund, daß uns Gott einen „Trieb der Wahrheit eingepflanzet, welchem Triebe, et„was zu erkennen, diese Wollüstige zwar nachgehen, aber „nicht zu dem Ende, daß sie durch die Erkenntniß der „Wahrheit andern dienen mögen, sondern sie suchen nur „ihre eigene sinnliche Vergnügung. Fünftens hat man „eine pharisäische Wollust, wenn man an den äußerli„chen Stücken des Gottesdienstes, die mit einer ange„nehmen Empfindung der Sinne verknüpfet, ein Vergnü„gen hat, weswegen solche Leute gern in die Kirche gehen, „damit sie eine schöne Musik hören; lieber solche Lieder, „deren Melodie lustig klingt, als diejenigen, bey denen „weder die Poesie künstlich, noch die Melodie angenehm, „singen; und von den Predigern urtheilen sie nach dem „Aeußerlichen, daß, wenn einer eine derbe Stimme hat, „kurz prediget, allerhand weltliche Historien mit einmi„schet, sinnreiche Vorstellungen machet, so hält man ihn „für einen sehr geschickten Mann. Sechstens ist noch die „Freundschaftswollust, da man sein Vergnügen an gu„ten Freunden, und an dem Umgange mit ihnen, suchet, „welche ihren Grund auch in der Natur hat, da Gott al„len Menschen einen Trieb zur Gesellschaft eingepflonzet, „damit der Nutzen der Menschen desto mehr befördert „werde. Solchem Triebe folgen zwar diese Wollüstige, „und sind beständig in Gesellschaft; aber nicht zu dem En„de, wie es Gott haben will, indem sie nur einen Zeitver„treib, und bloß ihr eigenes Vergnügen suchen. Diesen „Leuten kommts fast unleidlich vor, wenn sie allein blei„ben sollen, und wo sie sich an eine gewisse Stunde zu „conversiren gewöhnet, so wird ihnen Zeit und Weile lang, „bis sie können ausgehen, oder jemand zu ihnen kommt."

Dieses eben Angeführte, welches nach Rüdigers und Walchs Grundsätzen, — und vielleicht auch zur damahligen Zeit ganz im modischen Gewande vorgetragen, würde in unsern nunmehrigen Tagen noch nicht belehrend genug seyn, und vielleicht noch manchen Zweifel zurücklassen, da sich Wissenschaften, Sitten, und so manche andere Dinge verändert haben — deren Veränderung man eben nicht so ganz verachten

kann

kann — wenn auch gleich die Ueppigkeit und der Luxus auch wohl noch mehr mit ins Spiel gekommen seyn mag. Man hielt vor etwa funfzig — auch frühern und spätern Jahren manche Dinge für unerlaubte Wollust, die wir jetzt als eine nothwendige Eigenschaft eines Mannes von Welt ansehen müssen; es würde aber zu viel seyn, alles dieses der Reihe nach aufzuführen, und deshalb will ich mich nur auf wenige Beyspiele einschränken. Z. B. wurde nicht häufig wider Musik und Tanz eben so heftig von den Predigern geeifert, als wider den leidigen Satan selbst? — Verachteten und verfolgten die Priester ihre Amtsbrüder nicht bis ins Cabinett der Regenten, und von dort wieder bis in die einsamste Kammer ihrer Wohnung, wenn sie so üppig — waren, auf einer Hochzeit nur etwas zu verweilen, sobald die Musik und der Tanz sich erhoben, — oder wenn sie nur einen Augenblick am Spieltische Platz nahmen? — Wenn sie ihren Frauen und Kindern erlaubten, nur irgend etwas nach der Mode gekleidet zu gehen, — u. dgl. mehr? Es ist wahr, es kann alles zur Leidenschaft und also auch zur Wollust werden, und man kann in allen Stücken eine Sache übertreiben, so daß sie nicht allein allen Vernünftigen, lächerlich, verächtlich — sondern auch überhaupt ein Laster im höchsten Grade wird.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es unmöglich sey, alle mögliche Leidenschaften, weil sie so unzählige Mahl — ja unendlich mit einander verwickelt sind, in ein ganz richtiges System, und also auch ganz richtige und besondere Classen bringen zu können, und dieses findet um so mehr bey der Wollust statt, weil diese, wenn man sie genau betrachtet, fast bey einer jeden Leidenschaft — bey einer jeden Tugend und jedem Laster zum Grunde liegt, wovon wir nur irgend auf eine angenehme Art gerührt zu werden

glauben, oder wirklich gerührt werden. In dem Hasse, in dem Abscheu, der Furcht und dem Schrecken, liegt zwar keine Wollust; diese sind aber auch keine angenehme Leidenschaften; desto mehr Wollust findet sich aber in den lasterhaften Leidenschaften und Begierden zum Zanke, zur Verleumdung, zur Rache, u. s. w. weil diese und ähnliche für den Zänker, Verleumder und Rächer schon immer etwas Angenehmes mit sich führen.

Es können also in diesem Stücke Menschen höchst wollüstig seyn, und kennen doch die Wollust vieler tausend anderer Menschen nicht. Man vergleiche ein zänkisches Fischweib mit einem sittsamen züchtigen Mädchen; — oder einen rohen Fleischhauer mit einem fanatisch betenden Bruder; oder die Wollust eines Naturforschers mit der eines Holzhackers — und man wird zwischen den einander entgegengestellten Personen einen unbeschreiblichen Unterschied finden.

Alles dieses kann man aber die allgemeine Wollust nennen, und, ich müßte ein besonderes weitläuftiges Werk verfassen, wenn ich die Wollust in jeder menschlichen Handlung schildern wollte; ich begnüge mich damit, sie nur noch in einigen Stücken besonders zu zeigen, wo sie auf der höchsten Stufe sinnlicher Reize thront.

Cleopatra, Königinn von Aegypten, war beym ersten Anblicke keine blendende Schönheit. Aber bey näherem Umgange, wenn die Grazie ihrer Manier, und ihre reizende Stimme den Reizen ihres Gesichts und ihrer ganzen Figur zu Hülfe kamen, war sie unwiderstehlich. Sie besaß die seltene Kunst, durch ihre Blicke den Worten die Herzen zu öffnen; sie war von einer blühenden Gesundheit, und hatte eine so zauberische Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen, daß auch die, welche Alters, oder Temperaments halber, fühllos gegen die Liebe waren, gegen solche Reize sich nicht gesichert achten durften.

Eigent-

Eigentlich bewog sie zwar die Politik, zum Antonius, damahls fast dem vornehmsten Römer, zu kommen; aber, sie hatte auch die Absicht, sein Herz zu erobern, und die Art, wie sie die Zusammenkunft einrichtete, hatte alles, was ihren Zweck — die Wollust, befördern konnte. Ihre größte Sorge war, sich solchen Schmuck auszusinnen, der ihre natürlichen Reize erheben konnte. Es ist schon schwer, (wenigstens für einen Mann,) die Wunder der Erfindsamkeit zu beschreiben, mit welcher ein jedes andere Frauenzimmer uns in Erstaunen setzt, wenn sie auf Sieg ausgehet, oder die feinen Hülfsmittel und Künste anzugeben, wodurch sie ihre Gestalt und Züge verschönert: aber, wenn eine Königinn, die Geschmack hat, den Geist aller ihrer Helferinnen aufbiethet, auszusinnen, was sie schmücken könnte, und ihrer Reichthümer nicht schonet, alles dazu herzuschaffen; so sehen wir sie im Glanze einer Göttinn.

Natur und Kunst wetteiferten in Cleopatra's Anzuge, und in allem was sie umgab. Köstliche Leinewand aus Aegypten, reicher Stoff von Tyrus, assyrische Wohlgerüche, indischer Balsam, und Edelgesteine vom Oriente, alles war verbunden ihre Erscheinung glänzend, ihre Atmosphäre angenehm zu machen, und ihr mit ihrem Gefolge das Ansehen überirdischer Wesen zu geben.

Tarsus, die Hauptstadt von Cilicien, war der Ort, der für diese berühmte Zusammenkunft bestimmt war, und hier erwartete sie Antonius. Auf sechs besondern Schiffen wurde ihr Hofstaat, ihre Küche, ihre Bäder, ihre Garderobe und der nöthige Hausrath für einen Pallast, dahin gebracht. Das Schiff, auf welchem sie selbst kam, war eine Art Galeere, ein Schiff, desgleichen die Wellen nimmer getragen haben. Die Segel waren Purpur, das Thauwerk Seide, die Masten und Ruder mit Silber, und das Vordertheil mit Gold über-

überlegt; es blendete, wenn die Sonne dagegen schien. Eine Art von Verdeck auf dem Hintertheile, war ein vollkommenes Meisterstück, es war vom reichsten Stoffe, an allen Seiten offen, und ruhete auf zwölf schön gearbeiteten Pfeilern. Hierunter stand ein Ruhebett von purem Golde mit kostbaren Teppichen bedeckt, auf welchem die Königinn ausgestreckt lag, in dem Anzuge der Göttinn der Liebe. In dieser Lage war sie, als das Schiff in die Mündung des Cydnus lief, eines Flusses, der durch Tarsus geht. Kleine Knaben, die wie Liebesgötter angezogen, spielten um die Königinn, und ihre Jungfrauen, die wie Seenymphen gekleidet waren, wickelten die Seegel und arbeiteten mit den Thauen, und schienen das Steuerruder zu regieren. Die angenehmsten Gerüche verbreiteten sich weit um das Schiff her, und durch Musik, die im Schiffe versteckt war, wurde der Tact zum Rudern gegeben.

Antonius, um der Königinn seine besondere Achtung zu bezeigen, (denn es wartete mancher König in seinem Vorzimmer,) schickte sogleich zu ihr, und ließ sie einladen, mit ihm zu Mittage zu essen; allein, sie ließ ihm antworten, es werde anständiger seyn, wenn er ein Frauenzimmer zuerst besuche. Er folgte, und zu zeigen, daß er zu leben wisse, kam er zum Gastmahle. Er erstaunte über die Pracht und Ordnung, die er fand, insonderheit ergötzte ihn, da es Abend war, eine Menge Lichter, die plötzlich sichtbar wurden, und die in Kreise, Vierecke und allerley andere Figuren, gestellt waren, und einen schönen Anblick gaben. Aber alles wurde durch die Königinn selbst übertroffen. Cleopatra hatte außer den Reizen ihrer Person, große Talente, sie war witzig, besaß Geschmack, war voller Fröhlichkeit und immer heitern Sinnes, und unerschöpflich in Erfindungen zum Besten ihrer Liebesangelegenheiten. Sie konnte jeden Character annehmen, von

dem

dem einer Königinn, einer galanten Dame, bis herunter zu dem einer Matrosen- oder einer Handwerksfrau; und als sie des Antonius Geschmack aus einigen Feldspäßen — hatte kennen gelernt, so nahm sie seine Manier an, und übertraf ihn wirklich in der wilden Lustigkeit eines rohen Soldaten.

Antonius machte den Schönen den Sieg niemahls schwer; Cleopatra rührte ihm beym ersten Anblicke, und Politik wurde vor Liebe vergessen. —

Man weiß nicht eigentlich, wie lange sie sich zusammen zu Tarsus aufhielten. Wir finden sie hernach zu Alexandrien, der Hauptstadt von Cleopatra's Reiche, wieder. Lustbarkeiten, Feste, Liebe und Freuden vieler Art Wollust waren ihre einzige Beschäftigung. Die Königinn und Antonius forderten sich heraus, wer von beyden das kostbarste Mahl geben könnte. Sie hielt sich immer über seine Feste auf, und fand sie knickerig, und es kam endlich unter beyden zu einer ordentlichen Wette, daß sie in einer Mahlzeit ohngefähr so viel, als drittehalb Tonnen Goldes aufwenden wollte, und, daß sie alles das anzuordnen, nicht länger, als bis an den folgenden Tag, Zeit verlange. Sie ließ wirklich ein herrliches Mahl bereiten, aber es übertraf des Antonius gewöhnliche Tafel nicht, und weil er bey guter Laune war, so fragte er sie zuweilen etwas höhnisch nach dem Preise dieses oder jenes Gerichts. Die Königinn verwies ihn zur Geduld, und sagte: sie habe sich vorgesetzt, die bestimmte Summe allein beym Nachtische zu verzehren. Dieser Nachtisch bestand aus einem kleinen Becher mit Essig, der vor der Königinn hingesetzt wurde, sie nahm sodann eine Perle, von unschätzbarem Werthe, die an ihrem Ohre hing, warf sie in den Essig, und als sie sich darin aufgelöset hatte, trank sie ihn mit einem Zuge aus. Sie war im Begriffe, mit dem andern Ohrgehänge eben so zu verfahren, als der, über diese Wette

bestellte Richter seine Hand darauf legte, und den Antonius überwunden erklärte, also das noch übrige Kleinod rettete. Diese Perlen wurden für Wunder der Natur gehalten, und waren durch die Hände der reichsten Könige des Orients gegangen.

Als Antonius mit seinen Legionen zu Felde lag, fand sie es für gut, ihn zu besuchen. Sie lud die Officier desselben ein, mit ihr in ihrem Zelte zu speisen, und setzte sie durch ihre Pracht in Erstaunen. Das Gezelt hatte zwölf Zimmer, alles war mit Purpur ausgeschlagen, alle Gefäße waren von Gold, und deren Werth war theils durch kostbare Steine, theils durch die schöne Arbeit noch erhoben; Antonius selbst konnte seine Verwunderung über solchen Aufwand nicht verbergen. Die Königinn lächelte, und fragte ihn, ob er denn die Bedienung des Abends so außerordentlich finde? Er sagte, er glaube es sey alles sehr außerordentlich. Sie antwortete ihm darauf, wenn das sey, so mache sie ihm ein Geschenk von allem was er gesehen habe, und bitte ihn des folgenden Tages um dieselbe Stunde, mit seinen Freunden wieder zu ihr zu kommen. Sie verfehlten nicht, und fanden die Pracht des vorigen Tages noch weit übertroffen.

Als die Gesellschaft die höchste Stufe der Fröhlichkeit erreicht hatte, erklärte die Königinn, daß sie einem jeden ihrer Gäste mit dem goldenen Bettchen, worauf er zu Tische gelegen, und mit allem übrigen Geräthe, dessen er sich beym Essen bedient, beschenkte. Und, als die Gesellschaft aufbrach, wurden die Vornehmsten in prächtigen Sesseln, und von wohlgekleideten Trägern nach Hause gebracht; die meisten erhielten aber schön geputzte Pferde und Knechte zu ihrer Bedienung, und jeder Gast ohne Ausnahme wurde durch einen Mohrenknaben mit Fackeln heimgeleuchtet; und alles dieses behielten sie als Geschenke der Cleopatra.

Ohne daß ich dieses Gemählde zergliedere, wird man in allen Zügen des Characters dieser ägyptischen Königinn, die höchste Wollust wahrnehmen. Sie suchte in allen Stücken alle Gefühle und alle Reize aufs Höchste zu treiben, war die größeste Verschwenderinn, die bezauberndste Liebhaberinn, vielleicht auch — könnte sie die süßeste Buhldirne abgeben; — aber, gewiß wäre sie die allerschlechteste Frau und die verworfenste Familienmutter gewesen. In sofern die Wollust diejenige Leidenschaft ist, nur immer nach dem Genusse der süßesten und angenehmsten Empfindungen zu streben, so bestätigte die Cleopatra auch solches in der Wahl ihrer Todesart. Sie suchte auch hierin noch Wollust. Denn, als das Glück die Waffen des Antonius verließ, und es schien, daß er dem Octavius unterliegen werde, so ließ er sich mit Cleopatra, die zuletzt eine etwas ernstlichere Neigung zu ihm getragen zu haben scheint, und mit seinen Freunden in eine Verbindung ein, die sie nannten: die Verpflichtung zusammen zu sterben. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft schrieb seinen Nahmen auf ein Pergament; und sie bereiteten sich zum Tode, durch alle nur mögliche Zerstreuungen, die den Gedanken davon aus ihrem Sinne entfernen konnten — durch alle nur mögliche Ergötzungen — durch den ausschweifendsten Aufwand, und durch jede Art von Unmäßigkeit.

Cleopatra aber, eben indem sie sich den Zerstreuungen überließ, dachte ernstlich darauf, sich eine Todesart auszusinnen, die ihr geschwinde und leicht vom Leben helfen möchte; denn sie sahe wohl, daß sie zuletzt zum Selbstmorde ihre Zuflucht werde nehmen müssen. Sie machte zu dem Ende an Verbrechern mit allen Arten von Giften und giftigen Thieren Versuche. Sie bemerkte, (denn sie war allemahl bey diesen Versuchen gegenwärtig,) daß diejenigen Arten von Giften, die schnell tödten, grausame Schmerzen machen; die hingegen,

gen, von welchen man sanfter stirbt, langsam wirken. Zuletzt erwählte sie bekanntlich eine Schlange, deren Biß sogleich eine die Sinne betäubende Schläfrigkeit bewirkte, und der, ohne große Angst, bald tödtete, um auch noch diese Wollust, ani sanftesten zu sterben, am Ende zu haben.

Der unbändige Hang zur albernen Empfindeley, er entstehe aus Modesucht, oder aus innern Anlagen, kann sehr füglich als eine Art von Wollust angesehen werden. So gut, so vortrefflich, ja, so göttlich auch die wahre Empfindsamkeit ist, so schädlich ist auch im Gegentheile die noch in manchen Häusern — Familien — und Gesellschaften herumschleichende elende Empfindeley, welche so viel tausend andere Laster erzeuget. Ich getraue mir es nicht, sie so lebhaft zu schildern, so männlich anzufassen, und so herzhaft zu bekämpfen, als es der gute Tode gethan (*). Indessen, ehe ich seine Grundsätze anführe, so sehe man die Figur 4421 an, und man würde, ohne Erläuterung, aus derselben schon wahrnehmen, daß eine empfindelnde Dame bey einem sehr zweydeutigen Geschäfte eines wirklich nur ganz kalten Jünglings, vor all der lieben Empfindeley — nicht im Stande ist — einer wirklichen Niederträchtigkeit auszuweichen. — Sie kann eben so wenig widerstehen, als vernünftig ihrem Feinde begegnen. Alles, was sie thut, besteht in Declamation — und — in herzlicher Sünde, — denn, sie vermag den Frechen nicht von sich zu stoßen, da sie ihm leicht eine Contusion verursachen könnte. — —

Einen

(*) Der unterhaltende Arzt, über Gesundheitspflege, Schönheit, Medicinalwesen, Religion und Sitten, von D. Joh. Clem. Tode, Königl. Hofmedicus und Professor an der Universität zu Kopenhagen. Kopenhagen und Leipzig, 1785. Erstes Bändchen, S. 216, fgg.

Einen empfindelnden Herrn, zu deutsch, einen süßen Herrn, zeigt die Figur 4422. Bey diesem will ich nichts weiter anmerken, als daß er es mit seelenvollem Bedauern vernimmt, daß das sittsame Mamsellchen, Figur 4423, ein von ihm am Abend vorher erhaltenes Vergißmeinnicht — entweder verloren, oder vertrocknen lassen habe. — — Jetzt will ich den Herrn Hofmedicus Tode von der Empfindeley reden lassen.

Wie bald hat dies Uebel sich nicht aus der Mitte Deutschlands gegen Norden verbreitet? Nicht nur die Söhne jener tapfern Cherusker, die Herzog Hermanns Fahne folgten; die Brüder jener Löwen, die Gibraltar schützten; sondern auch die Abkömmlinge jener Gothen und Cimbern, deren Muth sie bis ans Morgenland und in das heiße Afrika führte, sind von diesem Gifte schon angesteckt worden, fangen schon an mit dem Monde zu liebäugeln und von Gefühlen zu schmelzen. Schon haben wir empfindsame Schauspielchen auf der Bühne, und weggewertherte Narren auf der Baare gesehen; schon kaufen edle Müßiggänger gefangene Schmetterlinge los, als die Väter Trinitarier Sklaven; schon regt und bewegt es sich bey den großen Jungen und Dirnen von Siegwartsdrang und Lottenhang; schon schmatzt es in Gottes Mondschein von heiligen Küssen — Cetera quis nescit?

Jeder Schriftsteller, der einige Hoffnung hat, gelesen zu werden, ist verpflichtet, zur Tilgung dieser Pest das seinige beyzutragen. Alle seine Kräfte muß er wider dies Ungeheuer aufbieten: er muß nicht müde werden, es zu verfolgen, bis daß keine Spur mehr davon zu sehen ist.

Auch ich will alle Pfeile aus dem Köcher meiner Satyre an dieser Sirene verschießen. Mein Sir Arthur (*) hat hier im Lande einige Wirkung gethan; meine Gesundheitszeitung noch mehr; der unterhaltende Arzt soll den Angriff erneuern. Und gelingt es mir, der Bestie einen recht gefährlichen Hieb beyzubringen, wenigstens die

(*) In dem Schauspiele: die Seeofficiere.

die Wunden, die ein Campe u. a. m. schon geschlagen haben, wieder aufzureißen; so werde ich stolzer seyn, als wenn ich ein neues zuverlässiges Mittel wider die Viehseuche erfunden hätte. Denn was ist die Viehseuche gegen Empfindeley?

Sollte noch ein Leser fragen: „Was ist Empfindeley?“ so wünsche ich ihm Glück zu dieser seligen Unwissenheit, zu diesem Zeichen einer unverderbten Seele. Und zu seiner Belehrung sage ich ihm, daß die Empfindsamkeit, die jetzt wie eine Seuche im Schwange geht, und die man, um sie von gesunden Gefühlen und von der edeln, ächten Zärtlichkeit, die eine Tugend, eine Gabe Gottes ist, zu unterscheiden, Empfindeley nennt; daß die, sage ich, eine Art von wissentlichem und gestissentlichem Wahnwitz ist, in welchen man sich hineinstudiert, dem man sich ganz überläßt, worin man mit offnen Augen traumt, und sich an Seele und Gemüth kastrirt, so daß man zuletzt in dem Zustande bleiben muß, und zu nichts anderm auf dieser Welt mehr taugt; welcher Wahnwitz sich von seinen Geschwistern, Kraftmannschaft, Geniemannschaft, Goldmacherey und Pietisterey, dadurch unterscheidet, daß er mit eitel Gefühlen und Empfindungen zu thun hat.

Dies ist die rechte wahre Empfindeley, worin der Kranke wirklich nicht recht bey Sinnen ist. Von einer vorgeblichen, die man als eine Schauspielrolle auf der Bühne des Lebens spielt, werde ich nachher reden.

Und was für Gefühle hat denn der Empfindler? Fühlt er den Trieb und die Kraft der Ehre und Tugend, mehr als Natur und Vernunft gut heißen? Kann er, als ein Don Quixote, das moralische Arge, worin die Welt liegt, das Unrecht, die Verfolgung, die List und den Trug, dem das Menschengeschlecht unterworfen ist, nicht sehen und hören, ohne für den Leidenden zu fühlen, ohne von dem innigsten Mitleiden gerührt, und von dem feurigen Wunsch, so vielen Uebeln zu wehren, belebt zu werden?

O nein! Tugend und Ehre, Religion und Rechtschaffenheit, bewegen den Empfindler nicht so viel zum Jammern, als elende Kleinigkeiten. Die Barmherzigkeit eines alten Weibes, die Liebe eines verzogenen Kindes, die Fratzen eines Müßiggängers, die Gesichter eines Träumers, die Ideen eines Blödsinnigen sind es vorzüglich,

lich, die seine Seele beschäftigen und seine Gefühle spannen.

Ein mitleidiges, zärtliches, wohlwollendes Gemüth, ist unläugbar das edelste in der Natur. Theilnehmung an dem Leiden eines Nebengeschöpfes, ist das was den Menschen adelt, was ihn am meisten über die Thiere erhebt. Barmherzigkeit stammt vom Himmel, von dem ewigen Vater und Erbarmer. Der Schöpfer ist barmherzig, gnädig, gütig, und von großer Gnade und Treue. Der Gott Israels gelobt seinem Volke noch mehr Liebe, als eine Mutter zu der Frucht ihres Leibes trägt. Auch die Heiden haben diese liebenswürdigste Eigenschaft des göttlichen Wesens gekannt, gefühlt und gepriesen. Der Elende, sagt Homerus, ist den Göttern heilig.

Es müßte also eine harte, fühllose oder wilde Seele seyn, die nicht gestehn wollte, daß das Mitleiden dem Menschen eine heilige Pflicht ist; daß es eine von seinen schönsten Tugenden ist; daß es ihn veredelt und erhöht; daß es ihm die reinste, seligste Lust gewährt; daß es ihn zu seinem Schöpfer erhebt, und seinem Gotte und Vater Wohlgefallen erwecken muß.

Aber soll das Mitleiden und Erbarmen eine Tugend, ein Schmuck, eine Quelle unschuldiger Lust, und Gott gefällig seyn; so muß die Vernunft es leiten, und Nutzen muß daraus erwachsen. Man muß es nicht entheiligen, indem man es unwürdigen Gegenständen schenkt. Es muß uns nicht Mannes Muth und Mannes Kraft rauben, muß uns nicht zu Weibern, nicht zu moralischen Kastraten machen. Es muß sich nicht in einem Strom von Klagen, in unsinnigen Reimen, in hysterischem Zittern und Beben, in kindischem Wimmern, sondern in männlicher Anstrengung aller Kräfte zum Nutzen des Leidenden offenbaren.

Das sehen wir aber nicht bey den Empfindlern unserer Zeit. Bey ihnen bringt Mitleiden und Erbarmen keine andern Früchte, als müßiges Stöhnen, Wehklagen, Winseln und Heulen.

Wenn ein solcher Mondling sich müde gestöhnt und heiser gejammert hat, so glaubt er alles gethan zu haben, was er seinem leidenden Nebenmenschen schuldig war. Er vergißt, versäumt, ja verachtet zu handeln; denn er hat ja gefühlt, — er ist ja in Wehmuth zerschmolzen, in

Ohnmacht zerflossen, in Thränen zerronnen, in Seufzern und Klagen verflogen!

Die arme Seele ist immer in Bewegung. Bald wird sie gespannt wie Tuch im Rahmen. Bald dreht sie sich hin und her als ein Wetterhahn. Bald wird sie von Schmerzen durchstochen, als ein Blumenmuster. Bald zerschmilzt sie als Butter in warmen Semmeln. Bald zirpt sie als ein Heimchen hinter einem Backofen.

Und für wen leidet sie? Für die verlassene Wittwe, den hülflosen Waisen, den Bedrängten und Bedrückten, den elenden Kranken? — Freylich auch wohl für die; doch, wie ich schon einmahl gesagt habe, am meisten und am liebsten für ein Paar Liebende, für Käfer und Fliegen, für Marienblümchen und Vergißmeinnicht.

Von tausend lächerlichen Beyspielen will ich auch nur das anführen, das der berühmte Zimmermann im Hannöverischen Magazin erzählt, und das ihm schon mehrere Empfindeleystürmer nacherzählt haben. Eine große Pferdefliege war in einen Saal gekommen, wo eine empfindsame Gesellschaft versammelt war. Die empfindsame Frau vom Hause befahl einem Bedienten, das arme unschuldige Geschöpf Gottes wieder in Gottes freye Luft zu schaffen. Der Bediente öffnete ein Fenster, wandte sich aber um und sagte: es wäre Sünde, das arme Geschöpf hinaus zu thun, denn es regnete so stark.

Nichts ist verabscheuungswürdiger, als Grausamkeit gegen Thiere. Ja, wer ein lebloses Geschöpf, worin der Schöpfer seine Allmacht, Weisheit und Güte offenbart hat, geringschätzen und verwerfen kann, zeigt daß er selbst eine verächtliche Kreatur ist. Aber Thieren und Blumen mehr Aufmerksamkeit schenken, mehr Wesen aus ihnen machen, als sie werth sind; über die Beschauung und Pflege derselben die wesentlicheren Pflichten hinten an setzen; das Mitleiden, die Zuneigung, wozu der Schöpfer den Keim zu einer weit edlern Anwendung ins Herz gelegt hat, an ihnen verschwenden; den Verlust unvernünftiger Geschöpfe beklagen und bejammern, als wenn man die liebsten Freunde, die hochachtungswürdigsten Mitbürger verloren hätte; die Thiere, die uns oder den bessern Geschöpfen Schaden thun, die uns die Nahrung rauben oder die Gesundheit in Gefahr setzen, schonen oder gar retten, das ist Thorheit.

Das

Das höchste Wesen will nicht, daß wir müßige Beschauer, lobsingende Tagediebe seyn sollen; wir sollen arbeiten, unsern Nebenmenschen nützen, zum Bedürfniß des Staats, zum Wohl des Ganzen das unsrige beytragen.

Nichts in der Welt kann den Mann, das Frauenzimmer, so sich an den Schönheiten der Natur weidet, die Blümlein auf dem Felde beschauet, und die lieben Vögelein füttert, von nützlicheren Beschäftigungen und wesentlicheren Pflichten freysprechen. Ein Zeitvertreib mag jenes seyn; aber ein Geschäft muß es niemahls werden.

Das ist aber der Fall mit vielen Empfindlern beyderley Geschlechts, die gewiß nicht mit Titus klagen werden, daß sie einen Tag verloren haben, wenn sie nur mit dem Bewußtseyn, im Siegwart oder Carl von Burgheim gelesen, oder Maaßlieben und Vergißmeinnicht gepflückt, oder dem lieben Mond eine Douceur gesagt zu haben, zu Bette gehen können.

So auch mit den Schriftstellern. Wie nützlich, wie schätzbar ist nicht derjenige, der Verstand und Gaben dazu anwendet, Kenntnisse auszubreiten, Wahrheiten zu vertheidigen, die Schönheit der Tugend zu schildern, die Sitten zu bessern und Vorurtheile zu zerstreuen? Aber wie viele von denen, die das könnten, verschleudern jetzt nicht Zeit und Mühe, mit den nutzlosesten Possen, predigen Minnefratzen, weibische Weichlichkeit, verderbliche Unthätigkeit, müßige Gefühle, Wertherey und Siegwartherey?

Haben wir ein zärtliches theilnehmendes Herz; können wir schmecken, welche Süßigkeit in Mitleiden und Erbarmen liegt; wollen wir unsere Seele den edelsten Empfindungen überlassen; o! so lasset uns nicht an Blumen und Thieren diese Gefühle verschwenden. Es giebt der würdigeren Gegenstände nur gar zu viel. Wir haben leidende Mitbürger, Wittwen und Waisen, Kranke und Elende, Arme und Dürftige in Menge. Lasset uns Nothleidende und Hülflose aufsuchen, und keine Blümelein und Schmetterlinge. Der Sieche, der Hungrige ist das wahre Vergißmeinnicht für die ächte Empfindsamkeit.

Die Thränen des Mitleidens sind ein gar zu kostbares Geschenk, als daß man sie wegwerfen, daß man sie dem

unvernünftigen Vieh weihen sollte. Nur unserm Nebenmenschen gehören sie.

Jedoch ihm gehört noch mehr als Thränen. Wir sind ihm nicht allein ein zärtliches Beklagen schuldig, sondern auch thätigen Beystand. Die Hand oder den Mund müssen wir aufthun; reichlich geben oder freymüthig reden. Wir müssen nicht lediglich an dem Leiden, dem Unrecht des Nächsten Theil nehmen; wir müssen uns seiner annehmen.

Das ist nun freylich des Mondlings Sache nicht. Wenn die Rede vom Helfen ist; so ist seine Empfindsamkeit stumm oder lahm. Handeln, nutzen, alle Kräfte anstrengen um zu nutzen, zu unterstützen, zu vertheidigen, zu retten ist gänzlich wider die Natur und das Wesen der Empfindeley. Die kann nichts weiter als seufzen, jammern, weinen, winseln, heulen. Sie gleicht der Sackpfeife. Die ist auch in ihrer Herrlichkeit wenn sie voller Wind ist; und Wind von sich geben, tönen, dudeln, ist alles, was die Empfindeley kann.

Wenn man den Empfindler über einen Queerstrich in der Liebe eines bethörten jungen Paars wehmüthig seufzen, über den todten Esel in Yoricks Reisen zärtlich trauern, über einen zertretenen Schmetterling Thränen vergießen sieht, so sollte man denken, daß der Mann, der so warm für ein Paar Verliebte, für einen Esel, für ein Insekt fühlt, für den Elenden, der Millionenmahl mehr Recht an seinem Mitleiden hat, bis zur Ohnmacht, zu Zuckungen, zum Sterben leiden wird; daß er sich, wenn er am Leben bleibt, aufraffen, und zu seiner Rettung Wunder der Liebe und Barmherzigkeit thun wird. —

Das letztere aber geschieht gewiß nicht. Er kann das nicht, vor lauter Mitleiden, Theilnehmung und Erbarmen. Denn indem er seine verächtliche Rolle so oft spielt; indem er sich gewöhnt, bey den elendesten Kleinigkeiten zu fühlen, durch Mark und Bein zu fühlen, wird er zuletzt ein Weib. Ein Säuseln im Busch erregt bey ihm Herzklopfen; ein Schuß, Beben; ein Geschrey, Ohnmachten. Er wird bey dem geringsten Vorfalle erschüttert, weiß sich in Verlegenheit nicht zu rathen, verliert in Gefahren alle Gegenwart des Geistes, und im Unglück allen Muth. Er stolpert und stürzt wo er wie ein Thurm stehen; kriecht, wo er wie ein Riese einher treten;

ten; schweigt, wo er wie ein Mann reden; und weint, wo er wie ein Held streiten sollte. Bey allen Gelegenheiten beweiset er sich so ganz unmännlich, daß man schier zweifeln möchte, ob seine Kinder die Kraft der Lenden eines solchen Kastraten seyn.

Dies geht ganz natürlich zu. Mannes Muth und Mannes Stärke in Leib und Seele muß durch Uebung erhalten werden; sonst verliert man sie, wie man Musik und Tanz und andere Geschicklichkeiten verlernen kann. Die Seelenkräfte müssen eben sowohl als die Glieder des Leibes abgerichtet und abgehärtet werden. Ein Vater, der seinen Sohn zu einem nützlichen Bürger bilden, und seine künftige Glückseligkeit sichern will, muß ihn bey Zeiten gewöhnen, einen Schmerz zu verbeißen, Beschwerden zu ertragen, Gefahren zu trotzen, mit einem Worte: Fleisch und Blut zu überwinden. Weichlichkeit, weibische Zärtlichkeit, muß er ihm verhaßt machen; niedrige Eigenliebe und Selbsteley, muß er ihm auspredigen, und allenfalls ausprügeln. Denn sonst wird der Knabe der unglücklichste, bedauernswürdigste, und zu gleicher Zeit der verächtlichste Mensch von der Welt, der sich und andern zur Last und Plage lebt.

Hätten unsere guten und frommen Väter nicht ihre Söhne zum Fleiß, zur Tugend und Tapferkeit gezogen und gehärtet, so würden wir nicht von so vielen großen Männern lesen.

Aber wie wird jetzt die hoffnungsvolle Jugend erzogen? Man erlaubt ihnen früh schon die Werke der Empfindsamkeitsapostel zu lesen. Da sitzen nun Jünglinge und Mädchen vom Morgen bis in den Abend über dem Werther, dem Siegwart, dem Burgheim, der Stella, u. s. w. (*) Da lassen sie Bücher und Nähnadel liegen, um sich ja in der edeln Kunst zu fühlen zu üben. Empfindsamkeit ist ihr Studium, ihre Beschäftigung, ihre Lust, ihr Verdienst, ihr Ruhm.



(*) Die eigentliche Epoche der Werther- und Siegwarts-Empfindeleyen ist schon nicht ganz mehr im Schwange. — Die Ritterromane verdrängten solche; allein, noch erkranken viele Individuen an dieser Seuche, — — die andere ansteckende Schriften ins Publikum bringen. F.

Die jungen Herren können kein vernünftiges Wort, ja manches Mahl kaum ihren Nahmen schreiben, man kann sie zu nichts brauchen; aber sie haben den jungen Werther gelesen; sie können fühlen; sie wissen Lieder an den Mond; sie können von Gefühlen und Menschenliebe schwatzen, und allenfalls können sie sich todtschießen, wie Lottens Geliebter, womit denn freylich dem Vaterlande zuweilen ein wahrer Dienst geschieht. —

Die jungen Heldinnen können weder Nähen noch Stricken, brühen den Hasen und ziehen dem Ferkel das Fell ab; aber sie können ein wenig auf dem Klavier klimpern, und dazu eine Mondlitaney singen, und wissen auf den Fingern wie viel heilige Küsse Siegwart von seiner Mariane in Gottes Mondschein bekam (*).

Was ist die Folge von diesen Thorheiten? — Verlust der Gesundheit, Untauglichkeit zu Geschäften und Pflichten, lebenslanges Elend.

Wir wollen die giftigste Frucht der Empfindeley-Lectüre, das moralische Uebel, das aus ihr entspringt, zuerst betrachten.

Wenn eine junge, noch nicht genug gesetzte und erfahrne Person, an diese gefährlichen Bücher geräth; so bleibt sie nur gar zu leicht im Netze hangen.

In dem kritischen Alter von vierzehn oder funfzehn Jahren, ist das Herz in beyden Geschlechtern unruhig, geschäftig, will etwas zu thun haben, fühlt ein gewisses Leeres, einen gewissen Trieb, einen Hang, ein Sehnen, man weiß selbst nicht recht wonach. Man befindet sich so wohl, man ist so vergnügt in Gesellschaft mit einer andern jungen Person vom entgegengesetzten Geschlecht. — Doch wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, welche Revolutionen in der ganzen Gemüthsverfassung das geheimnißvolle funfzehnte Jahr mit sich führt?

Verständige Aeltern wissen das, geben in dieser kritischen Periode dem jungen girrenden Täubchen etwas anders zu thun, und tragen Sorge, daß nicht der Täuber es girren höre. Aber alle Vorsicht ist unnütz, wenn Empfind-

(*) Wollten wir hier auch gerade nicht den jetzt schon so ziemlich vergessenen Siegwart nehmen, so läßt sich dieses Gesagte, auch auf viele andere Verbindungen dennoch recht wohl reimen. F.

pfindsamkeitshistörchen dem Bedürfniß fühlenden Mädchen in die Hände fallen. Vierzehen Tage reißen alles nieder, was vierzehen Jahre aufgebauet haben. Ermahnungen und Bitten, Lehren und Exempel, versinken in den aufwallenden Gefühlen; und wo die Tugend ihr Paradies hatte, steigt ein heißer unfruchtbarer Fels hervor.

Denn was lernt das liebe Kind aus solchen Romanen? — Daß die Liebe die seligste Freude unter dem Monde, das höchste Gut auf Erden ist; der Zweck, auf den unser Daseyn abzielt; die heiligste Pflicht, die wir zu erfüllen haben; ein Gesetz, das alle andere aufhebt; ein Trieb, dem wir uns als einem unwiderstehlichen Verhängnisse überlassen müssen; eine Art Gottesdienst, wodurch wir uns dem höchsten Wesen gefällig machen. Sie lernen daraus, daß der liebe Gott und seine heiligen Engel ihre Freude daran haben, wenn ein junger Laffe und seine Gans sich im Mondschein lieben; daß sie sich ihrer annehmen, ja sie gar zuletzt, wie ein Paar treue Märtyrer, in den Himmel hinauf hohlen, wenn sie hier auf Erden nicht haben Hochzeit halten können.

Kann ein unerfahrnes, unausgebildetes Mädchen, sich wohl in solche Geschichten vertiefen, ohne daran, als an einem heute mir, morgen dir, den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und sich ganz in den Roman hinein zu träumen? Muß ihr nicht bey jeder verstohlnen Zusammenkunft, wovon sie liest, das Herz klopfen? bey jedem heiligen Kuß der Mund wässern? Muß sie nicht, wenn sie das Buch hinlegt, sich auch diese süßen Leiden wünschen, und rufen: eine solche Lotte, eine solche Emilie würde ich auch seyn, wenn ich einen Werther, einen Siegwart fände!

Und dann fehlt nur noch, daß einer von den empfindsamen Papageyen, der von edlen Seelen, und Mondschein, und Gefühlen, u. s. w. plappern kann, dazu kommt, mit ihr die heilige Sprache der Liebe redet, ihr Stellen aus dem Messias vorliest, und ihr zuletzt einbildet, er sey der Mann, den der Himmel ihr bestimmt hat; seine Seele sey mit der ihrigen unison; ihre Verbindung sey im Monde beschlossen; die heilige Natur gebiete ihnen, in einander zu schmelzen; mißgünstigen Tyrannen von Aeltern oder Vormündern zum Trotz, müssen sie sich lie-

ben, sich heimlich sehen, sich ewige seraphische Liebe zuschwören; sie können den väterlichen Segen, Erbgut und Lebensunterhalt entbehren, wenn sie Gefühle haben; Empfindsamkeit sey der größte Reichthum; der herrliche Anblick von einem Paar küssenden Tauben, gewähre ihnen ein Fest, u. s. w.

Die einfältige, von Empfindsamkeit berauschte Närrinn, glaubt alles dies als Evangelien, wirft sich der heiligen Natur, der heiligen Liebe im heiligen Mondscheine in die Arme; achtet nicht mehr der Aeltern Warnung und Flehen; hört nicht mehr die Stimme der Vernunft, der Tugend, der Ehre, der Religion; überläßt sich dem Manne ihrer Seele; er raubt heilige Küsse auf ihrem Munde, trinkt Seligkeiten aus ihren Lippen; ihre verkörperten Seelen begegnen sich, schließen, ergießen, zerfließen in einander, und —

Dergestalt kann das schönste, unschuldigste, würdigste Mädchen von der Welt, von dem häßlichsten Waldteufel ins Garn gelockt, und um alles was ihr lieb, theuer und heilig war, gebracht werden Empfindsamkeit ist ärger als berauschende Getränke; der Taumel, den diese erregen, läßt sich ausschlafen; aber die Trunkenheit der Empfindeley hält immer an, nimmt zu, steigt bis zum Wahnwitz. Man unterhält und nährt dies verzehrende Feuer mit Fleiß; man entzieht sich allen Beschäftigungen, die den Rausch zerstreuen könnten; man sucht die Einsamkeit und bestiehlt den Schlaf, um sich der süßen Schwärmerey ganz zu überlassen. Wenn der Verstand dadurch einmahl verwirrt, die Einbildungskraft einmahl erhitzt ist; so sieht das arme Mädchen Dinge, die kein Sterblicher sehen kann. Sie erblickt einen Seraph in jedem Pavian, jedem Satyr, jedem Rothkopf mit einem Fratzengesicht, der nur wie ein Siegwart schwatzt. Und will sie nicht schmelzen, so nimmt der Verführer ein Pistol und droht zu werthern; das Aeffchen bebt vor dem grausamen Paff, und ergiebt sich auf Gnade und Ungnade.

Manches Mahl ist zwar kein solcher empfindsamer Jungfernschänder gleich bey der Hand. Zum Glück können diese Geyer nicht jeden Raub wittern. Aber darum ist ein Mädchen nicht gesichert, wenn es sich einmahl in den empfindsamen Romanen verstrickt hat.

Die

Die nun einmahl angesteckte Seele will und muß die Theorie zur Praxis bringen, das Gelesene nachmachen, das gepriesene Süße selbst schmecken, sollte es auch nur quansweise seyn. Sie sucht sich einen empfindsamen Korrespondenten, schreibt empfindsame Briefe, schmiert empfindsame Verse, und flicht sich einen heiligen Empfindsamkeitsknoten, den sie auflösen will, ehe das Ding zu weit geht.

Aber da hat sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Was zum Scherze, zum Zeitvertreib, zur Probe angefangen worden, wird in ganzem Ernst vollendet. Mit der Liebe ist nicht zu spaßen. Es ist nichts gefährlicher, als den Liebenden spielen zu wollen: man bleibt an der Rolle hangen. Einbildung und Gewohnheit sind zwey große Meister. Sie machen den vorgeblichen Anbeter zum wahren Sklaven seiner selbstgewählten Göttinn. Sie geben einer erdichteten Zuneigung Wirklichkeit und Stärke, so daß keine Vernunft, keine Veränderung im Leben, keine Abwesenheit, keine Zeit sie tilgen kann; nur der Besitz der Geliebten öffnet dem Thoren die Augen.

Tausend junge Leute haben sich in eine solche Liebes-Intrigue zum Spaß eingelassen; sie haben sich amusiren, auch wohl exerciren wollen; sie haben auch geglaubt, den Roman abbrechen zu können, wenn es ihnen beliebte. Aber sie sind das Opfer ihres Vorwitzes geworden; der Roman ist mit ihrer Vernunft, und nicht selten mit ihrer zeitlichen Wohlfahrt davon gelaufen.

Wegen dieser traurigen Folgen der Empfindsamkeits-Lectüre, sollten die Aeltern ein wachsames Auge auf ihre heranwachsenden Kinder haben, ihre Bücher nachsehen, ja zuweilen alle Winkel und Schränke, und Betten durchsuchen, ob da vielleicht ein solches giftiges Werklein verborgen läge.

Giftig nenne ich sie ohne Scheu: denn sie thun Schaden, unersetzlichen Schaden; sie richten Unglück an; sie bringen Hunderte um Gesundheit, um zeitliche und ewige Wohlfahrt. In Dännemark ist der junge Werther schon bey mehrern die Aufmunterung zu ehebrecherischer Liebe, und überlegtem, dem Buhlen Lottens nachäffendem Selbstmorde gewesen, anderer noch nicht geendigter Trauergeschichten, die dadurch veranlasset worden, zu geschweigen.

Gott verhüte, daß ich einem La Fontaine, einem Grecourt, einem übersetzten Petronius, und andern moralischen Mordbrennern dieser Art, das Wort reden sollte. Aber ich bin überzeugt, daß sie der Jugend kaum gefährlicher sind, als die Empfindsamkeitsromane. Jene verführen die Sinne, aber nicht das Herz, wenigstens nicht den Verstand. Aller Begierde, die in einem jungen Busen bey solchen Scenen aufsteigt, arbeitet immer ein inneres Gefühl entgegen. Von den Empfindeleyhistörchen aber wird die Seele selbst angesteckt, die Liebe zur wahren thätigen, nutzenden Tugend erstickt, die Denkungsart verderbt; Verstand, Herz und Sinne verschwören sich mit einander, zu lieben und zu fühlen, diesem Lieben und Fühlen alles andere nachzusetzen oder gar aufzuopfern.

Ich komme zu den höchstnachtheiligen Wirkungen, die das Empfindeleywesen auf Gesundheit und Wohlbefinden hat.

Die Unglücklichen, die von dieser Thorheit angesteckt sind, denken und studieren auf lauter Gefühle. Sie strengen die Einbildungskraft an, um noch mehr zu empfinden, als den Sinnen gegeben ist. Sie üben sich recht, jeden Eindruck zu einem Leiden, jeden Gedanken zu einem Affect, zu erhöhen. Sie erschaffen sich idealische Trübsale, damit es ihnen nie an Stoff zum Fühlen mangle.

Zuletzt geht es dem Körper wie dem vorhin erwähnten Empfindsamkeitsroman. Es wird Ernst aus dem Spiel. Man träumte sich Gefühle; jetzt hat man sie wachend. Die eingebildeten Leiden erhalten Wirklichkeit, gewinnen Stärke, wachsen mehr, als der Gauch nun gerne wünschte.

Nun werden die Kräfte geschwächt, die Fasern erschlafft, die Nerven verzärtelt; die ganze natürliche Haushaltung im Körper geräth in Unordnung, Verwirrung, Zerrüttung; die geringsten Eindrücke erregen Schauder, Frösteln, Kälte, fliegende Hitze, Herzklopfen, Angstschweiß, Beklemmungen, Ohnmachten, Zittern, Krämpfe, Zuckungen, Faseln, und den ganzen Schwarm hysterischer Zufälle. Empfindsamkeit beut der Mutterbeschwerde die Hand, und diese wieder der Nervengicht.

Ja, den raschen Sohn des Harzes, rank und hoch und stark als seine Tannen, macht Empfindeley zu einem Siechling, und den Riesen in der Marsch zum Küchlein. Mit dem Muthe eines Elliots braucht man nur Empfindsamkeitsapostel predigen zu hören, so wird man bald vor seinem eignen Schatten zittern; und mit den Kräften eines Scanderbegs wird man Herzklopfen und Ohnmachten bekommen, ohne einmahl zu wissen wovon.

Und wenn sie das bey Männern thun kann, wie muß es denn nicht unsern Miniaturmännchen gehen, diesen Kerlchen, die einen Körper haben, wie eine Pariser Papierlaterne, und eine Gesichtsfarbe, wie eine todte Auster? Wenn diese Knaben sich aus der Mutter Schooß der Empfindeley in die Arme werfen, so müssen sie wohl zu Heimchen werden.

Wenn das Privatleben dieser Heimchen allein in Betrachtung käme, so wäre es freylich einiger Schade für den Staat, daß so viele Nummern von der Volkszahl, von der wirklichen Stärke des Landes, abgerechnet werden müssen, und daß er so viele unnütze Bürger füttern muß. Aber das Unglück ist um so viel größer, da das Heimchen doch auch einmahl Vater werden, und Kinder erziehen soll.

Aus Liebe zum Vaterlande möchte man wünschen, daß ein Empfindler niemahls selbst Autor zu den Kindern seiner Frau würde, sondern die Arbeit einem guten, unempfindsamen Kutscher, in Commission gäbe. Denn so erhielte das Land doch noch gesunde Bürger.

Doch wenn sie nun auch nicht die Kraft seiner eignen empfindsamen Lenden wären; so soll er ihnen ja doch eine Erziehung geben. Und kann er das? Kann ein Empfindler, ein Geck, ein Heimchen, Kinder so bilden, als sie zum Heil des Vaterlandes gebildet werden sollten?

Nein. Wer ein nützlicher und achtungswürdiger Bürger im Staat werden, und dem Vaterlande Nutzen und Ehre schaffen soll, muß kein Heimchen seyn. Es giebt keinen Stand, kein Amt, worin die Empfindeley nicht dem Publikum zum Schaden gereichte. Alle öffentliche Verrichtungen fordern Vernunft, Ernst, Muth und Stärke; eine jede öffentliche Person muß ein Mann seyn.

Daß nur derjenige edle Gefühle, ein mitleidiges Gemüth und Menschenliebe haben könne, der sie mit Seufzen, Stöhnen, Jammern, Weinen und Heulen an den Tag legt, das ist eben so falsch, als daß es keine Armuth giebt, wo nicht gebettelt wird. Der Nothleidende, der am meisten zu unserm Bedauern und Beystand berechtigt ist, pflegt am wenigsten zu klagen; und wer wahres Erbarmen fühlt, pflegt nicht Empfindungen auszukramen, sondern zu schweigen und zu helfen.

Der Bettelbube, der im Hinterhertraben sein Formular mechanisch wegplappert; findet bey vernünftigen Leuten keinen Glauben; und der Empfindler, der unaufhörlich von seinen Gefühlen, von süßen Schmerzen und brechenden Herzen schwatzt, erregt bey verständigen Personen Ekel oder Verdacht; sie müssen ihn entweder für einen Gecken oder für einen Heuchler halten.

Das Mitleiden verträgt, so wie alle andere Tugenden, keinen Selbstruhm, keine Prahlerey. Es ist stumm und thätig, wenn es ächt ist. Die jetzt rasende Empfindsamkeit ist kein Mitleiden; sie ist die Karrikatur des Mitleidens; sie ist ihm entgegengesetzt. Das wahre Erbarmen bewegt zum Helfen; die Empfindsamkeit macht schwatzen.

Ja, Geschwätze, Marktschreyerey, anders nichts, ist die Empfindsamkeit, die jetzt gepredigt wird.

Gesetzt, daß dies Fühlen eine Tugend wäre, daß stilles, thätiges Mitleiden, und lautes, fruchtloses Empfinden, einerley wäre, brauchte es denn erst eines Sterne, um uns zu lehren, daß es schön, edel, süß, gottgefällig ist, für seinen Nächsten zu empfinden? Darf mnn uns, die Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, noch mit jenen alten Teutonen, die eben so grausam als unaufgeklärt waren, in gleichen Rang setzen? Was haben wir gesündiget, daß Empfindsamkeitsapostel kommen mußten, uns Menschenliebe zu predigen? Sind wir denn keine Christen, und gebeut uns nicht der Gott, den wir anbeten, daß wir unsern Nächsten lieben, daß wir der stummen Kreatur schonen sollen? Lehrt uns die Religion nicht auch, die Weisheit, Allmacht und Güte des Schöpfers, in jeder Kreatur zu verehren?

Für unsern leidenden Nächsten zu fühlen, von seinem Elende gerührt zu werden, seine Last zu erleichtern, sei-

nen Schmerz zu lindern, das haben wir nicht nöthig aus Romanen zu lernen. Das liegt schon im Herzen, und diesen Keim haben unsere Aeltern schon entwickelt, haben uns zu dem Zwecke Lehre und Beyspiel genug gegeben.

Unsere Väter sind auch warme, wohlthätige Menschenfreunde gewesen, ohne viel Rühmens und Aufhebens davon zu machen. Aber sie haben geglaubt, daß man nicht bey dem Gefühle müßte stehen bleiben, sondern handeln, helfen, wohlthun. Das zeigen ihre vielen herrlichen Stiftungen. Ihr Mitleiden erstreckte sich auf die unvernünftigen Geschöpfe; doch nicht auf Käfer und Raupen. Ihre Menschenliebe fing bey Menschen an, nicht bey Butterfliegen. Bey allen ihren Empfindungen und den daraus fließenden Wirkungen, blieben sie Männer. Das haben die Feinde des Vaterlandes empfunden.

Zu bewundern ist es, daß das Abgeschmackte und Ungereimte, das Lächerliche und Alberne, in dem Empfindsamkeitssystem nicht jedem Menschen, der noch seine fünf Sinne gehabt, wider Ansteckung bewahrt hat Kann man sich etwas Unsinnigeres denken, als die Gefühle, die der Mond den Empfindlern einflößt?

Dieser gute alte Planet ist ihr Vertrauter und Kuppler. Dem klagen sie ihr Leiden, dem geben sie ihre Seufzer zu bestellen; in dem halten ihre Seelen ein Rendezvous. Für alle diese Dienste, die er ihnen thut, überhäufen sie ihn auch mit Komplimenten und Karessen, und begegnen ihm so freundlich, als der Adliche dem Bürgerlichen, wenn er ihn nöthig hat. Ja sie treiben die Liebkosungen bisweilen bis zur Abgötterey.

Wenn ein Miller seinen Siegwart in ganzem Ernst singen läßt:

„Heiliger, keuscher Mond,
Sieh herab auf meine Leiden,
Habe Mitleiden und erbarme dich meiner!“

so muß man erstaunen. Wenn das auch nur Minnefratzen eines Jünglings vorstellen soll; so ist es doch nicht zu entschuldigen. Denn auch der Wahnwitz, den man seinen Romanhelden in den Mund legt, muß kein Aer-

ger-

gerniß geben. Es steht ja bey dem Verfasser, den Rasenden sagen zu lassen, was er will. Aber das Allererstaunlichste ist, daß diese Litaney in ganzem Ernst ist ausgeheckt, in ganzem Ernst in die Musik gesetzt, und von Hunderten in ganzem Ernst auswendig gelernt worden; daß man sie in ganzem Ernst, mit Rührung und Andacht, als wenn es ein Kirchengesang wäre, absingt, und daß das Imitatorum pecus seitdem Deutschland mit Mondchoralen überschwemmt hat.

Dahin gehört ein wahres lyrisches Ungeheuer, das im Nürnbergischen Musenalmanach für 1782 zu sehen ist. Ein Quidam, (den Nahmen habe ich, Gott Lob! vergessen,) spricht zum Monde:

„Wärst du unsterblich auch wie ich,
Dereinst im Himmel würd' ich dich
Mit Mensch- und Engelseelen
Zu meinem Freunde wählen."

Lächerlich ist es, sich eine Seele des Mondes zu denken, und zwar eine Seele des Mondes, die sich im Himmel ganz bescheiden zurück hält, bis daß die Seele eines oberdeutschen Dichters sie aufsucht, seinen Freunden vorstellt und Brüderschaft mit ihr macht.

Bisher habe ich von der wahren Empfindeley geredet, die bey dem Patienten nur gar zu wirklich ist, und worin seine Gefühle in der That zu weit gehen. Jetzt komme ich zu der vorgeblichen Empfindsamkeit, die von vielen aus Eitelkeit oder Absichten angenommen wird.

Man erkennt sie leicht. Der falsche Empfindler kopirt den wahren, übertreibt aber den Charakter, ist weit mehr geschwätzig, hat mehr Egoismus, und verräth, wenn es zur Probe kömmt, wirkliche Fühllosigkeit.

Der wahre Empfindsame ist immer als ein Kranker, als ein Wahnwitziger anzusehen. Als ein Patient verdient er Mitleiden; um ihn aber zurecht zu bringen, muß man ihn nicht schonen; die Geißel der Satyre muß er fühlen; es gereicht ihm zum Heil. Zudem ist man ihm auch nicht so gar viele Barmherzigkeit schuldig, denn das Uebel ist sein eigenes Werk; er hat es sich durch eine Lectüre zugezogen, die seinem Verstande keine Ehre macht.

Der falsche Empfindler hingegen ist ganz und gar keiner Schonung werth. Er verdient die schärfste Züchtigung; denn er braucht entweder diese Schwachheit zum Schanddeckel seiner Härte, seines Geizes; oder er will sich mit einer falschen Tugend zieren, will die Beurtheilung der Welt hintergehen, will sich die Achtung des Publikums zustehlen.

Die falsche Empfindeley zerfällt also wieder in zwo Arten: die närrische, und die heuchlerische.

Die erstere ist sehr gemein. Sie nimmt ihren Ursprung aus einer schlechten Beurtheilungskraft. Man hält einen Fehler für eine Schönheit, man findet in einer Schwachheit eine Größe. Man glaubt, daß das Fühlen der gute Ton ist, weil man so viel davon hört, und weil die Empfindsamkeitssächelchen so viel gelesen werden. Man hat so schöne Gelegenheit, von sich selbst zu reden, und sich ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Ursachen genug, warum so mancher Geck diesen Ton annimmt, ohne einmahl recht zu wissen, was Empfindsamkeit ist.

Der heuchlerische Empfindler spricht immer von einem gefühlvollen Herzen; entweder um bey andern eine gute Meinung von sich zu erregen; sich ohne alle Kosten das Ansehen eines guten Characters zu geben; oder gar das Zutrauen der Unerfahrnen, und dadurch Vortheile, verkaufbare Geheimnisse, u. a. m. zu erjagen; oder wenigstens durch reichliche Anwendung des Seufzens, der Thränen, des Bedauerns und Bejammerns ein thätigeres Mitleiden zu sparen.

Von diesen verschiedenen Arten der falschen Empfindsamkeit kenne ich lebende Beyspiele: und ich darf mich nicht in eine nähere Betrachtung der Rollen einlassen, ohne die Personen, die sie spielen, meinen hiesigen Lesern kennbar zu machen.

Ueberhaupt habe ich vieles gesagt, das von andern mag besser gesagt worden seyn; doch hoffe ich immer den bekannten Dingen eine Wendung gegeben zu haben, die den Leser reizen kann, den Aufsatz seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

Die freyen Ausdrücke und der Spott, den ich mir auch gegen die wahren Empfindler erlaube, mögen einigen zu hart und beleidigend scheinen. Allein, wenn man einen Fehler rügen, eine Thorheit in ihr rechtes Licht

setzen will, so muß man es so thun, daß es Eindruck macht.

Diese eben beschriebene traurige Verfassung des menschlichen Gemüths, führt unter anhaltender Leidenschaft den nächsten Weg zu jener unglücklichen Frauenzimmerkrankheit, welche uns unter den Nahmen Nymphomanie oder Mutterwuth bekannt ist, worunter man eine unrichtige Bewegung der Fasern, in den weiblichen organischen Theilen versteht. So wie Ohnmacht, Raserey, Verzweiflung, und mehrere andere, Extremen vieler besondern Leidenschaften sind, so ist auch häufig die Mutterwuth die höchste Stufe der immer gereizten verliebten Wollust. Es überfällt zuweilen diese Krankheit die jungen mannbaren Mädchen, deren zur Liebe vorzeitiges Herz für einen jungen Menschen gänzlich eingenommen ist, in welchen sie leidenschaftlich verliebt sind, aber, zu dessen Genusse sie unübersteigliche Hindernisse finden.

Man sieht auch von verführten Mädchen, die einige Zeit in der Unordnung eines wollüstigen Lebens zugebracht haben, daß sie schnell von diesem Uebel überfallen werden, wenn eine gezwungene Einsamkeit, sie von allen Gelegenheiten entfernet, der Wollust in der Art als sonst, Opfer bringen zu können. Verheirathete Weiber sind davon nicht frey, vornehmlich jene, welche Männer von einem schwachen Temperamente, die Mäßigung in den Lüsten erfordert, oder von einem kalten Geblüte, haben, die zu den Ergötzungen des Genusses wenig aufgelegt sind.

Endlich sind auch oft junge Wittwen diesem Unglücke ausgesetzt, besonders, wenn ihnen der Tod einen jungen und starken Mann geraubt hat, in dessen Umgange sie sich durch öfters lebhaft wiederholten Beyschlaf die Lustgewohnheit zugezogen haben. Die wollüstige Erinnerung daran erweckt in ihnen zuletzt einen bittern Schmerz, welcher unmerkbar Verwirrungen,

Beun-

Beunruhigungen und Bewegungen, dem ersten Anfalle nach, wider Willen hervorbringen, dessen Folgen aber die Seele alsobald in den elendesten Zustand versetzen. Kurz, alle, die einmahl von diesem Uebel überfallen werden, beschaftigen sich so heftig als lebhaft, und ohne Unterlaß mit Gegenständen, die ihre Leidenschaften immer mehr, zum höchsten Verderben, anfachen; hauptsächlich, wenn die natürliche Heftigkeit ihres Temperamentes sie dazu anspornt.

Sie vergrößern noch diese natürliche Heftigkeit, wenn sie sich mit Lesen verworfener Liebesschriften unterhalten, welche mit Zubereitung des Herzens, zu zärtlichen Empfindungen anfangen, und mit Eingebung und der Lehre der handgreiflichsten Wollust aufhören. In dem besondern Umgange mit ihren Gespielinnen trachten sie, die Rede gleich auf ihre schmeichelnden Gegenstände zu lenken, anstatt daß sie sich stets bestreben sollten, dieselbe aus ihrer Emoildung zu verscheuchen. Wenn sie ohngeachtet aller ihrer Geschicklichkeit die Gesellschaft dennoch nicht abhalten können, auf andere, ihren Neigungen nicht anständige Gespräche zu verfallen; so werden sie niedergeschlagen, und in den äußersten Verdruß versenket, den sie nicht verhehlen können.

Sie vermehren sich stets ins geheim durch angewöhnte Selbstbefleckungen; wovon sie selbst die unglückseligen Thäterinnen sind, wenn sie die Schranken der Schamhaftigkeit noch nicht öffentlich überschritten haben. Fängt aber die Unverschämtheit an, sich an die Seite zu setzen; dann scheuen sie sich nicht mehr, sich diese gräuliche und entsetzliche Lust auch durch eine fremde Hülfe zu verschaffen.

Immer bereit, den schmeichlerischen und verführerischen Höflichkeiten der sie unterhaltenden Mannspersonen, Gehör zu geben, fürchten sie die geringsten Beschäftigungen, wenn diese sie einen Augenblick von

den wollüstigen Gegenständen, die ihre Einbildung innigst liebet, abzuwenden vermögen. — Vom Spatzierengehen, wo die unschuldigsten Spiele der Natur in ihrer verderbenen Seele die lebhaftesten Reize zur Wollust abgeben müssen, gehen sie zu den köstlichen Tafeln, deren scharfe, beißende und vergiftende Gerichte das Geblüt gar in eine gewaltige Unordnung bringen. Die starken Weine, womit sie stets befeuchtet sind; die geistreichen Getränke, die sie wie Wasser zu sich nehmen; der Mißbrauch, den sie im Kaffee- und Chocolatetrinken begehen; endlich alles, wovon eines allein die thierische Harmonie zu verderben im Stande ist, mit einander vereinigt, aber das Feuer, welches sie verzehret, auf das höchste verstärket; alles dieses ist den Leidenschaften das, was Oel dem Feuer ist.

Diese verdrießlichen Uebel, deren Schilderung man nicht fürchterlich genug machen kann, sind zwar anfangs zuweilen leidlich; allein die traurigen Folgen, die sie nach sich ziehen, werden bald von der größten Wichtigkeit, wenn man nicht auf das schleunigste mit dem größesten Vertrauen die geschicktesten Mittel ergreift, um sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Das Frauenzimmer hingegen, welches die Kraft nicht hat, zurück zu weichen, wenn es einmahl den ersten Schritt in diesen schreckvollen Irrgarten gewagt hat, fällt allmählig, und fast ohne es wahrzunehmen, in Ausschweifungen, die, nachdem sie die Ehre genommen haben, endlich das Leben selbst auch nehmen.

Man sieht sie beständig in den nähmlichen Gedanken; und ihre größte Furcht ist, einen einzigen Augenblick davon zerstreut zu werden. Sie träumen nichts, als von ihrem Lieblingsgegenstande, der die Ursache ihrer Krankheit ist. Sie sehen nichts, als ihn. Alle Kräfte ihrer Seele sind von ihm gleichsam unbeweglich. Sie bemerken und verstehen nichts mehr vom dem, was um sie geschieht. — Dieses ist ihre Hauptbeschäftigung.

gung. Sie vernachlässigen alle andere gänzlich, sogar jene, wovon die gute Ordnung ihres Hauses und ihres Glückes abhängt. Traurig und melancholisch lieben sie die Ruhe und das Stillschweigen. Unterbrechen sie dies, so geschieht es nur, um mit sich selbst zu reden. Aber, Unglück jenem, oder jener, der sich unterfängt, dieses süße Stillschweigen zu stören! Die Gewalt, die sie sich anthun, das abscheuliche sie verzehrende Feuer zu verbergen, treibt ihre Uebel aber eben bis aufs höchste.

Ein schöner Jüngling stellt sich ihren Augen dar; — doch — nur ein Mannsbild, was es immer für eins sey. Denn, in dem Flammenwirbel, der ihren Dunstkreis ausmacht, können die aus ihren Augen ausgehenden Feuerstrahlen den Gegenstand wohl verschönern, er mag so häßlich seyn, als er wolle; und dies bis zur Umschmelzung eines Cyklopen in einen Adonis. Dieses Mannsbild dann, es sey wer es wolle, wird an der Stelle der Gegenstand ihrer Begierde. Ihr Ohr leihen sie den mindesten Schmeicheleyen, die man ihnen sagt, begierig. Selbst die gewöhnlichen Höflichkeiten werden ihren Sinnen die ausgesuchtesten Verführungen. Sie antworten demselben mit einer Stimme und Geberden, welche schon eine lebhafte Leidenschaft verrathen. Die sonst üblichen Scherze, die man ihnen sagt, nehmen sie in vollem Ernste auf. Nicht allein ergeben sie sich sehr leicht dem Verlangen, daß sie glauben erweckt zu haben; sie erfrechen sich sogar öfters mit einer schändlichen Unverschämtheit demselben zuvor zu kommen.

Diese schon ziemlich heftige Krankheit ist noch nicht an der letzten Stufe. Man sieht den Zuwachs sich von Tage zu Tage vermehren, mit Wahrnehmung der schrecklichsten Bösartigkeit. Die wirkliche Empfindung der Lust, vereinigt mit jener, wovon die Einbildungskraft verschiedene Vorstellungen unaufhörlich wieder-

holet, macht die Kranken in kurzer Zeit rasend und unbändig. Dann überspringen sie ohne Scheu die Gränzen der Eingezogenheit; verrathen das abscheuliche Geheimniß ihrer befleckten Seele durch Reden, die auch unkeusche Ohren mit Erstaunen und Schrekken anfüllen; und nachdem die Unmäßigkeit ihrer wollüstigen Begierde, alle ihre Kräfte bald erschöpft hat, werfen sie das drückende und ruhmvolle Joch der Scham von sich und fordern mit offenbar frecher Stirn, mit so niederträchtiger als lasterhafter Stimme, den nächsten besten zur Einwilligung in ihre unersättliche Begierde heraus. Finden sie Widerstand, so schmeicheln sie sich, diesen durch Verführung zu überwinden. Was für Kunstgriffe wenden sie nicht deswegen an, in ihren Reden und Geberden? Und werden ihre Versuche mit gerechter Verachtung bezahlet; so sieht man diese unglücklicher Weise mit einer Menschengestalt vermummten Abentheurerinnen in unmäßige Wuth verfallen, dessen Folgen sind, die ungerechtesten Vorwürfe, frey wider den Verräther auszustoßen. Sie verleumden dann durch erdichtete Ehrabschneidung. Sie verfolgen mit so viel Ungestüm, als Halsstarrigkeit; und nachdem sie tausend vergebliche Streiche wider die Ruhe und den Ruhm ihres Feindes geführt haben, überlassen sie sich mit Gewalt, ja oft ohne Behutsamkeit allem, was die Rache Grausames und Trauriges einzublasen vermag.

Da ich noch in einem besondern Artikel die Mutterwuth abhandeln muß, so würde es hier zu weitläuftig seyn, mich in der Entstehung, im Fortgange, und in der Kur derselben zu vertiefen. Man sehe aber unterdeß, bis ich dahin komme, vorläufig nur unter andern, des bekannten Tissots Onanie und die Nymphomanie, oder Abhandlung von der Mutterwuth, von Dr. M. D. T. von Bienville. Aus dem

Fran-

Französischen übersetzt von A. Hiltenbrand. Wien, 1782, 8.

Die Gefräßigkeit, ist sowohl Leidenschaft, als Wollust, sie ist die Eigenschaft gewisser Thiere, die andere Thiere auffressen; und von einem Vielfraße sagt man, er habe einen heißhungerigen Magen, der sehr viel Nahrung bedarf. So wie der Strauß das Sinnbild von der Unmäßigkeit im Fressen ist, so ist er es auch in diesem Gegenstande; da aber die Gefräßigkeit eine große Freßbegierde anzeigt, so giebt man ihr einen magern und ausgehungerten Wolf zum Attribut. Man sehe die Figur 4424. Das Gewand des Vielfraßes ist von der Farbe des Eisenrostes, der die Zerstörung andeutet.

Eben so ist die Schwatzhaftigkeit für den Schwätzer oder die Schwätzerinn sowohl Leidenschaft als Wollust. Sie erscheinen häufig im Umgange, und in der menschlichen Gesellschaft, und, manche Narren — manche seichte Köpfe — manche — was soll ich sagen? — — manche Leute von bestimmtem Range, von — wenigstens vermutheter Cultur, nennen sie gute Gesellschafter, weil sie viel sprechen. Begünstigt man sie um deswillen, weil man gern einen Haus- oder Stubennarren hat, so wie große Herren Hofnarren und Affen halten, so hab ich nichts gesagt. — Aber, wenn es im vollem Ernste heißt: Es sind doch gute Leute, denn sie wissen aufzumuntern, zu unterhalten — Einfälle, Urtheile, und alles zum angenehmen Gehör der Stillen zu bringen — dann muß ich auf meinem Puncte bleiben, und sie von vernünftigen Menschen absondern.

Sie reden sehr viel, über alles nur Mögliche, und dies heißt bey ihnen: witzig seyn — Verstand haben — Genie besitzen — viel sprechen können, oder beredt seyn — viele Lectüre haben — von vieler Erfahrung und Kenntnissen seyn, u. s. w. — Wer

viel spreche, wisse viel, und dieses müßten andere wohl lassen — daher unterscheiden sie sich von dem Dummkopfe, weil sie ein Talent haben, das andern von der Natur versagt sey. — Solches hieße wahre Unterhaltung und wahre Conversation — und man sey deßhalb bey einander, um sich etwas vorzuschwatzen. — Nur zur feinen Welt gehöre solches, so sein Wort machen zu können, daß man der ganzen Gesellschaft Aufmunterung und wahres Vergnügen verschaffe.

Diese ungebildeten und verdorreten Grundsätze bringen die Schwatzhaften mit sich in jede Gesellschaft hinein. Wo man sie sieht, da reden sie, und sollt es auch nur bloß von einem Holzhacker seyn; immer in Bewegung, auch kaum so lange still, als sie etwas genießen. — Die Menge von verworrenen Ideen, die sie bey sich haben, und die Begierde nur recht viel zu sagen, um nicht für Kopfhänger oder Hypochondristen — Nahmen, die sie ärger als die Pest scheuen — gehalten zu werden, macht, daß sie alles frey herussagen, was sie denken; und dies oft noch ehe, als sie es recht denken, und wenn sie es gesagt haben, denken sie erst nach, was es war. So in Uebung, in Fertigkeit und Gewohnheit, erzählen sie oft falsche oder unrecht gehörte Dinge; oder Sachen aus der Geschichte, die sie aus Mangel gehöriger Kenntnisse, verkehrt und unwahr vortragen; — alles aber in einem Tone der Wahrheit, und mit einer selbstsüchtigen Miene, die um Wahrheit wirbt. Wie viel Leeres, Mattes, Läppisches, und oft mehr als Kindisches ist daher nicht häufig der Gegenstand, oder der Ausdruck ihrer Gespräche und Erzählungen!

Hat man so viel Fassung, einen Schwätzer mit scheinbarer Aufmerksamkeit anzuhören, so hat sein Stolz wollüstig Labsal, und er ist so unklug, sein Geschwätz nicht allein noch mehr auszudehnen, sondern auch

wohl gar in der nächsten Viertelstunde zu wiederholen.

Im Disputiren müssen sie Recht haben, wenn es auch nie wahr werden kann; denn sie halten es für schimpflich, das letzte Wort nicht zu haben — sie betäuben deßhalb andere lieber — und bey ihnen ists ausgemacht, wer das letzte Wort behält, daß der der Einsichtsvollste, der Gelehrteste sey; daß sie hierdurch für sinnreich, witzig und weise in der Gesellschaft gehalten werden, weßhalb sie ihren Gegner mit einer stärkern Stimme nicht allein übertäuben, sondern auch vermöge eines Wortschwalles zu ermüden suchen.

Giebt es einige wahrhaftig Gesellige, die dann nachgeben, wenn sie sehen, daß alles doch nicht hilft, und Declamation und Uebertäubung die Stelle des Wahren ersetzen muß; — giebt es Bescheidene, die aus vielen weisen Ursachen dann von der Sache abbrechen, um nicht Zeit und Gespräch weiter unnütz zu verwenden, so wiederholen sie ihnen doch, aus Ehrgeiz und Streitsucht, im falschen Triumphe, lange hinterher, noch bey vielen gesuchten Gelegenheiten in wiederkäuenden Reden immer das alte wieder, von dem sie so gern nun nichts mehr hören wollten. — Wissen sie gar nichts mehr, so legen sie sich aufs Fragen; sie fragen bis auf die Wurzel, und nehmen daher Stoff zu weitern, bis zum Ekel gedehnten Gesprächen.

Mit diesen ihrem Leichtsinne verbinden sie nur gar zu oft ein niedriges, schwarzes Herz. Werden ihre Fragen nicht befriedigt; sind die Antworten ihnen nicht bestimmt genug, oder wurden sie gar nicht mehr beantwortet, weil es vorwitzig und gefährlich zu seyn schien — so werden sie dadurch nun schon ihre geheimen Feinde. — Sie zeigen ihnen, daß sie auch eine giftige Zunge haben, und daß man ja ihre Freundschaft zu suchen, und ihren Beyfall zu erhalten nöthig habe. Sie beurtheilen daher andere Menschen auf

das strengste und ärgste. Sich selbst halten sie für vollkommen, gar keiner Ausbildung mehr fähig; und da sie sich für besser als andere halten, so können und dürfen sie auch mit dem größesten Rechte andere übersehen und beurtheilen. —

Die entscheidendsten Tugenden anderer verkleinern sie, und das sicherste Lob, das viele lebende oder verstorbene Schriftsteller haben, wird von ihnen verachtet, oder verspottet. Können sie etwas auf sie finden, mit welchem Eifer bringen sie es nicht hervor! Sie lächeln schon vor Freuden im voraus, ehe sie es einmahl gesagt haben, und der laute Beyfall ihrer Umgänger reizt sie desto stärker dazu.

Von vielen, aber auch nicht achtungswerthen Personen, werden sie schon darum geachtet, weil sie alle Personen so natürlich vorstellen können, daß der, welcher Gefallen daran hat, sich herzlich vergnüget. Sie horchen andere Leute aus, um nur durch sie böse Neuigkeiten zu erfahren, oder schicken auch ihre besondere Abgesandten dazu aus. Werden sie erinnert, es sey Lieblosigkeit so von andern zu urtheilen, — so sträuben sich alle ihre Gesichtszüge dagegen, und in diesem Eifer muß auf ihrer Zunge dann der gute Nahme eines jeden sterben, der nur im geringsten einen Beweis wider sie führen möchte.

Werden ihre Absichten hintertrieben, ihre Vorsätze zurückgehalten, ihre gottlosen Plane von andern zerstört; so ist nicht ihre Unbesonnenheit Schuld daran, sondern nur die ganze Welt, weil sie falsch sey. — Was sie hier oder dort, so eben Heimliches gehört haben — wenn es auch hieß: „ich sage das sonst keinem; es soll unter uns seyn; — im Vertrauen „also;“ — das plaudern sie in der nächsten Gesellschaft, aus Vertrauen, also wieder aus. Was ihnen der vornehme Mann oft in einer glücklichen Viertelstunde, da er sie nicht kannte, von seinen oder andern großen

Ge-

Gelegenheiten entdeckte, oder zu ihrem Vortheile sagte oder versprach, damit kommen sie, ohne es zu wollen — von ohngefähr wieder bey andern heraus. Sie bereuen es dann oft auf kurze Zeit, — oder machen sich es auch zur Ehre, daß andere doch ihre Verbindungen mit dem angesehenen Manne, und dessen Achtung für sie daraus erkennten, — denn die Ehre sey ja der vortheilhafte Begriff anderer von unsern Vollkommenheiten und Vorzügen! — Das mache ihnen so Ansehen und andern große Begriffe von ihnen! Ihr Herz erhält Luft, wenn sie alles heraus gesagt haben, und viele, die sie kennen, sehen es ihnen im voraus an, daß sie was sagen wollten, weil sie ehe eine glühende Kohle noch, als etwas Unoffenbartes bey sich lassen können.

Das sind Schwätzer, in ihrem Leichtsinne, in ihrem oft so bösen Herzen, und in ihren Vortheilen!

Nie werden sie den, der wahre Freundschaft zu schätzen weiß und kennet, für sich einnehmen; schaden aber werden sie sich durch diese ihre Schwatzhaftigkeit, die ihnen zur andern Natur wurde, auf allerley Art. Unwürdig sind sie des Umganges der Tugendhaften, und ihres Vertrauens. Gefährlich sind sie dem Aufrichtigen, der sie als eine Klippe seines Unglücks sorgfältig vermeiden, und mit Geduld und Nachsicht, und Wachsamkeit auf sich, ertragen muß. Ihre freye Zunge wiegelt alle, die sie niedrig beurtheilten, zu ihren Feinden auf — — ihr Character wird durch den Gleichgültigen, der nie mit ihnen zu thun hatte, ein Bild des Abscheues werden. Der Menschenfreund wird sich segnen, wo sie erscheinen, und Sympathie und Wärme des Herzens werden ihm für sie ganz unbekannte und unnatürliche Empfindungen. Sie sind sich im Grunde, wo sie sind, selbst zur Last, und werden endlich, durch ihre eigne Schuld, zur höchsten Stufe des Unsinnes und dessen Folgen gebracht. —

Bey den bildenden Künsten wird die Schwatzhaftheit in der Positur einer Person, die das Siegel an einem Briefe verstohlner Weise aufbricht, vorgestellt. Ihr Kleid ist mit Heuschrecken und Menschenzungen besetzt. Die Krähe auf dem Kopfe ist ihr Attribut, weil sie ihres übermäßigen Geschwätzes halber von der Göttinn Minerva aus Athen verjagt wurde. Dieses siehet man aus der Figur 4425. Will man aber die Schwatzhaftigkeit physiognomisch betrachten, und sich solche in dem Gesichte eines alten Weibes vorstellen, so habe ich in dieser Hinsicht zwey Köpfe beygelegt. Die Figur 4426 stellet ein dergleichen Gesicht vor, (wenn das Original auch allenfalls keinen Zahn mehr hätte,) wo die Oberzähne über die der untern Kinnlade fassen; Fig. 4427 aber ein solches schwatzhaftes Gesicht, bey welchem die untern Zähne über die obern fassen.

Stosch nimmt in seinem öfters angeführten Versuch in richtiger Bestimmung ꝛc. die Begriffe der Wörter Plaudern, Schwatzen, Plappern, Klatschen und Waschen, Th. 2, S. 444, zusammen, wo man darüber weiter nachlesen kann. Vom Klatschen ist in der Encyklopädie Th. XXXIX, S. 377, fgg. schon vorgekommen.

Mit vorhergehender Leidenschaft lassen sich folgende zwey ekelhafte Leidenschaften sehr füglich verbinden, nähmlich, die Schmähsucht und die Lästersucht. Erstere stellten die Alten unter dem Bilde des Momus, des Gottes der Satyre und des Tadels vor. Diesen schilderten sie als einen Greis, in redender Stellung, indem er zugleich mit einem Stabe zur Erde stoßet. Sein Kleid ist mit Ohren, Augen und Zungen besäet. Man sehe Figur 4428. Letztere aber, die Lästersucht, eine der größesten aller lasterhaften Leidenschaften, wird anders gebildet. Kein Laster hat für das gesellige Leben schädlichere Folgen, als dieses. Die Treulosigkeit steht auf ihrem erzürnten Gesichte

sichte abgemahlt; in der Hand hat sie eine brennende Fackel, und schleppet ohne einiges Mitleiden einen nackten Jüngling bey den Haaren herum, der mit gefalteten Händen zum Himmel blickt. Baptist Rousseau hat in seiner Zuschrift an die Musen, dieses Bild von Appelles Erfindung meisterhaft nachgeahmet. Dieses zeigt die Figur 4429.

So wie die Gefräßigkeit, der Hang zum unordentlichen Beyschlafe, zur Klatscherey, zum Besaufen, zum Spiel, Tanz und vielen andern Lastern, eine wahre böse Leidenschaft ist — eben so wird die Betrügerey, und selbst der Diebstahl, bey manchen verworfenen Menschen zur Leidenschaft. Es ist in der Encyklopädie, Th. IX, S. 229, fgg. im Art. Dieb, schon hinlänglich vom Diebstahle gehandelt worden; nur, in sofern die Dieberey eine Leidenschaft ist, sehe ich mich genöthiget noch etwas nachzutragen.

Es ist ein Trieb und eine Leidenschaft, die zur Betrügerey sowohl, als zum Diebstahle führt; von ersterer ist in der Encyklopädie, (wenigstens an seinem eigentlichen Orte) nicht geredet worden, denn, es sollte dieser Artikel Th. IV, S. 316, zwischen Betragestift und Bette kommen.

Vor dem Betruge gehet die Verstellung her. Daß diese allemahl Leidenschaft an und für sich sey, ist nicht zu behaupten, denn, nicht allein der Betrüger, sondern auch andere Lasterhafte sind zum öftern nach Beschaffenheit der Sache, zur Verstellung gezwungen, um nicht verrathen zu werden, und in diesem Betrachte wäre die Verstellung nur ein beygesellter Laster. Z. B. ein Freudenmädchen, wenn ihre natürlichen Reize nichts mehr gelten, und keine Männer mehr anziehen, so ist sie, da sie nichts weiter gelernt, oder auch alle Arbeit schon vergessen hat, um nicht ganz zu verderben, ihrer Politik nach, schon zu allen möglichen Verstellungen gezwungen, um einer gewis-

sen

sen Klasse von Leuten, die gern vorlieb nehmen — ihre abgenutzte Waare noch immerfort zu verkaufen. Eine ähnliche Politik besitzen mehrere andere Menschen in andern Verhältnissen, und, man hat auch selbst im Umgange Ursache sich in Acht zu nehmen, daß man nicht durch Verstellung betrogen werde. Die Verstellung ist also die Gehülfinn der Betrügerey, ja des Diebstahls selbst. Zwischen einem Diebe und einem Betrüger finde ich nur den Unterschied, daß letzterem es an Muth fehlet, seine Begierden so gröblich auszulassen, als es der Dieb wirklich thut; er bleibt daher immer nach Maßgabe seines Verstandes, verdeckt, und sucht die Sache so zu wenden, daß man dem betrogenen Theile, bey offenbar gewordenen Betruge, noch immer vorwerfen kann, daß er freyen Willen gehabt, folglich eine Sache, wenn sie Nachtheil gewesen, nicht hätte eingehen sollen.

Die Verstellung wird von den Künstlern in Gestalt einer weiblichen Figur, in einem Gewande von veränderlichen Farben vorgestellt. Der Schild der Göttinn Minerva, den sie auf der Brust trägt, bedeutet, daß ein verstelltes Gemüth undurchdringlich sey. Sie bedeckt ihr Gesicht mit einer Larve, dem Sinnbilde der Falschheit. Ihr Attribut ist eine Aelster; dieser Vogel hat schwarze und weiße Federn; seine Schmeicheleyen sind betrüglich und mit einem Schnabelpicken verbunden. Solches zeiget die Figur 4430.

Die betrügerische Feinheit hingegen, welche mit dem Laster der Heucheley Aehnlichkeit hat, wird nach der Beschreibung des Aristoteles mit einer lebhaften und glühenden Leibesfarbe abgemahlt. Dieser Weltweise sagt, die Aufwallung des Geblüts erzeuge neue Ungeheuer im Herzen. Die Feinheit hält ihre Augen niedergeschlagen, und legt die Hand auf die Brust, um dadurch ihre Aufrichtigkeit anzudeuten; aber hinter ihrem langen Kleide verbirgt sie einen Fuchs, der die

sym-

symbolische Vorstellung des Betruges ist. Dieses wird die Figur 4431 noch mehr erläutern.

Der Betrug ist die höchst lasterhafte Bemühung, da man von einer Sache einem andern etwas zu dessen Schaden zu bereden sucht, daß er es für wahr hält, bis die Zeit ein anderes und zugleich den daraus erwachsenen Schaden lehrt. Es ist derselbe in unsern Tagen schon sehr eingerissen, und besonders auch bey den zu einer Haushaltung gehörigen Personen so gemein, daß man sich nicht genug davor hüten kann. Es ist also nöthig, daß ein Hauswirth durch andere und eigne Erfahrung nachfrage, Untersuchung, Aufmerksamkeit und schlaue Augen, die Menge der Betrugstückchen bey allen Arbeiten und Waaren selbst lerne, und sich davor hüte. Dieses sind Zinkens Worte in dessen allgemeinen ökonomischen Lexicon; übrigens kann man auch noch Walchs philosophisches Lexicon, und die vortreffliche deutsche Encyklopädie, 3 B. S. 489, fgg. im Artikel Betrug nachschlagen.

Der Künstler aber stellet die Betrügerey als eine Leidenschaft und Laster mit einem doppelten Herzen auf der Brust, und mit zweyen Gesichtern, einem freundlichen, und einem verdrießlichen, mürrischen, vor. In der einen Hand hat sie eine Larve, in der andern eine Angelschnur, mit einem daran hängenden Fische, den sie gefangen hat; ihre Beine endigen sich in die Klauen eines Geyers, eines bekannten Raubvogels. Sie hat einen Scorpionenschweif, um dadurch das beständige Brüten ihres Giftes anzuzeigen. Neben ihr kriecht eine Schlange mit einem menschlichen Gesichte. Dieses alles wird man deutlicher in der Figur 4432 wahrnehmen.

Der Hang zur Dieberey, sobald er im menschlichen Herzen Wurzel gefaßt, ist ein fast unauslöschliches Laster. Er entspringt hauptsächlich aus dem

Geize

Geize — und wollen wir weiter hinaufgehen, aus der Begierde, seinen Zustand zu vervollkommnen. Es giebt Menschen, die sich in den besten Vermögensumständen befinden, die sonstige gute Erziehung und einschmeichelndes Wesen besitzen, es aber durchaus nicht lassen können, bey jeder Gelegenheit, wäre es auch nur die unbeträchtlichste Kleinigkeit, zu nehmen, und zu sich zu stecken. Ja man hat Beyspiele von einer Dame, die aller ihrer angewandten Bemühungen ohnerachtet, sich von dieser traurigen Leidenschaft nicht befreyen konnte — sie hat von jedem Gastmahle einen Löffel, ein Messer, oder sonst etwas mitnehmen müssen, aber bey kälter gewordner Begierde am andern Tage, hat sie das Mitgenommene wieder zurückgeschickt, und um Verzeihung bitten lassen, da solches in Gedanken geschehen. Eben so giebt es auch Herren, die man in keinen Buchladen, in keine Bibliothek und in kein Naturalienkabinett ohne die strengste Aufsicht gehen lassen kann, ohnerachtet ihre Vermögensumstände übrigens ganz gut sind, und sie nicht aus Noth dazu gezwungen werden. Solche Characteres giebt es auch unter Leuten von niedriger Extraction. Es giebt auf dem Lande häufig Personen, vor welche die umliegenden Dörfer sich schon warnen, die kein Dorf zu Einwohner haben will — die über keinen Hof, durch kein Haus, und durch keinen Garten gehen können, ohne etwas mitnehmen zu müssen, die alles mögliche, was sie nur erhaschen können, zusammen stehlen, wenn sie auch nie einen Gebrauch von der Sache machen können. Von alten Weibern aus diesem Stande weiß man Beyspiele genug, daß sie keine reine Hand halten. Wieder andere in allen Ständen sind immer so glücklich im Finden; alle Augenblick haben sie etwas gefunden — aber man hört selten, daß es wieder abgegeben, noch viel weniger, daß es bekannt gemacht wird.

Wenn

Wenn diese Art Gemüther mit schon dreist gewordenen, in Banden stehenden größern Dieben in nähere Verbindung kommen, wenn sie sehen, daß allmählich ein immer ahnsehnlicherer Diebstahl glückt, so können daraus die verwegensten Spißbuben werden. So wie bey vielen andern Leidenschaften auch die Furcht oft die Begleiterinn der Hauptleidenschaft ist — z. B. wenn ein Wollüstling zu einem Mädchen ins Fenster gestiegen — so befürchtet er dabey ertappt zu werden — oder wenn ein zänkisches Weib schon einige Mahl ihrer Zänkereyen wegen derbe bestraft worden, u. dgl. mehr; eben so ist die Furchtsamkeit auch sehr häufig in der Physiognomie eines Diebes erkennbar. Dieserhalb schildert man den Diebstahl durch einen Mann, der bey der Nacht mit einer Blendlaterne, und einen Beutel in der Hand einhergehet. Seine Hasenohren, und die Wolfshaut auf seinem Leibe, bedeuten, daß die Furcht der Dieberey immer auf dem Fuße nachgehet. Die Flügel an seinen Füßen beweisen seine Geschwindigkeit im Fliehen, und seine einzige Furcht gefangen zu werden. Solches stellet die Figur 4433 vor.

Wenn es nun zwar außerordentlich viele Mittel giebt, sich wider die Diebereyen zu hüten, wovon in der Encyklopädie auch im dem Art. Dieb verschiedene angeführt worden, so will ich hier noch zwey anführen, die nach Befinden der Umstände anzuwenden sind. Das erste besteht darin, daß ein jedes Haus in einem Dorfe, oben auf dem Dache oder am Giebel, eine hell klingende Glocke hat, woran die Schnur zum Ziehen nach dem Bette des Hausvaters gehet, und alle im Dorfe verbinden sich, sobald eine Glocke gezogen wird, dem Hause in der größten Geschwindigkeit zu Hülfe zu eilen. Das zweyte Mittel, sicher wider Diebstähle und Einbrüche zu seyn, hat der Herr Ernst Christian August Behrens, Herzogl. Mecklenb. Schwer. Bau-

Inspector, erfunden und unter dem Titel: Beschreibung eines erprobten Instruments, wodurch ein Dieb, er mag durchs Fenster einsteigen, oder durch eine Wand brechen, allemahl entdeckt, wenigstens aber sicher verscheucht wird ꝛc. Schwerin 1797, bekannt gemacht. Ich will ihn selbst reden lassen.

Die Sicherheit des Eigenthums ist unstreitig eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten, worauf die Wohlfahrt so vieler Menschen beruhet. Wenn diese in einem Staate mangelt, und ausgeartete Menschen ungestört morden und rauben können, so siehet es mit der Sicherheit des Persönlichen und des Eigenthums, sehr gefährlich aus. Zwar ist es in unserm Vaterlande, Gott Lob! noch nicht so arg — man hat sich des obrigkeitlichen Schutzes und ihrer Hülfe noch zu getrösten — dennoch aber beginnen die nächtlichen Einbrüche und Diebstähle, aller obrigkeitlichen Wachsamkeit ungeachtet, dergestalt überhand zu nehmen, daß man bey herannahender finstern Nacht, ohne Furcht und Unruhe, sich kaum schlafen legen kann. Jedoch ist es der Obrigkeit nicht möglich, eine solche Sicherheit zu veranstalten, von der sich sagen ließe, daß sie ganz vollkommen wäre. So wenig dies nun möglich ist, eben so sehr würde man sich irren, wenn man die Einbrüche und Diebstähle allemahl dem im Lande herumziehenden losen Gesindel zuschreiben wollte. Oft und größtentheils hält sich der Dieb im Orte oder in der Nachbarschaft auf, und dann ist es schon schwerer ihn auszuforschen und sich seiner Person zu versichern, wenn er bey der That nicht wirklich ertappt wird.

Ein Mensch, dem einmahl das Diebshandwerk zur Gewohnheit geworden, und der schon so weit herabgesunken ist, daß er von Ehre und Schande keinen Begriff mehr hat, fürchtet weder Bestrafung noch Tod. Daher kommt es denn, daß diese Bösewichter oft eine That mit so großer Dreistigkeit und Frechheit ausführen, welche allgemeines Erstaunen erreget. Die große Fertigkeit, zu der ein Dieb aus den zum Theil ihm gelungenen, zum Theil aber nicht gelungenen Diebstählen mit der Zeit gelanget, macht ihn der kühnsten Unternehmungen fähig, und es fehlet ihm dabey nicht an Hülfsmitteln, Schloß und Riegel zu zerstören, und wohlverwahrte Wände zu durch-

durchbrechen. Selbst die Zimmer im zweyten Stockwerke sind gegenwärtig nicht mehr sicher, und zwey Beyspiele — wovon sich eins hier im Orte, das andere in der Nachbarschaft auf einem adelichen Hofe zugetragen hat — beweisen es, wie irrig es sey, sich darauf verlassen zu wollen.

Unter diesen Umständen, und da fast eine gänzliche Unsicherheit eingetreten zu seyn scheint, fordert die Erhaltung und Sicherstellung des Eigenthums jeden Hausbewohner auf, zweckdienliche Vorkehrungen zu treffen, um Haabe und Vermögen gegen Diebe und Räuber zu sichern. Was helfen aber Schießgewehre; was helfen Degen und Dolche, wenn der Mensch im ersten Schlafe liegt, und also unfähig ist, sich ihrer zur Gegenwehr zu bedienen! Und da der Dieb durch Recognoscirungen genau die Zeit abwartet, wann die Personen im Hause im ersten und tiefsten Schlafe liegen, und diese Zeit dann gewöhnlich zu seinem Unternehmen nützt — so ist es bloß einem glücklichen Ohngefähr zuzuschreiben, wenn er bemerkt und von seinem Vorhaben verscheucht wird

Aus Erfahrung weiß ich es aber auch, was der sonst beherzte und von allen Vorurtheilen befreyete Mann ist, wenn er unbekleidet, den Dieb ihm sehr nahe glaubt, und die Dunkelheit der Nacht dem Auge keine Gegenstände darbietet. In dem Augenblicke des plötzlichen Erwachens aus dem ersten und tiefsten Schlafe, tritt gewöhnlich eine Verwirrung der Sinne ein, daß man kaum weiß, was man thut, und wozu man greifen soll. Dann fühlt man es, wie viele Schwierigkeiten bey Anwendung eines Schießgewehrs, eines Degens oder Dolchs sich in dunkler Nacht darstellen, besonders wenn der Dieb bereits im Schlafzimmer ist, und man sein Leben durch Hülferufen in Gefahr zu seyn glaubt. Nicht allemahl sucht der Dieb sich durch die Flucht zu retten, denn sobald er entdeckt oder sich verrathen zu seyn glaubt, und man ihm die Rückkehr abgeschnitten, widersetzt er sich, und greift zu gewaltsamen Mitteln, um diejenigen aus dem Wege zu räumen, die ihn entdeckt haben.

Da er auf alle Fälle mit den nöthigen Waffen sich versiehet, um sich erforderlichen Falls dadurch zu retten, so kann das Leben eines Hausbewohners oder einer andern Person, bey einem etwanigen Angriff um so mehr in die

äußerste Gefahr kommen, da die Dunkelheit der Nacht einen intendirten Mord sehr begünstiget. Freylich gehöret dieser Fall gegenwärtig zu den Seltenheiten, allein wer kann dafür bürgen, daß er nicht wieder eintreten könnte; da die Diebe noch mit ähnlicher Dreistigkeit zu Werke gehen, und gleich den vorigen Zeiten, alles um sich her morden könnten. Der Vorfall mit dem Baumwärter Maak in der Hagenower Heide, im verwichenen Jahre, ist noch viel zu neu, als daß dergleichen ganz zu widersprechen wäre. Die Bösewichter lockten den Mann aus dem Hause hinaus, schlugen ihn beynahe todt, banden und warfen ihn in einen Graben, und stellten eine Wache bey ihm, welche den Befehl hatte: sobald er sich im geringsten noch rühren würde, ihn gleich todt zu schlagen oder zu schießen. Hierauf durchsuchten sie Kisten und Kasten, warfen zwo alte Leute in eine Kammer hinein, mißhandelten sie, und nachdem sie zum Bekenntniß gezwungen worden, wo sie das Geld hätten, wurden sie in der Kammer verschlossen, die Beute eingepackt, womit denn die Räuber in der Dunkelheit entflohen.

Zwar gebe ich gerne zu, daß solche offenbare Gewaltthätigkeiten nicht so leicht in einer Stadt, oder an einem andern Orte, wo mehrere Leute beysammen wohnen, und wo man die Nachbarn zu Hülfe rufen kann, sondern nur da ausgeübet werden können, wo ein Haus ganz allein und von andern entfernt liegt. Indessen geräth doch allemahl derjenige in Lebensgefahr, in dessen Schlafzimmer der Dieb aufräumen will, es mag in der Stadt oder auf dem Lande seyn. Mehrere Schüchternheit hingegen, und mehreren Trieb zum Entfliehen, zeigt der Dieb, wenn er an solchen Oertern stiehlt, oder einbricht, wo er sich leicht übermannt und gefangen zu seyn glaubt. Eine jede unerwartete und ungewöhnliche Vorkommenheit schreckt und nöthiget ihn zur Flucht. Dieser Umstand brachte mich auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, Mittel zu erfinden, wodurch eine außerordentliche Erscheinung hervor gebracht werden könnte. Diese Mittel würden um so mehr von Nutzen seyn, wenn der Dieb selbst, vermittelst eines angebrachten Mechanismi, die Finsterniß schnell in Licht verwandeln müßte, so oft er im Begriff wäre, in ein Zimmer einzusteigen.

Ich verfiel daher auf eine Electrisir-Maschine; da ich aber bey genauer Betrachtung derselben, zu viele Schwierigkeiten, zu viel Mechanismus und zu viele Kostbarkeit in der Ausführung fand: so verließ ich diese, und ging zu einer andern weniger kostbaren und künstlichen Maschine über.

Dieses Instrument, welches ich in der Folge genau beschreiben werde, leistet alles, was man nur von einem Instrumente dieser Art erwarten kann. Es ist für den Dieb äußerst schreckhaft, so wie für den Bewohner eines Hauses desto beruhigender, da es auf die Annäherung des Diebes schnell ein Licht anzündet; den Schlafenden nicht allein hierdurch, sondern auch durch eine, nahe beym Bette angebrachte Glocke und starken Knall aufwecket, und durch diese unerwartete Vorkommenheit, den beym Einsteigen begriffenen Dieb verscheucht. Der aus dem Schlafe Erwachende genießet hierbey das Angenehme, daß er gleich alles übersehen und erforderlichen Falls zur Noth- und Gegenwehr sich zubereiten, auch ohne Zuthun des Diebes, das Licht zu jeder Zeit selbst brennend machen kann, welches nichts weiter erfordert, als daß nur eine Saite mit einem Finger berühret wird.

Bey diesem Instrumente hat man überdem noch die Wahl: ob man das Geklingel der Glocke; das Anzünden des Lichtes; oder nur den Knall allein; oder ob man alle vorbenannte Anzeigen, welche die Gegenwart des Diebes verkundigen — vereinigt haben will? — Dieses läßt sich gar füglich und bequem bewerkstelligen, da dieses Instrument ganz dazu eingerichtet ist. Um nun dem Leser dieses Instrument gehörig zu erklären, habe ich zu mehrerer Deutlichkeit dieser Beschreibung, ein accurates Kupfer beygefüget, und ich zweifle nicht, mich so verständlich ausgedrückt zu haben, daß mich nicht allein jedermann wird verstehen, sondern auch das Instrument darnach machen lassen können.

## Von Verfertigung dieses Instruments.

Ein Flintenschloß ist bey diesem Instrumente das Organ, welches alles das hervorbringet, was vorhero schon bemerkt worden ist. Es ist sehr gleichgültig, ob es ein Schloß von einer Flinte, Büchse, oder Pistol sey, es

kommt nur darauf an: daß die Pfanne wohl verstählt, Schlag- und Pfannenfeder vollkommen stark, und der Hahn mit einem guten Stein versehen sey, damit es niemahls fehlschlage, und die abspringenden Funken das auf der Pfanne geschüttete Pulver entzünden. Dieses Flintenschloß, welches auf der anliegenden Kupfertafel bey Fig. 4434 zu ersehen, und mit a bezeichnet ist — wird an das Gestelle b durch Schrauben befestiget, wozu die Schrauben gebraucht werden können, wenn man das Schloß von einer Flinte oder Büchse nimmt; dahingegen sind die Schrauben von einer Pistole etwas zu kurz. Das Gestelle b zur Befestigung des Schlosses und des übrigen, wird aus einem Stücke — gleichviel aus welcher Art Holz — verfertiget, wozu das Büchenholz vorzüglich brauchbar ist. Dieses Gestelle ist 8 Zoll lang, $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch; und da an der linken Seite ein Falz und Absatz kommt, mithin oben schmäler, unten am Fuße aber breiter ist, so läßt sich die Breite dieses Gestelles am besten aus Fig. 4435 beurtheilen. Diese Figur zeiget die Gestalt des vorerwähnten Gestelles vor Ende in der Breite. Bevor der Falz gemacht wird, hat das ausgearbeitete Holz von a nach e eine dreyzöllige Breite, und von a nach f, oder von e nach g, eine $4\frac{1}{2}$zöllige Höhe. Hiernächst wird das Stück a b c d herausgenommen, und das Gestell bleibt oben von b bis e $1\frac{3}{4}$ Zoll, von f bis g 3 Zoll breit, und von c bis f $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Wozu der Absatz c d dienet, wird man bey Erklärung Fig. 4440 weiter hören. Oben bey dem Schlosse a, Fig. 4434, stehet das Rohr c aufgerichtet, welches den Knall verursachet, und eine Verbindung mit dem Feuerkanal hat, welche von der Pfanne des Schlosses herkommt. Dieses Rohr kann man sich von einem Schlösser verfertigen lassen, und hat nichts Künstliches in der Zubereitung. Nur dahin muß gesehen werden, daß der Boden im Pulversack $\frac{1}{2}$ Zoll dick gemacht, und die Röhre gut und dicht verlöthet wird. Durch Fig. 4436 ist diese Röhre besonders abgebildet; sie hat von a nach b eine Länge von 5 Zollen, und im Durchmesser von c nach b 7 Linien, in der Mündung aber nur 5 Linien (*). Bey d kommt das Zündloch, welches etwas tief

(*) Ein Zoll hat bekanntlich 12 Linien.

tief in den Boden des Rohrs eingesenkt wird. Dieses Verfahren, welches bey Verbohrung der Zündlöcher in den Gewehren jederzeit beobachtet werden muß, wird jedem Schlösser, der sich damit abgegeben hat, bekannt seyn. Litt. e ist eine runde Stange, $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, und $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser, woran von unten auf eine Holzschraube mit tiefen Gängen, 2 Zoll lang angeschnitten, und womit die Röhre in dem Gestelle festgeschroben wird. Fig. 4434, Litt. d, ist ein Brett oder Bord, worauf das Instrument befestiget wird. Die Länge ist sehr gleichgültig, würde man den Bord aber wegen des Ansehens sehr einschränken wollen, so kann die Länge desselben doch nur bis zu 8 Zollen herunter gesetzet werden. Die Breite muß aber genau 10 Zoll halten, weil sonst das Instrument darauf nicht angebracht werden kann. Durch diesen Bord, gehen die Zapfen e, welche in dem Gestelle b befestiget sind, und unten bey f Löcher haben, worinnen zur Befestigung des Instrumentes hölzerne Pflöcke oder Nägel gesteckt werden. Die Länge der Zapfen, und die Entfernung der Löcher von dem Gestelle, richtet sich ganz nach der Dicke des Bords. Inzwischen können die Zapfen auch ganz wegbleiben, wenn es einem Liebhaber besser gefiele, dagegen Holzschrauben anzuordnen, womit denn das Instrument von unten zu auf den Bord geschroben wird. g ist der Abdrücker, welcher ebenfalls vermittelst einer Oeffnung durch den Bord gehet. Dieser Abdrücker hat eine 7zöllige Länge, und stehet unter dem Borde auf 3 Zoll heraus. h ist eine Schnur von sehr feinem aber festen Bindfaden, welche nach dem Bette geleitet, an dem einen Ende an den Abdrücker, mit dem andern aber am Bettgestell befestiget, und so stark angespannet wird, daß nur das Schloß nicht losschlägt.

Wird nun diese Schnur mit einem Finger nur etwas niedergedrückt, so schlägt das Schloß los, und das Licht brennet sogleich. i ist der Hebel, womit der Abdrücker g verbunden, und in der Gegend m befestiget wird. Durch diesen Hebel gehet der hölzerne Nagel k, welcher unten mit einem Kopfe versehen, oben aber durch den Bord gehet, und mit dem Pflock l befestiget wird. Das Loch durch den Hebel, und der hölzerne Nagel, muß sehr glatt gearbeitet, und vor der Aufstellung mit Wasserbley bestrichen werden, auch der Nagel im Loche genugsamen Spiel-

raum haben, damit der Hebel sich sehr leicht bewegen lasse.

Durch Fig. 4437 ist dieser Hebel besonders abgebildet: a ist das Loch, wodurch der vorerwähnte hölzerne Nagel gehet; b ist die Verbindung des Hebels mit dem Abdrükker in Gestalt einer Gabel, doch so, daß die zwey übereinander liegende messingene Plättchen c nicht wie eine Gabel rund und spitz, sondern stumpf und $\frac{1}{2}$ Zoll breit sind, welche durch ein Nieth am Hebel befestiget werden. Beyde Plättchen c haben ein rundes Loch, wodurch ein eben so dicker wohl polirter Dorn gehet.

Wird nun die messingene Zunge, welche am Abdrücker befestiget ist, in die Gabel des Hebels geschoben, und der Dorn durchgesteckt; so wird dadurch der Abdrücker mit dem Hebel verbunden, und das Schloß schlägt los, so bald man nur die Schnur n, Fig 4434, berühret. An diesen Hebel, Fig 4437, wird weiter am andern Ende ein Ring d befestiget, worinnen die Leitungssaite vermittelst eines angebrachten Hakens von starkem Drath, eingehakt und befestiget wird. Durch diese Leitungssaite drükt der Dieb das Schloß ab, sobald er sie beym Einsteigen nur berühret.

Das Verhältniß in Absicht des Mittelpuncts a, zu den beyden Enden b und d, richtet sich besonders darnach, ob mehrere oder nur ein Zimmer mit der Leitung bezogen, und vor Dieben sicher gestellet werden sollen. Wenn das Schloß nur einigermaßen etwas fest stehet, auch nur zwey Zimmer bezogen werden sollen, so richtet man den Hebel so ein, daß von dem Mittelpunct a — Fig. 4437 — bis zu dem Ringe d, $3\frac{1}{2}$ Zoll, und wieder von a bis an die Gabel b, 5 Zoll Länge herauskommen.

Der Abdrücker, in Verbindung des Hebels, muß zwar sehr leichte stehen, aber nicht von selbst, und durch die eigne Schwere der Leitung losgehen können; derowegen beruhet die Einrichtung des Hebels größtentheils auf Versuchen, und es lassen sich keine bestimmte Vorschriften davon geben, da ohnehin auch nicht jedes Schloß gleich leicht abzudrücken ist. Inzwischen läßt sich das Verhältniß des Hebels ad zu ab, am leichtesten bewerkstelligen, wenn man den Ring a, Fig. 4448, an einen andern b, welcher auf den Hebel geschoben, und durch eine Stellschraube c befestiget wird — anbringet.

Würde

Würde es sich finden, daß das Schloß von selbst, und durch die Schwere der Leitungen losschlüge, so wird der Ring d, Fig. 4437, mehr nach dem Mittelpuncte a geschoben, und so wird wiederum derselbe weiter gegen das Ende des Hebels gerückt, wenn das Schloß zu fest stände.

Das Schloß muß übrigens so leichte stehen, daß, wenn man die aufgestellten Leitungen nur einen Zoll in die Höhe hebt oder niederziehet, das Schloß allemahl losschlägt.

Fig. 4434, Litt. o, ist ein, durch die beyden aufrecht stehenden Stützen p beweglicher Steg. Er ist $\frac{1}{2}$ Zoll breit, $\frac{1}{8}$ Zoll dick, und 6 Zoll lang. Dieser Steg hat vor der ersten Stütze beym Hahn einen Absatz, damit er von der Feder der Glocke nicht weiter zurückspringen könne, als die Bestimmung gemacht worden. Bey q hat der Steg eine runde Biegung, wogegen der Hahn schlägt, den Steg schnell fortreißt, und die Glocke bewegt. Diese Biegung muß genau nach dem Zirkel eingerichtet werden, den der Hahn beschreibt, wenn er abschlägt, weil sonst das Klingeln nicht erfolgt, der Hahn an dem Stege sich stemmet, und überhaupt alles ohne Erfolg bleibt. Auch muß der Hahn, wenn er aufgezogen ist, noch wenigstens $\frac{1}{4}$ Zoll von der Krümmung des Steges entfernt seyn, welche Einrichtung viel zum anhaltenden Klingeln beyträgt. Die Stützen p können durch Schrauben an der rechten Seite des Gestelles b angeschroben werden, so wie auch überhaupt der Steg sowohl als die Stützen aus hartem sehr glatt poliertem Holze verfertiget, und durch Holzschrauben an dem Gestelle angeschroben werden können, wenn man die Kosten zu einem eisernen Stege und Stützen nicht verwenden wollte. Auf dem Ende durch den Steg bey r wird ein Loch gemacht, worinnen die Schnur befestiget wird, welche die Glocke s in Bewegung setzet. Die Glocke wird an einer dünnen sehr geschmeidigen Stahlfeder, welche von a nach b 18 Zoll lang ist, befestiget, und oben an die Wand genagelt oder mit Schrauben angebracht. Sie kann nahe, oder wer es lieber will, auch im Bette angebracht werden, welches alles von dem Gutfinden eines Liebhabers abhängt.

Fig. 4438, ist die Aussicht des Instruments von der linken Seite. a Der Hahn; b der Steg zur Klingel;

c der Stahl und der Pfannendeckel; d die Knallröhre; e das Licht, welches auf dem Absatze f in gerader Linie vor dem Feuerkanal, — welcher von der Pfanne des Schlosses herkommt — stehet. Da nun sowohl das Licht, als die Knallröhre, einen Kanal zur Verbindung mit der Pfanne des Schlosses haben muß; so wird nach der Tiefe des Bodens in der Pfanne a — man sehe Fig. 4429, — eine Hohlkehle b, ½ Zoll breit in gerader Linie durch die Oberfläche des Gestelles, und eine andere c, von jene ab, nach der Knallröhre d, gestoßen. Beyde Hohlkehlen oder Feuerkanäle werden mit Messing ausgefuttert, welches dicht an der Pfanne des Schlosses und dicht an der Knallröhre anschließen muß. e Der Hahn mit dem Steine, f der aufgeschlagene Stahl und Pfannendeckel, g der Punct auf dem Absatze des Gestelles, wo das Licht aufgestellet wird. Das Licht kann entweder in einer blechernen Hülse, welche auf den Absatz befestiget wird, aufgestellet werden; oder man bohret auch nur ein Loch nach der Dicke des Lichts ein. Beyde Vorrichtungen sind gleichgültig und werden dem Liebhaber überlassen.

Fig. 4440, ist der Durchschnitt des Instruments in der Breite, durch die Pfanne, den Feuerkanal und das Licht. a Der Stahl und der aufgeschlagene Pfannendeckel; b die Pfanne des Schlosses; c der mit Messing ausgefütterte Feuerkanal, welcher das Feuer von der Pfanne, zum Anzünden, nach dem Lichte, und zum Losbrennen, nach der Knallröhre führet; d das Licht, welches auf ¾ Zoll von dem Feuerkanal entfernet seyn muß; e die Knallröhre; f der Bord, worauf das Instrument, vermittelst der Zapfen g, und Pflöcke h, befestiget wird, i der Abdrücker, welcher nach dem Schlosse gehet; k der Hebel, welcher vorhin schon umständlich beschrieben ist; l der hölzerne Nagel, welcher unten mit einem Kopfe versehen, oben aber durch den Bord gehet, und durch einen Pflock m, befestiget wird.

## Von Zubereitung der Leitung.

Da nach dem angenommenen Grundsatze — der Dieb möge durchs Fenster, oder durch eine gemachte Oeffnung in der Wand, einsteigen — die Leitung so angebracht und so geordnet seyn müsse, daß er sie nicht allein unfehlbar

bar treffe, sondern auch bey geringster Berührung derselben, das Instrument losschlage, Licht und Knall errege und klingele; so will ich nun auch noch umständlich darthun, wie man dabey zu verfahren habe.

Aus der Erfahrung ist es bekannt, daß der Dieb zwey Methoden oder Handgriffe hat, die Fenster zu eröffnen. Die Fenster mit Sprossenrahmen und eingekitteten Scheiben öffnet er auf eine andere Art, als diejenigen, welche deutsche Rahmen haben, und deren Scheiben in Bley eingesetzet sind. An eingekitteten Scheiben wagt er sich nicht gern, so wenig sie auszunehmen, als einzustoßen, weil einmahl eine solche Scheibe äußerst schwer, und ohne zu zerbrechen nicht wohl herauszunehmen ist, anderntheils das Einstoßen der Scheibe zu vieles Geräusch macht. Er bohret dahero in der Fuge, welche der Rahm mit dem aufrecht stehenden Pfosten macht — in der Gegend, unter dem inwendig sitzenden Anwurf, ein Loch, steckt eine Brechstange, und hebt damit die kleine Krampe, wodurch der Anwurf in den Rahm befestiget ist, heraus, wodurch denn das Fenster geöffnet ist. Würden aber die Fenster nach der gegenwärtigen neuen Art, nicht durch Anwürfe, sondern durch sogenannte Spanzenettstangen befestiget seyn; so ist das Aufbrechen mit der Brechstange auf vorbeschriebene Art, ohne offenbare Gewalt oder Einstoßung der großen Scheiben, überall nicht möglich.

Bey Eröffnung der Fenster, deren Scheiben in Bley eingesetzet sind, gebraucht der Dieb keine Brechstange, wenn anders die Rahmen beweglich sind; er nimmt gewöhnlich eine Scheibe, welche zunächst am Rahmen und dem Anwurf sitzet, aus, oder drücket sie ein, öffnet hiernächst das Fenster, nachdem er zuvor die Anwürfe aufgemacht hat.

Damit nun der Dieb erkannt werde, wenn er im Begriffe ist, das Fenster aufzumachen, so ist nöthig, diese durch eine Leitung mit dem Abdrücker des Instruments zu verbinden. Dieses geschiehet folgendergestalt: Man schlägt in jedes untere Rahmstück, nahe am Pfosten, eine kleine Krampe von starkem Drahte ein, in diese Krampe wird die Leitung, welche von sehr feinem, dabey aber festen Bindfaden und durch Fig. 4443 besonders abgebildet ist, und aus dem Puncte d zwey gedoppelte Schnüre hat, mit den Haken a und b befestiget, dergestalt und also, daß wenn zwey Fensterluchten neben einander sind, der längere

a in den äußern, und der kürzere b in den inneren Rahm, das Ende c aber in die Hauptleitung gehakt wird. Man sehe Fig. 4445 und zwar die Luchten 1, 2, 3 und 5.

Die Leitung nach den Fensterluchten 4 und 6 weicht aber von der Luchte No. 2 dadurch ab, daß wo dort der Haken b in dem innern Rahm, hier der Haken a, und wo dort der Haken a in dem äußern Rahm, hier der Haken b angebracht wird. Dieses kann wegen der schiefen Leitung der Nebenschnüre D nach der Hauptschnur A nicht anders eingerichtet werden.

In dem Puncte e, Fig. 4443, wo die Hauptleitung E, Fig. 4445, diese Schnur kreuzt, wird ein kleiner Ring befestiget wodurch die vorgenannte Hauptleitung E gezogen wird, um sie dadurch empfindlicher, und zum leichten Losdrücken des Schlosses tüchtiger zu machen. Dies wäre also die Einrichtung der Leitungen c, d, f, g, k, und l. — Man sehe Fig. 4445, — zur Verbindung der Fenster mit dem Abdrücker des Instruments.

Eine andere Vorrichtung der Leitung muß gemacht werden, wenn der Dieb durch eine Wand brechen würde. Diese Leitung muß so genau gestellet werden, daß wenn der Dieb durch das, in der Wand gemachte Loch gekrochen, und sich kaum halb aufgerichtet hat, die Leitung ihm dann gerade in dem Nacken liegt. Dieses ist gerade die fatalste und gezwungenste Stellung eines Körpers, die der Dieb annehmen muß, wenn er durch das, in der Wand gemachte Loch gekrochen und im Begriffe ist, von dem Boden des Zimmers sich ganz aufzurichten; in welcher Stellung er die, ihm im Nacken liegende Leitung auch am wenigsten fühlt oder bemerkt.

Um die Leitung nun so genau zu bestimmen, daß sie dem Diebe gerade im Nacken liege: so muß man wissen, daß der Dieb in allen Fällen erst ganz im Zimmer hinein und mit den Füßen über die Sohle — Schwelle — seyn müsse, bevor er sich aufrichten kann. Hieraus wird der Abstand der Leitung von der Wand bestimmt. Ferner muß man die Höhe wissen, zu welcher der Dieb sich aufrichten muß, wenn er im Begriffe ist, die Hände von der Erde an sich zu ziehen; woraus denn die Entfernung der Leitung von der Erde bestimmet wird. Nach vielen Versuchen, welche ich deshalb angestellet habe, habe ich gefunden: daß wenn der Abstand der Leitung von der Wand

auf

auf 3 Fuß 6 Zoll, und die Entfernung der Leitung von der Erde 3 Fuß genommen worden, es niemahls fehlgeschlagen hat, die Leitung mit dem Nacken zu treffen, und das Instrument loszuschlagen. Nach dieser Bestimmung werden nun alle Zimmer mit der Leitung bezogen.

Durch Fig. 4445 habe ich zwey Zimmer abgebildet, als eine Stube und eine Kammer, welche mit der Leitung bezogen worden. Zuförderst macht man die Hauptleitung A, welche mit einem Ende, woran ein kleiner Haken von starkem Draht ist, in den Ring am Hebel des Instruments B fest. In der Wand bey C sitzet eine kleine Krampe von starkem Drahte, 3 Fuß von der Erde entfernet, worinnen das andere Ende der Hauptleitung A eingehakt wird. Hierauf wird die Schnur zur Verbindung der Nebenleitungen D, abgeleitet; und in den Puncten c, d, e, f, g, h, i, k und l, werden kleine Ringe befestiget, wozu man kleine Gardinen-Ringe gebrauchen kann. Die Puncte müssen aber so bestimmt und die Ringe so angebracht werden, daß die Nebenleitungen D, so viel möglich ist, gegen die Hauptleitung A, in spitzigen Winkeln zuschießen — wie solches auch aus dieser Zeichnung zu ersehen ist — wodurch das leichte und sichere Abdrücken des Instruments außerordentlich vermehret wird. Hierauf werden die Nebenleitungen aus den Puncten d, e, h und i vorgerichtet. Diese bekommen auf jedem Ende einen Haken von starkem Drahte — Fig. 4446, a und b, und einen Ring c, welcher 3 Fuß 6 Zoll von dem Haken a entfernet ist, wodurch die zwote Hauptleitung E, Fig. 4445, gezogen wird. Hierauf werden sie mit dem einen Ende a, in den, in der Wand sitzenden Krampen 1, 2, 3 und 4, und mit dem andern Ende in den Ringen der Hauptleitung d, e, h und i eingehakt. Die Einrichtung der übrigen Leitungen c, d, f, g, k und l, zur Verbindung der Fenster 1, 2, 3, 4, 5 und 6, mit der Hauptleitung A, ist bereits bey Erklärung Fig. 4443 beschrieben worden. Es ist also nun weiter nichts übrig, als die Verfertigung und Anordnung der zwoten Hauptleitung E, Fig. 4445 zu beschreiben. Damit nun diese Leitung gerade in dem Nacken liege, wenn der Dieb durch die, in der Wand gemachte Oeffnung gekrochen, und im Begriffe ist, sich völlig von der Erde aufzurichten; so wird bey No. 5, eine kleine Krampe in die innere Wand

F geschlagen, welche 3 Fuß 6 Zoll von der äußeren Wand G entfernet ist. An der Leitung E, von 5 nach 8, werden auf beyden Enden kleine Haken von Draht befestiget, womit sie in die Krampe 5, und in den Ring 8 eingehakt, und durch die Ringe 6 und 7 gezogen wird. Die Leitung von 8 nach 12, hat ebenfalls auf beyden Enden kleine Haken, womit sie in den Ring 8 und 12 eingehakt, und durch die Ringe 9, 10 und 11 gezogen wird.

Damit nun die Leitung eine vollkommene Verbindung mit dem Abdrücker des Instruments habe, so bohret man mit einem feinen Bohrer ein Loch in der nähmlichen Richtung der vorhergehenden Leitung, und dem Abstande von 3 Fuß 6 Zoll von der äußern Wand G, durch die inwendige Wand F. Man ziehet durch das Loch einen abgegläheten Draht von Messing, welcher die Dicke einer starken Klavier-Saite haben muß. An beyen Enden dieses Drahts werden Oesen oder kleine Ringe befestiget, worin die Leitungen eingehakt werden. Die Oesen oder Ringe in dem Drahte müssen aber wenigstens 7 Zoll weiter von einander entfernet seyn, als die Dicke der Wand F beträgt, weil sonst die Oesen sich vor das Loch stemmen und die Leitung unbeweglich wird. Vielmehr müssen die Oesen, wenn die Leitung aufgestellet ist, auf jeder Seite noch 3 Zoll von der Wand abstehen.

Hierauf wird die Leitung in der Kammer, nachdem sie durch die Ringe 14 und 15 gezogen worden, mit dem einem Ende in die Oese 13, und mit dem andern in den Schenkel des beweglichen Winkels 16, eingehakt.

Nun ist noch die Anbringung der letzten Leitung übrig. Diese wird vermittelst der angebrachten Haken, in den einen Schenkel des beweglichen Winkels 17, und in den Schenkel des unter dem Borde des Instruments angebrachten Winkels 18 eingehakt, womit denn, in Verbindung der vorhergehenden Leitungen, zwey Zimmer bezogen sind.

Da aber diese Zeichnung zu sehr ins Kleine fällt, so habe ich eine andere, in grösserem Verhältniß entworfen, welche Fig. 4444 zu sehen ist, und wodurch man die zuletzt beschriebene Leitung, Fig. 4445, von No. 8. bis 16, und von No. 17 bis 18, zusammt den beweglichen Winkeln, besser beurtheilen kann. a ist der Haken, welcher in den Ring 8, Fig. 4445 — eingehakt wird, b der Haken zu der Oese

12, c der Haken, welcher in die Oese 13, und d der Haken, welcher in den Schenkel e eingehakt wird. Zwischen den Haken b und c, ist der Draht mit seinen Oesen, welche durch die Scheerwand F, Fig. 4445, gehen. Der bewegliche Winkel d, f, hat eine Achse in dem Punct h, welche in dem Eisen i angebracht ist, und da nun dieses Eisen auf dem andern Ende spitz ist, so kann dieser Winkel in einer Wand damit befestiget werden. Der zwote Winkel k und l, ist eben so gestaltet, wie der zuletzt beschriebene, außer daß das Eisen n, womit der Winkel unter dem Borde des Instruments befestiget wird, nicht wie das Eisen i gerade, sondern aufwärts gebogen ist. Man sehe Fig. 4447, Littr. n. In den Schenkeln der beyden Winkel f und k, sind kleine Löcher, worinnen die letzte Leitung o eingehakt wird. Der Schenkel des letzten Winkels l, wird eben so mit dem Abdrücker m verbunden, wie der vorhin gedachte Hebel, Fig. 4437.

Da man zwar aus Fig. 4445 hinlänglich ersehen haben wird, wie die Leitungen nach dem Instrumente gemacht werden müssen, so könnte aber doch der mögliche Fall eintreten — da die Einrichtung und die Lage der Häuser sehr verschieden ist — daß man nicht allemahl nach der Vorschrift verfahren könnte. Ich will mich darüber noch in folgendem äußern, wenn ich bemerke: daß

1. der Leitung eine merkliche Veränderung bevorstehet, wenn das Haus maßiv gebauet wäre. Der Dieb wagt es nicht, starke Mauern durchzubrechen, er nimmt vielmehr seine Zuflucht zu den Fenstern, und da diese nur in Sicherheit gesetzt werden müssen, so fallen die Leitungen, Fig. 4445, aus den Puncten von 4 nach e; von 3 nach d; von 2 nach h; und von 1 nach i; nebst der zwoten Hauptleitung E ganz weg.

   Auch die Fensterladen können mit der Leitung verbunden werden, wenn man durch den aufrechtstehenden Fensterpfosten ein Loch bohret, und darinnen vom Zimmer zu, eine Schraube hineinschraubt, welche auf dem einen Ende einen kleinen Haken hat, woran die Leitung befestiget wird. Diese Schraube, welche durch Fig. 4448 abgebildet ist, muß in dem Loche einigen Spielraum haben, damit, wenn der Dieb die Fensterlade aufmachen will, sich solche bewegen,

gen, und vermittelst der daran befestigten Leitung, das Instrument abdrücken könne. Daß es

2. nicht nothwendig sey, daß das Instrument sehr nahe beym Bette angebracht werde, man kann es, entweder oberhalb der Kammerthür, oder auch in dem Wohn- oder Arbeitszimmer aufstellen, und mit einer Holzschraube auf einen Tisch festschrauben, wodurch die Leitungen i, k, l und ein Theil von A und E ganz wegfallen. Nur würden die Winkel 16, 17 und 18 beybehalten, und in dem Punct 12, und in der Richtung der Hauptleitung A — in der Stube — befestiget werden müssen.

Da der Dieb mit vieler Vorsicht zu Werke geht, und sich in Zukunft vor demjenigen sehr sorgfältig hütet, wodurch sein Vorhaben mißlungen ist, so könnte es leicht seyn, daß wenn er einmahl durch dieses Instrument verrathen wäre, und die Leitung im Zimmer erkannt hätte, auf ein andermahl vor derselben sich hütete. In diesem Falle bleibt anders nichts übrig, als die Leitung zu masquiren, welches folgendermaßen dadurch bewerkstelliget wird, wenn man die äußeren Wände eines Zimmers ganz dichte mit Stühlen besetzet, — welches aber keine große Lehnstühle seyn müssen — und durch die Rückenlehne die Leitung E, Fig. 4445, ziehet. Da nun der Dieb nicht unter die Stühle durchkriechen kann, so wird er genöthiget, sie vorwärts wegzuschieben, und in dem Augenblicke da dieses geschiehet, wird zugleich die Leitung mit angezogen, das Instrument schlägt ab, und die darauf erfolgende Erscheinung des Lichtes, zusammt dem Knall, scheuchen ihn wieder zurück, und der Dieb kömmt gar nicht ins Zimmer. Dahingegen bey der vorhergehenden Einrichtung mit der Leitung E, der Dieb erst allemahl durch das, in der Wand gemachte Loch und ganz im Zimmer herein seyn muß, bevor das Instrument losschlägt. Man kann dahero bey einer etwanigen Furcht vor dem Diebe, ihn nicht im Zimmer haben zu wollen, auch sogleich die masquirte Leitung anbringen.

Daß die Leitung E — bey dieser Vorrichtung mit den Stühlen — nicht weiter als nur 3 Zoll von den Wänden entfernet seyn darf, läßt sich leicht einsehen,

sehen, und derowegen müssen auch die Winkel so nahe daran befestiget werden.

Die Leitungen A und D, fallen bey dieser masquirten Einrichtung ganz weg, nur die Leitung E bleibt, welche, wie vorhin schon bemerkt ist, auf 3 Zoll von den äußern Wänden abstehet. Mit dieser Leitung werden die Fenster durch andere Verbindungsschnüre verbunden, diese haben auf beyden Enden Haken, und werden um die Leitung E geschlungen, und alsdann in die kleinen Krampen der Fenster gehakt. Statt des Ringes 8, wird ein beweglicher Winkel in der nächsten Wand befestiget, so wie derjenige ist, welcher No. 16 und 17 — in der Kammer — angebracht ist. Durch diese Winkel werden die Leitungen E verbunden und empfindlich gemacht.

Uebrigens siehet man, daß bey dieser masquirten Leitung, die Zubereitung sowohl als Aufstellung, weniger Mühe erfordert, als bey der ersteren, und es dahero in eines Liebhabers freyen Wahl stehet, welche von beyden er anzubringen Belieben finden möchte. Nur muß ich es noch einmahl erinnern, daß die Leitungen so stark angespannet werden müssen, daß nur der Hahn nicht von selbst losschlägt.

Ueberhaupt ist noch zu merken: daß die Leitungen, wenn sie aufgestellet sind, alle gleich stark angezogen werden müssen, damit keine vor der anderen, mehr oder weniger Ausspannung habe. Daß ferner die Winkel in ihren beweglichen Achsen, wohl und fleißig gearbeitet werden müssen, damit sie sehr leichte nnd sicher sich bewegen lassen, weßhalb man sie mit Oel einschmieren kann. Daß durch die Winkel sich gar viele Ableitungen machen lassen, und mehrere Zimmer bezogen und vor Einbrüchen gesichert werden können, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, daß die Leitungen, wenn sie weit vom Instrumente entfernt sind, — stark genug angespannt werden, welches sich um so leichter bewerkstelligen läßt, wenn man in dem Hebel, Fig. 4437, — statt des angebrachten Ringes d, — eine Stellschraube, wie vorhin schon bemerkt worden ist — wodurch die Leitung gezogen und dadurch nach und nach angespannet wird — anordnet. So lange nun der Hahn

nicht

nicht abschlägt, so lange kann man die Leitung immer stärker anspannen, auch zuletzt den Punct treffen, wo die Ausspannung den äußersten Grad erreicht hat.

So künstlich und mühsam die Aufstellung und Wegnahme der Leitungen vielleicht manchen vorkommen möchte, der diese Beschreibung lieset, und die Zeichnung Fig. 4445, betrachtet, so wenig umständlich ist sie doch, und geschwinde genug an- und wegzubringen, wenn sie einmahl zubereitet ist. Nie habe ich zu deren Aufstellung und Wegbringung mehr, als jedesmahl 6 Minuten Zeit nöthig gehabt, und wer wird nicht gern diese kurze Zeit daran verwenden, wenn man sich dadurch Ruhe und Sicherheit verschaffen kann.

## Von Hervorbringung des Knalles, dem Anzünden des Lichts und dem Klingeln.

### Der Knall.

Die Röhre, welche den Knall verursachet, und vorhin schon mehrmahls durch Zeichnungen erklärt ist, wird mit so viel Schießpulver geladen, als das halbe Maß einer Flintenladung beträgt. Zum Pfropfen auf der Ladung nimmt man Leder von einem Handschuhe, gleichviel, ob es alt oder neu ist, wickelt solches fest zusammen und stößet es etwas fest auf das Pulver. Hiernächst schüttet man auf die Pfanne des Schlosses und in den Feuerkanal c Schießpulver, womit denn die Röhre zum Knallen zubereitet ist.

Hierbey ist aber besonders noch zu bemerken, daß das Schießpulver in dem Feuerkanal c, nur so dünne geschüttet werden müsse, daß sich die Körner nur gut berühren, weil sonst bey zu vielem eingeschüttetem Schießpulver, die Feuerleitung nebst dem Tochte des Lichts, aus dem Feuerkanal b — Fig. 4439, — herausgeworfen, und oftmahls nicht angezündet wird. Dieserwegen wird auch das Zündloch zur Knallröhre nach der Richtung h angebracht, um die Feuerleitung vor der aus dem Zündloche fahrenden Gewalt des Schießpulvers in Sicherheit zu stellen.

Das

## Das Anzünden des Lichtes.

Das Licht, welches hierzu tauglich seyn soll, muß einen dicken Tocht — Dacht — von Baumwolle haben, und muß noch ein halb Mahl stärker seyn, als der Tocht eines ordentlichen Lichts. Es muß ein Talglicht seyn, weil ein anderes von Wachs hierzu nicht brauchbar ist. Man bringet auf $2\frac{1}{2}$ Zoll in die Länge, allen Talg vom Tochte herunter, man macht auf einem Kohlenfeuer den Tocht warm, und streichet mit Löschpapier auf $1\frac{1}{2}$ Zoll in die Länge — ohngefähr von a bis c. — Fig. 4441, — die Fettigkeiten so viel thunlich ist, heraus; man drehet die Fäden des Tochtes auf; man schabet mit dem Rücken und zuletzt mit der Schärfe eines Messers oder eines feinen Kamms, den Tocht unter beständigem Umwenden in fein gestoßenes Geigenharz, so lange mit Behutsamkeit, daß er auf $1\frac{1}{2}$ Zoll in die Länge ganz wolligt aussiehet. Dieses Schaben muß dergestalt geschehen, daß das Ende des Tochtes a, — Fig 4441, — am mehresten; nach dem Lichte und nach b, c und d hin aber, nach und nach weniger geschabet wird, damit das Ende a, sich schnell entzünden könne, weiter nach dem Lichte b, c und d hin, müssen aber nach und nach mehrere Fettigkeiten bleiben, damit das Feuer solche im Anfange schnell auflösen könne, weiterhin aber auch hinreichende Nahrung bleibe, als zum Auflodern des Lichtes erforderlich ist.

Wenn nun der Tocht vorbeschriebenermaßen also zubereitet ist; so nimmt man

2 Theile fein gestoßenen Schwefel, und
1 Theil fein gestoßenes Geigenharz;

mischt diese Theile durcheinander, schüttet sie auf ein reines Papier und breitet sie aus; man legt den Tocht hinein, und reibt dieses Pulver mit einem Stecken von abgeschabtem trockenen Holze, so lange in den Tocht hinein, bis sich das Pulver wie Puder an den Fäden angesetzet hat. Da aber die Fäden des Tochtes von dem Einreiben des Pulvers gern zusammenkleben; so nimmt man einen feinen Kamm, und kämmet solche so lange, bis sie wieder wolligt werden. Hiernächst schneidet man das Licht in der erforderlichen Länge, aber nur genau so lang ab, daß, wenn es in der Hülse o gestellet ist, nicht höher als der Boden des Feuerkanals c, und von da ab an, der Tocht p, aus dem

Lichte b, erst hervorstehe. Man sehe Fig. 4440. Ist das Licht also zubereitet und aufgestellet, so schmelzt man unter beständigem Umrühren

3 Theile gestoßenen Schwefel,
½ Theil Harz und
1 Theil Kampfer,

auf gelindem Kohlenfeuer zusammen, jedoch daß man den Kampfer zuletzt einschüttet, wenn schon der Schwefel und das Harz zergangen ist. Durch diese Masse ziehet man Fäden von feiner Baumwolle, oder in deren Ermangelung und im Nothfalle Fäden von seinem weichen Zwirn — etwas geschwinde durch, damit nicht zuviel anklebt. Diese Fäden werden ohngefähr 1½ Zoll lang in lauter kurze Enden geschnitten. Dann legt man zuerst auf den Boden der Pfanne und des Feuerkanals etwas weniges wohl getrocknetes Flachs, welches bis a, Fig. 4442, hinausreichen muß; man bestreuet diese Flachslage mit dem oben beschriebenen Pulver, jedoch nicht weiter als bis vor die Pfanne des Schlosses, man giebt darauf dem Tochte die Biegung nach den Buchstaben b c und d; man drücket den Theil c d ganz behende auf die erste Lage und das aufgestreuete Pulver; man streuet auf das Ende des Tochtes c d abermahl etwas weniges von dem Pulver. Hiernächst werden auf dem Tochte von b nach c, etwa 6 bis 8 von den vorhin beschriebenen, durch das geschmelzte Zeug gezogenen Fäden geleget, welche allenfalls auch durch die Fäden des Tochtes zum Theil durchgeschlungen werden können, welche Vorrichtung besonders viel zum schnellen und sichern Entzünden des Lichtes beyträgt; — worauf denn die letzte Flachslage geleget wird, welche von der Pfanne des Schlosses bis zu der Bewegung b hinauf reichen muß. Diese Lage wird wiederum behende niedergedrückt, und mit dem oben benannten Pulver abermahls ganz dünne bestreuet. Dann wird die Pfanne des Schlosses mit Schießpulver gefüllet, und von da an auf die letzte Flachslage, und auf das aufgestreuete Pulver, überall Schießpulver, aber nur so dünne geschüttet, daß die Körner sich gut berühren. Wird nun weiter in dem Feuerkanal c, nach der Knallröhre d, Schießpulver gegeben, die Pfanne zugemacht, und der Hahn aufgezogen, so ist das Instrument zum Knalle und Anzünden des Lichts zubereitet.

Da

Da bey der Zubereitung der Feuerleitung nach dem Lichte schon einige Accurateſſe erfordert wird, wenn ſie gelingen ſoll, ſo will ich zum Ueberfluß noch bemerken, daß die Flachslagen, beſonders in der Gegend von c bis d, äußerſt locker und hohl liegen, mithin nicht ſtark zuſammengedrückt werden müſſen, weil ſonſt das Feuer nicht ſchnell genug die Fäden des Dochtes erhitzet und an denſelben hinauf läuft, mithin in dieſem Falle wohl 4 bis 6 Secunden nach erfolgtem Knalle verfließen können, bevor das Licht von der Feuerleitung wirklich angezündet wird. Iſt aber alles nach dieſer Vorſchrift zubereitet worden, ſo muß in der nähmlichen Secunde, in welcher der Knall erfolget, auch zugleich das Licht brennen.

Beſonders viel trägt auch das zum ſchnellen Anzünden des Lichtes bey, wenn in der Gegend c, — Fig. 4442, — auf der letzten Flachslage, eine ziemliche Portion Schießpulver — ohngefähr ſo viel, als 2 Erbſen an Größe ausmachen — aufgeſchüttet wird. Von dieſer Stelle bis zur Pfanne aber wird nur ſo viel Schießpulver geſchüttet, daß die Körner ſich nur gut berühren. Uebrigens iſt dieſe Zubereitung überall nicht ſchwer, und ein paarmahlige Verſuche ſind ſchon hinreichend, hierin eine Fertigkeit zu erlangen.

## Die Einrichtung der Klingel.

Da alles, was zur Bewegung der Glocke erforderlich iſt, ſchon vorhin erkläret worden; ſo hat man zur Bewerkſtelligung des Klingelns weiter nichts nöthig — wenn der Hahn abgeſchlagen — als daß man den Steg vorwärts ſchiebet, den Hahn aufziehet, und den Steg vor denſelben vorſpringen läſſet; womit denn auch dieſes bewerkſtelliget iſt. Aus der Zeichnung, Fig. 4434, kann man den Stand des aufgezogenen Hahns t, und die Lage des vorgeſprungenen Steges o, auf das deutlichſte ſehen. Die Saite s zur Verbindung des Steges o, mit der Feder zur Glocke, darf nicht zu ſehr angeſpannet werden, weil ſonſt der Hahn die Kräfte dadurch verlieret, genugſame Funken abzuſchlagen.

Nachdem nun dieſes alles ſo zubereitet, wie in dem Vorhergehenden gezeigt worden iſt; ſo erfolget bey der geringſten Berührung der Leitung ſofort der Knall, das

Klingeln, und das Licht wird in eben dem Augenblicke brennend gemacht.

Von selbst versiehet es sich, daß man den aufgezogenen Hahn am Schlosse, des Morgens in Ruhe setzen, und zuweilen frisches Pulver auf die Pfanne schütten müsse, besonders wenn das Instrument in einem feuchten Zimmer aufgestellet wäre. Nicht weniger muß der Stahl zur Pfanne vom Staube rein gehalten, auch zuweilen mit einem Stück Schwefel bestrichen werden. Vor dem Staube verwahrt man die Instrumente am besten, wenn man sich eine Kapsel von Pappe machen lässet, und dieselben am Tage damit bedecket.

Hiermit beschließe ich nun diese Beschreibung, und mir bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß diese geringe Arbeit zum Wohl und Sicherheit meiner Mitbürger gereichen möge.

Ich habe noch lange nicht alle Leidenschaften des menschlichen Herzens abgehandelt — das weiß ich sehr wohl; aber es ist auch in dieser Lage, und nach Beschaffenheit der Encyclopädie nicht möglich, woher ich mir eine vollständige Abhandlung einst darüber zu liefern noch vorbehalte. Ich werde daher jetzt den Schluß mit der Liebe machen, und das Uebrige, was man von den Leidenschaften sagen möchte, nur noch kürzlich anführen.

Alle Moralisten in der Welt — nicht eben finstre, abgelebte, alle Menschenfreuden hassende Moralisten — nein, wackere, brave, vernünftige und gefühlvolle Männer, so wie ein seliger Gellert, ein Miller, Leß, und mehrere andere, warnen vor der Liebe, stellen sie als die Quelle vieler traurigen Vorfälle — vieler Laster — und anderer Ausschweifungen vor, und suchen aus Liebe zur Glückseligkeit ihrer Mitbrüder, sie davon abzuhalten. Nicht die abgelebten Koketten allein, die aus der großen Welt, die sie nicht mehr gelten lassen wollte — sich hinter ihr Schmolkens Gebetbuch, Ahrends wahres Christenthum, und Bogatzky Schatzkästlein retiriret haben — und aus

Rache

Rache wegen der erlittenen Verachtung, der Welt so viel Bürgerinnen zu entziehen suchen, als in ihren Kräften steht; — nicht diese allein mahlen den jungen Frauenzimmern die Liebe, wie eine häßliche giftige Schlange; — sondern jede gute Mutter giebt ihren Töchtern, die nach gerade die Gegenstände der Aufmerksamkeit irgend einer Mannsperson werden können, Verhaltungsregeln, und warnet sie vor der Liebe.

Die hochwerthesten Romane — so süß oder sauer sie auch alle sind, beschreiben den unglücklichen, unseligen, verzweiflungsvollen Zustand, den Unsinn, die Raserey, Selbstmord, Blutvergießen, Verzweiflungen selbst, und ein Heer von Thorheiten, und erschrecklichen Lastern, gegen welche sich die Natur jedes Menschen empören muß, als Folgen der Liebe. Nach allem diesen könnte beynahe kein vernünftiger Mensch etwas anders glauben, als daß es die größte Thorheit sey, zu lieben, und daß es keinen gefährlicheren Zustand in der Welt gebe, als wenn man einmahl anfängt zu fühlen, daß so eine Sache, so ein Zustand, wie die Liebe, sich in einem befindet.

Aber, nun wieder im Gegentheile — wem sollte nicht angst werden, wer nicht alle Kräfte anstrengen, wer nicht alles stehen und liegen lassen, und herumlaufen, einen Gegenstand suchen, und sich prüfen, ob er lieben könne, oder nicht, — — wenn er hört, daß es kein größer Unglück in der Welt giebt, als wenn man nie geliebt hat — nicht lieben kann — daß man in diesem Falle Aehnlichkeit mit jenem verstoßenen Satanas habe, der so unnennbar boshaft war, durch das göttliche Gnadenmittel, das dem Menschen so nothwendig ist, und ihren Seelen göttliche Kraft und Stärke ertheilen soll, vielen Hunderten mit einem Mahle den Tod zuzubereiten, und dessen unnachdenkliche Arglist der Seelen zu gefährlich für sich selbst halten dürfte — daß man, ohne Anlage zur Liebe zu haben,

zu allem möglichen Schädlichen, und Abscheulichen aufgeleget sey? — —

Hieraus wird man ersehen, daß das Wort Liebe in verschiedenem Sinne und in verschiedener Bedeutung genommen werde. In den Compendien wird ein Unterschied zwischen tugendhafter und lasterhafter Liebe gemacht; und von der erstern wird gesagt: Sie sey die zärtliche Zuneigung zweyer Personen verschiedenen Geschlechts gegeneinander, die durch christliche Grundsätze sowohl, als nach den Gesetzen christlicher Staaten gerechtfertiget werden könne. Die lasterhafte Liebe hingegen sey: Der wollüstige Hang und das Bestreben, dem Geschlechtetriebe zu genügen, auf eine Art, die so wie den Gesetzen des Christenthums, so auch dem absoluten und hypothetischen Naturgesetzen, und den Einrichtungen des Staats zuwider sey.

Das Wahre, das Characteristische dieser zärtlichen Zuneigung, wonach sie von einer andern Art zärtlicher Zuneigung — die eben so gut, wie jene, nach dem Christenthume gerechtfertiget werden kann, und mit welcher keine politische Einrichtung in irgend einem Staate etwas zu thun hat, unterschieden werden könne, wird man an vielen Orten, wo man es eigentlich suchen müßte, nicht finden. Auch dürfte es selbst in dem ehelichen Zustande, in welchem die Liebe rechtmäßig und tugendhaft seyn soll, manche Art von Zuneigungen, Bewegungen, und Trieben einer Person gegen die andere geben, die nichts weniger als tugendhafte Liebe ist — sondern — wenn man nach Religion und Vernunft entscheidet, mit allem Rechte lasterhaft zu nennen seyn würde, weil sie nicht zärtliche, sondern bloß sinnliche, wollüstige Liebe ist.

Hieraus ist klar, daß der Moralisten Erklärung von der tugendhaften Liebe, den ganzen Begriff so wenig ausholen, noch ausfüllen kann. Die lasterhafte

Liebe

Liebe aber, so wie sie eben erkläret worden, kann eigentlich gar keine Liebe seyn; denn da ist weiter nichts als ein Gefühl, das jedes Thier, jede Gattung von lebenden Geschöpfen, und ein Geschlecht zu dem andern hat, welchen allen man doch wohl keine Liebe zuschreiben kann, wovon aber jene lasterhafte Liebe nicht anders unterschieden ist, als allenfalls und zuweilen durch gewisse besondere Reizungen, und durch die Annehmlichkeiten der wollüstigen Erfindungen, — der Hindernisse, die schlau gelegt werden, um den Trieb noch mehr zu erregen — noch mehr zu erhitzen, und durch alle die nahmenlosen Veränderungen, welche die von der thierischen Wollust hingerissene Vernunft erfinden kann.

Ueberhaupt glaube ich nicht, daß der Geschlechtstrieb Liebe zu nennen ist, wenn er auch gleich mit der Liebe sich oft vergesellschaftet. Neuere Physiologen fangen zum Theil jetzt schon an, eben diesen Geschlechtstrieb, der, wenn er außer seinen Schranken tritt, von den Moralisten die lasterhafte Liebe genennet wird, für den sechsten Sinn der thierischen Natur zu halten. Hätten diese Recht, welches ich beynahe glaube, und worüber ich mich im Art. Sinn weitläuftiger erklären werde, so müßten viele Moralisten ihr System von der Liebe ganz umwerfen, und ein anderes erbauen, um mit der fortrückenden Aufklärung der Vernunft in Gesellschaft zu bleiben.

Wenn man die Menschenherzen etwas durchschauet, so wird man finden, daß zuweilen ein verheirathetes Frauenzimmer ihren Schoßhund, ihren Canarienvogel, eine fremde Mannsperson, einen Freund ihres Mannes, und ihren Mann selbst liebet. Alle diese Dinge passiren unter dem Nahmen Liebe, da sie doch alle sehr wesentlich von einander unterschieden sind. Wahrscheinlich wird weder die eine Parthey, die vor der Liebe warnet, noch die andere, welche

Menschen ohne Liebe für Ungeheuer hält, etwas für oder wider die Liebe zu einem Schoßhunde oder Canarienvogel, so fern sie in der bloßen Zuneigung zu ihnen besteht, einzuwenden haben. Denn die gefährlichen Folgen einer solchen Liebe, müßten wenigstens mit sehr starken Fackeln erst aufgesucht und gefunden werden; und — aber wer wirds einem Menschen verargen können, wenn er auf den Spatziergängen bey den lustigen Sprüngen eines Schoßhundes, und im Zimmer bey dem Gesange eines Vogels gar nichts fühlt — hingegen auf einen Spitz, einen Ziegenbock, und das Krähen eines Hahns mehr hält.

Freylich wird man einem solchen Menschen allen Geschmack absprechen — aber deßhalb kann er doch ein rechtschaffener, menschenfreundlicher Mann seyn, und ein wahres, redliches, wohlwollendes Herz haben.

Um aber von dem vorigen Beyspiele nicht abzukommen, so nehme ich hier wieder die Liebe jenes angeführten Frauenzimmers zum Vorwurf; sie liebt eine fremde Mannsperson, und einen Freund ihres Mannes. — Sollte man dagegen nichts einzuwenden haben, da doch ein verheirathetes Frauenzimmer keinen Menschen anders lieben soll und darf, als ihren Mann? — Und doch hält oft die Welt dies Frauenzimmer bey all ihrer Liebe, für ein Muster tugendhafter Weiber, — wenn gleich eben diese Welt, die auf einer Seite auch im Argen liegen soll, jedem, sobald es nur möglich ist, einen üblen Fleck anzuhängen sucht. — — Ihre Liebe zu der fremden Mannsperson, die sie höchstens ein Mahl in jedem Vierteljahre sehen mag, — gegen den Freund ihres Mannes, den sie allenthalben besonders distinguiret — und zu ihrem Manne selbst, muß also gewiß sehr und wesentlich von einander unterschieden seyn. Wo findet man nun hier die eigentliche Liebe heraus? — —

Ich habe in meiner Jugend einen alten aber vornehmen Officier gekannt, der zuverlässig in seinem Leben nie ein Frauenzimmer in der Art geliebt hatte, daß er eine Vereinigung mit demselben hätte wünschen sollen, weil er allen Zwang des Herzens haßte, und alles, was nur immer Zärtlichkeit seyn konnte schwülstig nannte, woher er von Romanen, worin die Liebe auch noch so gut geschildert war, sagte, sie wären immerfort schwülstige Bücher. Diejenigen Handlungen gegen seine Nebenmenschen, welche andere aus Liebe begehen, oder welche gewiß dafür würden angesehen werden, geschahen bloß aus Grundsätzen. Der Geschlechtstrieb mochte freylich bey ihm wohl nicht unterdrückt worden seyn, allein alles dieses band ihn nicht. Sollte er aber je Liebe zu Dingen in der Welt gehabt haben, so war es zu seinen Pferden, zu seinem Gewehrkabinette, und zu einigen Hammeln, die er stets im Pferdestalle gehen hatte. So sehr er seine Hammel auch liebte, so vielen Neckereyen waren sie von seiner Seite auch ausgesetzt, worunter sich auch das besondere Vergnügen befand, eine Pistole mit Erbsen zu laden, und die Hammel damit zu schießen; sprangen sie dann mit allen möglichen Hammelmanieren, so lachte der alte Mann, daß er sich den Bauch halten mußte, und er amüsirte sich so herrlich dabey, als mancher Süßling es in einer seligen Stunde beym Mädchen thut.

Wollen wir aber bey den Frauenzimmern noch etwas stehen bleiben, so können wir ein Beyspiel anderer Art annehmen: Wenn ein Frauenzimmer neben ihrem Manne einen andern herzlich guten Menschen liebt, der vorher ihr Bräutigam war, so wird sie von der Welt äußerst getadelt; und wäre sie von hartherzigen Aeltern, oder gewinnsüchtigen Vormündern zu solcher widerstimmigen Heirath gezwungen — warum sollte solche arme Frau nicht vielmehr den größesten

Anspruch auf unser Mitleid machen können? — Denn Tadel kann wohl nicht eher Statt finden, als bis sie wirkliche Ehebrecherinn wird. Daß sie ihren ersten Geliebten liebet, kann ihr so wenig verdacht als benommen werden; — auch sie selbst kann sichs nicht nehmen. Alles was sie nach den Gesetzen thun kann, und thut, ist das — daß sie diese Leidenschaft so viel in ihren Kräften stehet, unterdrücket, und nicht zum Ausbruche kommen läßt.

Ich bin kein Gesetzgeber, und mein Urtheil mag noch so wenig Entscheidung geben — so kann ich mich der Eröffnung eines Gedankens hierüber nicht enthalten; sollte er nicht ganz reif seyn, so will ich gern öffentliche, und geheime Belehrung darüber annehmen. Er ist dieser: Ein junges Frauenzimmer hat sich z. B. in ihrer Jugend mit einem Manne so genau durch Liebe verbunden, daß sie und ihr Bräutigam nie eine andere Verbindung eingehen würden. Sie wird aber durch falsche Ueberredung und vermeinte Gewalt dahin vermocht, ihre Hand einem Manne zu geben, den sie nie selbst würde gewählt haben; — würden vernünftige Menschen im eigentlichsten Verstande, (denn ich meine keine bloße Politikgelehrte — und Beflissene des Familien-Interesses,) dieses Frauenzimmer wohl tadeln können, wenn sie dem angezwungenen Herrn Ehegemahl alle Umarmungen schnurstracks versagte? — — — Ich weiß es sehr wohl, daß hierüber manche Familien-Mutter, die vielleicht zwar keinen vorher liebte, aber um nur der Strenge der Stiefmutter zu entkommen, — oder unter die Haube zu gelangen — oder auch wirklich ebenfalls, ohne einmahl zu wissen, was eigentliche zärtliche Liebe sey, jagdhundsartig einem Manne angekuppelt wurde, der ihre großen Talente — das silberne Vermögen nur brauchte, übrigens sich um die Person wenig kümmerte — hierbey sagen wird: Ja — aber solches

Be-

Betragen der Frau gegen den Mann giebt schlechten Vertrag — — u. s. w. — Wahr genug liebes Mütterchen! würde ich aus vollem Halse erwiedern; — aber warum verkuppelst du dein Kind ohne Vernunft und Gefühl? — Wenn du dergleichen zwar auch nicht haben magst, so kann doch das Kind dergleichen von deinem Manne geerbt haben — — der nur bloß in Verlegenheit war, und aus Noth dich wählte. — — — Aber leider! je einfältiger ein Mensch ist, desto stolzer pflegt er auf seine vermeinte Klugheit zu seyn!! —

Ich behalte dies Beyspiel bey, und will annehmen, daß ein Frauenzimmer von dieser Art, und in dieser gezwungenen Lage, noch vor dem Trautische, in ihrem Herzen Liebe, Zärtlichkeit und Verlangen zu dem vorigen Geliebten unter tausend Schmerzen fühlte — daß sie wüßte, er liebte sie, er bliebe ihr treu auf Lebenszeit, wenn sie nur treu wäre — er verheirathe sich nie, wo er nicht mit ihr verbunden würde, und mehrere andere Dinge mehr — so würde ich eben dieses Frauenzimmer für niederträchtig, liederlich und geil halten, wenn sie je ihrem ihr angekuppelten Manne nur eine wollüstige Umarmung erlaubte. Wüßte ichs, daß es geschehen wäre, (wenn ich der vorherige Bräutigam, das Unglück hätte zu seyn,) und wäre es wirklich auch ohne Folgen — so würde ich, bey all der Entschuldigung, daß sie doch nicht anders gekonnt hätte — — (wie solches die gewöhnliche Entschuldigung in solchen Fällen ist, wo man zwar nicht den Mann selbst hochschätzt, aber doch von ihm des Wohlbehagens wegen — gern etwas annimmt, da man es nun nicht so leicht auf andere Art haben kann,) das Frauenzimmer mit der größesten Verachtung von mir weisen.

Einen Mann zu lieben, und mit dem andern Wollust zu pflegen — sind Dinge, worin ich wenigstens

stens auf keine Weise verwickelt seyn möchte! — Ich halte dafür, daß jeder Mann — auch selbst nach meinem Tode einst, wenn er dieses lesen möchte, sollte er sich in solcher elenden Lage befinden, dann in vollem Ernst zurückziehe. Er kann sehr wahrscheinlich muthmaßen, daß eben dieses Frauenzimmer — eben diese angebetete so sehr gewünschte sanfte Gattinn, die sich aus Sanftmuth, (aber eigentlich nur aus milder Schwäche — —) den Begierden eines Aufgedrungenen überläßt — — mit der Zeit, bey kälter gewordner Liebe — oder bey einer anhaltenden Krankheit — einer anhaltenden Abwesenheit — oder bey Mißgeschicken im Nahrungsstande, wo das Glänzende beginnt aufzuhören, und sie es nur erhalten kann, wenn sie einem Wollüstlinge Gehör giebt, wobey sie genießt — und verdient — sich dann eben so entschuldigen werde, als wenn man sie einem Manne angekuppelt hätte. — —

Diese Materie ist für das menschliche Leben noch nicht aufgeklärt. Ich glaube aber, ein Frauenzimmer, welches wider die Grundsätze und Gefühle ihrer Liebe einem andern ihren Leib zur Wollust hingeben kann — — und giebt doch vor, sie liebe den beschwornen Gegenstand, der zuerst alle ihre Gefühle rege gemacht — täuschet — und der Mann, der sie vorher liebte, kann auch nie glücklich werden, weil sein Weib dadurch schon einen Hang zur Veränderlichkeit erhalten hat. Man kann also sagen, daß ein solches Frauenzimmer an einem männlichen Gegenstande nicht genug habe. — Ihr Herr Gemahl steht freylich groß und breit in ihrem Herzen, aber, gewiß noch einige haben neben ihm Platz, und nehmen wechselsweise auf eine gewisse Zeit, die nächsten Stellen bey demselben ein.

Eben solches Frauenzimmer kann auch fremde Mannspersonen lieben, und es ist leicht, daß es in

sol-

solcher Lage bald auf den einen — bald wieder auf den andern Gegenstand verfällt. Aber dieser Frauen Liebe gegen fremde Mannspersonen, muß doch gewiß nach dem Urtheile der Welt, sehr von der eigentlich so genannten wahren Liebe unterschieden seyn. Eben so ist es aller Welt bekannt, daß eine ledige Mannsperson, ein lediges Frauenzimmer liebt, sie gehen Jahre lang mit einander um, und es kann keinem der Gedanke einmahl von der Unrechtmäßigkeit ihrer Liebe in irgend einer Rücksicht einfallen. Also wieder eine Verschiedenheit — und diese Verschiedenheiten heißen alle Liebe? —

Ein angesehener Mann hat geheirathet; er hielt sich vor seiner Verheirathung fast in allen Gassen Beyschläferinnen, schaffte sie aber alle ab, nahm ein halbes Jahr mit seiner Frau allein vorlieb, — schaffte sich indessen andere Maitressen wieder an, und thut zu gewissen Zeiten Reisen, um dem Bedürfnisse seiner Liebe ein Genüge zu leisten, und nach seinem eignen Geständnisse weiß er selbst nicht, was Liebe ist — kann sich auch bey aller seiner Liebe keinen Begriff von derselben machen. Ein anderer liebt jedes Frauenzimmer, dessen Gesicht und Wuchs einigermaßen erträglich ist, — er wird beym ersten Anblick entzündet, erklärt durch seine ganze vorzügliche Aufmerksamkeit, Dienstbeflissenheit, Gefälligkeit, wie sehr sie die Gebieterinn seines Herzens sey, — setzt alles daran, um ihr sein Geständniß abzulegen, und schwört alles, was er vermag, daß er ohne ihre Gegenliebe nicht leben könne. Schlägt sie ihm alles Ansuchen ab, oder — nimmt sies gar übel, so ist die ganze Liebe und der ganze Gegenstand wie mit einem Schwamme aus seinem Herzen gewischt. —

Ist sie thörigt genug nun wieder zu lieben — so erfährt sie in einigen Wochen, daß auch tausend Eide die Liebe nicht zwingen können.

Es giebt noch andere, die sogar so liebevoll sind, daß sie keinen Abend ruhig zu Bette gehen können, wenn sie nicht eine Stunde vorher auf den Gassen sich einen Gegenstand der Liebe — gesucht, und nun dieser gesuchten Freude sich freuen. So sanft nun überall diese Leidenschaft seyn soll, so sind eben diese Menschen aber oft wahre Ungeheuer — sie spielen falsch — lassen sich für Geld zu allen schändlichen Geschäften brauchen — heucheln — suchen das Vertrauen ihrer Nebenmenschen zu gewinnen, und stürzen sie desto sicherer ins Verderben, lachen sie aus, wenn sie darin liegen, und sich nicht helfen können — machen ihnen dann spöttische Vorwürfe bey ihren Klagen, und führen sich überhaupt menschenfeindlich auf.

Von solchen Menschen möchte man sagen: Gott wolle eine jede Stadt behüten, die so unglücklich ist, dergleichen in ihren Mauern zu haben, daß es ihnen nicht einmahl gar zu schlecht gehe; denn alsdann müßten sie befürchten, daß eben diese Menschen bey all ihrer Liebe auch noch Mordbrenner werden.

Will man also die wahre Liebe characterisiren, so muß man alle Arten von viehischer Wollust, die nach den Compendien und moralischen Schriften, eine lasterhafte Liebe genannt wird, und sich im gemeinen Leben kenntlich genug macht, von der Liebe überhaupt ausschließen, denn (wie schon oben bemerkt worden) ist dieselbe im Grunde nichts anders, als das Gefühl und das Bestreben, was jedes Thier, es sey männlichen oder weiblichen Geschlechts, bey sich fühlt, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, und wirklich schon selbst gegen den dunkeln Begriff, den wir von Liebe haben.

Zu dieser Sorte gehören nun alle mögliche Arten der Befriedigungen des Geschlechtstriebes, wo nichts weiter, als das zur Absicht ist, sie mögen nun feinerer oder gröberer Gestalt seyn; nicht allein die Kühlung

der

der Wollust an einem dunklen abgelegenen Orte der Stadt, an einem Gegenstande, der von ohngefähr aufstößt, nicht allein die, die in öffentlich dazu bestellten — oder gemeinen Freudenhäusern mit aller Frechheit vor den Augen der Welt ausgeübt wird, es sey nach mehreren, oder wenigeren sogenannten galanten Vorbereitungen, sondern auch die, die nach allem Genusse der wohlschmeckendsten Speisen, feinen Näschereyen, und erhitzenden Getränken, auf einem weichem Sofa, oder einem Pflaumfederbette geübt wird, ja selbst die thierische Genügung des Geschlechtstriebes im Ehestande, selbst unter Ehegatten, welcher Fall auf eine mehr versteckte, oder mehr offenbare Art im Durchschnitte genommen, öfter vorkommen mag, als der, der auf Veranlassung einer wirklichen zärtlichen Liebe entsteht. Kurz jede Befriedigung des Geschlechtstriebes, dessen Grund allein in einem körperlichen wollüstigen Gefühle liegt, ist keine Liebe.

Hiervon ist die eigentliche, wahre zärtliche Liebe sehr unterschieden; sie besteht in dem Gewahrnehmen, Erkennen und Empfinden solcher geistigen Eigenschaften und Vollkommenheiten, die uns ihren Beyfall abzwingen, und uns daher dem Gegenstande, der sie besitzt, geneigt machen. Je größern Begriff wir nun von solchen Eigenschaften an sich sowohl, als auch ihres Werthes in Rücksicht dessen, was durch sie bewirkt werden kann, haben, es sey nun Größe, Ergebenheit, Edelmuth, schnelle Entschließung, Gegenwart des Geistes, thätige und nützliche Wirksamkeit, großer Verstand, Klugheit, Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit, Treue, Biedersinn, u. s. w., oder Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit, Gefälligkeit, Artigkeit, bequemes, liebreiches Wesen u. s. w. — Ferner je näher uns solche Eigenschaften sind, d. i. je mehr wir mit denselben übereinstimmen, und gleiche bey uns gewahr werden, desto größer wird unser Beyfall, und

desto stärker unsere Zuneigung zu dem Besitzer, oder der Besitzerinn solcher Vollkommenheiten, und desto mehr bestreben wir uns, eine Art von Antheil an denselben dadurch zu erlangen, daß wir einem solchen Gegenstande, unsere dem ähnliche oder gleiche Eigenschaften oder Vollkommenheiten sehen lassen, und ihm dadurch gleichfalls seinen Beyfall und seine Geneigtheit gegen uns abzwingen.

Wird nun unsere Vorstellung und Empfindung solcher Eigenschaften bis zum höchsten Grade getrieben, so steigt auch in eben dem Grade unser Bestreben, und der Wunsch, diesen Gegenstand zu besitzen; und in diesem Wunsche liegt dunkeles Gefühl von Hingeben, Ueberlassen, Ausschütten, unumschränktes Vertrauen, Ruhe und Zufriedenheit in dem Besitze solches Gegenstandes, so wie Leere, Verdrießlichkeit, Unmuth und Unerträglichkeit, in dem Gedanken der Entfernung und Unmöglichkeit liegt.

Dies letztere besonders sind die Eigenschaften der characteristischen, der zärtlichen Liebe, — und sind nun beyde Gegenstände für einander eingenommen, hegen sie eine solche Art Liebe gegen einander, so mischt sich ein körperliches Gefühl, und ein Enthusiasmus der Vorstellung ihres beyderseitigen glücklichen Zustandes mit unter, erregt den Geschlechtstrieb, dem dann auf eine tugendhafte, der menschlichen Einrichtung und Beschaffenheit, und seiner Bestimmung gemäße Art, Genüge geschehen kann, — und der Enthusiasmus, die Fülle der Vorstellungen und Empfindungen, lassen tiefe Spuren nach, die bey dem bloßen Gewahrwerden des geliebten Gegenstandes, die ganze Fülle wieder unwillkürlich hervorbringen.

Eine andere Art Liebe, unterscheidet sich von dieser allein dadurch, daß sie bey dem Bestreben, die Zuneigung dessen, dem wir geneigt worden sind, zu erhalten, stehen bleibt. Die Vorstellungen der Empfindungen und

Vollkommenheiten des Gegenstandes steigen nicht auf den höchsten Grad, wodurch der dringende Wunsch, wieder geliebt zu werden, nicht verhindert wird, und also alle die dunkeln Gefühle, die mit demselben vermischt sind, nicht Statt finden, und mithin auch das körperliche, (durch die dunkeln vorher beschriebenen Gefühle,) erregte Gefühl, gar nicht entstehen kann. Diese Art Liebe, die immer sehr zärtlich seyn kann, ist die eigentliche freundschaftliche Liebe, dahingegen die andere in der Ehe, wenn sie glücklich seyn soll, unentbehrlich ist.

Mit der zuletzt beschriebenen Art Liebe, hat nun keine Polizey, kein Gesetz eines Staates, keine bürgerliche Einrichtung, das geringste zu schaffen, so wie sie auch keinem vernünftigen Moralisten entgegen seyn kann, weil sie sowohl der geistigen Natur des Menschen, und seiner ganzen übrigen, zum geselligen Leben geschaffenen Einrichtung, als auch den eigentlichen wörtlichen Gesetzen des Christenthums gemäß ist. Es kann also dieselbe mit allem Rechte, so wie bey einer Mannsperson gegen die andere, und bey einem Frauenzimmer gegen das andere, so auch bey einem männlichen Geschlechts, gegen eine weiblichen Geschlechts, und umgekehrt, Statt finden. Aber — kenne ich anders den Menschen in allen seinen Schwachheiten, mit allen seinen Nuancen zu gewissen Zeiten recht, — so hat auch jedes Frauenzimmer sowohl, als jede Mannsperson, die größte Ursache, jeder Regung dessen, was größere Liebe verursachen, was den Untergang zu der zuerst beschriebenen Liebe bewirken könnte, zu unterdrücken, damit eine solche freundschaftliche Liebe nicht ausarten, und in der Folge für beyder Tugend nicht gefährlich werden möge.

Der Mensch aber, der diese Art Liebe nie bey sich gespürt, aber doch wenigstens, wenn es nicht klar und deutlich gewesen ist, doch dunkel, sich selbst unbe-

wußt nicht gefühlt hat, mag allerdings ein Ungeheuer seyn, allerdings alle Anlage zu den schrecklichsten Schandthaten haben. Denn sie giebt den sichersten Beweis, daß ein solcher keine Art Geistesgrößen und Vollkommenheiten kennet, nie weder den innern Werth solcher Eigenschaften, noch den äußern derselben aufs Wohl der ganzen Menschheit gefühlt hat; — daß mithin keine dergleichen bey ihm selbst Statt finde. Der aber, der auch nicht die kleinste gute Eigenschaft an sich hat, der auch das, was ihm vor Augen liegt, nicht so empfinden kann, daß es ihm dasselbe geneigt macht, muß entweder gar nichts wirken — und denn ist er freylich der unglücklichste Mensch auf dem weiten Erdboden, — oder er kann auch nichts anders, als Böses, als Unglück hervorbringen, — und dann ist er ein Abschaum der Menschheit; — und verbindet er damit noch Arglist, noch Feinheit des Verstandes, so hätte wirklich selbst der Teufel alle Ursache, sich vor einem solchen Menschen in Acht zu nehmen, daß er ihn nicht um die Oberherrschaft aller seiner Gesellen bringe.

Die erste beschriebene Art Liebe kann aber, wie man leicht sehen wird, nur in einem einzigen Falle, wenn sie wahrlich tugendhaft seyn soll, Statt finden, nähmlich nur allein bey solchen Menschen, die sich ehelich verbunden haben, und solchen, die durch ein eheliches Band ihre Liebe von der Art rechtmäßig machen können und wollen. In allen übrigen Fällen ist selbst diese — an sich reine und erhabene Liebe, in Rücksicht der Gegenstände lasterhaft. Lasterhafte Liebe, wenn eine mit einem Manne verbundene Frau, eine solche gegen eine Mannsperson, und eben so ein, mit einer Frau ehelich verbundener Mann, gegen ein anderes Frauenzimmer hat. — Lasterhafte Liebe, wenn sie unter Personen Statt findet, die entweder nicht den Willen haben, noch je nach den Umständen,

sie

sie mögen seyn, wie sie wollen, das Vermögen haben, sich dieselbe durch ein eheliches Band rechtmäßig zu machen.

Es ist leicht möglich, daß viele Menschen dergleichen Liebe gar nicht fähig sind. Z. B. solche, deren Seelenfähigkeiten mehr zu kalten Speculationen und klaren Vorstellungen, als zur Empfindung geneigt sind, bey welchen dunkle und gehäufte Vorstellungen nothwendig seyn müssen — auch wohl solche, die ohne zu abstrahiren, nichts hören oder sehen können. Diese aber mit jenen beschriebenen Ungeheuern, die der andern Art Liebe nicht fähig sind, in eine Classe setzen, würde ungerecht und falsch seyn.

Es haben also die Moralisten Recht, wenn sie vor dieser Liebe in solchen Umständen warnen, denn sie ist nicht allein für die Tugend solcher Menschen höchst gefährlich, sondern sie bringt auch ein Heer von Unglück über dieselben. Klug und christlich handelt also der — und die, welche mit aller Kraft den ersten Eindrücken entgegen arbeiten, welche auf sie gemacht werden, und die sie zu der Liebe führen können — wenn sie voraus sehen, daß sie nie rechtmäßig werden kann. Geschähe dies durchgängig — es würde der reichhaltige Stoff der Romanen so sehr schwinden, daß man bald Romane ohne Liebe lesen würde.

Mein Vorhaben ist nicht, daß ich hier von allen Unordnungen der Liebe handeln will, und will auch keinesweges diese Abhandlung mit dem Blutvergießen, dem Gifte, und der Infamie besudeln, die sie über ganze Familien, ganze Staaten verbreitet hat, so wie nicht mit der Verunehrung der heiligsten Dinge und der Religion. Es wird hinlänglich seyn, wenn ich sage: sie ist der gefährlichste Feind, den die Weisheit haben kann; da unter allen Leidenschaften, die die Weisheit stören, nur allein die Liebe so mächtig ist, gegen die sie keine Waffen hat. Die Leidenschaften, welche mit

Ungestüm und plötzlich in die Seele eindringen, dauern auch fast nur einen Augenblick in derselben; und die Vernunft findet immer ihre Entschuldigungen in der Ueberraschung. Andre Leidenschaften aber, die allmählich kommen, die fühlt sie ankommen, und kann ihnen den Eintritt versperren, oder sie, da sie schwach und ohnmächtig sind, verjagen.

Die Liebe schleicht sich so heimlich ein, daß man unmöglich weder ihren Eintritt, noch ihren Gang bemerken kann. Sie nähert sich als ein maskirter Feind, und bemächtiget sich aller vornehmsten Theile der Seele, (wenn man so sagen dürfte,) ehe man sie einmahl erkennen kann, und dann giebt es kein Mittel mehr, sie auszutreiben. Sie muß siegen, und Vernunft und Weisheit werden von ihr bezwungen, und beugen sich vor ihr.

Und das mag es vielleicht gewesen seyn, was die Alten sagen wollten, wenn sie dichteten, bald: daß die Liebe die Beherrscherinn der Götter wäre; bald, daß sie ein Dämon wäre, den die Götter vom Himmel auf die Erde steigen ließen, weil es doch gewiß ist, daß sich diese Leidenschaft zum Herrn über die meisten Menschen der ganzen Welt macht; — und daß sich die Lais ehemahls nicht ohne Grund rühmte, daß sie mehr Philosophen bey sich sähe, als andere ehrliche Leute, — welcher Fall hin und wieder bey mancher deutschen Lais auch noch Statt finden mag.

Es giebt keine Leidenschaft, die so verschiedene Handlungen hervorbringt, noch, die so viele Ausschweifungen macht, als die Liebe; und daher würde es eine langweilige Sache seyn, alle Handlungen zu untersuchen; ja, es würde dies vergebens seyn, da die meisten Handlungen noch auch von andern Leidenschaften herkommen, von denen besonders in Bezug hierauf geredet werden müßte. Ich will daher hier nur etwas berühren, welches ungemeinen Einfluß auf

die

die Ursachen und Kennzeichen der Liebe hat; diese können seyn: Die beständigen Gedanken eines Verliebten an den verliebten Gegenstand; der hohe Werth, den er auf denselben setzt; die Mittel, die er anwendet, denselben zu besitzen; die ausschweifenden Reden, die er führt, wenn er von seiner Leidenschaft redet; — denn in der Liebe giebt es fast keine Handlung, die nicht auf eine von diesen vier Handlungen könnte gebracht werden.

Was die erste betrifft, so ist doch, ob es gleich etwas allgemeines bey den Leidenschaften ist, daß sie besonders den Geist beschäftigen, und denselben nach dem Gegenstande richten, der die Leidenschaft unterhält, keine Leidenschaft, die dies länger und stärker thut, als die Liebe. Denn entweder sind die Leidenschaften ungestüm und stürmend, oder sie sind langsam und lassen sich lenken. Jene verschwinden sogleich; diese aber kann man besänftigen, oder durch nachdrückliche Vorstellung, ja zuweilen durch andere Leidenschaften, lenken. Daher lassen sich die verdrießlichen Leidenschaften durch Vergnügen mildern; — die angenehmen Leidenschaften verlieren hingegen durch Betrübniß; und sie alle können sich in stärkere umändern, wenn sich Gegenstände darbieten, die stärker sind, als die, welche Leidenschaften erregt hatten; denn ein großer Schmerz läßt uns einen geringern vergessen, und eine übergroße Freude hebt das Andenken an eine geringere auf.

Bey der Liebe pflegt es aber doch nicht immer so zu gehen. Sie hat das Eigene: daß sie heftig ist und lange anhalten kann; — daß sie keine Gründe anhöret, und daß man sie selten, wenn sie einmahl festen Fuß gefaßt, durch Antrieb einer andern Leidenschaft, die sey nun, welche sie wolle, ändern und verringern kann. Daher wird die Einbildungskraft so sehr beleidiget, und achtet es nicht, ob es noch ein größeres

Gut gäbe, das sie besitzen, und das ihr mehr Vergnügen als der verliebte Gegenstand machen könnte. Sie erkennet daher auch kein anderes Gut, es sey auch noch so vortrefflich, das ihre Neigung abwenden, und auf sich ziehen könnte; weil die Seele nie ein größeres Gut verläßt, um ein geringeres zu suchen.

Eben so ist es mit dem Mißvergnügen; denn, wenn man geliebt wird, so giebt es keinen Schmerz, keine Mühe, die sich nicht durch das Vergnügen, welches man empfängt, zerstreuen sollte. Und, wenn man nicht geliebt wird, so ist, da die Seele kein größeres Uebel, als eben dieses kennt, jedes andere Uebel nur zu schwach, um das Andenken an dieses aufzuheben. Daher ziehet die Seele immer das Gute, das man ihr geraubt hat, in Erwägung, wünschet es unaufhörlich, und setzet in dessen Besitz, das einzige Mittel, welches ihr Mißvergnügen heilen kann.

Der erste Ursprung aber von allen diesen Wirkungen, ist der heftige Eindruck, den die Schönheit auf die Seele macht; daß wir also, wenn wir zeigen, warum die Gegenstände der andern Leidenschaft den Eindruck nicht so stark und so tief machen können, zugleich zeigen müssen, warum der Eindruck länger dauert, und sie den Geist mehr dabey aufhält, als keine andere Leidenschaft thut.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß wir eine geheime Kenntniß der Dinge, die zu unserer Erhaltung dienen, in uns haben; und es ist wahrscheinlich, daß diese Kenntniß vermöge einiger Ideen entsteht, die die Natur tief in die Seele gelegt hat, und die in derselben gleichsam verborgen und begraben liegen, und bey dem Eintritte der Ideen, die die Sinne derselben zuführen, rege werden, und aufwachen, und nachgehends in dem Begehrungsvermögen, entweder Liebe oder Haß, Verlangen oder Abscheu erregen.

Da es aber nur zwey Stücke giebt, die zu unserer Erhaltung dienen, nähmlich das Trachten nach dem Guten, und die Entfernung von dem Uebel, so ist es auch gewiß, daß die Natur mehr an Erhaltung des Guten, als an Entfernung von dem Uebel, denkt. Und, da es Güter giebt, die vortrefflicher und nützlicher als andere sind, so muß sie auch mehr auf diese, als auf jene, die nicht so nützlich sind, bedacht seyn; sie muß sich eine vollständige Idee davon machen, und auch der Eindruck, den sie machen, muß stärker und tiefer seyn.

Demnach darf man nicht zweifeln, daß die Erhaltung der Species, die ein generelleres und vortrefflicheres Gut ist, als alle andere Güter, die nur das Besondere angehen, die Natur nicht sollte genöthiget haben, der Seele hiervon eine wirksamere Kenntniß, und ein heftigeres Verlangen nach demselben, als nach etwas anderem, was es auch seyn möchte, zu geben. Und eben so wenig darf man zweifeln, daß sie auch derselben nicht sollte die Idee der Schönheit recht kräftig eingeprägt haben; da dies das Kennzeichen ist, das ihr jenes Gut und die Reize, die dessen Besitz wünschen lassen, zu erkennen giebt. Daß also die äußere Schönheit, wenn sie in die Einbildung tritt, und jene allgemeine Idee, die die Natur hineingelegt hat, antrifft, sich mit derselben vereinigt, und das geheime und mächtige Verlangen, das sie begleitet, rege macht, und es auf den Gegenstand anwendet, den sie der Seele darstellet. Daher kommt die starke Aufmerksamkeit, die den Geist eines Liebhabers beständig an die geliebte Person bindet, und ihm hernach Hang zur Einsamkeit und Stille, Ekel an allen Vergnügungen, die ihm sonst so lieb und werth waren, und alle Erscheinungen verursacht, die ein Einsiedlerleben, einer von Furcht und Hoffnung gequälten Seele,

daß ichs kurz sage, einer von der grausamsten Leidenschaft gedrängten Seele einflößen kann.

Was die Quelle betrifft, aus der die hohe Meinung herfließt, die man für den geliebten Gegenstand hat — aus welcher der Respect, die Unterwürfigkeit, die Dienstgeflissenheit und die meisten Redensarten herfließen, der sich die Verliebten bedienen; so ist dies gewiß auffallend und befremdend — und es würde unglaublich seyn, wenn man nicht noch täglich sähe, daß ein König Krone und Macht einer Sclavinn unterwirft; daß die Weisesten eine lasterhafte Person anbeten, und die Beherztesten sich unter schwache, niederträchtige und verachtungswürdige Kreaturen schmiegen. Woher kann der mächtige Reiz kommen, der einen das, was man ist, und was man liebt, verkennen läßt, und uns eine so üble Meinung von uns selbst, und eine so vortheilhafte Meinung von dem, was wir lieben, giebt?

Man darf nicht zweifeln, daß die Einbildung nicht die Haupturſache dieses Irrthums seyn sollte, da sie die Macht hat, die Bilder, die sie bekommt, zu vergrößern, und sie sogar mit neuen Phantomen zu beladen, die die Dinge verstellen, und sie ganz anders darstellen, als sie wirklich sind; sie macht es mit dem Bilde der Schönheit, das ihr vorgestellet wird, wie sie es gewöhnlich im Traume macht; oder sie bauet auf eine leichte Idee, die sie von den Säften hat, welche sich bewegen, hunderterley Chimären, welche eine Gleichheit mit jenen Säften haben. Denn, sobald die Einbildung das Bild des geliebten Gegenstandes bekommen hat, so bildet sie es nach dem Modelle jener allgemeinen Idee der Schönheit, die ihr die Natur eingedrückt hat; sie schmücket es mit den Annehmlichkeiten, die sie hat; sie verwechselt es mit sich selbst, und repräsentirt sich also die geliebte Person weit vollkommner, als sie wirklich ist. Und man kann noch hinzusetzen:

daß

daß es hier so gehet, wie in den Krankheiten des Geistes, wo der besondere Irrthum, der den Geist in Unordnung hält, alle Gedanken, die eine Beziehung auf denselben haben, störet und verdirbt, und die, welche von demselben entfernt sind, ganz vernünftig bleiben; daher ein Verliebter sein Urtheil ganz frey erhalten kann, sobald es nicht die geliebte Person betrifft. Sobald die aber dabey interessirt ist, so muß er Sclave seiner Leidenschaft seyn, und von den Dingen nach Maßgabe seines angenehmen Irrthums, den ihm seine Leidenschaft einflößet, urtheilen.

Wirklich ist es ein Wunder, daß ein häßliches Gesicht, und welches man auch als ein solches ansiehet, bald hernach wieder vermeintlich voll Reize erscheinen kann; eben als wenn die Einbildung es geschminkt, oder alle Mängel desselben ausgelöscht hätte. Allein die Schminke oder Vollkommenheit, die sie ihm giebt, kommt von jener Idee, davon sie ganz voll ist, und die ihr die Natur gegeben hat, um sie zu vermögen, das größte Gute zu suchen, das ihr wiederfahren kann.

Dem sey dann, wie ihm wolle, wenn die Seele sich in dem Urtheile, das sie von der Schönheit fällt, geirret hat, und dieselbe für ein vortreffliches Gut hält, dessen Besitz sie vollkommen machen soll, so unterwirft sie sich gänzlich derselben, und betrachtet sie nicht anders mehr, als eine Königinn, die über sie herrschen soll. Denn das Gute hat das eigene, daß es sich mit Macht communiciret, und sich zum Herrn über die Dinge macht, von welchen es aufgenommen wird; — daß es also eine Vollkommenheit ist, die als Wirkung und Form dient, so wie die Sache, die das Gut empfängt, statt Kraft und Materie dient. Nun nimmt man aber als einen ausgemachten Satz an, daß sich die Form zum Herrn über die Materie aufwerfe, sonst würde diese von jener nicht die Vollkommenheit

haben — man wendet diesen Satz auf die Schönheit an, welche jene herrschende Eigenschaft haben soll. Die Seele wird davon gerührt, und unterwirft sich deren Herrschaft. Daß dieser Schluß auf allen seinen Füßen, (gesetzt, er brauchte auch noch Krücken daneben,) von Grund auf fest stehe, will ich nicht behaupten, allein, Herr des la Chambre, und vielleicht mit ihm noch mehrere, behaupten, daß daher dann die Unterwerfung, der Respect — alle Ausdrücke von Knechtschaft und Gefangenschaft, die die Verliebten so gewöhnlich gebrauchen, herkämen.

Die Liebe pflegt zweyerley Kennzeichen zu haben; einige, die zu einem gewissen Endzwecke geschehen, andere, die aus bloßer Nothwendigkeit erfolgen. Die erstern erfolgen aus Antrieb der Seele, die sie für nöthig hält, um ihre Leidenschaft auszudrücken, ob sie ihr gleich manches Mahl sehr unnütz sind; die andern sind bloß natürlich, und erfolgen ohne Absicht; da sie nur Wirkung, die aus einer nothwendigen Folge, aus der Unruhe und Bewegung erfolgen, die äußerlich vorgehen.

Von der ersten Art sind: die Bewegungen der Augen und der Stirne, das Stammeln der Zunge, die Mäßigung und verschiedene Bewegungen der Stimme, das Lachen und der Anstand des Körpers, alle andere sind natürlich, oder fließen wenigstens aus der bloßen Natur.

Die Bewegung der Augen ist so vielfach, daß es fast unmöglich ist, alle Arten derselben anzugeben: denn so wie außerordentlich viele Leidenschaften aus der Liebe entstehen, und sich mit derselben sehr wohl vertragen, und eine jede die Augen auf verschiedene Art in Bewegung setzt, so geschieht es auch, daß sich alle Bewegungen hier einander begegnen, und also das Vergnügen die Augen hüpfen läßt — das Verlangen treibt sie nach außen, die Traurigkeit schlägt sie nieder,

nieder, die Furcht macht sie unruhig, die Hochachtung ruhig, die Verachtung feurig, und so ferner.

Was die Augen betrifft, so glauben einige, verliebte Augen wären solche, deren Blicke lebhaft und munter sind, und die in einem Augenblicke bald von dieser, bald von jener Seite geworfen werden; da besonders, wenn Aristoteles von wollüstigen Augen redet, die er μαργας nennet, einige Uebersetzer es durch insanus, unsinnige, gegeben haben; welches doch eigentlich zerstreute Augen sind, die sich in beständiger Bewegung befinden. Allein, außer daß dieses nicht der Sinn des Aristoteles ist, und er damit solche Augen bezeichen wollte, die man schmachtende Augen nennet; so ist es gewiß, daß die zerstreuten Augen nicht auf die Liebe, sondern mehr auf Zorn, Unruhe und Flüchtigkeit des Geistes passen. —

Andere glauben, sie wären solche Augen, deren Augapfel sich in die Höhe hebet, und zur Hälfte unter den Augenliedern verbirget, wie auch le Brun die Liebe zeichnet, welches man unter gewissen Umständen auch sterbende Augen nennen könnte; weil die Sterbenden, wie auch schon Aristoteles in seinen Problemen bemerkt hat, gewöhnlich solche Augen haben. Wobey er auch noch hinzu setzt, daß dieses auch in einigen Handlungen der Liebe zu geschehen pflegte; allein alsdann hat die Liebe nicht die Absicht, diese Bewegung zu bewirken, sondern es ist ein bloß natürlicher Effect — eine Art von Krampf, der dem Uebermaße des Vergnügens folget, wie hiervon weiterhin in andern Artikeln noch mehr abgehandelt werden soll. Außerdem aber kann diese Art Blicke ein Zeichen des Schmerzes — sey es auch nur des süßen Schmerzes, und der Schwermuth seyn.

Daß die Augen, wovon hier die Rede ist, solche sind, die die Lateiner paetos nennen, und die sie der Venus beylegten, ist wahrscheinlicher. Denn, sie sind

lächelnd,

lächelnd, und lassen ihre Blicke gleichsam verstohlner Weise schießen, wobey sich die Augenlieder ganz gelinde niederlassen, und halb zuschließen. Mich dünkt, es stimmen mit der Natur der Liebe keine Augen so sehr überein, als eben diese, besonders, da sie durch einen einzigen Blick alle die vornehmsten Bewegungen zu erkennen geben, die bey dieser Leidenschaft Statt haben. Denn, nachdem was ich oben als Grundsatz angenommen, daß die Liebe in der innern Vereinigung des Begehrungsvermögens mit dem geliebten Gegenstande bestehe — daß das Vergnügen sie immer begleite — daß die Schönheit Unterwerfung, und eine Art von Demuth einflöße — daß Lieben nichts anders, als ein Streben sey — und daß, wenn ein Liebender die geliebte Person nicht besitzet, das Verlangen ihn beständig dahin treibt; — so läßt sich denken, daß die Augen der Liebenden nicht allein verschiedene Gestalten, sondern auch selbst verschiedenes Feuer haben können, welches alles ein Mahler in einer Figur nie auszudrücken im Stande ist.

Die Stirne ist immer lächelnd und heiter in der Liebe, und es hat das Ansehen, als wenn sie sich öffnete und ausdehnte, welches ein Zeichen der Schmeicheley ist. Solche Aeußerung der Schmeicheley liegt schon in der Natur überhaupt; man sehe einen liebkosenden Hund, wie glatt er seine Stirne macht — man sehe unter dem Gefieder die Tauben, wie sie alle Federn dicht an den Kopfe legen, wenn sie sich schnäbeln, und viele andere Thiere, die sich alsdann glatt machen — so wie sie im Gegentheile, eben als auch der Mensch, die Stirne kräusen, sobald die entgegengesetzten Leidenschaften, als Haß, Zorn u. dgl. aufsteigen.

Die Zunge pflegt bey der Liebe zu stocken — manches Mahl kitzelt sie — manches Mahl zittert sie zwischen den Lippen; die Hitze des Körpers macht den

Mund,

Mund, also auch Zunge und Lippen trocken. Doch — vielleicht gränzt dieses schon zu nahe an die Wollust. Das Stammeln in der Rede rühret größtentheils von der Verwirrung selbst, oder auch von dem allzustarken Blutdrang zu den Gefäßen der Zunge her. Eine gewisse Art von angenehmer Furchtsamkeit mäßiget den Ton der Stimme, und zeiget Unterwürfigkeit an. Ueberhaupt aber giebt es noch sehr viele andere Kennzeichen, die Liebe im hohen Grade verrathen können. Sie sind aber zu allgemein, finden sich nicht bey allen Temperamenten, und sind auch mit vielen andern Leidenschaften so verwickelt, daß man sie schwerlich absondern kann. Daher breche ich hiervon ab.

Herr des la Chambre (*) hat sehr weitläuftig (Th. 1, S. 18 bis 107.) von der Liebe geschrieben; allein, es ist meiner Meinung nach in dieser Abhandlung, nicht allein die Liebe mit der Wollust gänzlich verwechselt, sondern, die uns gelieferte deutsche Uebersetzung auch sehr steif und schlecht gerathen.

Die unschuldige Liebe, dünkt mich, könnte man unter der Figur 4449, sich vorstellen.

Das Vergnügen der Liebe, wird aber nach der schon zum öftern angeführten Iconologie, durch einen reizenden, zierlich gekleideten, und mit Myrthen bekränzten Jüngling vorgestellt. Er kniet vor einem Herzen, das sich in der Mitte eines blühenden Rosenstrauches befindet, dessen Rosen und Dornen, auf die Schmerzen und Süßigkeiten der Liebe anspielen. Die Verzierungen dieses Herzens mit einer Kette von frischen Blumen, die er eben vornimmt, ist das Bild von der Freude eines Liebenden, der sein Wohlgefallen daran findet, den geliebten Gegenstand zu verschönern. Dieses wird man in der Figur 4450 sehen.

Diese

(*) Von den Kennzeichen der Leidenschaften des Menschen. Münster, 1789.

Diese Materie könnte unendlich verlängert, verdeutlichet, und mit unzähligen Erfahrungen vermehret werden, allein die Zeit und der Raum erlauben es nicht. Auch möchte mancher Leser glauben, das Kapitel von der Leidenschaft gehöre nicht in die Encyklopädie. Ich hoffe aber Verzeihung, wenn ich das Gegentheil behaupte: Zur klugen Haus- Staats- Stadt- und Landwirthschaft, wohin vorzüglich auch die Polizey zu rechnen ist, gehöret meinem Bedünken nach, ganz besonders auch, nicht allein die Kenntniß von den menschlichen Leidenschaften im Allgemeinen, sondern auch von den Folgen die sie als gute oder böse Leidenschaften haben können; folglich sind nicht allein die Leidenschaften selbst, sondern auch ihr Einfluß nothwendig zu erwegen, weßhalb in allen Schriften, die von der Polizey handeln, auch die Leidenschaften der Menschen nicht übersehen werden.

Man findet auch in verschiedenen andern Schriften von der Liebe, zerstreuete Abhandlungen; z. B. in den nützlichen Sammlungen, von 1756, Col. 1177, fgg. — im Arzt von Unzer, Th. 3, S. 227, fgg. — und eben daselbst, Th. 2, S. 553, und Th. 5, S. 64, sind Mittel wider die Liebe angegeben. In dem Versuche einer zahlreichen Folge leidenschaftlicher Entwürfe, ꝛc. von J. F. von Götz, ist die Liebe vielfach beschrieben. Von den Unannehmlichkeiten der Liebe findet man in den hannöverischen Anzeigen, 1765, Col. 323, fgg. einen Aufsatz. Ueberhaupt aber giebt fast jeder Roman eine Schilderung von Leidenschaften überhaupt, und von der Liebe besonders.

Zum Schluß dieser Materie, will ich noch etwas Physiognomisches für die Künstler aus Köremons, Natur und Kunst in Gemählden, Bildhauereyen, Gebäuden, und Kupferstichen, zum Unterricht der Schüler und Vergnügen der Kenner, Leipzig und Wien, 1770, 8. einrücken. Der vortreffliche Verfasser

fasser sagt schon Th. 1, S. 266, fgg. im 20sten Kapitel viel Gutes, allein, ich muß bloß dahin weisen, und mich damit begnügen, nach seinen Grundsätzen, von den Wirkungen welche die Gemüthsbewegungen im Gesichte verursachen, seine Meinung weiter bekannt zu machen:

Es hat das Ansehn, daß der Kopf dem Ausdrucke der Leidenschaften am meisten das Leben und die Stärke mittheile. Die Züge des Angesichts scheinen die geheimen Bewegungen der Seele äußerlich zu offenbaren, und wenn sie das Angesicht lebhaft mahlt; so scheinen die Augen, welche es einrichten, die Ausleger oder Dolmetscher solcher Bewegungen zu seyn. Ihre verschiedenen Bewegungen geben aber auch verschiedene Leidenschaften des Herzens zu erkennen. Man sollte fast glauben, als wenn wir die Augen von der Natur dazu bekommen hätten, daß sie unsre Empfindungen erklären sollten. Sie vervielfältigen ihre Blicke nach unsern verschiedenen Leidenschaften. Bald entdecken sie das Vergnügen und die Freude; bald die Traurigkeit und die Schwermuth; bald die Verwunderung, den Verdruß, die Ernsthaftigkeit, den Zorn, die Verzweifelung, die Wuth, und kurz, alle Leidenschaften. Weil aber alle Theile des Angesichts sich verändern und rege gemacht werden, wenn die Seele bewegt wird, so müssen wir nun auch die verschiedenen Leidenschaften und ihre Wirkungen, die durch jene entstehen, untersuchen.

Alle Handlungen der sinnlichen Begierden werden Leidenschaften genennet, in sofern sie die Seele dermaßen erregen, daß der Körper dadurch leidet und sich merklich verändert. Diese Regungen und verschiedenen Abwechselungen, welche die Begierde, oder das Verlangen des Guten, und die Furcht vor dem Uebel verursachen, müssen der Hauptgegenstand eines Mahlers seyn, welcher andre übertreffen will. Denn, da er sich allezeit nach der Natur richtet, so muß er durch diese Richtigkeit und durch die Wirkungen, so die Leidenschaften im Körper hervorbringen, allen Theilen seines Gemähldes ein Leben einflößen, welches, da es ein lebhaftes und begeistertes Ganzes ausmacht, den Zuschauer aufhalte, ihm ans Herz greife, und seine Erstaunung so stark erwecke, daß es

scheine,

scheine, als bemächtigte es sich seines Herzens. Weil nun aber der Mahler die Leidenschaften, ohne sie zu kennen, nicht auszudrücken weiß, ihre Anzahl aber fast unendlich ist; so wird es dienlich seyn, wenigstens die vornehmsten davon zu untersuchen.

Alle Leidenschaften, wie ich schon gesagt habe, entstehen aus dem Verlangen des Guten, und aus der Furcht, oder aus dem Begriffe des Uebels. Aus diesem Grunde könnte man also den Schluß machen, daß man nur zwey Gegenstände, nähmlich das Vergnügen und den Schmerz zu beobachten hätte. Allein man macht gemeiniglich folgende Eintheilung der Leidenschaften, und nennet sie: Die Liebe, den Haß, die Begierde, die Flucht, die Hoffnung, die Verzweiflung, die Lust, den Schmerz, die Furcht, den Muth, und den Zorn. Andere kennen nur eine einzige, welche alle andere in sich begreift, nähmlich die Liebe. Ich aber meines Orts bin zuweilen sehr geneigt zu glauben, daß es keine andere Leidenschaft giebt, als die Selbst- oder Eigenliebe. Wir hassen und lieben in Ansehung unserer selbst; wir streben nach nichts, als was uns nützlich scheint, oder was uns zu unserm Vergnügen gereichet; wir hassen, was uns zuwider ist; die Hoffnung des Guten schmeichelt unserm Verlangen. Damit man aber durch ihre große Menge sich nicht gar zu viel zu schaffen mache; so kann man einräumen, daß nur sechs Hauptleidenschaften sind, aus welchen die übrigen ihren Ursprung nehmen; nähmlich: Die Verwunderung, die Liebe, der Haß, die Begierde, die Freude, und die Traurigkeit.

Ehe wir nun aber jedes Gewitter, wodurch die Leidenschaften Leib und Seele bestürmen, insonderheit beschreiben; so müssen wir bemerken, daß, wenn die Seele in ihrer Ruhe ist, im Angesicht ein natürliches und heiteres Ansehen herrscht; die Gesichtsbildung und die Farbe bleibt in unveränderter Stille; alle Theile, die sich verändern, sie mögen sich bewegen oder ruhen, verlieren von ihrer regelmäßigen Uebereinstimmung nichts; und eben dieses ist es, was man die Seelenruhe nennet, welche der Character der Weisheit, der Standhaftigkeit und aller erhabnen Tugenden ist, welche die ungestümsten und gewaltsamsten Leidenschaften anzugreifen und zu stören niemahls eine Macht haben.

Wir

Wir wollen also die Charactere der Leidenschaften nach einander betrachten, und den Anfang bey der Verwunderung machen. Wenn die Seele durch den ersten Anblick eines Gegenstandes, der ihr neu, seltsam, besonders, außerordentlich, mithin betrachtungswürdig scheint, unversehens überraschet wird; so scheinet es, als wenn die Regungen der Lebensgeister sich in der Gegend des Gehirns, wo ein solcher Eindruck sich formiret hat, versammelten, und dieselbe Gegend an gewissen Theilen angriffen, wo sie nicht gewohnt ist, erregt zu werden; und dieses nennt man die Verwunderung. Die geschwinde Bewegung, welche diese Leidenschaft verursacht, scheint im Augenblicke ihrer Entstehung alle ihre Kraft zu haben, weil die Ueberraschung und der unvermuthete Eindruck die Bewegungen der Lebensgeister verändern; und da ihr insonderheit dieses eigen ist, daß ihre Stärke durch die Neuigkeit entsprungen ist, und augenblicklich weder was Gutes, noch was Uebels, sondern nur die Kenntniß der bewunderten Sache zum Gegenstande hat; so empfindet das Herz dabey weniger Bewegung, als bey andern Leidenschaften. Obschon die Verwunderung die erste und der Ursprung aller andern Leidenschaften zu seyn scheinet, so ist sie doch die mäßigste; das Angesicht scheinet dabey keine merklichen Veränderungen zu empfinden; der Mund ist dabey nur halb geöffnet. Die Augen sind ebenfalls nur ein wenig mehr als sonst offen; der Augapfel zwischen den Augenliedern bleibet steif, die Augenbraunen erhöhen sich ein wenig, und die Nasenlöcher erweitern sich nicht sehr.

Indessen muß der große Künstler, welcher den Unterschied der Charactere niemahls genug vor Augen haben kann, dieselben in der Verwunderung selbst auch wahrnehmen; denn der blöde und schwache oder stumpfe Kopf verwundert sich ganz anders, als Leute von Verstande. Der Thor ist gemeiniglich nicht recht fähig, sich zu verwundern. Diejenigen, welche sich mit einem hohen Ansehn brüsten, und für geschickte Leute wollen gehalten werden, meinen, es sey wohlanständig und eine gute Art, wenn man sich über nichts verwundert; sie geben sich sogar die größte Mühe, ganz gleichgültig zu scheinen, wenn sie auch die allerschönsten Sachen sehen, welches aber von nichts anders herrühren kann, als von ihrem närrischen

Hochmuth, vom thörichten Stolz, oder gar von ihrer Unwissenheit. Der Mensch, der Verstand besitzt, und den die gute Meinung von sich selbst, oder die Selbstliebe nicht verblendet, ist weit natürlicher zur Verwunderung geneigt. So bald er in Verwunderung geräth, so nimmt man wahr, daß er sich zu unterrichten, und die Erkenntniß zu erlangen trachtet, was das sey, das ihn so unversehens rührt, und was er bis dahin nicht gewußt hat. Alle diese Unterschiede dringen entweder mehr oder weniger in die Gesichtszüge; und dieses mehr oder weniger ist es eigentlich, was die Natur lebhaft vorstellt, die sodann rühret, eingreift, und an sich zieht.

Aus der Verwunderung entsteht das Erstaunen, und zuweilen die Liebe. Man kann sagen, daß es noch mehrere Gattungen von Liebe giebt: Die Liebe gegen gute Sachen; die Liebe für schöne Sachen; die Liebe zur Gewogenheit; die Liebe zur Wollust, welche ein Verlangen darnach trägt, was man liebt. Es ist eine Regung der Seele, welche geneigt ist, sich mit demjenigen zu verbinden, was ihr liebenswürdig scheint, und welche, da die Schönheit ihr Gegenstand ist, die Begierde, die Hoffnung, und andre Mittel anwendet, sie zu besitzen. Alles was wohlgefällt, scheint schön zu seyn. Daher sagen die Italiäner: Non è bello quel ch' è bello; mà è bello quel che piace; d. i. es ist nicht schön, was schön ist, sondern nur das ist schön, was wohlgefällt.

Inzwischen muß man doch dieses einräumen, daß die wahre Schönheit ein richtiges Verhältniß unter den Theilen sey, welches mit einer angenehmen Farbe, und mit einer gewissen Anmuth vereiniget ist. Das kann man nicht in Abrede stellen, sondern es beweiset zur Genüge, daß die Vollkommenheit der Mahlerey in der Zeichnung, im Colorit, in einer gewissen lebhaften Art zu denken und ins Werk zu stellen bestehe, welche diejenige Bewegung ist, die zur Anmuth dient, die Schönheit lebhaft macht, und ohne welche die Schönheit abgeschmackt, unangenehm und ohne Reiz ist. Die mit Annehmlichkeit und Grazien vereinigte Schönheit ist es, welche die Liebe erweckt, und die Seele durch den geliebten Gegenstand so sehr beschäftiget, daß es scheint, sie brauche alle Lebensgeister, sich nur davon im Gehirn das Bild vorzustellen. Ein Liebhaber vergißt zu den Füßen seiner Geliebten, in

einer

einer demüthigen Verehrung, die ihn, ihr beständig treu zu bleiben, verpflichtet, Himmel und Erden, ja sogar in dem Augenblicke sich selbst. Die Klagen erwerben ihm Trost, und die Zähre bezaubert, wenn sie von dem Gegenstande einer solchen Entzückung vergossen wird.

In der That, nichts ist in der Natur mit dem Gegenstande, der uns bezaubert, zu vergleichen. Das sinnreiche Herz, welches sich betrügt, findet immer falsche Scheingründe sich selbst zu schwächen; es entfernet sich, um nur die verdrüßliche Stimme des Verstandes und der Vernunft nicht anzuhören, und sich den ungestümen Begierden zu überlassen, welche der geliebte Gegenstand oftmahls, auch sogar im Herzen der Klugen und Weisen erreget. Denn die Klügsten sind nicht allezeit klug. Zeno, welcher einstens gefragt wurde, ob die Philosophen oder Weisen nicht lieben sollten? war bald mit seiner Antwort fertig und sagte: es würde nichts unglückseligers, als die Schönen zu finden seyn, wenn die Weisen sie nicht lieben sollten; sie würden ja außerdem nur von Narren geliebt.

Die erste Wunde, so die Liebe in eine Seele schlägt, ist fast unbegreiflich. Man schmeichelt sich zuweilen, die Vernunft werde sie bezwingen können, und eben in dem Augenblicke geschieht es, daß die Liebe, ohne daß man es gewahr wird, überwindet; um so viel mehr, als sie in ihrer Geburt mit nichts als mit Reizungen, Annehmlichkeiten, Scherzen, Lachen, Munterkeit, Liebkosungen und Freuden vergesellschaftet ist.

Die Begierde, demjenigen wohl zu gefallen, was man liebt, zieht oft glückliche Wirkungen nach sich: sie macht oft aus den rohesten Menschen die artigsten Leute. Sie macht den Witz heiter und aufgeklärt. Sie erhebt die Herzhaftigkeit und den Muth. Sie leitet sowohl das Herz als den Verstand, Ruhm und Ehre zu erlangen, und was beyde am vorzüglichsten vermögen. So war das Schicksal des berühmten Quitin Metsis, jenes Schmiedes von Antwerpen, welcher, damit er den Gegenstand, der ihn lebhaft eingenommen hatte, besitzen könnte, den Amboß verließ, den Pinsel ergriff, und ein so vortrefflicher Mahler wurde, daß er seinen künftigen Schwiegervater, der auch ein Mahler war, zur Einwilligung seiner Liebe bewog. Er kam zu desselben Staffeley,

auf welcher eine angefangene Figur mit einem nackenden Knie im Lichte stand; auf dieses Knie mahlte er in Eil eine lebhafte Mücke hin. (Dieses Gemählde habe ich zu Antwerpen gesehen.) Der Vater kam nach Hause zu seinem Gemählde, wehete und jagte die Fliege vergebens weg; endlich sprang er von seinem Sitze auf, um zu wissen, wer die Fliege gemahlt hätte; er erfuhr es, und gab seine Tochter diesem Mahler, dem er sie vor kurzer Zeit als einem Schmiede versagt hatte; weswegen man noch heute auf dessen Grabmahl folgenden Vers liest:

Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem.

Die ehliche Liebe vermocht den Schmidt zum Mahler zu machen.

Bey dergleichen glücklichen Wirkungen der Liebe muß man aber gestehen, daß sie vom guten Character desjenigen abhangen, der liebt, und dessen, was geliebt wird. Denn so sehr die Schönheit, welche Fesseln anlegt, zum Guten leiten kann; so sehr kann sie auch in die verdammlichsten Umstände und gefährlichsten Abwege verführen.

Man kann noch dieses hinzufügen, daß, wenn die Liebe in ihrem Anfange nichts, als lauter Liebreiz zu haben scheint, sie nach dem Maße ihres Wachsthums, und ihrer Vergrößerung, die Kräfte mißbraucht, und nicht nur als ein stolzer Tyrann in den Herzen regieret, sondern auch geheime und erschreckliche Verwirrungen und Kriege unterhält. Ihre rasende Verblendung verursachet die Zerstörung ihres eigenen Reichs. Alle Leidenschaften, welche in ihrem Gefolge sind, und sie umgeben, die unruhigen Begierden, die Furcht, der Argwohn, die traurige Wuth der Eifersucht, der Haß, der Zorn, den der Nebenbuhler einflößet, und unzählige andere, sind ihre treuen Gefährten.

Die Liebe ist um so viel gefährlicher, als sie unter dem Schein der größesten Liebenswürdigkeit, sobald sie angreift, zu überwinden weiß, und wenn sie die mächtigsten Herzen, ja die Besitzer der Erde besiegt, ganze Staaten ins Verderben stürzet, blutige Kriege verursacht, oftmahls ein ganzes Volk einem einzigen Menschen als ein Schlachtopfer hinschleppt, dessen blinde Leidenschaft dasselbe sowohl, als ihn selbst, in die erschrecklichsten Unglücksfälle fortreißet.

Die große Feuersbrunst zu Troja ist unmittelbar und nahe auf das unerlaubte Feuer gefolgt, welches die Liebe im Herzen des Paris angefacht hat. Je mehr die Tugend der Liebe widersteht, jemehr thut diese sich Gewalt an, jene zu überwinden Kann sie aber die Tugend schlechterdings nicht überwältigen, und sie ins Verderben stürzen, so gelingt es ihr doch, sie zu schwächen; und man kann sagen, daß diese Leidenschaft der Liebe, welche die Mahler und Dichter unter der Figur eines Kindes vorgestellt haben, kein Kind, sondern die Mutter, die grausamste Urheberinn aller Leidenschaften sey, deren Stärke noch durch die Schwachheit der Menschen vergrößert wird.

Es ist nicht leicht, den Mahlern besondere Regeln zu geben, auf was für eine Art und Weise sie diese Leidenschaft ausdrücken sollen, weil sie alle andre in sich schließt. Indessen scheint es doch, daß mit dieser Unruhe der Seele alle Bewegungen der Augen übereinkommen: das Vergnügen macht, daß sie mit einer Art von Begierde glänzet; die Traurigkeit schlägt sie nieder; das Verlangen treibt sie heraus, die Ehrfurcht und Verehrung erniedriget sie; der Widerwille erhitzet sie; die Furcht macht sie unruhig; zuweilen lassen gleichgültige oder auch lachende Augen gleichsam heimlich oder schalkhaft einen Blick schießen; die Augenlieder gehn sanft abwärts, und schließen sich halb zu, und in der glücklichen Verfassung, worin die mit Lust erfüllte Seele sich befindet, ist sie mit nichts anders beschäftiget, als mit angenehmen Ideen und Bildern, die sie bezaubern. Die Stirn ist jederzeit munter: es scheint, als wenn sie lachete, sich eröffnete und erweiterte, und die Röthe läßt sich oft auf ihr sowohl, als auf den Wangen und Lippen wahrnehmen. Der Mahler muß auch die Augenblicke zu erforschen trachten, in welchen die Liebe, wenn sie sich mit der Traurigkeit vergesellschaftet, zuweilen eine liebreiche Verdrossenheit oder Unruhe verursacht. Sie entsteht manches Mahl durch das Verlangen des Guten, das man erwartet, und dessen Besitz noch ungewiß zu seyn scheint. Da läßt sich die Seele in Langmuth nieder; der Leib wird unbeweglich; die Sinne vergessen ihre Verrichtungen; die Blicke werden steif; alle thierischen Kräfte gerathen gleichsam in eine allgemeine Unthätigkeit und Stille; die sanfte Niedergeschlagenheit, welche nicht durch Ueberraschung, sondern durch die Zeit

verursacht wird, wirket traurige Ueberlegungen, und nöthiget oftmahls Thränen ab, die man zuweilen mit Lust vergießet.

Die Liebe, welche sich zu verbergen trachtet, ist nicht so leicht vorzustellen, weil sie schwerer erkannt wird, und wenn die Maske das Angesicht bedeckt; so wissen die Augen, welche allezeit unbedeckt sind, eine solche Liebe zu verrathen. Es geschieht auch oft, daß, wenn sie sich verbergen will, sie sich noch weit verdächtiger macht, absonderlich bey unruhigen und eifersüchtigen Liebhabern, welche jederzeit aufmerksamer und scharfsichtiger als andere sind.

Der Mahler muß auch die verschiedenen Wirkungen der Liebe von einer zärtlichen Freundschaft unterscheiden, welche äußerlich zuweilen nur von etwas mehr oder weniger herkommen; nicht allein, weil ein wahrer Freund ein andres Ich ist; sondern weil die Leidenschaften und die Sitten öfters von einerley Natur sind.

Die Liebe zu großem Ansehn, erweckt Ruhmsucht, und nicht selten Stolz und Hochmuth; die Liebe zum Reichthum erregt den Geiz, die Liebe zu Kleidern macht hochmüthig und stolz, u. s. w. Gleich wie der Verstand seine Einsichten äußert, also hat das Herz seine Leidenschaften, und so weit die Einsicht des Verstandes reichet, so weit liebet oder hasset das Herz. Der Haß sowohl, als die Liebe, können der Seele durch die äußerlichen und innerlichen Sinne, oder durch ihre eigene Vernunft vorgestellt werden: Also ist das Lieben nichts anders, als das Gute wollen; hassen aber das Ueble nicht wollen. Wir haben zwo Arten des Hasses, wie wir zwo Gattungen der Liebe empfinden: Wir lieben auf gleiche Weise die Sachen, welche die äußerlichen Sinne uns schön und gut darstellen; wir hassen hingegen diejenigen Dinge, die uns übel oder garstig vorkommen. Und obschon dasjenige, was durch die Sinne in die Seele dringt, dieselbige weit mehr erregt, als was ihr durch die Vernunft zukommt; so verursacht der Haß doch, der von ungestalten Sachen entsteht, oftmahls nur eine Abneigung. Der Haß aber, den wir gegen widrige Sachen empfinden, verursacht oftmahls Abscheu und Ekel. Der Haß und Abscheu sind aber wenig von einander unterschieden.

Obschon der Haß unter den Leidenschaften die ausschweifendste heißet, so wird er doch im Angesicht nicht allezeit am deutlichsten zu merken seyn. Doch verrathen ihn nicht selten die Blicke und die Bewegungen; wie die Liebe, die des Hasses Gegentheil ist. Man kann ihn auch darin mit der Liebe in eine Vergleichung setzen, daß er wie ein feines Gift sich in die Seele einschleicht, und nach und nach am Herzen nagt.

Verschmähungen, Lästerungen, und die Wuth der Eifersucht, welche durch die unruhigen Regungen der Ruhmsucht, oder durch die unselige Bezauberung der Liebe, zuweilen auch durch eine verborgene Feindseligkeit oder Antipathie, über die man nicht Herr ist, erweckt wird, verschaffen dem Hasse sein Daseyn. Der Neid nähret ihn, die Bosheit und der Betrug, hauptsächlich aber die Verleumdung, von welcher auch die Klügsten sich mit aller Mühe nicht erwehren können, kurz, alles was die Seele in Raserey und in die abscheulichsten Grausamkeiten stürzet, begleitet den Haß gemeiniglich, und geht ihm fast gar nicht von der Seite.

Menschen von schwachem und eingeschränktem Verstande, jederzeit furchtsam, blöde und neidisch, sind zu dieser Leidenschaft weit mehr geneigt, als andere. Die Alten und Melancholischen, welche jederzeit mißtrauisch, argwöhnisch, furchtsam, falsch und voller Verstellung sind, bedienen sich gemeiniglich verborgener Schlupfwinkel und heimlicher Mittel, eine niederträchtige Rache auszuüben. Großmüthige hingegen verachten oft solche Angriffe des Hasses, und wenn schlechte Seelen sie zum Hasse beynahe zwingen; so widerstehn sie ihnen öffentlich, ohne ihre Waffen zu verbergen: durch Herzhaftigkeit und das Vertrauen auf die Wahrheit überwinden sie.

Die Blödigkeit ist das Widerspiel der Herzhaftigkeit, wie die Furcht und das Schrecken das Gegentheil der Tapferkeit sind. Wenn der Haß sich zu äußern anfängt, so wird das Angesicht finster, niedergeschlagen, und die Augen sind dunkel und steif gegen den Erdboden gekehret. Die Augenbraunen erniedrigen sich; der Mund ist halb offen und nachläßig; die Unterlippe dringt hervor, und die Zähne scheinen zuweilen zusammengebissen zu seyn. Jedoch nach diesem finstern Verdruß, auf welchen die Regungen des Unwillens, der Verachtung und des Zornes

folgen, wodurch der Haß seine unseligen traurigen Ausbrüche spüren lässet, scheint er augenblicklich aus dieser Art eines Schlafes aufzuwachen; er bricht in die ungestümsten Bewegungen aus, man stampfet, man droht, man beißet sich in die Lippen, die Augen sind weit aufgesperrt, grausam, und die Augenbraunen steigen gegen die Schläfe. Wenn der Gegenstand des Hasses erscheint, so wird man blaß, man zittert, man schauert, man verwendet den Kopf, und lässet die Blicke seitwärts auf denselbigen schießen. Bald geht man mit starken Schritten, bald steht man plötzlich stille, und da diese verschiedenen Bewegungen bis zum Zorn auf einander folgen, so werden die Augen roth, sie funkeln, das Angesicht entzündet sich, die Lippen beben, und diese drohenden Gesichtszüge bedeuten oftmahls das Verlangen nach einer ungerechten und fast jederzeit kläglichen Rache.

Obschon das Verlangen eine Leidenschaft ist, welche der Liebe nachzufolgen scheint; so folgt es doch auf den Haß, da es ihm auszuweichen, und unter dem Schein des Guten sich davon retten will. Was ist es nicht für ein Vergnügen für einen Rachgierigen, der sich für beleidiget hält, wenn er sich mit dem Verlangen zur Rache beschäftigen und gleichsam darinnen berauschen kann? In dieser Verwirrung sieht die Seele für das Zukünftige nichts, als Dinge, welche sie ihren gegenwärtigen Umständen gemäß zu seyn glaubet, und dieselben sich also vorstellt, sie mag nun entweder lieben oder hassen. Der Zorn, ein Zögling und ein Kind des Hasses, jederzeit ungestüm, unruhig, durch boshafte Gesinnungen herumgetrieben, lässet dem Hasse die klägliche Lust, sich zu rächen, als etwas Gutes ansehen. Jedoch, wir wollen diese schwarzen unseligen Bilder verlassen. Die Abschilderung des Hasses hat mich unvermerkt bis zur Leidenschaft des Verlangens fortgerissen.

Es giebt aber noch mehrere Gattungen des Verlangens. Eine, wenn die Seele sich zu beflügeln scheinet, um sich aller Orten hinzuschwingen, wo es am meisten von Tugenden glänzet, so gar bis in den Himmel; und andre, wo die Seele fast augenblicklich niedergeschlagen scheinet, sich unterwirft, und sich allem, was das Verwerflichste und Lasterhafteste ist, überliefert. Es giebt Verlangen und Begierden, welche die Frömmigkeit selbst ent-

entzündet; andere, welche die Ruhmsucht, der Geiz und die Lüsternheit erwecket.

Ein Mahler muß schlechterdings alle diese Charactere beobachten; er muß das Verlangen, welches Gott in einer Seele anfachet, nicht wie das Verlangen einer irdischen Liebe mahlen: Der Ausdruck des Characters der heiligen Theresia würde sehr unanständig vorgestellt seyn, wenn sie mit dem Antlitz der berühmten Helena des Zeuxis eine Aehnlichkeit hätte. Man bestrebe sich, daß der Character und die Gesichtszüge einander allezeit gemäß sind; denn ohne diese richtige Uebereinstimmung wird der Mahler allezeit im Irrthum stecken bleiben.

Die Blicke sind die wahre Abbildung des Verlangens: zuweilen sind die Augen an einen Gegenstand steif angeheftet; zuweilen betrachtet man, und wirft alle seine Aufmerksamkeit so stark auf das abwesende Gute, welches man sich vorstellt, daß die Augen sich verfinstern und gleichsam vertiefen; man fällt in eine Mattigkeit, man ist niedergeschlagen und fast unbeweglich. Der Schmerz, welchen man wegen des entzogenen und verlangten Guten empfindet, macht, daß man Thränen vergießet. Wenn uns ein schmeichelhafter und angenehmer Gedanke desselben Besitz zuweilen hoffen läßt, so ist der Leib ganz in Bewegung, das Angesicht entzündet sich, und die Augen scheinen voller Begierde zu seyn. Sie lassen ein Verlangen, und eine vordringende Lebhaftigkeit blicken; die Ungeduld, die Unruhe und die Unentschlossenheit, vereinigen sich damit; öfters kommt die Herzhaftigkeit, die Frechheit, selbst auch die Verwegenheit dazu. Kurz: die Begierden mengen sich unter alle Leidenschaften. Sie können sich nicht einschränken; sie fangen an, und haben kein Ende; man verlangt ein Ansehn durch die Ehrsucht, den Reichthum und den Geiz zu erlangen. Je größer man ist, desto größer will man seyn. Je mehr man besitzt, desto mehr verlangt man, ohne es zu genießen, und meistens in einem Alter, in welchem man es bald verlassen muß. Man verlangt alles, was man nicht hat; da man indessen mit dem, was man besitzt, und welches andre verlangen, ganz gleichgültig ist. Woher kommt es, Mecänas! sagt Horaz, daß niemand mit seinem Stande zufrieden ist, und der nicht lieber in einem andern wäre, als in dem er sich befindet, er mag ihn nun

selbst erwählt haben, oder durch Zufall darein gekommen seyn? O ihr Handelsleute! wie glücklich seyd ihr! sagt ein Soldat, welcher unter den Beschwerlichkeiten der Waffen alt geworden ist. Ihr Kriegsleute! wie glücklich seyd ihr! spricht dagegen der Handelsmann, welcher den Sturm wider sein Schiff toben sieht. Das Verlangen ist, mit einem Worte, eine der Veränderung so sehr unterworfene Leidenschaft, daß sie mir so schwer zu beschreiben, als zu mahlen vorkommt. Doch muß man dieses einräumen, daß die Begierden, welche uns vom Uebel zu entfernen Anlaß geben, uns doch zuweilen zum Zorn und Hasse reizen, und uns oft in eine unterdrückende Traurigkeit versenken; auch daß diejenigen, welche uns zum Guten geneigt machen, gemeiniglich mit der Liebe, mit der Hoffnung und Freude vergesellschaftet sind.

Die Fröhlichkeit entspringt aus der Liebe und Hoffnung, welche man hat, das sehnlich gewünschte Gute zu besitzen. Sie vermehrt sich aber, und wird in desselben Besitze und Genuß viel stärker und lebhafter, und erfüllt die Seele mit so liebreichen Bewegungen, und so reizvollen Empfindungen, daß es scheint, sie befinde sich in demselben Augenblicke in der ihr gefälligsten, anständigsten und angenehmsten Lage.

Es giebt Fröhlichkeiten, an denen der Leib sehr wenig Theil hat, und womit die Seele allein beschäftiget zu seyn scheinet. Dieses sind die innerlichen Freuden, welche sie mit einer sanften Lust erfüllen, und sie durch stille Reizungen zu einem lieblichen Nachsinnen veranlassen, welches unterhält, beschäftiget, entzückt, einnimmt und bezaubert. Die angenehme Einbildung des verlangten Gegenstandes, nebst der Hoffnung, ihn zu besitzen, verursachet manches Mahl dieses Vergnügen, welches zuweilen nur das Andenken des verflossenen erfrischet. Es geschieht auch, daß diese Zufriedenheit nur das Gehirn allein gänzlich einnimmt, ohne daß die Seele daran einigen Theil nehme. Eine gesunde, heitere und mäßige Luft; eine angenehme und stille Gegend; eine Aue, ein Wald, Blumen, Brunnquellen und der Gesang der Vögel, bringen der Einbildung sanfte und liebliche Schildereyen bey, woraus die Lust und Fröhlichkeit entsteht, ohne daß die Vernunft daran Theil hat. Der große Mahler muß diese verschiedenen Gattungen von Lust vervielfältigen und unters

terscheiden, wie Dominichino es in der Jagd seiner Borgheſiſchen Diana glücklich gezeigt hat. Diejenigen Leidenſchaften, welche lebhaft und munter ſind, und vom Vergnügen herrühren, entſtehen plötzlich, und ſcheinen, daß ſie auch denſelben Augenblick alle ihre Stärke bekommen Ein dergleichen Vergnügen iſt jenem ähnlich, welches ein Liebhaber empfindet, wenn er zur Zeit, da er alle Hoffnung bereits verloren hat, den geliebten Gegenſtand wiederum zu ſehen bekommt In dieſer unvermutheten Veränderung bricht das Vergnügen aus, uud leuchtet aus den Augen; das Angeſicht entzündet ſich durch die Begierde, die in ſeinem Herzen herrſchet; er erlangt ein neues Leben; er lacht, und bey dieſer Freude äußert ſich zuweilen eine Zärtlichkeit in den Augen, daß es ſcheint, ſie laſſen gewiſſe freundliche und ſchmachtende Blicke ſchießen, auf welche einige durch die Freude ſelbſt verurſachte Thränen folgen, und die mit dem Feuer, wovon die Augen entzündet ſind, auch mit dem angenehmen Lächeln des Mundes, deſſen naſſe Lippen durch das vermehrte Rothe und das hellere Colorit ſich verſchönern, ſich zu vermiſchen und zu vermengen ſcheinen.

Ich erinnere mich hier eines Gemähldes vom Correggio, da ein Mägdchen beym Lichte einen Brief lieſt, und ſo heftig weint, daß ſie mich erbarmt hätte, wenn es mir nicht vorgekommen wäre, daß ſie vor Freuden weinte; denn ſie lieſt ſo begierig, als wenn ſie ihn ſchon drey Mahl geleſen hätte, und noch vielmahl leſen wollte. Hieraus ſchloß ich alſo, daß es keinen Verdruß bedeuten könnte; ſonſt hätte ſie den Brief ſchon weggeworfen.

Ein ſolches Vergnügen empfindet auch ein Ehrſüchtiger, wenn er unverſehens zu hohen Dienſten, Ehren und Würden gelangt. Voll Entzückung von der Freude, welche ihn den Augenblick überraſcht, vergißt er alles, auch ſogar ſich ſelbſt. Er iſt vom gegenwärtigen Umſtande ſo entzückt, daß er ſich nicht vorſtellen kann, was für Unruhen und Verwirrungen, vielleicht auch, was für Verdrießlichkeiten in dieſen Aemtern auf ihn warten. Alsdann nimmt ſein Angeſicht, welches zuvor blaß, traurig und ernſthaft war, eine lebhafte Farbe an; es ſieht weit geſunder aus; krank ſpringt er aus dem Bette; hinkend wirft er die Krücke beyſeite; er fliegt, anſtatt zu gehn, und die Falten, welche auf ſeiner finſtern Stirne immer

nur

nur traurige Wolken waren, verlieren sich augenblicklich, um nur der Heiterkeit Platz zu machen. Seine muntern und funkelnden Augen werden plötzlich so unruhig und beweglich, wie alle Theile seines Leibes, die ohne Unterlaß in voller Bewegung sind.

Eine dergleichen Freude herrscht auch bey dem Geizigen, wenn er seine verborgenen Schätze, die abentheuerlichen Haufen von Säcken voll Silber und Gold erblickt, auf denen er einschläft. Er verschlinget sie durch seine Augen mit unaussprechlicher Begierde; sein Angesicht, so blaß es ist, befindet sich fast in allen ähnlichen Bewegungen eines entzückten Liebhabers bey seiner Geliebten, die er anbetet, und zugleich in Furcht ist, er möchte sie verlieren.

Man würde kein Ende finden, wenn man alle verschiedene Freuden und ihre Ursachen auseinandersetzen wollte. Man verfiele vielleicht gar in allzukleine Umstände, wenn man die Freude eines Spielers beschriebe, den entweder ein Pasch Würfel, oder die unversehene Erscheinung einer guten Karte auf einmahl reich macht; da hingegen ein Widersacher voll Schmerz und Wuth in eben dem Augenblicke sich in dem kläglichsten und grausamsten Elende befindet. Was für eine Freude ist es nicht für einen hitzigen, stolzen und verwegenen Schriftsteller, wenn ihm ein witziger und glänzender Einfall aus der Feder fließt? Was für eine Lust empfindet nicht ein ermüdeter Jäger, wenn er einen Hirsch antrifft, und nachdem er ihn lange genug verfolgt hat, macht, daß er Thränen darüber vergießen muß? Was könnte man nicht von jenen Bacchanalen oder Fastnachtslustbarkeiten sagen, denen sich die Seele ganz überliefert, und sich darin zu versenken scheint? Die Seele, welche voller Entzückungen und ungestümen Regungen ist, wird alsdann zuweilen beredtsam, oder wenigstens eine Plauderinn. Man schreyet mit heller Stimme, man streitet sich, ohne einander zu verstehn; man grüßet, man überhäufet einander mit Höflichkeiten, mit Liebe, mit Umarmungen, ja wohl gar mit Thränen; man frohlocket; man überhäuft einander mit Lobeserhebungen; man bewundert sich, und diese Lust nebst der Verwunderung bricht endlich in ein lauter Gelächter aus, daß es scheint, die Seele werde schalkhaft hintergangen, und von einer unvermutheten Annehmlichkeit überrascht.

Die

Die jungen Leute lassen sich insgemein viel leichter, als die Alten, durch die Lustbarkeiten dahinreißen; sie sind nicht so oft mit verdrießlichen und traurigen Gedanken beschäftiget; ihre Einbildung ist schnell, und fliegt, ohne sich aufzuhalten. Jedoch verschafft ihnen dieser Fehler eine Art von Verdienst und Werth, der sie zur Ermunterung und Zierde der Gesellschaft geschickt macht. Was einem ansteht, schickt sich nicht für den andern allemahl. Das gezwungene und ernsthafte Wesen eines jungen Menschen kann eben so lächerlich seyn, als der Flattergeist, oder das scherzhafte Wesen eines Mannes von hohem Alter.

Gleichwie es aber oft geschieht, daß man die Traurigkeit mit der Freude verwechselt; so verfällt man auch aus der Freude oft in Betrübniß; und wenn das Vergnügen von der schmeichelhaften Einbildung, etwas Gutes zu besitzen, herrührt; so entsteht die Traurigkeit von der Meinung, daß man etwas Uebles zu gewarten habe. Die Traurigkeit rührt vom Schmerzen her, und der Schmerz von der Traurigkeit. Das Temperament verursacht oftmahls Traurigkeit, ohne die Ursache davon genau zu wissen. Es giebt auch Leute, welche selbst an ihrer Melancholie eine Lust finden. Dieses ist so gewiß, daß man natürlich ein Vergnügen empfindet, sich durch allerhand Leidenschaften in Bewegung bringen zu lassen. Indessen stürzet die Traurigkeit die Seele in eine nicht nur abscheuliche, sondern auch in eine klägliche Schwermuth, weil die unendlichen Schmerzen das Herz erregen, dasselbe gleichsam wie Zwangrienen zusammenklemmen, und wie Eisklumpen einen Schauer machen, auch dem Körper, der sich plötzlich ändert und nach und nach abmattet, die Gesundheit gänzlich raubet. Er schmachtet, und wird so geschwächt, wie der Geist, der aufhört Kräfte genug zu besitzen, ihm nur im geringsten zu helfen Was andern ein Vergnügen verursachet, wird uns oft verdrießlich und unerträglich. Man flieht den muntersten Umgang, und alles, was einer Freude ähnlich sieht. Man vernachlässiget seine Pflichten, seine Freunde und seine Geschäfte; man wird wunderlich, wankelmüthig, unempfindlich und wild. Das Andenken des Vergangenen, die gegenwärtige und zukünftige Zeit, alles betrübet zugleich; und gleichwie die Freude gleichsam wiederum jung zu machen

scheinet; so wird durch die Traurigkeit alles älter. In diesem Stande, darin man ein unglückseliges Leben führet, und sich selbst alles dessen beraubet, was einigen Trost bringen könnte, hat man nirgendwo ein Wohlgefallen, als in der Einsamkeit. Man sucht Wälder und Berge; man trägt ein Verlangen, beständig in solchen Wildnissen herum zu irren; man hat sogar in den Höhlen der Berge, an den tiefen und finstern Gruben und Klüften sein Wohlgefallen: Denn die tiefe Traurigkeit flieht alles, was liebreich ist, ja sogar das Licht selbst. Und ob es schon scheinet, daß die Seele vor der Finsterniß einen natürlichen Abscheu habe, so gefällt ihr doch die Dunkelheit der Nacht, da die erschreckliche Stille sie mit den ungestümsten Einbildungen mehr erfüllet, als der Schmerz, der sie peiniget, oder die Leidenschaften, von denen sie eingenommen ist, ihr einflößen. Dadurch macht sie, anstatt ihre Martern zu lindern, alles Uebel weit größer, als es an sich selbst ist, und bemühet sich, es zu verdoppeln. Die geringsten Widerwärtigkeiten scheinen ihr ein Abgrund alles Unglückes zu seyn, worein sie durch Furcht und Schrecken, welche dazu kommen, sich zu stürzen gedenket. Das Angesicht wird blaß und mager; die Wangen fangen an einzufallen; der Kopf neiget sich gegen eine Achsel; die Stirne wird rauch, strenge und runzlicht. Es scheint, als wenn die Augenbraunen, die sich zusammen ziehen, auf die Augen herunter fielen; zuweilen erheben sie sich gegen den Himmel, als wollten sie denselben um Hülfe anflehen, wie es eine dem Menschen natürliche Neigung ist, bey höhern Sachen seine Zuflucht zu demselben zu nehmen, wenn sie glauben, daß sie von andern ganz und gar verlassen sind. Dergleichen Augen sind fast jederzeit finster, welk, vertieft, matt und trübe. Die Lippen ziehen sich zurück, und erniedrigen sich an beyden äußersten Theilen, als wenn man weinen will. In der That, die Thränen fließen auch zuweilen, welches aber gemeiniglich alsdenn geschieht, wenn die Liebe sich mit der Traurigkeit vermenget, welches nur unterbrochenermaßen und in den schmerzlichen Augenblicken geschieht, wenn man an den Gegenstand denket, der uns zärtlich macht und uns betrübet Wenn die Begierde und die Eifersucht dazu kommt; so wird das Angesicht, anstatt zu erblassen, roth und stark entzündet. —

Jedoch

Jedoch dieses sey von der Traurigkeit und ihren Wirkungen genug gesagt; denn wenn ich mich noch länger dabey aufhalten wollte, so müßte ich befürchten, daß ich den Lesern verdrießlich und überdrüßig werden möchte. Nachdem ich also von den Hauptleidenschaften geredet habe, welche eigentlich aller anderen Ursprung sind, und sich unendlich vermehren können; so wird nunmehr weiter nichts übrig seyn, als die Schüler, welche durch den Ausdruck der Leidenschaften sich hervorthun wollen, aufzumuntern, daß sie sich an die gemeinen Regeln allein nicht halten sollen, weil man durch diese allein, ohne Beyhülfe eines Genie, nichts ausrichtet, welches allezeit dienen muß, die Regeln an dem gehörigen Orte anzubringen. Anaxagoras sagt, daß die Wissenschaft denen, welche sie nicht zu brauchen wissen, so viel schade, als sie denen nützlich sey, die davon einen guten Gebrauch machen. Man muß also diese Lehrsätze durch das Antike und durch große Meister bestätigen, welche man nicht nur oft zu sehen sich bemühen, sondern sie auch als Führer, die uns auf der Bahn unserer Arbeiten ins rechte Geleise bringen, zu Rathe ziehen muß. Die Mahler, welche sich im Ausdruck der Leidenschaften am meisten hervorgethan haben, sind die schon oft gemeldeten Leonardo da Vinci, Raphael, Sarto, Correggio, Dominichino, Poußin, Rubens, und andre, welche man in fürstlichen Gallerien meistens ohne Anstand betrachten kann.

Man muß allezeit die Wirkungen der Natur studieren, und ohne Unterlaß lebhafte und fertige Anmerkungen machen, dabey aber nicht bloß stehen bleiben, was die Natur nur gemeiniglich vor Augen bringt, sondern seine Betrachtungen bis zu demjenigen erheben, was sie von dem Vollkommensten hervorbringen kann. Auf solche Weise erwecket man die Kräfte seiner Seele, und erhitzet sich mit eben dem Feuer, womit man andere beseelen will. Denn man muß selbst vorher durch die Leidenschaft, welche man zu erwecken gedenket, in Bewegung gebracht worden seyn, und sich damit beschäftigen, ja so gar sich an den Platz derjenigen hinstellen, die man zu schildern sich vorgenommen hat. Wie angenehm ist mir nicht der vortreffliche Schauspieler vorgekommen, welchen ich mit nassen Augen nach einem pathetischen oder traurigen Auftritte

tritte von der Schaubühne abtreten sah! Vor allen Dingen muß man sich vor trockenen und dürren Künsteleyen, und falschen Annehmlichkeiten hüten. Diese sind der edlen Einfalt und der ungezwungenen Art der Natur so zuwider, daß derselben Stärke und Lebhaftigkeit dadurch vermindert wird. Wie oft nimmt man nicht den Schein für die Wahrheit? die einfältigsten Ausdrücke sind die schwersten und gefallen doch am meisten. Diese sind natürliche Schönheiten, welche ihre Anmuth mit sich bringen, und keiner Schminke nöthig haben. Man besorget zuweilen, der Ausdruck sey allzuschwach; er lässet sich aber bis zur ausschweifenden Stärke fortreißen, ohne zu bedenken, daß das Ueberflüssige gemeiniglich mehr mißfalle, als das zu Wenige. Es giebt einen Punct der Genauigkeit, der so unkenntlich ist, daß man hiervon keine Regel bestimmen kann. Er hängt völlig von dem Erhabenen des Geschmackes und des Genies ab, scheint auch nur großen Meistern der Kunst vorbehalten zu seyn, welche die Natur niemahls verlassen, und, nach dem Ausspruch des Horaz, niemahls Gemählde verfertigen, welche mit der Natur nicht übereinstimmen.

Man muß also darauf bedacht seyn, daß ein vollkommenes Gemählde in den Verstand dringen, das Herz rühren, und nicht in einer Menge von Farben bestehn müsse, welche aufs höchste weiter nichts thun, als die Augen nur obenhin unterhalten können.

Es geschieht oft, sagt Horaz, daß ein Kunststück, worin die Empfindungen und Sitten natürlich ausgedrückt sind, ob sie schon weder mit Anmuth oder Kunst, noch mit Kraft geziert sind, den Zuschauer anders ergötzet und an sich zieht, als der falsche Schimmer und die wohlklingenden Verse, welche nichts bedeuten.

Der große Mahler muß nicht nur gefallen, sondern auch bewegen, und, wie die großen Dichter und Redner, einnehmen, rühren und entzücken. Er muß, wie jene beym Alterthum so sehr beliebte Tonkünstler, bald Traurigkeit bis zum Weinen einflößen, bald ein Gelächter erwecken, Zorn verursachen, und die Zuschauer zur Verwunderung und zum Erstaunen zwingen; er muß also die Leidenschaften nicht nur ausdrücken, sondern auch erwecken.

Dieses ist in der That das Erhabene der Gemählde, und das größeste Verdienst eines Mahlers; und wenn er in dieser heftigen Begeisterung oder Entzückung zuweilen geringere, oder Sachen von schlechter Wichtigkeit vernachläßiget; so muß man es ihm verzeihen, und nicht glauben, als wenn er sie auszudrücken unfähig gewesen wäre.

Glaubest du, sagt Cicero, daß Polyklet, als er die Figur des Hercules gebildet hatte, unruhig und zweifelhaft gewesen sey; die Löwenhaut und die vielköpfige Schlange auszudrücken? Es mag, sagt Cicero ferner, die Statüe der Minerva gemacht haben wer da will, so wird er keinesweges, und so wenig in Sorgen stehn, als jener berühmte Bildhauer, wie er die kleinen Figuren im Schilde dieser Göttinn vorstellen soll.

Polyklet hat zwo Statüen verfertiget, und das Publicum dadurch in die Schule geführt. Eine machte er in geheim, die andere ließ er jedermann sehen; er nahm von jedem Tadler an, was er ihm daran aussetzte, und machte alles, was jeder für gut befand. Beyde Statüen kamen endlich zugleich vor die Augen des Volkes; die seinige wurde mit Verwunderung angesehen, die verbesserte aber verachtet und ausgezischet, bey welcher Gelegenheit Polyklet sich vernehmen ließ: Diese ist eure Arbeit, jene aber meine eigene; denn sie ist nach meiner gewöhnlichen Art und Kunst verfertiget worden, jene aber nach eurem Gutachten.

Schließlich glaube ich, daß man nicht außer Acht zu lassen habe, was jederzeit zu bemerken nothwendig ist: daß nähmlich, je größer und erhabener die Kunst ist, die Leidenschaften in den Gemählden vorzustellen, und eben dieselben auch beym Zuschauer in Regung zu bringen, dieselbe desto gefährlicher seyn würde, wenn man sie nicht mit einer Klugheit, Vorsichtigkeit und mit einer sittlichen Gesinnung oder Probität anwendete, und dieses um so viel mehr, als die Gegenstände, welche unmittelbar vor Augen stehen, weit mehr in das Gemüth eindringen, als alle Sachen, welche nur durch Worte und Erzählungen bekannt werden. Die Augen sind weit getreuer, als die Ohren, sagt Horaz. Denn man glaubt lieber, was man sieht, als was man hört. Die Römer ließen, um ihre Richter mitleidig und empfindlich zu machen, Ge-

mählde verfertigen, welche die Martern vorstellten, die sie haben ausstehn müssen, damit sie ihnen gleichsam lebendig vor Augen wären. Das Gemählde also, welches das Thun und Lassen der Menschen vorbildet, welche entweder gut oder böse sind, muß vom Mahler mit solcher Klugheit verfertiget werden, daß er jederzeit die guten Menschen den bösen, das Gesittete dem Ungesitteten, und die Tugend dem Laster vorziehe. Denn die Nachahmung der klugen Handlungen, sie mag nun durch das Mahlen oder durch das Dichten geschehen, ermuntert die Seele edelmüthig zu großen Sachen und zur Tugend, entweder durch das Beyspiel, oder durch den Nacheifer, den sie einflößet. Polignot stellte die Menschen, wie Aristoteles erwähnet, allezeit gesitteter vor, als sie in der That waren. Pauson machte sie schlimmer, Dionysius aber ihnen selbst ähnlich Allein, sowohl der Mahler, als der Dichter, pflegen hierin gemeiniglich fast nur ihren eigenen Sitten, ihrer eigenen Gemüths- und Denkungsart, und ihrem eigenen Temperament nachzuarbeiten.

Zu Theben wurde durch ein öffentliches Gesetz anbefohlen, daß die Mahler und Dichter die Menschen allezeit wohlgesittet vorstellen sollten, weil man im Gegentheil die Uebertreter dieses Gebotes zu einer empfindlichen Züchtigung verdammen würde.

Eja agite, atque animis ingentem ingentibus artem
Exercete alacres, dum ſtrenua corda juventus
Viribus extimulat vegetis, patioriſque laborum eſt.
*Freſnoy.*

In unserm preußischen Landrechte wird verschiedentlich von den Leidenschaften gehandelt, und zwar: wenn sie den Menschen schon aller seiner Vernunft beraubt, so wird derselbe Th. I, Tit. IV. §. 29, einem Wahnsinnigen gleichgeschätzt. Indessen, vermuthet man einen so hohen Grad der Leidenschaft nicht; eben daselbst §. 30. Veranlaßt aber die Erregung heftiger Leidenschaften etwa Willenserklärungen, so treten die Vorschriften §. 91 und 92 ein. In wie fern aber Leidenschaften bey letztwilligen Verfügungen in Betracht gezogen werden können, findet man Th. I, Tit.

Tit. XII, §. 23, fgg. In wie fern sie aber die Zurechnung der Verbrechen hindern, sehe man Th. II, Tit. XX, §. 22, verglichen §. XVIII. Wie Pflichtwidrigkeiten der Justizbedienten, wezu Leidenschaft Veranlassung gab, zu bestrafen sind, steht Th. II, Tit. XX, §. 371.

Nicht allein hieraus, sondern auch aus andern wichtigen Schriften, unter welchen ich nur Franks System einer vollständigen medicinischen Polizey, und Hußty Diskurs über die medicinische Polizey, nennen will, ist es klar, daß auch die Leidenschaften der Menschen — des Volks in einem Staate, als ein Vorwurf der Polizey angesehen werden müssen. Ein ganzes Volk läßt sich in seinen Handlungen betrachten, wie der einzelne Mensch; und, so wie ehemahls die Aerzte nach ihrer Hypothese von diesem sagten, daß er von einem der vier Temperamente beherrscht werde; so sehen wir noch weit bestimmter auch im Großen aller vorgegangenen Vermischung der verschiedensten Racen ohngeachtet, noch Spanier ernsthaft und grausam, in blutigen Thiergefechten; — den Engländer selbstgenugsam, und unter Geringschätzung anderer Nationen, in philosophischem Tiefsinne; — den Franzosen hüpfend in Werken des Witzes und Vergnügens; den Italiäner rachsüchtig, mißtrauisch und schlau, in Benutzung fremder Schwäche und Sicherheit; — den Holländer kaltblütig, in ruhiger Berechnung künftigen Gewinnes; — und den Deutschen — jezt mehr ohne eignen bestimmten Character, in Nachahmung aller übrigen Nationen, — sein Leben durchwandeln, und sein Vergnügen setzen. Alle Wünsche und Handlungen der so verschiedenen Völker werden nähmlich in ihrer ursprunglichen Anlage, von Klima, von Gesetzen und Erziehung so bestimmt, daß auch alle Abweichungen einzelner Naturen, weder des

Volks Temperament stören, nach seine Neigungen und characteristischen Züge auslöschen können.

Eine genaue Kenntniß dieser natürlichen Anlage eines Volkes, bahnet dem philosophischen Regenten zu Lenkung des großen Körpers, den Weg, und die Geschichte des menschlichen Herzens, hilft ihm den wichtigen Plan entwerfen, nach welchem dessen Leidenschaften zur ersten Triebfeder seiner entscheidensten Bewegungen dienen müssen. Keine, auch noch so fehlerhafte Eigenschaft eines Volkes giebt es, die, wenn ihr die rechte Richtung gegeben wird, nicht große Dinge wirken könne. Keine Leidenschaft läßt sich, weder bey einzelnen Menschen, noch bey dem großen Haufen, denken, welche nicht von einer andern, inzwischen schlafenden, aber leicht aufzuweckenden Leidenschaft zu bekämpfen wäre; und das nähmliche Volk, das, bey dem ernstesten Gesetze, leichtsinnig scherzet, läßt sich oft von der Bühne, durch den Mund einer Schauspielerinn, über den nähmlichen Gegenstand zum Nachdenken, ja selbst zum Weinen bringen, und die gesuchte Richtung geben. Gewisse Schicksale, besondere Zufälle, verbesserter Unterricht, können sogar in einem Menschenalter, ein Volk, (freylich immer unter Beybehaltung ursprünglicher Anlagen,) sich selbst unkennbar machen, und dies muß niemand wundern; denn, von allen zugleich lebenden Menschen, ist in jedem Staate, ohngefähr die eine Hälfte eines weiblichen unbeständigen Geschlechtes; zwey Drittheile von allem sind Kinder, und leicht zu gewinnende Jünglinge, und nur ein Drittel von allem, hat, entweder zum Guten oder zum Bösen, durch Gewohnheit eine schwer abzuändernde Richtung genommen.

Die Vorsteher des Staates müssen daher das Volk nach seiner Anlage behandeln, — Leidenschaft Leidenschaften entgegen setzen, und, wie die Erzieher, den großen Haufen der Kinderspieler zurechtweisen. Ein melan-

melancholisches, mürrisches Volk, gränzet, wie der einzelne Tiefsinnige, oft ohne besondere Ursache, an Verzweiflung, oder an Aufruhr; und der Volksspleen hat, in gewissen Zeitpuncten, die nähmlichen traurigen Folgen im Großen, als der Lebensüberdruß des entschlossenen Selbstmörders. Müßiggang, Einförmigkeit der Lebensart, häuslicher Verdruß, Witterung, und tausend andere Ursachen, wiegen, in gewissen Augenblicken, den Sterblichen im Großen, wie im Kleinen, so unerträglich schwer auf, daß es ein Regent an einem großen Stücke der öffentlichen Gesundheitspflege fehlen läßt, wenn er für die natürlichste und allgemeinste Krankheit eines jeden Volks, für die lange Weile kein Mittel ausdenket, nicht in einer müßigen Stunde, das Volk durch ein schönes Spielwerk — schönes Schattenspiel an der Wand, auf sich und sein, wahrhaft übles, oder eingebildetes, Schicksal (denn das gilt im Ganzen gleichviel,) vergessen macht.

Die römischen Kaiser verstanden anfänglich diese Kunst vollkommen, und man muß ihnen, in Rücksicht auf den Character ihres Volks, in der Wahl der, demselben gegebenen Schauspiele, etwas zu gute halten.

Man mache mich, sagt Franke (*), die Hälfte meiner Tage hindurch auch mein widrig Schicksal vergessen, und ich war nur halb so unglücklich, als ich es ohne dies gewesen wäre; meine Gesundheit leidet unter der Last der Drangsalen, um ein Großes weniger; und ich bin jetzt zu Geschäften von neuem tauglicher, wenn ich ein Mittel gefunden habe, das meinen Schmerz absorbiret. Ohne Mohnsaft möcht ich kein Arzt seyn! und, sey es, daß dieses schmerzstillende Mittel, nicht oft die Ursache, wenigstens nur die Wir-



(*) System der medicinischen Polizey, B. 3, S. 787.

kung hebet; daß es zuweilen zur Unzeit angebracht, das Uebel am Ende verschlimmere! . . . . In den Händen des erfahrnen, des, jeden Umstand abwiegenden Mannes, wird es zum größten Heilmittel werden, das die Natur dem Sterblichen in seinem Grame noch zu Theil werden ließ. Die Freude und das Vergnügen fliehen, gleich dem Schlafe, den Unglücklichen; aber, ein täuschender Schlummer von wenigen Stunden, gießet schon Balsam auf seine Wunden; er vergißt auch seinen Zustand, und findet nach und nach seine Heilung.

Die Zerstreuung sagt man, macht die Menschen leichtsinnig, die Gelegenheit ausschweifend, die Ausschweifung krank. — So kann ein Vater sagen, der für seinen einzigen Sohn unruhig ist; aber der Regent, der eine unzählige Familie glücklich zu machen hat, läßt darum, daß ein unvorsichtiger Knabe vom dritten Stocke eines Gebäudes, seinen Hals einstürzet, sein ganzes Volk nicht unter freyem Himmel schlafen. Er weiß, daß der fleißigste seiner Unterthanen, zuweilen ausschnaufen muß, daß eine immerwährende Anspannung des Bogens die Sehne zerreißet, und daß frühe Entschöpfung, das Loos allzufeuriger Arbeiter ist. Er ordnet also Volksergötzlichkeiten an, weiset einer jeden derselben ihr Maß und Ziel an; läßt einen jeden Stand sein bestimmtes Antheil daran nehmen, wachet für Sicherheit und Wohlstand, und fürchtet mehr die im Dunkeln getriebenen Laster, als die Schwachheiten, welche nur mittelbar aus öffentlichen Lustbarkeiten entstehen, und welche eben darum, weil die Gelegenheitsursache bekannt ist, einer geschwinderen Hülfe empfänglich sind.

In Frankreich mußten sonst alle Officiere der Garnisonen sich bey der Schaubühne abbonniren, und dem gemeinen Manne wird Cäsar und Brutus aufgeführt. — Die Ursache ist leicht zu errathen: es komme

bey

bey einem muntern aufgeweckten Volke, und bey einem Stande, welchen man keiner Mönchsordnung unterwerfen kann, nicht sowohl darauf an, daß gar kein Unfug getrieben, als daß, durch minder bedenkliche Zerstreuungen, verhindert werde, daß keine Abscheulichkeiten, keine naturwidrige Verbrechen getrieben werden.

Die Anordnung der Volksergötzlichkeiten muß ihren Bezug auf Sittenmäßigkeit und Gesundheit nehmen. Ein ganzes Volk bewegt sich immer gleich einer daherstürzenden Fluth; und wo man nicht haben will, daß kein gefährliches Austreten erfolge, da muß jede Bewegung studieret, alle dieselbe erhöhende Ursachen vorausgesehen, und mit einem festen Damme eingeschränket werden. Ohne Mäßigung genossen, sind alle große Vergnügungen ein Gift für die Gesundheit, und die höchste Wollust kann um keinen Grad mehr verstärkt werden, ohne Schmerz zu heißen. —

Gewiß am besten sorget der Staat für das Vergnügen der Bürger, und übernimmt auf gemeine Kosten, die Sorge für größre Volksbelustigungen und Zerstreuungen; oder, wenn dieses nicht überall Platz findet, so ist die Polizey wenigstens der natürlichste Vorsteher und Maitre des Plaisirs, des großen Haufens. („Les bonnes Polices," sagt *Michael du Montagne*, „prennent soin d'assembler les Citoyens, et „les l'allier, comme aux offices serieux de la devo„tion, aussi aux exercices et jeux: la societé et l'ami„tie l'en augmente, et puis on ne leurs scauroit con„céder des passetemps plus rêglez, que ceux qui se „font en présence d'un chaqu'un, et a la Vüe mesme „du *Magistrat*: et trouverois raisonnable que le „prince a ses despens, en gratifiast quelquefois la „commune, d'une affection et bonté comme paternelle: et qu'aux villes populeuses il y eust des lieux

„destinez et disposéz pour ces spectacles," Essais, liv. 1, Chap. XXV.)

Heister giebt einen gleichen Vorschlag: de cura Principis circa sanitatem subditorum, pag. 35, 36.

Wenn die öffentlichen Volksbelustigungen vielen Einzelnen im Staate zwar auch zur wirklichen Leidenschaft werden können, so hat doch die Polizey vorzüglich Ursache, auf einige besondere Leidenschaften, die viele auch zu allgemeinen Volksergötzlichkeiten rechnen wollen, Rücksicht zu nehmen. Die mehresten derselben sind von der Art, daß sie leicht mit dem Gewissen in Verwickelung gerathen können. Schon die angeborne Stimmung der Nerven macht es, daß wir die Anlage zu gewissen Leidenschaften zeitlebens in unserm Busen tragen, welche dann durch jede zufällige oder gesuchte Gelegenheit, und nach Maßgabe der Stimmung in Ausbruch gerathen. Man sieht dies deutlich an dem Beyspiele der Liebe, des Hasses, Neides, der Traurigkeit, des Schreckens und dergleichen mehr.

Dem Zufalle, und der heimlichen Nachstellung nach den Leidenschaften kann die Polizey nie mächtig genug seyn, um beyden entweder vorzubeugen, oder sie aus dem Wege zu schaffen. Wohl aber kann sie sich der öffentlich vorliegenden, und für die allgemeine Gesundheit höchst gefährlichen Gelegenheitsursachen bemeistern, oder sie wenigstens nur schwächen. Es ist daher nöthig, einige von den Leidenschaften, die wirklich einer öffentlichen Aufsicht nothwendig bedürfen, genauer zu betrachten.

Unter diesen steht die Geschlechtslust — oder der Zeugungs oder Fortpflanzungstrieb oben an. Er ist in dem Schoße der reinen Natur ganz Instinct, nach welchem alle Individua des Thierreichs zu handeln pflegen, nur der Mensch nicht. — Bey diesem ist der Zeugungstrieb mehr als bloßer Instinct — man sucht reine unausgeartete Natur vergebens bey ihm.

ihm. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in welchen sich das menschliche Geschlecht, gleich von seiner Entstehung an, befand; die ihm angeborne Erfindungsfähigkeit, vermöge welcher er jede Gelegenheit ergreift, um nur alles, was den Sinnen schmeichelt, so sehr als möglich zu erhöhen, hat auch den Instinct, seines Gleichen fortzupflanzen, bis zur Leidenschaft erhöhet. Bey dem bloßen Instincte herrschet Ordnung, wie dies bey allen Thieren beobachtet wird, bey einer Leidenschaft hingegen um so viel mehr Verwirrung, ohngeachtet beyde aus eben derselben Empfindungsquelle, aber mit sehr verschiedener Modification entstehen, wozu bey den Menschen eines der vorzüglichsten Beyspiele der Zeugungstrieb abgiebt. In diesem Sinne muß solcher von Seiten der Polizey betrachtet werden.

Der letzte Zweck des Zeugungstriebes ist die Fortpflanzung des Geschlechts, und nur nach diesem handelt die Natur. Die Vorsteher des Staats müssen diesen Zweck immer vor Augen haben, damit solcher nach dem ersten Staatsprincip der Bevölkerung nicht widernatürlich ausarte. Es kann der Zeugungstrieb sowohl unterdrückt, als auch verschwendet werden. Wo ihn das Temperament nicht aufkeimen läßt, da ist Polizeyzwang oder Vorstellung umsonst.

Es giebt politische Verhältnisse, z. B. den Soldatenstand, wo dergleichen Unterdrückung aus guten Gründen oft nothwendig wird; es giebt auch Privatverhältnisse, Nahrungsmangel, Krankheiten, u. dgl. wo der Staat bey aller Befriedigung der Fortpflanzung nie gewinnen kann. — Es giebt aber auch besondere Verhältnisse, in welchen die Menschen mit Gott zu stehen glauben, ihm ein Wohlgefallen andichten, das er daran haben soll, wenn der Mensch die eben von seinem Schöpfer in ihn gelegten Kräfte und Fähigkeiten unbenutzt läßt, und untergräbt. Dies ist

der Fall bey dem Cölibat so mancher Geistlichen verschiedener Religionen; wodurch manche Staaten fast unglaublichen Abbruch an der so nöthigen gesunden Bevölkerung leiden müssen. —

Der Zeugungstrieb kann aber auch verschwendet werden. Der öffentlichen Gelegenheitsursachen giebt es vorzüglich zwey: entweder zu frühe Heirathen, oder die öffentliche Duldung feiler Buhldirnen. Im ersten Falle haben die Fibern noch die gehörige Stärke nicht, um nicht bald erschlafft werden zu können; und der Mangel an gehöriger Schnellkraft der Nerven, die auf den Samen, wie dieser wieder auf sie, wirken sollen, macht, daß Kräfte und Geistigkeit bald erschöpft werden. Im zweyten Falle haben junge Leute und selbst verheirathete Männer, Gelegenheit, sich der größten Zügellosigkeit dieser ohnehin sehr reizbaren Leidenschaft, zu überlassen, nach und nach, und oft auch zu ein Par wiederholten Mahlen plötzlich zu entnerven, und künftig für eine gesunde Bevölkerung untüchtig zu machen. Ich übergehe, was die Aussetzung der Gefahr, mit der Lustseuche angesteckt zu werden, noch nachtheilig seyn kann; da solche zur Leidenschaft nicht unmittelbar gehöret.

Eine andere der Polizey wichtige Leidenschaft ist die Tollkühnheit. Es sind zwar die Gelegenheitsursachen dazu selten öffentlich, wenigstens nicht allgemein. Unterdessen dürfte Erziehung und der Eindruck heroischer Schauspiele doch das Ihrige dazu beytragen. Die öffentliche Erziehung muß durch Beyspiele und Vorstellungen die Gemüther der Zöglinge sanfter zu stimmen suchen, und auf dem Theater sollten dergleichen Stücke, welche die Tollkühnheit empfehlend vorstellen, nicht gestattet werden. Für eine öffentlich begangene Tollkühnheit sollte eine angemessene Strafe Statt finden; und da jenes als der höchste Grad des Zorns, wo sich das Bewußtseyn schon verliert,

liert, entweder für den, der sie begeht, oder für andere Menschen, welche sie zum Gegenstande hat, oft mit der größesten Lebensgefahr verbunden ist; so kann man sie billig unter die Classe der Verbrechen zählen, und als solche behandeln, auch wenn sie nicht öffentlich ausgeübt wird.

Die Andächteley, so lange es dabey verbleibt, und der Grad derselben nicht beträchtlich ist, dieses fast allgemeine Steckenpferd der Blödsinnigen, ist zwar auch eine Last für den Staat, aber doch immer noch erträglich. Gemeiniglich sind Andächtler zugleich träge, und ihrer vier oder mehr arbeiten kaum so viel für den Staat, als ein anderer, weil sie ihre Zeit meist mit Beten, und um den Teufel zu widerstehen, zubringen. Nach und nach wird die Einbildungskraft immer lebhafter gespannt, verdorben, und der Fanatismus fängt seine Rolle an zu spielen. Das Gehirn wird bald gänzlich verrückt, der Staat hat um so viel Wahnwitzige mehr, und die öffentliche Sicherheit läuft Gefahr, wenn jene sich selbst überlassen bleiben. Erzieher, Seelsorger, Beyspiele können die Andächteley selbst da anspinnen, wo kein Hang dazu da ist, und um so mehr können sie solche in Fanatismus bis zur Raserey ausarten machen. Vernünftige Pastoral- und Erziehungsvorschriften können aber auch gerade das Gegentheil wirken, und wenigstens den ersten Keim dieser Leidenschaft, ehe er noch zur Geburt reifen kann, ersticken helfen.

Furcht und Schrecken, die nur dem Grade und der Heftigkeit nach verschieden sind, machen eine Hauptursache, von welcher die Gesundheit beträchtlich leidet, aus. Ungeachtet der kurzen Dauer des letztern, so überwiegt seine Heftigkeit und Plötzlichkeit alle die Nachtheile, die immer von der mehr schleichenden und anhaltenden Furcht hergeleitet werden können. Die erste Wirkung des Schreckens ist, ein krampf-

haftes

haftes Zusammenziehen der Haut und aller Gefäße, und eine plötzliche Erschütterung des ganzen Nervensystems; eine ergiebige Quelle aller Krankheiten der Säfte und Nerven. Durchfälle, Neigung zur Empfänglichkeit des Gifts ansteckender Krankheiten, die Gelbsucht, Convulsionen, die fallende Sucht, der Wahnwitz, Lähmungen, Schlagflüsse, und eine Menge örtlicher Krankheiten, und dergleichen mehr, sind die traurigen Folgen. Sollte dem Staate nicht daran gelegen seyn, seine Unterthanen, so viel als möglich, dagegen zu sichern? Freylich kann die unvorhergesehene Gelegenheit nicht vermieden oder verhütet werden. Wenn aber epileptische Personen in Kirchen, Schulen und andern öffentlichen Oertern zum allgemeinen Schrecken dahin fallen (*), wenn man Kinder mit dem Nikolaus oder heiligen Christ, durch Erzählungen und Vorstellungen von Gespenstern in alle oben erzählten Gefahren stürzet, wenn tollende, und alles, was ihnen in den Weg kommt, anfallende Fleischerhunde, oder englische Doggen, und dergleichen oft wüthende Hunde mehr, auf öffentlichen Straßen und Plätzen geduldet werden, wenn Trunkenbolde und wahnsinnige Personen die Gassen unsicher machen, wenn man ganze Gegenden mit erschrecklichen Nachrichten, von der Pest z. B. erfüllet (**), wenn Kutscher nicht unter einer gewissen Einschränkung zu fahren angehalten werden, wodurch man außer dem Schrecken, wovon man wegen der Gefahr, niedergeführt zu werden, befallen wird, das Leben auch wirklich einbüßen kann; wenn diese zum Schrecken Gelegenheit gebenden Ursachen, und noch andere dergleis

(*) So hat Boerhaave zu Haarlem, von einem epileptisch gefallenen Knaben, viele Schüler, welche ihn gesehen haben, von der fallenden Sucht ergriffen, beobachtet.

(**) Wodurch die Geneigtheit zur Ansteckung befördert wird.

gleichen öffentliche mehr, keiner Polizeyvorsorge anvertrauet sind; so müssen nothwendig die oben angezeigten Folgen vermehrt werden.

Vor allen andern leiden von öffentlich veranlaßten Schrecken schwangere Frauenspersonen durch frühzeitige Geburten, und da die Empfindlichkeit der Frucht mit den Eindrücken, welche die Mutter leidet, immer harmonisch sich verhält, so ist's um so weniger Wunder, wenn auch zur rechten Zeit geborne Kinder durch vorhergegangene Wirkungen des Schreckens im Mutterleibe kränklich, und weniger dauerhaft werden. In eben dem Falle befinden sich auch säugende Mütter und Aminen mit ihren Säuglingen. Der Staat, dem an einer gesunden Bevölkerung gelegen ist, hat allerdings die gegründeteste Ursache, hierauf Rücksicht zu nehmen.

Alle diese Wirkungen äußern sich auch durch die Furcht, nur etwas langsamer und mit weniger Heftigkeit; ungeachtet schwächliche Personen durch Furcht oft mehr mitgenommen werden, als stärkere von einem heftigen Schrecken.

Was hier von Furcht und Schrecken gesagt ward, läßt sich mit guten Gründen auf das sogenannte Staunen und Entsetzen anwenden. Es sind dies Gemüthsbewegungen, die eben auch dem Grade nach verschieden sind, wie jene. Es ist hier der Ort nicht, um das zusammengesetzte des Entsetzens, nach welchem ein plötzlicher Anfall des Mitleidens, der Verwunderung, des Abscheues, u. dgl. den Grundtrieb dazu ausmacht, aus einander zu setzen; genug, daß ihre Wirkungen allezeit nach eben den Gesetzen des Eindrucks von dem Schrecken und denen des Widerstandes oder der Zueignung von Seiten des Menschen geschehen. Krüppelhafte, durch Krebsgeschwüre und dergleichen in ihrem Gesichte ganz verstellte Personen, monströse Masken, Hochgerichte mitten unter der Gesellschaft,

Aeser an öffentlichen Wegen, der Vorwitz anatomischen Untersuchungen, chirurgischen Operationen beyzuwohnen, oder todte Körper zu beschauen, ohne daß man Beruf dazu hat, und dergleichen, haben alle oben angezeigte Wirkungen des Schreckens hervorgebracht. Es ist hier meine Absicht nicht, um alle öffentliche Gelegenheit dieser Eindrücke vermieden oder abgeschafft zu wissen; es ist im gewissen Betrachte oft zuträglich, wenn der Mensch nach und nach dazu gewöhnt wird, um ihnen, wenn er sich solchen oft aus Nothwendigkeit aussetzen, oder durch Zufall ausgesetzt sehen muß, desto leichter widerstehen zu können; da es aber gewisse schwächliche, reizbare, kränkliche Personen, und Schwangere, gemeiniglich mehr empfindliche, in jeder menschlichen Gesellschaft giebt, die ihrer Constitution nach, dergleichen Eindrücken zu widerstehen weniger im Stande sind, so muß man wenigstens die Scheusale höherer Classe der öffentlichen Begegnung zu verbergen, und vorzüglich Schwangere, Säugende, und sonst kränkliche Personen davon abzuhalten, oder sie damit zu verschonen suchen.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit der Polizey, verdient dann auch die Traurigkeit, nicht so wohl an und für sich, als vielmehr in Ansehung der schrecklichsten aller Folgen derselben, der Verzweiflung. Die mit einer traurigen Idee beschäftigte Seele, sagt Tissot, scheint den Körper ganz zu verlassen, alle Fasern werden schlaff, die Verrichtung des Herzens wird geschwächt, der Puls langsamer, matter, kleiner und nicht selten intermittirend; es entsteht Herzklopfen, zuweilen auch ein außerordentlicher Frost, man empfindet Spannen im Herzen, und seine gehinderte nicht selten unterbrochene Verrichtung veranlaßt Ohnmachten, die oft mit tödtlichen Folgen gänzlich zurückbleiben. Die Lunge wird angefüllt, und bey Leichenöffnungen der Traurigen hat man Herz und Lungen voll Blut

gefunden, u. s. w. — Die Verrichtung des Magens und der Gedärme leiden, man verliert die Eßlust, die wurmförmige Bewegung scheint ganz in Unordnung zu gerathen, die Galle fließt nicht gehörig ein, wird dicke, und macht oft gallichte Verstopfungen und Concretionen, es entstehen Aufblähungen, anhaltende Hartleibigkeiten, oder das Gegentheil, sehr hartnäckige Durchfälle, die von einer auf die Därme sich werfenden unterdrückten Transpiration stammen, oder auch davon, daß die Milchgefäße ihr Einsaugen nicht mehr verrichten. Der Kreislauf ermattet in allen Gefäßen des Unterleibes, das stockende Blut verdirbt, sein dünnster Theil verfliegt, der limphatische und rothe Theil stehen ab und kleben zusammen, und hieraus entsteht die Verstopfung, der, nach Anleitung der Alten, der Nahme schwarze Galle, gegeben wird, aus welcher oft die schwarze Gelbsucht entsteht. Alle Absonderungen geschehen nicht in gehöriger Ordnung. Die Sinne, hauptsächlich das Gesicht, nimmt ab, das Gefühl kann ganz verloren gehen, auch folgt oft Starrsucht, Lähmung, Convulsionen. Man verliert den Schlaf: Kacherie, langsame Abzehrung, schleichendes Fieber, und alle chronische Krankheiten folgen auf dem Fuße nach.

Die schrecklichste Wirkung, welche eine anhaltende Traurigkeit hinter sich lassen kann, ist unstreitig der sich endlich fixirende Eindruck auf das ganze Nervensystem. Die natürliche Stimmung desselben wird nach und nach fast unwiederbringlich, der verstimmende Gegenstand schwebt immer vor den Augen, und der Traurige wird so gegen alle andere Eindrucke fühllos, seine Leidenschaft wird ihm zum Abgrunde, wo ihm keine Hoffnung, gerettet zu werden, mehr übrig bleibt, und die Verzweiflung, dieser so gewöhnliche Grundtrieb zum Selbstmorde, bemeistert sich der ganzen Seele des Unglücklichen.

Kann nun aber auch die Polizey diesen Wirkungen der Traurigkeit und des höchsten Grades derselben, der Verzweiflung, Dämme setzen? das hieße freylich eben so viel, als über das Gewissen gebieten. Armuth, Verfolgung, verunglückte Liebe, aus religiöser Schwärmerey entstandene Verzweiflung über die Zukunft, alles das, und noch mehr dergleichen, wenn es schon Wurzel gefaßt hat, kann das Werk der Polizey nur in so fern seyn, in wie fern die darunter leidenden und sich selbst überlassenen Unglücklichen der Aufsicht der Aerzte und Wärter übergeben werden müssen. Inzwischen fehlt es auch nicht an öffentlichen allgemeinen Gelegenheitsursachen, welche den Hang zur Traurigkeit entweder selbst anspinnen und befördern, oder dazu in Verbindung anderer mitwirkenden Ursachen vieles beytragen können. Der Unterricht und die Beyspiele, durch welche wir während der Erziehung, und auch in den mannbaren Jahren, selbst im Alter noch für unser ganzes folgendes Leben zur leichtern Aufnahme gewisser Eindrücke gestimmt werden, sind in Ansehung der Stimmung zur Traurigkeit besonders mächtig; so, wie jede Vorstellung rührender Beyspiele auf der Bühne durch angedichtete noch mehr rührende Umstände und Ausdrücke für fühlende Herzen um so viel empfänglicher wird. Ich weiß nicht, spricht Frank, was man dabey gewonnen habe, daß ein gar zu sehr verfeinerter Geschmack, beynahe alles Muntere nach und nach von der Bühne verdränge und das Publikum mit so viel Trauerspielen, mit so viel Mord und Tod unterhalte; anstatt, daß die Schaubühne vormahls das Zwergfell des (in der großen Welt und selbst zu Hause mit traurigen Vorstellungen hinreichend versehenen) Zuschauers öfters zu erschüttern suchte, und den Geist der Lustbarkeit, der eine so nöthige Beschaffenheit des Volkes ist, zu ernähren dachte. Frank verkennet das Edle und das

Mas

Majestätische des Trauerspiels nicht; aber die Empfindungen, welche es in dem Gemüthe der Zuhörer rege macht, sollen, nach seiner gewiß gegründeten Meinung nicht zu alltäglichen Empfindungen werden, und sie sollen nicht durch wiederholten Einfluß auf unser Gemüth, eine besondere Anlage zur Traurigkeit und finsterem Gefühle erzeugen. Es ist ein sehr schmeichelhafter Lohn für den Trauerdichter, um eine Zähre, die von dem Auge der empfindsamen Schönen, und selbst über die ernsthafte Wange des staunenden Mannes herabrollt; allein, welch ein Unterschied in der Wirkung auf unsere ganze nachherige Gemüthsstellung, zwischen der geweinten, und der herzlich hervorgelachten Zähre! Wenn man da die Woche drey Mahl in allen Ecken des Schausaales nichts als ein allgemeines Schluchzen hört, und den Zuschauer mit rothen Augen stille und betroffen nach Hause wandeln sieht, so verdient die Geschicklichkeit des Verfassers und des Schauspielers ihr Lob; aber der Arzt muß die Wirkung dieser zu thätigen Kunst allezeit verwünschen, die, anstatt daß sie, wie Gewitterwolken, nur selten den ganzen Himmel überziehen, und die in allzulanger Ruhe und unter beständigem Lächeln der Sonne, ihrer Schnellkraft beraubte Luft in eine gesunde Bewegung bringen — nur zu gewissen Zeiten das menschliche Herz erschüttern sollte; jetzt nicht mehr aufhöret, in einemfort darauf loszustürmen, und sich aller Einbildungskraft bemeistert, um das Herz der Zuschauer zu erweichen, und alle Nerven in gichtische Bewegung zu bringen.

In England war es lange Zeit Mode, nicht leicht ein Trauerspiel aufzuführen, bey welchem nicht der Verfasser, am Ende wenigstens fünf bis sechs Personen ermorden ließ: Diese traurig grausamen Vorstellungen gefielen dem tiefsinnigen Volke, und unvermerkt ward sein Hang zur Melancholie und finstern

Kirchhofsgedanken vermehrt. In Frankreich ist nie der Selbstmord so im Schwange gewesen, als seitdem sich alle Woche auf einer öffentlichen Bühne, bald eine zärtlich liebende Verlassene den Dolch in die Brust stößt, bald ein Unglückicher heldenmäßig das Leben sich raubt, um nicht länger leiden zu dürfen. Die Schwermuth läßt sich nach und nach auf dieses Land nieder, seitdem des Gewinsels auf allen Schaubühnen kein Ende mehr ist, und so sieht sich die immer singende, aufgeweckte Nation ihr schönstes Eigenthum, die Fröhlichkeit, aus dem Herzen winden. Die Deutschen lachten, bey einer geringern Anlage dazu, noch lange über den Hanswurst, da ihre Nachbarn solchen viele Jahre von ihrer Bühne verjagt hatten. Sie hatten gewiß unrecht, den ungezogenen Possenreißer so lange gegen alle Regeln des guten Geschmacks zu dulden, allein das Lachen hätte man nicht mit ihm verscheuchen sollen. In einem großen Schauspielhause befinden sich unter tausend Menschen, welche Zerstreuung suchen, kaum funfzig, die nicht dieses Lebensbalsams, der Aufheiterung, und einer entlehnten Fröhlichkeit bedürfen (*). Indessen, es sind unsere feinen komischen Lustspiele, die man auf den Bühnen jetzt sieht, alles, was man zur sittlichen Aufheiterung nur zu wünschen vermag, und es ist hier nur die Rede von jener schwärmerischen Zeit, die aber noch nicht sehr lange vorüber ist, in welcher man sich auf einen Vorrath von Thränen schicken mußte, wenn man in das Schauspielhaus ging. Es ist nicht unmöglich, daß sie einst in einer weinerlichen deutschen Nation wieder kommen könnte, und daher führe ich diese Grundsätze Frankens und Hußty's an.

Ich

(*) Man sehe hierüber Franks System der medicinischen Polizey, 3ter Band, S. 803, fgg.

Ich dachte hiermit von den menschlichen Leidenschaften überhaupt, und besonders, in wie fern sie für die Polizey zu gehören scheinen, fürs erste genug gesagt und angezeigt zu haben. Wer einen zusammenhängenden Vortrag von den Leidenschaften in medicinischer Rücksicht zu lesen wünscht, der kann in allen pathologischen Lehrbüchern, in Gaub's Krankheitenlehre z. B. Nahrung finden. Tissot hat in seinem zweyten Bande der Abhandlung über die Nerven und ihre Krankheiten weitläuftig, unter dem Titel: moralische Ursachen, davon geschrieben. Auch Zimmermann, in dem zweyten Theile von der Erfahrung, und Weikard, in dem vierten Stücke des philosophischen Arztes, haben sich darum besonders verdient gemacht. Eine ganz eigne Abhandlung von den Leidenschaften, hat unter diesem Titel Zückert geliefert.

Ich habe bisher von den Leidenschaften der Menschen gehandelt, in sofern sie als vernünftige Geschöpfe betrachtet werden müssen; jetzt aber ist es nothwendig, auch von den unvernünftigen Thieren zu reden, weil sie nicht allein einen Instinct, sondern zum Theil auch Leidenschaften haben. Ehe ich aber von diesen handle, muß ich zuvor von jenen noch etwas berühren.

Man versteht unter Instinct dasjenige Principium, welches die Thiere in ihren Handlungen leitet. Von welcher Natur aber ist dies Principium? und, wie weit erstreckt sich der Instinct? — Aristoteles und seine Anhänger legten den Thieren eine sinnliche Seele bey, die sich auf Empfindung und Gedächtniß einschränke, aber kein Vermögen habe, über ihre Handlungen nachzudenken, sie zu vergleichen, u. s. w. — Andere sind viel weiter gegangen. So sagt z. B. Lactanz: die Thiere hätten, wenn man die Reli-

gion ausnähme, alle Vorzüge des menschlichen Geschlechts.

Von einer andern Seite weiß alle Welt, die berühmte Hypothese des Descartes, die sich weder durch seinen, noch durch seiner Anhänger großen Ruhm hat behaupten können. Die Thiere von einerley Gattung haben in ihren Handlungen eine gewisse Gleichförmigkeit, durch welche diese Weltweisen sich haben verleiten lassen, und auf die Idee gebracht sind, alles durch bloßen Mechanismus zu erklären. Allein diese Gleichförmigkeit ist nur scheinbar, und sie verschwindet bey dem häufigen Anblick vor geübten Augen. Für einen aufmerksamen Jäger giebt es nicht zwey Füchse, deren List sich gänzlich gleich, nicht zwey Wölfe, deren Freßbegierde dieselbe wäre.

Seit Descartes haben verschiedene Gottesgelehrte geglaubt, es läge der Religion vieles an der Behauptung dieses Mechanismus der Thiere. Sie merkten nicht, daß das Thier, wenn es gleich einige Fähigkeit mit dem Menschen gemein hat, dennoch in einem unendlichen Abstande von ihm entfernt seyn könnte. So ist ja auch der Mensch selbst in einem großen Abstande von dem Engel, wenn er gleich mit demselben eine Freyheit und eine Unsterblichkeit gemein hat, die ihn seinem allgütigen Schöpfer nähert.

Die Zergliederung der Thiere zeigt uns in ihnen Organe, die den unsrigen gleich, und zu eben denselben Verrichtungen in Absicht auf die thierische Oekonomie eingerichtet sind. Eine genaue Beobachtung ihrer Handlungen entdeckt uns deutlich, daß sie ein Empfindungsvermögen haben, das ist, daß sie eben das fühlen, was wir fuhlen, wenn unsere Organe durch die Wirkung äußerlicher Gegenstände vereiniget werden. Zweifeln, ob die Thiere dies Vermögen haben, das hieße eben so viel, als zweifeln, ob unsers Gleichen damit begabet ist: denn auch an diesen erken-

nen

nen wir es nicht anders, als durch eben dieselben Zeichen. Derjenige, der bey dem Geschrey keinen Schmerz erkennen, der den Zeichen der Freude, der Ungeduld, des Verlangens nicht glauben will, verdient keine Antwort. Nicht nur das Empfindungsvermögen der Thiere ist gewiß; sondern es ist auch eben so klar, daß sie eine Erinnerungskraft haben. Ohne ein Gedächtniß würden Schläge unsere Hunde nicht klug machen: alle Abrichtung der Thiere würde unmöglich seyn.

Der Gebrauch des Gedächtnisses macht sie fähig, eine vergangene Empfindung mit einer gegenwärtigen zu vergleichen. Alle Vergleichung zwischen zwey Dingen bringt nothwendig ein Urtheil hervor: also urtheilen auch die Thiere. Der Schmerz der Schläge, an welchen sich das Gedächtniß erinnert, hält bey einem Vorstehhunde (chien couchant, Hühnerhund,) dem Vergnügen ein Gleichgewicht, welches er empfindet, wenn er einem aufgestoßenen Hasen nachjagen will. Aus der Vergleichung zwischen diesen beyden Empfindungen entsteht das Urtheil, nach welchem seine Handlung sich richtet. Zuweilen reißt ihn die lebhafte Empfindung des Vergnügens hin; wenn aber öftere Schläge ihm das Andenken des Schmerzes tiefer einprägen, so verliert das Vergnügen bey der Vergleichung. Er denkt alsdann über das Vergangene nach, und dies Nachdenken prägt seinem Gedächtnisse einen Begriff von einer gewissen Verbindung zwischen einem Hasen und den Schlägen ein. Diese Vorstellung erhält eine solche Stärke, daß zuletzt der Anblick eines Hasen macht, daß er die Ruthe an den Leib zieht, und geschwinde zu seinem Herrn zurückkehrt. (Dies ist Furcht.) Die Gewohnheit, so oft einerley Urtheil zu fällen, macht dieselben so schnell, und giebt ihnen so sehr ein natürliches Ansehen, daß man die

Ueberlegung nicht erkennet, durch welche solche Urtheile zu Grundsätzen geworden sind.

Erfahrung, durch Nachdenken unterstützt, lehrt die Wiesel ein sicheres Urtheilen über das Verhältniß der Größe ihres Körpers, und derjenigen Oeffnung fällen, durch welche sie hindurch wollen. Ist diese Vorstellung einmahl festgesetzt, so wird sie durch die Wiederholung der Handlungen, die von ihr entstehen, dem Thiere endlich so beständig gegenwärtig, daß sie demselben alle vergebliche Versuche erspart. Aber nicht bloß die Ideen von Verbindung zwischen mehreren Dingen sind das, was die Thiere ihrer Ueberlegung zu danken haben; sie erhalten dadurch auch noch verwickeltere Ideen, nach welchen sie sich in ihren Handlungen richten, und ohne welche sie in tausend für sie nachtheilige Irrthümer verfallen würden.

Ein alter Wolf wird durch den Geruch einer Lockspeise an einen Ort hingezogen; wenn er aber näher hinzu gehen will, so lehrt ihn seine Nase, daß ein Mensch in diesen Gegenden gegangen sey. Der Begriff, nicht von der Gegenwart, sondern von dem Vorbeygehen eines Menschen, zeigt ihm eine Gefahr und eine Nachstellung an. Er bedenkt sich also, er kommt während einiger Nächte wieder — die Begierde führt ihn in die Gegend der Lockspeise zurück, und die Furcht vor der angezeigten Gefahr entfernt ihn wieder. Hat der Jäger nicht alle gewöhnliche Kunstgriffe gebraucht, um diesen Wolf von der Bemerkung der Falle abzuhalten, berührt der geringste Geruch von Eisen seine Nase, so wird nichts dies Thier sicher machen, das einmahl durch die Erfahrung unruhig geworden ist.

Diese Begriffe, die allmählig durch Empfindung und Ueberlegung erlangt sind, und von der Einbildungskraft mit dem Gedächtnisse in ihrer Ordnung vorgestellt werden, machen das System der Erkenntnisse des Thieres und die Kette seiner Gewohnheiten aus;

aus; was aber dem Gedächtnisse alle die Begebenheiten, die sich zum Unterrichte des Thieres vereinigen, einprägt, ist die Aufmerksamkeit; und diese Aufmerksamkeit ist die Wirkung von dem lebhaften Gefühle der Bedürfnisse. Hieraus folgt nothwendig, daß diejenigen unter den Thieren, deren Bedürfnisse am dringendsten sind, auch mehr erlangte Erkenntnisse haben, als die andern. Und, wirklich lehrt auch der Augenschein, daß das Verhältniß, nach welchem die Bedürfnisse mehr oder weniger dringend sind, das Maß der Klugheit sey, mit welcher jede Gattung begabt ist, und daß die Umstände, die jedem einzelnen Thiere seine Bedürfnisse mehr oder weniger dringend machen können, auch mehr oder weniger das System seiner Kenntnisse ausbreitet.

Den Thieren, die sich aus dem Pflanzenreiche ernähren, bietet die Natur eine Nahrung an, welche sie sich leicht, ohne Industrie und ohne Nachdenken, verschaffen können. Sie wissen, wo das Gras ist, das sie essen sollen, und unter welcher Eiche sie Eicheln finden werden. Ihre Erkenntniß schränkt sich in dieser Absicht auf die Erinnerung einer einzigen Begebenheit ein; auch scheint in Absicht auf diesen Umstand, ihr Betragen vernunftlos, und der maschinenmäßigen Bewegung nahe zu seyn. Aber mit den fleischfressenden Thieren verhält es sich anders. Sie sind gezwungen, eine Beute zu suchen, die sich vor ihnen verbirget: Ihre Fähigkeiten also, die durch die Bedürfnisse erweckt werden, sind in einer beständigen Uebung; alle Mittel, vermöge deren ihnen ihre Beute oft entwischt ist, stellen sich ihrem Gedächtnisse oft vor. Aus dem Nachdenken über diese Begebenheiten, zu welchen sie gezwungen sind, entstehen Begriffe von Listen, und von Vorsichten, die sich ebenfalls dem Gedächtnisse eindrücken, die Gestalt von Grund-

sätzen darin erhalten, und durch die Wiederholung beständig gegenwärtig werden.

Die Mannigfaltigkeit und die Erfindung dieser Begriffe setzt oft selbst diejenigen in Erstaunen, welchen diese Gegenstände am häufigsten vorkommen. Ein Wolf, der auf Beute ausgeht, weiß aus der Erfahrung, daß der Wind seinem Geruche die Ausflüsse aus den Leibern der Thiere, welche er aussucht, entgegen führet; er geht also immer gegen den Wind an; ja er lernt sogar durch eben diesen Sinn beurtheilen, ob das Thier entfernt, oder nahe, ob es in Ruhe, oder auf der Flucht sey. Nach dieser Erkenntniß richtet er seinen Gang ein; er schleicht, um es zu überraschen, oder er verdoppelt seine Geschwindigkeit, um es einzuholen. Unterweges trifft er Hamster, Frösche und andere kleine Thiere an, die ihm schon tausend Mahl zur Nahrung gedient haben; aber, so hungerig er auch ist, so geht er doch diese vorhandene und leichte Nahrung vorbey; denn er weiß, daß er bald an dem Fleisch eines Hirsches oder Damhirsches ein größeres und appetitlicheres Mahl finden werde. Zu allen gewöhnlichen Zeiten wird dieser Wolf alle Hülfsmittel gebrauchen, die man von dem Muthe und der List eines einzelnen Thieres erwarten kann; wenn aber die Liebe den Wolf und die Wölfinn in eine Gesellschaft vereinigt, so haben sie, in Absicht auf die Jagd, Begriffe, die aus der Bequemlichkeit fließen, welche die Vereinigung ihnen verschafft.

Diese Wölfe wissen, vermöge wiederholter Erfahrungen, wo das rothe Wildbret sich gewöhnlich aufhält, und was es für einen Weg nimmt, wenn es aufgejagt wird. Sie wissen auch, wie nützlich es ihnen ist, im Nachjagen mit einander abzuwechseln, um den Tod eines bereits ermüdeten Thieres zu beschleunigen. Da diese Dinge ihnen bekannt sind, so schließen sie von dem Gewöhnlichen auf das Wahrscheinliche, und

theilen folglich ihre Verrichtungen unter einander. Der Wolf jaget nach; die Wölfinn aber, als der schwächere Theil, erwartet bey einem engen Wege das keichende Thier, welches sie wieder auftreiben soll. Man wird von diesem Verfahren leicht überzeugt, wenn man es auf dem weichen Erdboden, oder auf dem Schnee, beschrieben findet: denn da kann man die Geschichte der Gedanken vieler Thiere manches Mahl sehr deutlich geschrieben lesen.

Der Fuchs ist viel schwächer als der Wolf, und ist daher gezwungen, weit mehr Kunstgriffe anzuwenden, um seine Nahrung zu erhalten. Er hat so viele Mittel um zu fangen, so viele Gefahren, die er vermeiden muß, daß sein Gedächtniß nothwendig mit einer Menge von Begebenheiten angefüllet seyn muß, die seinem Instincte eine große Ausbreitung schaffet. Er kann nicht die großen Thiere überwinden, von denen ein einziges ihn auf mehrere Tage ernähren würde. Auch besitzt er nicht denjenigen Grad von Geschwindigkeit, der ihm den Mangel an Stärke ersetzen könnte. Seine natürlichen Mittel sind also List, Geduld und Geschicklichkeit. Wie dem Wolfe, so dient auch ihm sein Geruch allezeit zum Compasse. Ist dieser Sinn gut geübt, so entdeckt ihm der treue Bericht desselben die Annäherung dessen, was er sucht, und die Gegenwart dessen, was er vermeiden muß. Er ist nicht sehr geschickt, mit offenbarer Gewalt zu jagen; gemeiniglich nähert er sich also leise einem Rebhuhne, das er aufgespürt hat, oder auch dem Orte, durch welchen, wie er gewiß ist, ein Hase oder ein Kaninchen zurückkommen muß. Zwischen der Furcht überfallen zu werden, und der Nothwendigkeit, selbst zu überfallen, getheilt, verräth er durch seinen allezeit behutsamen Gang, auf welchem er oft einhält, seine Unruhe, seine Begierde und seine Kunstgriffe.

In einer Gegend, wo viel kleines Wild ist, wo es wegen der Ebenen und wegen der Holzungen nicht an Beute fehlet, vermeidet er die bewohnten Plätze. Nur, wenn die Noth ihn dringt, nähert er sich den Wohnungen der Menschen; aber alsdann macht auch das Bewußtseyn der Gefahr, daß er seine gewöhnliche Vorsicht verdoppelt. Unter dem Schutz der Nacht schleicht er längst den Hecken und Gebüschen. Er weiß, daß Hühner gut sind; aber zu gleicher Zeit erinnert er sich auch, daß Schlingen und Hunde gefährlich sind. Diese gedoppelte Erinnerung leitet seinen Gang, und hält denselben auf, oder beschleuniget ihn, je nachdem die Umstände, der einen oder der andern das Uebergewicht an Lebhaftigkeit geben. Wenn die Nacht anfängt, und ihre Länge der Vorsicht des Fuchses desto mehr Behelfe erlaubt, alsdann wird das entfernte Bellen des Hundes ihn alsobald in seinem Laufe aufhalten. Alle Gefahren, denen er zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt gewesen ist, stellen sich ihm wieder vor. Aber bey Annäherung des Tages weicht diese ausnehmende Furcht der Lebhaftigkeit der Begierde; die Noth giebt dem Thiere Muth. Es eilt sogar der Gefahr entgegen: denn es weiß, daß ihm bey der Ankunft des Tages eine noch größere drohet.

Man sieht auch die gewöhnlichsten Handlungen der Thiere nach gewissen Grundsätzen eingerichtet, und ihr tägliches Betragen setzet ein Gedächtniß voraus, eine Betrachtung über das Vergangene, eine Vergleichung zwischen einem gegenwärtigen Objecte, das sie anzieht, und den wahrscheinlich zu erwartenden Gefahren, die sie davon entfernen, eine Unterscheidung der Umstände, die sich in einigen Rücksichten ähnlich, in andern aber verschieden sind, ein Urtheil und eine Wahl zwischen allen diesen Beziehungen. Was ist also der Instinct? — So mannigfaltige Wirkungen,

gen, die der Hang zum Vergnügen und die Furcht vor Schmerzen bey den Thieren hervorbringt; die Folgerungen und die Inductionen, die sie aus den Begebenheiten gezogen haben, die sich ihrem Gedächtniß einprägten, die Handlungen, die daraus entstehen; dieser Zusammenhang von Erkenntnissen, welche durch die Erfahrung vermehrt, und durch die Ueberlegung mit jedem Tage zu Fertigkeiten werden; alles dies läßt sich nicht unter dem Instincte zusammenfassen, oder dies Wort wird mit dem Worte Verstand gleichbedeutend.

„Das was man bey dem Menschen Verstand nennt," sagt der Verfasser der Wunder der Natur (*): „heißt man „bey den Thieren Naturtrieb oder Instinct. Es findet „zwar gewiß zwischen der Ursache und den Wirkungen „dieser beyden Kräfte ein beträchtlicher Unterschied statt; „unterdessen kommen sie bisweilen einander so nahe, daß „man erstaunt, wenn man sieht, daß der Naturtrieb bey „ei gen Thieren den Verstand gewisser Menschen über„trifft. Demohngeachtet aber ist es doch gewiß, daß man „sie auch sogar bey diesen Umständen nicht mit einander „verwechseln, sondern die Güte der Natur bewundern „muß, womit sie gewisse Thiere behandelt hat. Ich will „hier nicht in ihren besondern Bau eindringen, oder zu „entdecken suchen, ob es nach Descartes Meinung „bloße Maschinen, oder ob sie mit einem besondern, und „den Thieren eigenthümlichen Verstande begabt sind. „Diese Untersuchung werde ich den Metaphysikern, und „denjenigen überlassen, welche über alles gern raisonni„ren, und mich bloß auf die Erzählung einiger besonderen „und bewundernswürdigen Fälle einschränken, woraus „man wenigstens so viel sieht, daß ein Naturtrieb bey ge„wissen Thieren zu einer sehr großen Vollkommenheit ge„langen kann.

„Im

(*) Wunder der Natur, eine Sammlung außerordentlicher und merkwürdiger Erscheinungen und Begebenheiten in der ganzen Körperwelt, zum Unterricht und Vergnügen, nach alphabetischer Ordnung. Leipzig, 1782. Band 2, S. 133, Art. Naturtrieb.

„Im Jahr 1777 kam ein junger Fremdling in Paris „auf den öffentlichen Spatziergang Vaurhall, und hatte „einen Hund bey sich, den man nicht hinein ließ. Er „ließ denselben bey der Wache, und ging hinein. Bald „darauf stahl man ihm seine Uhr, er kehrte zur Wache zu„rück, um dieses anzuzeigen, und sagte zu dem Unterofft„cier, daß er seine Uhr bald wieder finden wollte, wenn „man nur seinen Hund herein ließe. Es wurde ihm ge„stattet Er gab seinem Hunde durch Geberden zu verste„hen, was er verloren habe. Dieser fing an zu suchen, „und entdeckte den Dieb wirklich, welcher eingezogen, „durchsucht, und des Diebstahls überführt wurde. Man „fand sechs Uhren in seiner Tasche, unter welchen der „Hund genau die seinem Herrn zugehörige aufsuchte und „forttrug.“

Mir scheint aber wenigstens jene Geschichte, wo ein Mann ein Stück Geld auf dem Felde niederlegt, und mit einem andern wettet, daß der Hund eine halbe Meile zurückgehen und solches wiederbringen soll, noch interessanter in dieser Hinsicht zu seyn. Der Hund geht zurück; es ist aber das Stück Geld von einem Landmanne unterdessen schon aufgenommen, und in die Hosentasche gesteckt worden. Der Hund spürt diesem nach, findet, schmeichelt und begleitet ihn bis zu seiner Wohnung. Der Finder des Geldes ist froh, ein Stück Geld und einen so freundlichen Hund gefunden zu haben. Der Hund legt sich am Abend vor sein Bette, allein, wie des Morgens die Thüre aufgeht, so ergreift er die Hosen, worin das Geld steckt, entwischt, und bringt seinem Herrn die Hosen, worin noch mehr Geld steckt, und worunter sich auch das auf dem Felde hingelegte Stück befindet.

Hartsoeker erzählt in seinen Muthmaßungen über die Naturlehre, daß ein Hund abgerichtet gewesen, alle Sonntage nach Charenton, nahe bey Paris, mit seinem Herrn, welcher daselbst eine Messe hörte, zu laufen. Einmahl war er eingesperrt worden, worüber er sehr unruhig war, doch ließ er sichs diesmahl gefallen;

len; da man ihn aber am folgenden Sonntage wieder einschloß, so merkte er, daß man seiner Gesellschaft überhoben zu seyn suchte. Er lief den Sonnabend Abend von Paris hinweg, und erwartete seinen Herrn Sonntags früh zu Charenton, welcher bey seiner Ankunft hörte, daß er schon den Tag zuvor angelangt wäre. Könnte wohl ein Mensch, fragte hierbey Hartsoeker, richtiger schließen? — Der Hund dachte ohngefähr, daß er, wenn er bis zum Sonntage wartete, wie die beyden vorigen Mahle, eingeschlossen werden würde, folglich müsse er den Tag vorher sich schon auf den Weg machen.

Diese Geschichte scheint sehr wahrscheinlich, da es vielen, die Hunde halten, bekannt ist, besonders aber den Jagdliebhabern, daß ein Hund, der es gewohnt ist mit zu gehen, wenn er einige Mahl hat zu Hause bleiben müssen, bey dem geringsten Anscheine, da man spazieren, oder auf die Jagd gehen wolle, dann schon so weit vorausgeht, daß man ihn schwer zurückrufen, und mit vieler Mühe erst zum Einsperren bringen kann. Auf dem Lande setzt sich ein solcher Hund gewöhnlich vor dem Hofe in solcher Gegend auf die Lauer, wo er alle Wege, die sein Herr allenfalls nehmen möchte, absehen kann.

Konnte also dieser Hund die Tage der Woche unterscheiden? Ohnstreitig. Und ist dieses nicht so außerordentlich, daß man nicht mehrere Beyspiele davon finden sollte. Es giebt in der Nachbarschaft gewisser Städte Hunde, welche sich jederzeit an den Markttagen daselbst einfinden, um daselbst irgend eine Beute zu machen. Diejenigen Hunde, die zum Bratenwenden abgerichtet sind, wissen die Bratentage sehr gut von den übrigen zu unterscheiden, und man hat Mühe, sie an den letztern Tagen zum Bratenwenden zu bringen, gleichsam als wenn sie es nicht für ihre Pflicht hielten. Noch mehr, wenn mehrere Hunde dazu abgerichtet

sind,

sind, so hält es schwer, einen andern zum Bratenwenden zu bringen, wenn die Reihe nicht an ihm ist. Folgenden Fall, welcher sich in dem Jesuitercollegium zu Fleche zugetragen hat, erzählt (nach d. Wund. d. Nat.) ein sehr glaubwürdiger und wahrheitsliebender Mann, welcher ein Augenzeuge davon gewesen war. Nachdem der Koch einmahl seinen Braten vorbereitet hatte, so suchte er denjenigen Hund, welchen diesmahl die Reihe zu wenden traf, und wollte, da er ihn nicht finden konnte, einen andern nehmen, welcher sich eben in der Küche befand; allein der Hund widersetzte sich, biß den Koch sehr und ergriff hierauf die Flucht. Der Koch war über dies Betragen des Hundes ganz erstaunt, weil derselbe sehr geduldig war, und ihn sehr lieb hatte. Die Wunde war tief, blutete sehr stark und erforderte einen Verband. Während, daß man sich hiermit beschäftigte, war der davon gelaufene Hund in den Park gelaufen, und hatte den andern, welcher diesen Tag eigentlich den Braten wenden sollte, aufgesucht, und trieb ihn vor sich her in die Küche, wo er sich sogleich ohngeheißen in das Rad begab.

Ich habe, sagt Hartsöker, in dem oben angeführten Stücke, einen Hund gesehen, welcher alle Sonntage bis Nachmittag um vier Uhr hungerte, und nicht das geringste, es mochte auch noch so köstlich seyn, anrührte. Den Grund von dieser merkwürdigen Enthaltsamkeit, fand man bey genauer Untersuchung darinnen. Es kam nähmlich an diesem Tage allezeit jemand gegen vier Uhr in dies Haus, und gab ihm von abgezogenen Mandeln, welche er sehr gern fraß, so viel, als er zu sich nehmen konnte. Ohnstreitig wollte er sich diese leckerhafte Speise durch nichts anders verderben.

Die Affen, Biber, Elephanten, und viele andere Thiere liefern uns mancherley Erscheinungen, welche ein wirkliches Raisonnement oder einen außerordentlich

lich vervollkommneten Naturtrieb bey denselben an den Tag legen, allein diese Sachen sind zu bekannt, als daß ich mich mit ihrer Erzählung länger aufhalten sollte.

Man kann aber vermuthen, daß die Thiere niemahls viel weiter kommen werden, wenn sie gleich in Ansehung einiger schon weit gekommen seyn mögen. Die Baukunst der Biber könnte verschönert seyn; die Gestalt der Schwalbennester könnte eine gewisse Zierlichkeit erhalten haben, ohne daß wir es bemerkt hätten. Ueberhaupt aber sind die Hindernisse, die sich dem Fortgange der Gattungen von Thieren widersetzen, sehr schwer zu überwinden; und die einzelnen Thiere entlehnen auch nicht von der Stärke einer herrschenden Leidenschaft diejenige anhaltende Thätigkeit, vermöge deren ein Mensch sich durch sein Genie über andere seines Gleichen erhebt. Gleichwohl haben die Thiere natürliche, und auch solche Leidenschaften, die man erlangte nennen, und dem Nachdenken zuschreiben könnte. Von der ersten Art sind die Eindrücke des Hungers, die heftigen Begierden der Liebe, die mütterliche Zärtlichkeit, von der andern die Furcht vor Mangel, der Geiz, und die Eifersucht, welche zur Rache leitet.

Der Geiz ist bey den Thieren eine Folge des vorhin empfundenen Hungers. Das Nachdenken über dies Bedürfniß bringt bey allen Thieren, die dem Mangel ausgesetzt sind, eine gewisse Vorsorge hervor. Die fleischfressenden Thiere verbergen die Ueberbleibsel ihrer Beute, um sie in der Noth wieder zu finden. Unter denen, die von Früchten leben, sammeln sich diejenigen, welche so gebaut sind, daß sie ihre Nahrung forttragen können, einen Vorrath, den sie nur im Nothfalle anrühren; von der Art sind die Feldratzen, Hamster, u. dgl. Aber, die Leidenschaft des Geizes

ist

ist eben nicht erfinderisch an Kunstgriffen; ihre ganze Uebung schränkt sich auf Sammeln und Sparen ein.

Die Eifersucht, ist eine Tochter der Liebe. Unter denjenigen Arten, wo das Männchen sich ohne Unterschied mit allen Weibchen paart, wird sie nur durch den Mangel an letztern rege gemacht. Da alle zu gleicher Zeit das lebhafte Bedürfniß der Liebe (eigentlich des Fortpflanzungstriebes,) fühlen, so entsteht daraus eine wechselsweise und allgemeine Nebenbuhlerschaft. Die blinde Leidenschaft macht oft, daß diejenigen, welche von ihr gequält werden, ihre Absicht verfehlen. Unterdeß daß die alten Hirsche von der Wuth im Streite erhalten werden, nähert sich der junge Spießer zitternd der Hindinn, genießt der Lust, und — entwischt. So geht es häufig auch bey andern Thieren.

In den Arten, die Parweise leben, ist die Eifersucht inniger und überlegender. Die Bewegungsgründe, worauf diese wechselsweise Wahl zweyer einzelnen Thiere beruhet, mögen seyn, welche sie wollen, so ist so viel gewiß, daß die Wahl geschieht, und es setzt sich die Idee des wechselsweisen Eigenthums fest. Von dem Zeitpuncte an, mischt sich das moralische in ihre Leidenschaft, und die Weibchen selbst werden der Eifersucht fähig. Diese Vereinigung, die dem Triebe ihren Anfang und dem Vergnügen ihre Fortdauer zu danken hat, wird durch die gemeinschaftlichen Sorgen, welche die Erziehung der Jungen erheischet, noch enger zusammengezogen; aber, ist diese Absicht erfüllt, so hört bey vielen Thieren die Vereinigung auf. Der Frühling, der diesen Thieren eine neue Brunst einflößt, giebt ihnen zum öftern auch einen neuen Geschmack.

Unter manchem Geflügel habe ich auch eine Art von Treue bemerkt, die sich aber doch nur so weit erstreckt, daß sie beyde sich alle Jahr wieder zusammenfinden.

finden. Von den Weibchen glaub ich, daß sie treuer als die Männer sind, — die Männer aber, auch selbst unter Tauben, versuchen es gern auch anderen Weibchen zu schmeicheln, und ihnen thätige Beweise von ihrer Zuneigung zu geben. Sonderbar ist hierbey diese Bemerkung mir immer gewesen: wenn das Weibchen sieht, daß sein Schatz mit einem andern Weibchen in Wollust verwickelt ist, so verfolgt es nie das andere Weib in dem Augenblicke, wie es sonst wohl geschieht, daß sich zwey Weibchen nicht vertragen, sondern es fährt auf das Männchen los, um es zu beißen.

Dem sey, wie ihm wolle, so kann man überhaupt sagen, die Liebe sey den Thieren nur ein vorubergehendes Bedürfniß. Diese Leidenschaft, mit allen den Kleinigkeiten, die dazu gehören, beschäftigt sie höchstens nur den vierten Theil des Jahres; sie kann also die einzelnen Thiere nicht zu einem sehr merklichen Fortgange erheben. Die Zeit der Gleichgültigkeit muß alle die Ideen in Vergessenheit bringen, welche durch die Reize der Begierden hervorgebracht waren. Man beobachtet nur, daß die Erfahrung die Mütter über diejenigen Dinge belehrt, die zu dem Wohl ihres Geschlechts gehören; sie ziehen in einem höhern Alter Lehren aus den Fehlern der Jungen und der Unerfahrenheit. Ein Rebhuhn von 3 oder 4 Jahren sucht zu seinem Neste einen viel vortheilhaftern Platz, als ein junges. Es setzt sich auf einen etwas hohen Ort, um vor Ueberschwemmung sicher zu seyn; es sieht darauf, daß er mit Dornen und Strauchwerk umgeben sey, die den Zugang dazu beschwerlich machen. Wenn es, um Futter zu holen, sein Nest verläßt, versäumt es nicht, seine Eyer zu verbergen, indem es sie mit Blätter bedeckt.

Wenn die mütterliche Zärtlichkeit diese Eindrücke in dem Gedächtnisse der Thiere zurück läßt, so kommt

dies daher, daß die Uebung derselben lange genug dauert, und daß dies überdem eine von den Leidenschaften ist, welche diese empfindlichen Geschöpfe in einem lebhaften Grade fühlen. Sie erweckt in ihnen eine unruhige und anhaltende Geschäftigkeit, eine mühsame Geduld, und, wenn den Jungen Gefahr drohet, eine muthige Vertheidigung, die einer Aufopferung seiner selbst nicht unähnlich ist. Denn ganz und gar opfert man sich nicht auf, und in dem äußersten Augenblicke läßt sich das Ich allezeit fühlen. Ein Beweis von dieser Wahrheit liegt darin, daß bey den verschiedenen Gattungen, die anscheinende Verwegenheit der Mutter allemahl im Verhältnisse mit den Mitteln ist, welche sie hat, um der Gefahr, der sie zu trotzen scheint, zu entgehen. Die Wölfinn und die wilde Sau werden fürchterlich, wenn sie ihre Jungen zu vertheidigen haben. Die Hindinn sucht auch die Gefahr auf; aber ihre Schwäche wird bald an ihrem Muthe zur Verrätherinn, und, ihrer zärtlichen Unruhe ohngeachtet, wird sie zur Flucht genöthiget. Das Rebhuhn und die wilde Ente, die in der Geschwindigkeit ihrer Flügel ein sicheres Rettungsmittel haben, scheinen sich zur Vertheidigung ihrer Jungen weit mehr der Gefahr auszusetzen, als das Fasanhuhn; der schwere Flug des letztern würde es zu einem Opfer einer zu muthigen Liebe machen.

Diese Liebe, die so großmüthig scheint, bringt eine Eifersucht hervor, welche in den Gattungen, wo sie aufs höchste steigt, bis zur Grausamkeit geht. Das Rebhuhn verfolgt und tödtet ohne Mitleiden alle Jungen seiner Art, die nicht zu seiner Familie gehören. Das Fasanhuhn hingegen, das seine Jungen, die es gebrütet hat, leichter verläßt, besitzt eine allgemeine Zuneigung zu allen Jungen von seiner Art. Alle die, welche keine Mutter haben, haben ein Recht dieser Mutter zu folgen.

Ost

Oft können die Menschen mit großem Vortheile von den Thieren lernen. Ich will hiervon einige Beyspiele anführen, die im ersten Bande von den Wundern der Natur ꝛc. S. 444, fgg. im Art. außerordentliche Liebe, gegeben worden sind.

Einige Bauern aus dem Spanien zugehörigen Theile von Cerdangne, welches auf den höchsten pyrenäischen Gebirgen liegt, entdeckten beym Kräutersammeln eine Heerde wilder Ziegen, (Izzans) nebst ihren Jungen. Sie suchten eins von den letztern zu bekommen, und erreichten auch ihre Absicht. Die übrige Heerde zerstreuete sich. Kaum aber hatte das gefangene Thier ein Mahl geschrieen, so bemerkte man von weitem die Mutter desselben, welche zu horchen schien. Eine von den Weibern wollte vermittelst des Jungen die alte Ziege fangen, sie begab sich daher mit ihrer Beute auf einen steilen Felsen, und zeigte sie der Mutter, welche sich auf das Geschrey ihres Jungen, wiewohl furchtsam, zu nähern anfing, hierauf sich wieder zurückzog, und gleichfalls schrie; die Mutter kam wieder näher, und ergriff von neuem die Flucht; endlich aber wich sie nach langem Kampfe der Natur, näherte sich ihrem Jungen, und ließ sich von der Bäuerinn ohne Widerstand binden. Sie wurde von dem Augenblicke an zahm, und folgte der Bäuerinn überall nach.

Aehnliche Fälle haben wir in Deutschland auch, aber mit andern Thieren. Z. B. man kann viele Arten von Vögeln fangen, wenn man die Jungen in ein Schlagbauer setzt, wo hinein die Alten sich wagen, um jene zu füttern, und gefangen werden.

Ein Beyspiel anderer Art liefert ein gewisser Joseph Purdew (*). Ich beschäftigte mich, sagt er, „einmahl des Morgens in meinem Bette mit Lesen, und



(*) Wunder der Natur, ꝛc. Th. 1, S. 446.

„bemerkte auf einmahl ein solches Geräusch, dergleichen „Ratten zwischen einer Doppelwand, die sie durchna„gen wollen, zu machen pflegen. Das Geräusch „hörte einige Minuten auf, und fing in der Folge wie„der an; ich befand mich nur zwey Fuß weit von dem „hölzernen Verschlage, und gab genau Acht; ich sahe „eine Ratte aus einem Loche hervorkommen, und ohne „ein Geräusch zu machen sich umsehen. Sie ver„schwand bald darauf wieder, und brachte in kurzer „Zeit eine größere und älter scheinende Ratte beym „Ohre geführt. Nachdem sie dieselbe beym Loche zu„rückgelassen hatte, so lief sie mit einer andern noch „jüngern Ratte, welche sich ihr zugesellt hatte, samm„lete die vom gestrigen Essen herabgefallenen Krumen „vom Gebacknen, und brachte sie dem an dem Loche „zurückgebliebenen Thiere. Ich beobachtete diesen Auf„tritt, welcher mich in Erstaunen setzte, immer auf„merksamer, und sahe, daß die Ratte, welcher die „andern beyden Speise zutrugen, blind war, und das „gebrachte Zuckergebackenes bloß durchs Gefühl fand. „Ich zweifelte nicht weiter, daß sie die Mutter sey, und „bewunderte die Weisheit der Natur, welche auch in „die Thiere eine besondere dankbare Zärtlichkeit, und „gleichsam eine ihren Kräften angemessene Tugend ge„legt hat, und lernte von diesen verabscheueten Thie„ren, was ich selten von Menschen gelernt habe. Es „trat jemand ins Zimmer, die beyden jungen Ratten „schrien, um die ältere wegen der bevorstehenden Ge„fahr zu warnen, und ohngeachtet ihrer Angst, woll„ten sie sich doch nicht ehe retten, bis die Alte in Si„cherheit wäre. Sie begleiteten die Alte, und suchten „sie gleichsam zu decken."

Weil in der Encyklopädie unter Instinct wenig gesagt worden, so werde ich das, was dort mangelt, im Art. Trieb nachholen; indessen hat die deutsche Encyklopädie im Artikel Instinct, schon viel Gutes ge-

gesagt, und auch eine Uebersicht der allgemeinen Betrachtung über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe, von Herrmann Samuel Reimarus, Hamb. 1773, geliefert. Eben dieses Werk hat der selige D. Krünitz auch zum Nachlesen empfohlen. Ich empfehle dieses Werk ebenfalls, allein die neueste Ausgabe von 1798, welche von D. Joh. Alb. Heinr. Reimarus aufs neue durchgesehen, und mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen worden. Außerdem findet man noch verschiedene Abhandlungen, die sich auf diese Materie beziehen. Z. B. Philosophischer Zeitvertreib über die Thiersprache, aus dem Französischen (des Pater Bonjeau), ins Deutsche übersetzt. Frankf. und Leipz. 1740. Ueber die Thiervernunft und Sprache, Hannöv. Magazin, 1769, Col. 1345, fgg. Vom Ausdrucke der Thiere, Hannöv. Magazin. 1776, Col. 1147. Von der Arbeitsamkeit und Verschlagenheit der kleinern Thiere, Hannöv. Magazin, 1780, Col. 1505, u. s. w.

Schließlich nur noch ein Par Worte von der Wollust, oder eigentlich, von der Begattung einiger Thiere. Die Begattung geschieht mit Wollust, und diejenigen genießen, wenigstens dem Scheine nach, die größeste Wollust, die am feinsten organisirt sind. Unter Menschen ist solches das Weib — aber unter den Thieren muß man solches den Insecten zuschreiben. Die Art und der Grad dieser Gefühle ist aber wohl so mannigfaltig und verschieden, als es Thiere giebt. Die Elephanten schlagen und liebkosen sich mit dem Rüssel, endlich fällt das Weibchen vorn auf die Knie, zieht die Hinterfüße so weit als möglich an die vordern, daß es fast auf den Kopf zu stehen kommt, und in dieser Stellung wird es befruchtet.

Dieses ist nach der Angabe des Verfassers, der über die Priora (*) geschrieben hat, gesagt. Sonst wollten Reisebeschreiber und Naturforscher auch befunden haben, daß die Elephantinn sich eine Art von Bette in die Erde mache — daß der Elephant sie darauf niederwerfe, und sie auf den Rücken liegend die Befruchtung empfange. Nach vollführtem Geschäfte soll er ihr wieder aufhelfen.

Die Fortpflanzung der surinamischen Kröte, (Pipa,) wovon ich im LXXIVsten Theile der Encyklopädie, S. 713, handelte, ist einzig. Es befinden sich nähmlich in der Rückenhaut des Weibchens eine Menge kleiner Grübchen oder Zellen; das Weibchen legt Eyer. Sobald sie gelegt sind, nimmt sie das Männchen, und streicht sie auf den Rücken des Weibchens, wälzt sich zu wiederholten Mahlen rücklings darüber her, drückt sie in jene Zellchen oder Grübchen ein, und befruchtet sie zuletzt mit seinem Samen.

Hierauf verwachsen die Eyer gleichsam mit der Haut der Mutter, und nach etwa drey Monathen erscheinen die Jungen. Diese erfahren, wie unsere Frösche, mehrere Verwandlungen, verlassen aber den Rükken der Mutter erst, wenn sie ihre vollkommene Gestalt erhalten haben.

Bey den Flöhen geschieht die Begattung, indem das Weibchen auf den Rücken des Männchens steigt; dieses aus seinem aufwärts gekrümmten Hinterleibe das Zeugungsorgan in die dazu bestimmte Oeffnung des Weibchens bringt. — Die Wanzen hingegen paren sich, ohne auf einander zu steigen, indem sie sich rück-

(*) Ueber die Priora, als Nachbarn der Posteriora. Eine physiologisch historisch-philosophisch-litterärische Abhandlung, von Pruzum dem Jüngern. Buslar, 1795. — —

rückwärts so vereinigen, daß beyde Theile eine Linie ausmachen (*).

Bey verschiedenen Mücken- und Fliegenarten scheinen die Zeugungsorgane verwechselt zu seyn. Z. B. das Männchen bey den Stubenfliegen hat nähmlich unter dem After noch eine besondere Oeffnung, in welcher es das lange röhrenförmige Geschlechtsglied des Weibchens aufnimmt. Das Männchen pflegt nach vielen Liebkosungen mit den Vorderfüßen, so wie es auch die Käfer und mehrere andere machen, auf das Weibchen zu steigen. Sein Geburtsglied hat oben eine Art von Mund, mit welchem es etwas aufschnappen und ansaugen kann. Hiemit schnappet es nach der Spitze des Zeugungsrohres des Weibchens, welches am Ende ein Par bewegliche Häkchen zu haben scheint; hat es solche gefaßt, so sauget es diese Röhre immer tiefer hinein. Die Röhre aber sauget auch wiederum, und mit einem guten Vergrößerungsglase kann man die Bewegung vieler Theile in der durchsichtigen Röhre sehen.

Die Begattung der Libellen, sonst Spinnejungfer, Wasserjungfer, genannt, ist nicht minder merkwürdig. Das Männchen hat nähmlich am Schwanze zwey zangenförmige Häkchen, womit es das Weibchen im Fluge beym Nacken packt, und so mit sich führet. Sie fliegen alsdann beyde in einer geraden Linie, das



(*) Es ist dieses nicht meine Beobachtung. Fast sollte ich glauben, daß auch die Wanzen, wie alle übrigen Insecten und Würmer, zuerst auf einander stiegen. Wenn man ein Paar in der Begattung begriffene Maykäfer, Mücken, Schmetterlinge und dergleichen betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß diese Thiere zu Anfang der Begattung auf einander gestiegen wären. Selbst dem, der die Begattung der Hunde nicht kennte, würde es wunderlich vorkommen, wenn man ihm erzählte, daß sie ihre Begattung auf ganz andere Art angefangen, als sie in der Fortsetzung derselben sich zeigen. F.

Männchen voran, und das Weibchen hinterher. Aber, dies ist noch nicht die Begattung selbst. Die Geschlechtstheile des Männchens liegen unter dem Bauche, nahe an der Brust, und die des Weibchens nahe am Schwanze. Wenn also die Begattung vor sich gehen soll, so krümmt das Weibchen die Spitze seines Schwanzes nach dem Bauche des Männchens. Einige thun das schon im Fluge, aber meistens lassen sie sich von dem Männchen auf eine Pflanze hinführen, und dann geht die Vereinigung vor sich. Sie genießen, so wie die Fliegen, dieser Wollust einige Stunden. Von einigen Schildkröten sagt man, daß sie mehrere Wochen im Genusse sind.

So wie in den meisten Fällen der männliche Theil der reizende ist, so giebts doch auch Ausnahmen. Viele Arten von Mücken paren sich z. B. in der Luft, wenn sie (nach dem gewöhnlichen Ausdrucke) mit einander spielen. Hier reizen und locken die Weibchen, denn ihr Gesumme ist es eben, was die Männchen herbey zieht. — Eben so ladet auch die Katze den Kater zur Begattung ein. Auch habe ich dieses noch kürzlich an verschiedenen Vögeln wahrgenommen. Zuerst an einem Kanarienweibchen. Ich setzte es mit einem Waldfinken, oder sogenannten Quäker in ein Heckbauer. Das Weibchen gewann Lust zu dem melancholisch ernsthaften Männchen, und als ich Baumaterialien zum Neste ihnen in den Bauer gelegt hatte, so nahm sie davon, trug solches in das Körbchen, kam wieder, nahm etwas auf, hielt ihm solches immer vor, und wollte er darauf nicht achten, so wurde sie erbittert, und biß den Mann, doch behielt sie immer die Sächelchen im Schnabel, und kehrte ihm zuletzt zum öftern den Rücken zu, indem sie sich dabey immer, bald von der einen, und bald von der andern Seite nach ihm umsah. Er blieb aber ungerührt.

Auf ähnliche Art machte es auch eine meiner Lerchen. Der Hohn und die Henne hängen so, daß sie einander sehen können. Die Henne kratzte in dem Bauer alles zusammen, was sie nur erhaschen konnte, und sogar brach sie von dem mit Pappe bekleideten Fußboden etwas los, und wies es dem Hahne. Ich brachte beyde darauf 48 Stunden in einer Kammer zusammen, setzte beyde hierauf wieder in ihre Bauer, und den Morgen darauf legte die Henne. Dieses Ey hab ich dem vorher genannten Kanarienvogel mit unter gelegt, welcher jetzt mit einem Zeisig verbunden, brütet. Die Lerche legte hernach noch ein Ey. Ich baute ihr ein Nest, setzte solches in das Bauer, und legte das Ey hinein. Allein, sie zerriß alles wieder.

Bey einigen Thieren suchen die Weibchen durch verstellten Widerstand die Begierden der Männchen noch mehr anzufachen, wie z. B. die Heuschrecken; deren Züge eigentlich nur davon herkommen sollen, wenn die Männchen die coquettirenden Weibchen verfolgen, wie einige Gelehrte behaupten. Ich bin aber nicht der Meinung, sondern glaube vielmehr, daß Nahrungstrieb sie zu den Zügen verleitet. Man sehe Th. XXIII, der Encyklopädie, S. 377, fgg. im Art. Heuschrecke. Die Ausübung ihrer Wollust in Hinsicht der Begattung ist merkwürdig, denn man hat dabey verschiedenes beobachtet, was bey andern Insecten fast niemahls vorkommt, und so selten es ist, so scheint es doch, als hätte sich die Natur bloß dieser Ausnahme bedient, um ihren Endzweck zu erhalten. Man hat nähmlich bemerkt, daß sich mehrere Männchen mit einem einzigen Weibchen hintereinander begattet haben. Gleditsch sah, daß ein Weibchen sich hintereinander mit drey Männchen begattete. Vermuthlich ist ein Männchen nicht allein im Stande, eine so große Menge Eyer auf ein Mahl zu befruchten, und zu schwach, die Begattung in einer so kurzen Zeit

noch öfter zu wiederholen; es erleichtern ihm also andere diese Verrichtung. Man sieht auch, daß die Natur bey den Bienen eben diese Absichten gehabt haben muß, daß sie für eine einzige Bienenköniginn ohngefähr 300 Männchen bestimmt hat, eine Zahl von wenigstens 40000 Eyern in einem Jahre zu befruchten.

Zu der Zeit der Begattung verfahren die Heuschrecken mit einander auf eine sehr grausame Art. Die Männchen fallen in ihrer Brunst andere Männchen auf eine sehr grausame Art, auch wohl Weibchen, an, verwunden sie, reißen ihnen die Glieder, und hauptsächlich Fühlhörner aus, so daß viele dabey umkommen. Bey ein Par gefangenen Heuschrecken bemerkte Gleditsch, daß das Männchen das Weibchen kurz nach der Begattung mit der größten Heftigkeit anfiel, und es dermaßen verwundete, daß es sterben mußte, ehe es die Eyer von sich geben konnte. Wenn die Begattung zu Ende ist, so sind die männlichen Heuschrecken ganz erschöpft und ausgezehrt; sie werden krank, verlieren allmählig alle Kräfte, und sterben, wozu noch außer der Entkräftung, die auf die Ergießung des Samens erfolget, ihr schreckliches Beißen und Verwunden vieles beytragen mag.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch bey den Heuschrecken eine Befruchtung nicht anders hinreichend seyn könne, als wenn nicht in der Begattung auch die genaueste Vereinigung Statt finde — indessen ist es von verschiedenen schon beobachtet worden, daß die weibliche Heuschrecke auf die männliche steige, letztere den hintern Leib krümme, und in die Höhe halte, und einen klaren Tropfen von sich gebe, der vor dem männlichen Geburtstheile so lange sitzen bleibet, bis das Weibchen mit ihrem Geburtsgliede solchen auffauget.

Die Spinnenweibchen sind grausam gegen die Geber ihrer Wollust. Wenn im Herbste der Begattungstrieb bey den Männchen rege wird, so verläßt es sein Gewebe, und nähert sich, aber furchtsam und schüchtern dem Aufenthalte des Weibchens. Ist es nahe genug, so rührt es dasselbe mit seinen Fühlhörnern an, aber fährt auch zugleich ängstlich zurück, als ob es einen feindlichen Angriff befürchtete, weil die zur Begattung ungeneigten Weibchen die Männchen anzufallen und zu tödten pflegen. Aber, wenn das Weibchen stille sitzen bleibt, so wiederholt, obgleich immer noch ängstlich, das Männchen seine zärtlichen Versuche, bis es endlich von der Bereitwilligkeit des andern Theils überzeugt zu seyn glaubt. Nun springen die männlichen Zeugungsglieder aus den Knöpfchen am Ende der Fühlhörner hervor, das Geburtsglied unter der Brust des Weibchens eröffnet sich gleichfalls, und die Begattung geht vor sich. Aber kaum ist dieser zärtliche Auftritt vorüber, so verändert sich das Weibchen in eine kleine Furie, und das Männchen kann nur durch die schleunigste Flucht seinem Tode entgehen.

Viele sonst in der Freyheit lebende Thiere unterdrücken den wollüstigen Trieb zur Begattung, sobald sie eingefangen, und unter Aufsicht eingesperret worden sind. Der Elephant pflanzet sich nicht fort, der Löwe thut es auch nicht — vielleicht aber möchte dem Papagey nur sein Klima günstig seyn. Von einigen unserer hiesigen Thiere behauptet man solches auch, z. B. von den Rephühnern und Wachteln. Ich glaube indessen aber das Gegentheil, weil ich weiß, daß ein Par zahme Rephühner in einem Zimmer unterm Bette geheckt haben. Vielleicht liegt es an der Unbequemlichkeit, wenn ein Thier, welches sonst zahm ist, nicht seiner Natur folgt.

Außer der Begattungszeit leben die meisten Männchen von den Weibchen getrennt. Aber, wenn die Stimme der Liebe sich von den Weibchen hören läßt; wenn die Natur eins der größesten Verlangen rege macht, dann sieht man eine auffallende Veränderung in jedem belebenden Wesen — der scheue Hirsch in der Brunst, der Eber, der Stier, der Hengst — der Auerhahn, die Turteltaube, und tausend andere Individuen sind alsdann das nicht, was sie sonst sind. Sie haben mehr Herz, mehr Freude, und die Liebe macht sie kraftvoller. Dies alles weiß — und muß auch ein gerechter Jäger wissen; er berücket nie besser ein Wild, es sey auch, welches es wolle, als wenn er die Zeit der Begattung weiß, und diese durch Rufe, Witterungen und andere Kunstgriffe nutzet.

Der Verfasser der oben angeführten Wunder der Natur, führt unter dem Artikel: außerordentliche Liebe, auch ein Beyspiel an, welches er zur Liebe der Thiere rechnet, ich aber zur Blindheit der Wollust rechnen muß. Er sagt nähmlich Th. 1, S. 445:

„Gegen das Ende des Herbstmonaths 1774, fanden „zwey Privatpersonen von Chapellatiere, bey dem Schlos„se Venours, wie sie nach Rouille in Poitou gehen woll„ten, auf einem Kreuzwege, eine Meile von ihrer Woh„nung, einen Dachs, welchen ihr Hund aus seinem Loche „gejagt hatte, schlugen ihn mit ihren Stöcken todt, und „beschlossen, das aus dem Felle gelösete Geld unter sich „zu theilen. Sie banden ihn an Ruthen fest, und schlepp„ten ihn wechselsweise. Kaum waren sie einige Schritte „fortgegangen, so erblickten sie, wie sie sich von ohnge„fähr umsahen, einen andern Dachs, welcher ihnen ganz „traurig nachfolgte. Sie standen stille, und dieses Thier „warf sich auf das getödtete, und ließ sich mit ihm fort„schleppen. Sie brachten ihn bis in ihr Dorf, und gaben „ihn, da er selbst durch die Zusammenkunft der Zuschauer „nicht geschreckt wurde, und den todten Körper nicht ver„lassen wollte, den Kindern preis, welche ihn tödteten, „und beyde verbrannten.“

Wenn

Wenn die französischen Dachse die Natur unserer deutschen haben, so ist diese eben angeführte Geschichte in einigen Puncten unwahrscheinlich, weil erstlich ein Dachs sich so leicht nicht von einem Hunde aus dem Baue treiben läßt — es wäre denn ein sehr großer Hund, und dieser kann theils nicht in den Bau hinein kommen, theils würde er ihn auch schon würgen, ehe er Menschen begegnen könnte. Zweytens ist das, was von dem nachfolgenden Dachse gesagt wird, ein ganz einziges Beyspiel von Dreistigkeit eines wilden Dachses. Er ist so scheu, daß er im Mondenscheine seinen eigenen Schatten zu fürchten scheint — eigentlich aber liebt er Nacht und Schatten deshalb, um desto sicherer zu seyn. Ins Freye wird er selten getrieben, besonders am Tage, weil er sich, sobald ihm die Hunde nahe sind, widersetzt, aber immer nach dem Baue trachtet. Nur räudige und ungesunde Dachse trifft man, wiewohl doch selten, Tages im Freyen an. Wäre aber der Fall wahr, so wie er erzählt wird, so könnte er nur in der Art erklärt werden, daß es ein Männchen und Weibchen gewesen sey — daß sie vor ihrem nahe gelegenen Bau so eben im Begattungsgeschäfte begriffen gewesen — daß der Hund ihnen den Eingang in den Bau versperret — daß die Dachsinn von den Leuten erschlagen worden, und der Dachs im Feuer seiner Brunst die Dachsinn verfolgt und liegend gefunden, und sich auf sie, blind von Wollust, um sie zu befruchten, geworfen habe.

Ich erkläre mir diesen Fall deshalb so, weil ich ein Beyspiel weiß, wo in der Rammelzeit ein Jäger einen Setzhasen schoß; so wie diese Häsinn stürzte, kam auch der Rammler aus dem Busche, sah seine Geliebte, und wollte mit Gewalt noch der Wollust pflegen, so daß der Hühnerhund beynahe beyde aufgenommen hätte.

Alle

Alle Thiergeschlechter haben fast ihre eigne Art zu werben, anzufragen, sich zu erklären, und sich zu ergeben, wenn die wollüstigen Tage bey ihnen eintreten, und die Begattungslust auflebet. Der Tauber trommelt, und geht im Kreise herum, das Pferd wiehert, der Hirsch und die Stiere brüllen und kratzen; der Puter, Trappe und Pfauhahn schlagen Räder mit dem Schwanze, scharren mit den Flügeln, und machen stolze Mienen — die Weibchen aber fallen nieder und sehen schläfrig aus. Dies geht bey den Puten so weit, wenn sie keine Hähne haben, daß sie vor Menschen, Schweine, Hähne und vielen andern Gegenständen sich niedersetzen, und um Löschung ihres Feuers zu bitten scheinen. Man spürt an allen Thieren in dieser Zeit eine gewisse Veranderung, und, wer ein genauer Beobachter der Natur ist, wird auch finden, daß nach der Begattungszeit, die Thiere gewöhnlich ein mattes und kränkliches Ansehen haben — dies ist fast allgemeine Folge der Wollust, die auch selbst bey Menschen früher oder später eintritt.

**Leidenskelch, Kelch des Leidens.** Hierunter wird nach einer morgenländischen Redefigur das zugetheilte Maß des Leidens verstanden. (Man sehe Encyklopädie, Th. XXXVI, S. 737, im Art. Kelch.) Man sagt auch Leidensbecher, und es scheint diese Redensart daher entstanden zu seyn: Es war im Morgenlande Gebrauch, daß der Becher mit Getränke herum ging, wovon uns auch noch die Einsetzung des heil. Abendmahls überzeugt. War ein Gast in einer Familie, so würde er diese sehr beleidiget haben, wenn er den Becher hätte vorbey gehen lassen. Der Becher ging nicht allein deßhalb herum, um den Durst zu löschen, sondern es wurden auch Ehrenbecher mit einem Ehrentrunke gebracht, so wie auch Freudenbecher. Bey den Ehren- und Freudenbechern fielen zuweilen auch Vergiftungen vor, und — vielleicht war dies denn ein

Leidensbecher oder Leidenskelch. Zuweilen waren Leute mit Gewalt gezwungen, ein ihnen zubereitetes Gift zu verschlucken, und auch dieses, wenn es in einem Trinkgeschirre gegeben ward, wurde nicht schlecht, der Leidensbecher oder Leidenskelch genannt, woher auch noch in der Bibel sowohl, als in unsern Romanen und Schauspielen die figürliche Redensart beybehalten worden ist, den Leidenskelch trinken, wenn man nähmlich einem unvermeidlichen Unglücke entgegen gehen muß.

In dem *Cod. arg.* den ich im Vorherigen schon näher beschrieben habe, wird Marc. 7, 4. und 10, 42. wie auch Joh. 18, 11. der Kelch Stikl, und Stikla, genannt. Dieses rührt daher, weil die mitternächtlichen Völker bey ihren Gelagen, aus Hörnern, und nicht aus Bechern getrunken. Daher haben sie auch das Wort im Christenthume beybehalten, und den Kelch Stikl genannt, weil sie nun diesen so, als vorher das Horn gebrauchten. Die Isländer nennen noch das Trinkgeschirr Stikl, ob es gleich auch nicht mehr ein Horn ist. Eigentlich verstand man unter Stikl den vordersten Theil des Hornes, womit die Thiere stoßen, oder stechen. Man kann hierüber Loccenii Antiquit. Suev. Goth. II, c. 21, nachschlagen.

**Leidensnacht**, bedeutet so viel, als eine unglückliche, qualvolle Nacht, im Gegensatze einer sanften, ruhigen, angenehmen Nacht. Man wünschet sich deßhalb eine angenehme Ruhe; eine gute Nacht. — Wenn aber z. B. eine Familie von einem gefährlichen Gewitter eine Nacht hindurch geängstiget wird, und sie sieht um sich herum schon Gebäude brennen, und endlich ergreift die Flamme auch ihr Eigenthum, — dieses geht vor aller Augen verloren, und es verlieren aus der Familie auch einige ihr Leben dabey auf eine qualvolle Art, so könnte man dieses nicht allein eine angst- und

schreckenvolle Nacht — sondern auch eine Leidensnacht nennen, so wie man dieses auch von einer solchen Nacht sagen kann, in welcher man einen Vater, eine Mutter, Geschwister oder geliebte Freunde verlieret, bey deren Abscheiden man selbst zugegen gewesen, und unaussprechliche Schmerzen gelitten.

**Leidensstunde**; ist eine vorzüglich unglückliche Stunde, und man kann von dieser in gewisser Hinsicht eben das sagen, was von der Leidensnacht ist angeführet worden.

**Leidensucht.** Hierunter versteht man in der Gottesgelehrsamkeit die Sucht, das ist die ungeordnete große Begierde der Gläubigen — nach Leiden; welche man auch die Kreuzsucht nennen kann. Im Artikel Leiden sowohl, als auch im Art. Leidenschaft, wo ich von dem Hange zur Einsamkeit handelte, hab ich schon verschiedentlich diese Materie berühret. Da aber hier eigentlich in Hinsicht der Religion und des Glaubens von der Leidenssucht geredet wird, so will nur noch dieses anführen, daß es schon von jeher Menschen gegeben, die da glaubten, Gottes vorzügliche Liebe zu erlangen, wenn sie alle mögliche Marter für sich aufsuchten, und solche über sich ergehen ließen. Einige mißverstandene Worte Christi bewogen nachher auch noch viele dazu, sich selbst in allerley Leiden, der Religion wegen, zu stürzen, um Märtyrer des Glaubens zu werden. Sie lehrten, straften, stritten und bewiesen vorzüglich dort ihre Grundsätze, wo sie es am wenigsten vermuthen konnten, daß sie würden angenommen werden; sie gaben zum Theil auch in keinem Stücke nach, erbitterten die Gegenparthey durch immerwährende Vorwürfe, und erlitten dafür so manche Trübsale, die sich oft nur mit dem Tode enden konnten. Ob sie nun gleich es hätten begreifen können, daß zwischen Christo und ihnen der unabsehlichste Abstand war —, daß dessen Geschäfte, und der Zweck

sei-

seines Leidens ganz und gar mit ihrem Geschäfte und ihrem Zwecke nicht verwechselt werden dürfte — und daß sie als kurzsichtige Menschen mit ihren gesuchten Leiden für andere Menschen nichts würden erwerben können; — so wurden sie dennoch, theils von der Begierde, ihren Zustand nach diesem Leben zu verbessern, theils auch von einer gewissen Art Ruhmsucht, und auch theils von dem irrigen Grundsatze, daß ein wahrer Christ alle Freuden des Lebens verachten und nur Leiden aufsuchen müsse, dahingerissen, einzig und allein dadurch ächte Nachfolger Christi werden zu wollen, daß sie bey jeder Gelegenheit, folglich am häufigsten dort, wo es am wenigsten anwendbar war, ihre Grundsätze auszubreiten suchten. Je mehr sie sich nun durch ihr Gezänke die Feindschaft des Volkes zuzogen, desto gewisser glaubten sie sich mit Christo vergleichen zu können, — — und, sie nannten solches: um Christi willen leiden. —

Selbst das letzte Endchen dieses achtzehnten Jahrhunderts kann hin und wieder noch solche Leute aufweisen; indessen glaube ich doch nicht, daß sie einen Märtyrertod ihrer vorgegebenen Grundsätze wegen sterben würden.

Wenn nun ganz gewiß viele Märtyrer der vorigen Zeit mit völliger Ueberzeugung von ihren reinen Glaubensgrundsätzen in die Ewigkeit gegangen sind; so kann man auch eben so gewiß vermuthen, daß wiederum andere vorhanden gewesen seyn mögen, die sich die Sache nicht so arg vorgestellet, und die auf dem Richtplatze gern Erlaß ihrer Strafe möchten angenommen haben, wenn sie nicht schon durch ihr ununterbrochenes störriges Betragen, Regenten, Richter und Volk entsetzlich wider sich aufgebracht hätten.

Vor eben nicht langen Jahren wurde ein frömmelnder Magister nach einer gewissen Universität als Professor der Theologie berufen. Dieser Mann

konnte, auch selbst schon, als er die theologische Doctorwürde erhalten hatte, von seiner mitgebrachten Leidenssucht nicht geheilet werden. Sein böses Herz, denn anders kann es von keinem Rechtschaffenen genannt werden, vertiefte ihn immer mehr in diese traurige Krankheit, obgleich das Schicksal viele und mannigfaltige Versuche machte, seinen Verstand durch Erfahrungen aufzuklären, sein Herz zu bessern, und ihm zu zeigen, was ein wahrer Christ sey. Er war auf der Universität noch nicht lange, so fing er schon allerley Zänkereyen mit seinen Collegen an, nnd, um viele Zuhörer erwerben zu wollen, so ging kein Collegium hin, in welchem er nicht die andern würdigen Lehrer der Theologie aufs niederträchtigste mitnahm. Endlich schlug sich eine Bande verworfener Menschen zu ihm, welche er dazu gebrauchte, in der Stadt vor den Fenstern des Abends zu lauschen, und alle Handlungen der Professoren, Studenten und verschiedener anderen Leute auszukundschaften, um solches mit vielen Lügen verstärkt, nach Hofe zu berichten.

Dieses machte den Menschen und seine Bande so verhaßt, daß kein Mensch von Stande so wenig mit dem Herrn Doctor als seinen heiligen Zöglingen umgehen wollte. Er mußte sich also zu einer geringern Classe von Einwohnern gesellen; und da dies geschahe, so tröstete er sich wenigstens damit, daß er um Jesu willen leide, und auch in der Rücksicht dessen Nachfolger sey, weil er, wie Christus, nur unter geringen Leuten sein Hauptwerk triebe. Er ward aber doch nicht klüger und nicht besser, die Leidenssucht nahm zu. Er verläumdete jetzt alles beym Regenten, was nicht zu seinem Complotte gehörte, zog sich darüber von hitzigen Köpfen Schläge zu, während dessen er nichts anders schrie, als: er leide um Jesu willen. Zuletzt wurde er ab- und im Lande auser aller Activität gesetzt,

seßt, und behauptete auch nun, um Christi willen zu leiden. —

So wird auch unsere heilige Religion selbst von denen, die zu Stüßen derselben bestellt werden, geschändet!! —

**Leidenstag**, ein Tag, an welchem man leidet. Es ist dieses Wort eben so zu erklären, als Leidensnacht und Leidensstunde.

**Leidenszeit.** Da in der Metaphysik oder Ontologie die Zeit in der Art erkläret wird, daß sie die Dauer einer jeden Sache sey, die den Veränderungen unterworfen ist, ihren Anfang, und ihr Ende hat; so läßt sichs auch leicht begreifen, daß man unter Leidenszeit eine jede Zeit im Allgemeinen, und insbesondere ein jedes Jahr, einen jeden Tag und jede Stunde verstehen kann, in welcher man leiden soll — leidet, oder gelitten hat.

**Leidentlich**, (Adject. und Adverb.) bedeutet 1) was man leiden, das ist, nach dem Maße seiner Kräfte ohne Unlust empfinden kann. Im gemeinen Leben ist das Wort leidlich üblicher. (Man sehe dieses Wort.) Sonst sagt man zuweilen noch: die Hitze ist leidentlich; — ein leidentlicher Preis. 2) Am häufigsten gebraucht man dieses Wort in der vierten weitesten Bedeutung des Neutrums leiden. Sich leidentlich verhalten, geschehen lassen, daß eine Veränderung von außen an und in uns hervorgebracht werde. Die leblosen Körper verhalten sich bloß leidentlich. Im leidentlichen Verstande — im Gegensaße des thätigen. Es scheint dieses Wort aus dem Mittelworte leidend gebildet zu seyn, und wird alsdann richtiger mit einem d, als leidentlich geschrieben.

**Leider**, ein Zwischenwort, welches solchen Sätzen beygefüget wird, welche man mit einer Art von Klage, Reue und Betrübniß begleiten will. Unser sind leider! wenig geblieben, Jeremia 42, 2. Wir sind

leider! gottlos gewesen, Dan. 9, 15. Leider! ist das Geld schwer verdient und leicht verthan, Gell. Leider! ist er nicht mehr am Leben, oder: er ist leider! nicht mehr am Leben. In den niedrigen Sprecharten pflegt man auch wohl den unnützen Genitiv: Gottes, daran zu hängen. Es ist leider Gottes! aus mit mir; das ist: es sey Gott geklagt.

Als eine Interjection hat man schon bey dem Ottfried leidor, und in dem alten Fragmente auf Carl den Großen bey dem Schilter leither. Das Hauptwort der Leider, von dem Zeitworte leiden, ist nur in den im gemeinen Leben üblichen Zusammensetzungen: Hungerleider und Mitleider, gangbar.

**Leidessen**, ist in einigen Gegenden die Benennung der Trauermahlzeit. Man sehe den Art. Leichenmahl.

**Leidfrau**, siehe Klagefrau.

**Leidhaus**, wird in einigen Gegenden das Trauerhaus, in welchem ein Leid, das ist, eine Leiche ist, genannt. Dort, wo noch sehr tief getrauert wird, kennet man ein Leidhaus daran: daß alle Fenster vorn im Hause mit einem feinen weißen leinenen Laken, oder mit Gardinen von Leinewand, von oben herunter, dicht behangen sind. Uebrigens wird im Artikel Trauerhaus hiervon weiter gehandelt werden.

**Leidig**, wird in einem doppelten Verstande, als ein Adjectivum und Adverbium gefunden. 1. Nimmt man es in einem thätigen Verstande, als Unlust erweckend, und hier steht es für beschwerlich, lästig. Z. B. Ihr seyd allzumahl leidige Tröster, Jer. 16, 2. Beschwerliche Tröster, nach Hrn. Hofrath Michaelis. Weiße sagt: O Laura! du bist eine leidige Trösterinn, d. i. eine Trösterinn, die durch glänzende Vorspiegelungen entweder gar nichts ausrichtet, oder auch das Uebel ärger macht. 2. Braucht man dieses Wort für häßlich, abscheulich, arglistig, bös-

boshaft; ja sogar für traurig, betrübt, leidtragend, u. s. w.

Man sagt: ein leidiges Gesicht; der leidige Teufel; der leidige Geiz, das heißt: ein häßliches Gesicht; der zu fliehende Teufel, der hassenswürdige Geiz. Traurig, betrübt und leidtragend heißt dieses Wort nur in veralteter Bedeutung, in welcher man sowohl im Hoch- als Niederdeutschen manches Mahl noch für betrübt seyn, leidig seyn, sagt, so wie auch statt Leidtragende, die Leidigen. Beym Notker wird leideg für traurig gesagt.

Der schon zum öftern angeführte Diederich von Stade nimmt leid und leidig zusammen. Dieser schon längst verstorbene würdige Mann, den so viele Gelehrte noch immerfort gebrauchen, zeigt (*), daß das Wort leidig auch als ledig in Bezug auf ein Frauenzimmer gebraucht wurde. Er führt das Beyspiel von der Thamar, 2 Sam. 13, 20. an; und wirklich haben wir in einigen unserer Bibelausgaben auch noch diesen Ausdruck; z. B. in der Ulmischen von 1749, welche ich eben vor mir habe, die mit einer Vorrede von Johann Fricken versehen ist. Diese Bibel sagt: „also blieb Thamar leydig in Absa„lom, ihres Bruders Hause.“ Eine Zürichsche Ausgabe bey Christoph Froschower, von 1530, in gr. Octav, sagt dafür: ‚Thamar blieb eine Wittwe in Ab„saloms ihres Bruders Hause.“ Die alte niedersächsische Bibel, (De *Biblie* vth der Vthleggynge *Doctoris Martini Luthers*, yn deth dudesche vlitich vthgesettet, mit sundergen Underrichtungen, alse man seen mach. In der Keyserliker Stadt Lübeck by Ludewich Dietz gedrücket. M. D. XXXIII. Fol.)



(*) Erläuterung und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter ꝛc. S. 396, fgg.

sagt hier: „Also bleff Thamar einsam in Absaloms „eres Broders Huse.“ u. s. w.

Daß dies hier ledig, unverheirathet heißen soll, bezeuget der Grundtext, und die ganze Connexion der Geschichte. Ich will seine übrige Meinung für Freunde unserer Muttersprache hierher setzen (*).

„Leidig ist von Leid, welches heißet Widerwärtigkeit, „Schmerzen, Sorge, Traurigkeit; daher saget man: „leid thun, Leid tragen. 1 B. Mos 27, 41. sagt Esau: „Es wird die Zeit bald kommen, da mein Vater Leid tra„gen muß. vulg. Venient dies luctus patris mei. Die al„ten Franken haben leid adject. und substant. gesaget, wie „Grimm, davon Opitius nachzusehen, beym Ryth. d. S. A. „S. 8. So schreibt auch Otfrid. V. 7. 17. Thaz kurzit „druthin sare thuruh then gote leidon; Das verkürzet „der Herr bald, wegen des ihm leidigen, nähmlich des „Anti-Christes, welches die Alten, Matth. 24, 22. von „dem großen Anti-Christ verstanden, wohin auch Otfrid „hier sein Absehen gehabt.“ — u. s. w.

Man sieht hieraus, und bey Nachsicht, in Verfolg dieser Stelle, daß ehemahls die Bedeutung der Wörter leid, leidig, ledig, und sogar Herzeleid, mit einander verwechselt worden ist.

**Leidkappe**, Wahlkappe; s. Trauerkappe.

**Leidkleid**, (das) wird in einigen Gegenden das Trauerkleid noch genannt, und im Artikel Trauerkleid wird darüber weiter gehandelt werden.

**Leidlich**, ist ein Adjectivum und auch ein Adverbium, woher man leidlicher und leidlichste sagen kann, und bedeutet so viel, als erträglich, was sich leiden, d. i. ohne merkliche Unlust empfinden läßt. 1. Man nimmt dieses Wort eigentlich, z. B. Es ist leidlich warm.

(*) Man sehe am angeführten Orte; und seine Abbreviaturen in Hinsicht noch verschiedener Bibelausgaben, findet man in der Vorrede seines eben angeführten Werkes, S. 12, fgg. erklärt.

warm. Eine leidliche Gestalt. Der Schmerz ist noch leidlich, läßt sich noch ertragen. 2. Braucht man das Wort figürlich, und dann heißt es so viel als mittelmäßig; z. B. Er befindet sich ganz leidlich; ein leidlicher Preis, u. s. w. In Voßhorns Glossen, lautet dies Wort leidlih, und wird für häßlich gebraucht. Ottfried sagt leidlich für elend. Heinrich von Morunge nimmt dieses Wort für traurig; z. B.

Leidliche blicke und groesliche ruiwe
Hat mir das herze und den lip nach verlorn.

**Leidlichkeit**, ist die Eigenschaft, der Zustand eines Dinges, da es leidlich ist.

**Leidringen**, ist ein Pfarrdorf von 942 Seelen im würtembergischen Amte Rosenfeld.

**Leidsam**, ist ein Adjectivum und Adverbium, daher es in seinen Graden leidsamer und leidsamste hat. Es bedeutet dieses Wort eine Fertigkeit, sich leidentlich zu verhalten, und besonders, ein Uebel mit Geduld zu ertragen. Das Hauptwort hiervon, die Leidsamkeit, ist aber noch seltener, als leidsam, im Gebrauche. Die Gegensätze unleidsam und Unleidsamkeit, kommen auch zuweilen noch vor.

**Leidsendamm**, ist ein ansehnliches Dorf in Holland, nicht fern von Leiden. Siehe Volkmanns neueste Reise durch Holland, S. 192.

**Leidtag**, ist ein Trauertag, ein Tag, an welchem man um einen Verstorbenen trauert. 1 Mos. 50, 4. findet man die Redensart: die Leidtage waren aus.

**Leidtragend**, ist ein Adjectivum, und eigentlich das Mittelwort der Redensart Leid tragen. Ein Leidtragender ist ein Betrübter. Im Hochdeutschen braucht man dieses Wort nur noch in engerer Bedeutung von den nächsten Verwandten eines Verstorbenen, so fern sie um ihn Leid tragen, d. i. trauren.

**Leidwesen**, (das) ist ein Wehklagen, ein hoher Grad der Trauer, der Betrübniß, und es wird dieses Wort im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart gebraucht. Man sagt: das Leidwesen kann sich keiner vorstellen; zu meinem Leidwesen war ich eben nicht zugegen, u. s. w.

**Leie**, s. Th. LIX der Encyklopädie, S. 20, unter Laie.

**Leihbank**; Leihpfand- oder Accidenzhaus; Lehnbanco; *Lombard*; *Lommart*. Gewöhnlicherweise versteht man hierunter ein gewisses Institut, von welchem die Geldbedürftigen auf Pfand nach dessen Werth, viel oder wenig Geld bekommen können, und zwar auf gewisse Zeit, nach deren Verlauf sie es wieder lösen, oder, wenn es kein verderbliches Pfand ist, die Zinsen davon abtragen, und einen neuen Pfandzettel nehmen müssen; oder das Pfand wird durch Auction verkauft, nach welcher die Leihbank oder der Lombard zuvor das seinige wegnimmt, und das übrige dem Versetzer zustellet.

Es ist solches eine vortreffliche Anstalt, den Judenwucher zu hemmen, und die Bürger und arme Leute bey Nahrung, und im Lande zu erhalten, daher viele Obrigkeiten darauf bedacht sind, solche Leih- oder Pfandhäuser an ihren Oertern zu errichten. Der Nahme Lombard stammt aber von den, zu den Zeiten der Guelphen und Gibelliner aus Italien entwichenen reichen Capitalisten her, deren sich viele nach den Niederlanden begaben, und daselbst ihr mitgebrachtes Capital auf Pfand und Zinse ausliehen. Dies nannte man Pfand nach dem Lombard bringen; und zuletzt nannte man schon selbst das Haus, wo man gegen Pfand Geld geliehen erhalten konnte, den Lombard.

Was man unter Bank eigentlich verstehe, kann man kurz zusammengefaßt im Art. Banko sehen.

Becher

Becher (*) rechnet zu einer Bank drey Hauptstücke, nähmlich Credit, Geld und einen Fond. Diese drey Erfordernisse kann man aber sehr füglich in einen Hauptbegriff zusammenbringen, und dieser würde Geld, oder Credit heißen. Dr. Zink, der Bechers Grundsätze mit Anmerkungen begleitet hat, sagt, daß nach seinen Begriffen eine jede Casse überhaupt eine Bank sey, die zu einer oder mehreren wichtigen Absichten, dazu Geld oder Münze das unentbehrliche Mittel ist, viel baar Geld, entweder in Vorrath und Bereitschaft hat, und bewahret, oder doch selbst schaffen, oder bald durch Credit andern dazu behülflich seyn kann. Ohne Geld und Credit ist also keine Bank. Beyde müssen da seyn, und ausgegeben werden, und setzen also schon den Grund des Credits, und die Quellen des Geldes voraus; und eben dies nennet man Fonds dieses bereitesten Vermögens zu gewissen Zwekken. Also ist in diesem Verstande eine Cammercasse, eine Landschaftscasse, eine Stadtcasse, eine Kaufmanns- sonderlich eine Banquiers-, ja eines jeden Rentmeisters Vorrathscasse, eine Bank. Und diese alle müssen 1) Credit und dessen Grund; 2) Fonds, woraus die Zuflüsse und Einkünfte folgen, haben. Sie werden aber in verschiedener Absicht eingetheilt, bald in Absicht derer, die sie halten, bald in Absicht auf die Art und Weise, wie sie entstehen, bald nachdem sie mehr baar Geld zahlet, wechselt oder verkehrt, oder mehr mit Credit verkehrt, oder endlich in Ansehung ihres vornehmsten Zwecks, das ist, der Sache, dazu das Geld daselbst in Vorrath lieget, und der Credit gebraucht wird.



(*) D. J. J. Bechers politischer Discurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte und Länder ꝛc. Frankfurt, Leipzig und Zelle 1759. S. 1832.

Selbst sogar nur die Absicht, daß andere daselbst Geld zu dem Ende niederlegen und verwahren, damit sie solches hernach zu ihren Gewerben anweisen und auszahlen lassen, wie die Zahlbanken, Banco di depositi sind, oder wie die Cassen der Lotterien, Leibrenten, ja sogar Spielbänke sind, wo viele einsetzen, und wo hernach die daraus entstehende Casse, ihren Theilen nach, verloset wird. Es sind also viele Arten von Banken, die verschiedenen Ursprung haben.

Die erste Eintheilung der Banken ist wohl zuförderst diese, wonach sie in öffentliche und Privatbanken unterschieden werden. Die erste Art wird entweder von dem Regenten, oder einer Obrigkeit nicht nur errichtet, sondern auch mit Rechten und Privilegien und Ordnungen versehen, und hat zur Absicht die Erhaltung des Staats und des Regenten; oder sie wird zwar von Privatpersonen zu einem Theil des gemeinen Bestens, jedoch aber unter deren besondern Schutz mit einer besondern Bestätigung, Aufsicht, Direction, und unter allerhand Ordnungen errichtet, damit derjenige Theil des gemeinen Bestens, der dadurch befördert werde, desto sicherer und besser befördert werde, wie dergleichen Banken in Venedig, Hamburg, Amsterdam, u. s. w. von vielen Kaufleuten und andern errichtet sind (*).

Zu den Privatbanken hingegen gehören alle Cassen der Banquiers, Rentenierer und großer Kaufleute; aber auch diese haben zum Hauptzweck, besonders die Commercien zu befördern, und zu dem Ende Geld und Credit in Verkehr zu bringen. Gleich wie aber dieses durch verschiedene Mittel geschehen kann, also können entweder von diesen Mitteln viele, oder nur eins und

(*) Wir haben mehrere große Banken, z. B. in London, Berlin, und andern Orten; allein, ich weiß nicht, ob diese gerade ihre Entstehungen Privatpersonen zu danken haben.

und das andere damit verbunden seyn. Z. B. die Umsetzung und Verwechselung des Geldes, das eigentliche Wechselgeschäft, um Wechsel zu zahlen und zu übermachen, Gelder in Depositum zu nehmen, und auf Assignation auszuzahlen, der Actienhandel, die Gelegenheit, seine Gelder auf Interesse zu legen, imgleichen Creditwechsel und Scheine an andere auszugeben, darauf diese Gelder geliehen bekommen können, u. dgl. Daher denn diese Banken in vollständige und unvollständige, oder Particulairbanken wieder unterschieden werden können; nachdem nähmlich alle diese Mittel, oder nur eins und das andere zur obigen Absicht damit verbunden sind.

Nach dieser kurzen Uebersicht, wird man nun unter den öffentlichen Banken leicht verstehen, in wie fern

1. Cammercassen,
2. Landschafts- und Steuercassen zu allgemeinen und vollständigen Banken, oder nur zu Particulairbanken zu rechnen sind. Imgleichen wie
3. Die großen Lehnbanken,
4. Die Verwechselungs- und Wechselbanken,
5. Die Giro- oder Ab- und Zuschreibebanken,
6. Die Leihe- und Verleihebanken,
7. Die Creditbanken, (die Schröter vorgeschlagen,)
8. Die Billetsbanken, und sogar
9. Die verschiedenen Arten der Lombards, Assistenzhäuser und montium pietatis, zu den Banken zu zählen sind.

Eine Bank, die vollkommene Sicherheit hat, ist von einem ungemeinen Nutzen für den Staat. Dies ist eine ausgemachte Wahrheit, die auch von Justi (*) mit

(*) Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten; oder ausführliche Vorstellung der gesammten

mit Gründen unterstützt. Denn, diejenigen, welche ansehnliche Geldsummen auszuleihen haben, geben sich nicht gern mit Privatschuldnern ab, wegen der allgemeinen Vorsicht, die sie dabey zu nehmen nöthig haben. Wenn also keine Bank im Lande ist; so erwählen die bemittelten Leute lieber, ihr Geld in auswärtige Banken nieder zu legen, gesetzt, daß sie auch etwas weniger Zinsen bekommen. Es wird also viel Geld der Circulation entzogen. Dahingegen ist es gewiß, daß jedermann lieber sein Geld in eine einheimische Bank legen wird, wenn sie genugsamen Credit hat, weil er hier seine Zinsen mit mehrerer Bequemlichkeit ziehen kann.

Der Credit der Banken gehöret zum öffentlichen Credite, sie mögen Wechsel- oder Leihebanken, und zwar Activ- oder Passiv-Leihebanken seyn; denn alle diese verschiedene Arten können Statt finden, so wie in einerley Bank verschiedene dieser Endzwecke mit einander verbunden werden können. Es mögen aber die Banken einen Endzweck und Beschaffenheit haben, welche sie wollen, so muß der allervollkommenste Credit ihre wesentlichste und vornehmste Eigenschaft seyn; und, so nützlich sie auch sind, weil sie vorstellende Zeichen des Geldes zum Umlauf bringen, und mithin eben die Wirkung leisten, als wenn die Summe des circulirenden Geldes nun so hoch vermehret worden wäre; so sind sie doch dem Umlaufe und den Commercien überaus schädlich, sobald sie keinen vollkommenen Credit haben. In diesem Falle wäre es tausend Mahl besser, sie wären gar niemahls vorhanden gewesen.

Ein Minister, welcher durch seine Nachlässigkeit oder üble Wirthschaft, den Credit solcher Anstalten ver-

ten Polizeywissenschaft, Königsberg und Leipzig, 1760, 4. B. 1, S. 629.

verfallen läßt, verdient demnach die härteste Bestrafung. Ihr Credit aber beruhet erstlich auf einer überaus großen, und in die Augen fallenden Ordnung, und daß die Giro- oder Wechselbanken es an der Zahlung (*), die Leihbanken aber es an Bezahlung der Zinsen auf den Punct der Verfallzeit, oder auf die Präsentation der Banco-Papiere es niemahls ermangeln lassen. Bey einem vollkommenen Credit werden auch nur wenige ihre Capitalien sich auszahlen lassen. Aber, sobald der Credit ermangelt, so fällt alles zu, und will sein Geld haben. Ein Minister also, welcher den Credit der Bank vernachlässiget, handelt gewiß nicht weise (**), weil er sich dadurch ganz

(*) Der Herr v. Justi, aus dessen vorher angeführtem Werke dieses genommen, macht hierüber folgende Anmerkung: „Gleichwie die benachbarten handelnden Nationen den Anstalten zur Aufnahme der Commercien allemahl alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen suchen; so sind sie auch allemahl bemühet, den Credit einer neuen Bank über den Haufen zu werfen. Man muß sich demnach allemahl schon im voraus rüsten, einen Anfall auf den Credit der Banke auszuhalten. Es ist mir in Koppenhagen von Leuten erzählet worden, die davon gewisse Nachricht haben konnten, daß ohngefähr ein Jahr nachher, als die Bank in Koppenhagen errichtet gewesen, die Holländer und Hamburger, so viel als immer möglich, Papiere dieser Banke zusammen zu bringen gesucht, und also auf einmahl zur Zahlung präsentirt hätten, in Hoffnung, daß die Banke diese Papiere, die auf 8 Tonnen Goldes betragen haben, nicht würde bezahlen können, und mithin ihr Credit auf einmahl vernichtet seyn würde. Allein, obgleich so viel Geld in der Banke nicht vorhanden gewesen, weil sie auf Actien errichtet war; so haben doch der höchselige König und die damahligen Minister so große und schleunige Vorsorge, selbst mit Oeffnung seiner Chatoulle, angewendet, daß die präsentirten Papiere wirklich sofort haben bezahlet werden können. Auf einen solchen Anfall muß sich jede neue Bank schon im voraus gefaßt halten."

(**) Hier sagt Hr. v. Justi, am angeführten Orte: „Jedoch, ich irre mich, ein solcher Minister kann überaus klug handeln. Er kann dergleichen Bankanstalten mit Fleiß in Verfall gerathen lassen; und wenn hernach ihre Papiere mit 30 bis 50 Procent Verlust verkauft werden, solche durch

ganz unvermeidlich in ein Labyrinth von Sorgen und verdrießlichen Umständen stürzet.

Wenn nun gleich in diesem Artikel bloß einzig und allein von einer Leihbank geredet werden sollte, so ist dieses um so weniger möglich, als im Artikel Banco nur sehr wenig gesagt worden — wodurch diese Lehre und Constitution noch nicht begriffen werden kann. Ich werde daher von den Banken noch ein Mehreres zur Befriedigung der Leser hinzufügen; jetzt aber den Grundsätzen des Hrn. Joh. Heinr. Ludw. Bergius, Gräfl. Sayn-Hohen- und Wittgensteinschen Hofkammer-Raths Grundsätzen, in Hinsicht einer Leihbank besonders, nach seinem Policey- und Cameral-Magazin, 6ten B. S. 181, fgg. folgen. Seine Grundsätze sind unverwerflich diese:

Es giebt zweyerley Arten von Leihebanken, nähmlich Passiv- und Activ-Leihebanken; beyde können zu großer Beförderung eines blühenden Nahrungsstandes angewendet werden; beyde verdienen also alle Aufmerksamkeit einer weisen Regierung.

Die

„durch seine Commissionärs an sich handeln lassen, die er „hernach der Bank, zu seiner Bereicherung, für voll an„rechnet. Ich erzittere, wenn ich mir vorstelle, ob je„mahls ein Mensch ein so grosser Böswicht gewesen seyn „könne, welcher den äußersten Nachtheil, und die Ehre des „Landes, die Hemmung der Circulation, den daraus in „dem gesammten Nahrungsstande entstehenden unermeßli„chen Schaden, und das Unglück so vieler Familien als „nichts rechnet, bloß um sich auf die allerniederträchtigste „und schändlichste Art zu bereichern. Ein solches Verbre„chen ist abscheulicher, als alles, was Cartouche und „Lips Tullian jemahls verübet haben. Allein, wenn „es jemahls einen Menschen von so schwarzem Character „unter den Staats-Ministern gegeben haben sollte; und er „entginge, wegen Blödsinnigkeit seines Monarchen, der „gerechten Strafe; so würden gewiß alle rechtschaffene „Menschen seine Nachkommen, als ein abscheuliches, und „ewig verfluchenswürdiges Geschlecht ansehen müssen, so „lange sie die, auf so schändliche Art erworbenen Reichthü„mer, nicht zu möglichster Ersetzung des dadurch verursach„ten Schadens anwendeten.“

Die Passiv-Leihebanken gehören nicht in die Polizey- sondern in die Finanzwissenschaft; weil sie allemahl aus Schulden entstehen, welche entweder der Staat, nähmlich die Regierung, oder die Landstände und Repräsentanten des Volkes im Nahmen der Nation, entweder zu machen im Begriffe sind, oder ehedem bereits gemacht haben. Diese Art der Leihebanken ist eines der besten und wirksamsten Mittel, wodurch sich ein Staat von einer Schuldenlast, die bereits so groß angewachsen ist, daß man sich sobald keine Hoffnung machen kann, dieser beschwerlichen Bürde loszuwerden, nach und nach befreyen kann.

Bey einer solchen Leihebank kommt es hauptsächlich darauf an, daß man alle richtige und liquidirte Schulden des Staats, die zeither entweder überhaupt, oder bey gewissen besondern Cassen, contrahiret und verzinset worden sind, in ein allgemeines Verzeichniß und Berechnung bringet, die davon jährlich abzutragenden Summen der Zinsen festsetzet, und von den Einkünften des Staats eben so viel und noch etwas ansehnliches mehr zu dieser Bank bestimmet, und allen Gläubigern der Staatsbank Verschreibungen auf ihre habenden Forderungen gegen ihre in Händen habenden Schuldscheine ausantwortet. Wenn man einer solchen Bank diejenigen Einkünfte des Staats, die von keiner großen Erheblichkeit sind, als Fleisch- und Tranksteuern, oder andere Consumtions-Steuern, die ohngefähr eben so viel ausmachen, als die erforderliche Summe der jährlichen Zinsen und des Ueberschusses beträgt, auf beständig abtritt, solche von aller Direction und Verwaltung der Finanzcollegien absondert, und bündige Reversales und Versicherungen giebt, daß der Staat bey keinerley Umständen und Zeitläuften auf diese der Bank uberlassenen Einkünfte die Hände schlagen werde; so mußte die Regierung

sehr

sehr übel und willkürlich geführet werden, wenn nicht ein vollkommenes Zutrauen zu einer solchen Bank entstehen sollte.

Die Errichtung einer solchen Bank kann zu einer Zeit geschehen, wenn sich der Staat abermahls in Nothfällen befindet, und außerordentliche Geldsummen bedarf. Man kann sich alsdann der Errichtung der Bank zugleich als eines Mittels bedienen, die dermahlen bedürfenden Summen aufzubringen. Denn, wenn man alle diejenigen, welche ihre Schuldverschreibungen in Bancopapiere verwandeln lassen wollen, zugleich verbindet, den sechsten oder achten Theil des zu erhaltenden Bancoscheines in baarem Gelde zu erlegen, z. E. wenn jemand eine Schuldverschreibung des Staats von 10000 Rthlr. in Händen hat, und er ist genöthiget, Bancopapiere von 12000 anzunehmen, und noch 2000 in baarem Gelde zu bezahlen; so wird sich so leicht dessen niemand entbrechen, weil die Bank einem jeden Gläubiger eine ungleich größere Sicherheit und Bequemlichkeit verschaffet, als er vorhin gehabt hat. Eine solche Bank muß demnach eine von allen andern Collegien und Departements des Staats ganz abgesonderte Anstalt seyn, ihren eigenen Präsidenten und Director haben, die über diejenigen Einkünfte, die der Bank abgetreten sind, und über deren Erhebung, vollkommene Macht und Gewalt haben, ohne dabey der Mitwirkung der Finanzcollegien zu bedürfen; und zu mehrerer Erweckung des Zutrauens kann man allen denenjenigen Interessenten der Bank, die für 2000 Rthlr. Bancopapiere in Händen haben, eine Stimme bey der Wahl des Directors zugestehen. Zuweilen, wenn der Credit des Staats schon ziemlich in Verfall gerathen ist, siehet man sich genöthiget, die Direction einer solchen Bank den Landständen, oder dem Magistrat einer Haupt- und

Han-

Handelsstadt (*) zu überlassen, um dadurch der Bank einen desto größern Credit zu verschaffen; da dann die Landstände, oder dieser Magistrat, einige Directores der Bank ernennet, die übrigen aber von den Interessenten erwählet werden, als welches ein nothwendiger Umstand bey Errichtung einer solchen Bank ist, ob man ihn gleich nicht allemahl beobachtet hat (**).

Eine Passiv-Leihbank muß den allervollkommensten Credit haben. Dieser Credit wird dadurch verschaffet, wenn die Zinsen promt und richtig bezahlet werden. Geschieht dieses; so wird es gar keine Schwierigkeit finden, daß die, welche ihre Bancopapiere in baar Geld verwandeln wollen, Käufer und Abnehmer dazu erlangen, weil es beständig Leute giebt, denen daran gelegen ist, ihr Geld sicher unterzubringen. Man kann auch den Credit der Bank noch mehr befördern und befestigen, wenn man derselben ein hundert tausend Thaler mehr an Einkünften anweiset, als die jährlichen Zinsen betragen. Hierdurch wird die Bank in den Stand gesetzet, jährlich selbst ein ansehnliches an Bancopapieren zu bezahlen, die man ihr zur Zahlung präsentiret. Bey diesen Umständen aber werden sich gewiß sehr wenige Interessenten finden, welche die Hebung ihrer Capitalien verlangen. Denn es wird zu dem allervollkommensten Credit einer solchen Bank weiter nichts erfordert, als die pünctliche Bezahlung der Zinsen, und daß man Beyspiele siehet, wie man sein Geld ohne Schwierigkeit he-

(*) Wiewohl auch eine Handelsstadt zu dem Ende eine Leihbank errichten kann, um die darin eingelegten Gelder wieder an andere gegen genugsame Sicherheit und höhere Zinsen auszuleihen; welches dann eine Activ- und Passiv-Leihbank zugleich ist.

(**) Siehe v. Justi System des Finanzwesens, §. 1001.

heben kann; und alsdann wird die Hebung sehr wenig verlanget, weil jedermann glaubt, sein Geld nirgends sicherer unterbringen zu können. Bey solchen Umständen kann es gar nicht fehlen, daß die Bancopapiere allenthalben als baares Geld circuliren; und das ist eben der wichtigste Vortheil, der aus Errichtung einer solchen Bank entstehet.

Wenn eine Leihbank einen so vollkommenen Credit hat, daß ihre Papiere allenthalben als baar Geld circuliren; so hat sie allen Nutzen für den Staat, den eine Giro- oder Wechselbank (*) nur immer leisten kann. Die Kaufleute des Landes können darin mit eben der Bequemlichkeit einander ihre Zahlungen leisten, die Summen mögen groß oder klein seyn, und sie wird auch bey den auswärtigen Commercien alle Dienste und Vortheile leisten, die man von einer Girobank erwarten kann. So bald eine Bank im Lande den vollkommensten Credit hat; so hat sie solchen auch bey den Ausländern, als welche sich lediglich nach dem Urtheile der inländischen Kaufleute ihrer Correspondenten richten, und zu einer Bank alles Zutrauen haben, deren Papiere sie, so oft sie ihnen in die Hände fallen, sofort an die Kaufleute des Landes als baar Geld, ohne allen Verlust wieder anbringen können. Eine solche Leihbank ist aber um deshalben weit vortheilhafter für den Staat, weil darin keine große Summen todt und müßig liegen dürfen, wie bey

(*) In einer Giro- oder Wechselbank legen die Kaufleute oder andere Privatpersonen, so ein Folium in derselben Büchern haben, ihre beliebigen Geldsummen dergestalt sicher nieder, daß sie dieselben stündlich erheben, oder an andere, vermittelst des Zu- und Abschreibens, Zahlung thun können. Es werden daher von einer solchen Bank keine Zinsen bezahlet, weil die eingelegten Geldsummen bloß im Depositum bey ihr niedergeleget worden.

bey den Girobanken. Nach der Einrichtung dieser Banken muß nähmlich die ganze Summe, worauf die Bank fundiret ist, in den Cassen der Bank allezeit parat liegen, um stündlich ausgezahlt werden zu können. Alle diese großen Summen liegen demnach todt; und nur die vorstellenden Zeichen des Geldes, nähmlich die Papiere, werden genutzet. Bey einer Leihbank hingegen circuliret sowohl die ganze Summe, worauf die Bank gegründet ist, im Lande, weil der Hof alle diese auf Credit aufgenommenen Summen wieder ausgegeben und zur Circulation gebracht hat, als auch die Papiere dieser Bank, als die vorstellenden Zeichen dieser der Bank anvertrauten Summen; folglich hat eine solche Bank, in Absicht auf die Circulation und den Nahrungsstand, eben den Nutzen, als wenn die Summe des im Lande circulirenden Geldes wirklich um so hoch vermehret worden wäre, als die Summe der Bank ausmacht. Diese Vermehrung hat auch in der That alle die Wirkung auf die Commercien und den Nahrungsstand, als eine wirkliche Vermehrung des circulirenden Geldes in Natur immer haben würde. Die Circulation im ganzen Lande wird dadurch lebhafter, und alle Nahrungen und Gewerbe werden dadurch aufgemuntert, und ihr Fleiß und ihre Arbeitsamkeit belebet. Alles dieses ist gewiß ein Nutzen und Vortheil, dessen Größe und Wichtigkeit man nicht genug ausdrücken kann; und es ist mithin eine sehr glückliche Erfindung der neuern Zeiten, daß man ein wirkliches Gebrechen und eine Krankheit des Staats, wie man eine große Schuldenlast gewiß ansehen muß, in ein so heilsames und für den Staat so glückliches Mittel verwandeln kann. Uebrigens ist kein Hinderniß und Schwierigkeit vorhanden, warum die Wechsler und Kaufleute des Landes bey einer Leihbank nicht eben so ihre Folia, in den Büchern der Bank haben könnten, als bey einer Girobank, um einander

ihre Zahlungen zu leisten, und die Bancopapiere ab- und zuschreiben zu lassen (*).

Der Herr von Justi hat den Vorschlag gethan (**), eine Leihbank auf die Häuser mit einer Feuerassecuranzanstalt zu verbinden. Da dieser Vorschlag gar nicht ungegründet und kein bloßer leerer Gedanke ist, sondern eine solche Verbindung dem Nahrungsstande allerdings vortheilhaft seyn würde; so will ich dasjenige, worauf es hierbey hauptsächlich ankommt, in einem kurzen Auszuge aus des Herrn von Justi Schriften hier anführen.

1. Wäre bey dieser Bank alle Sicherheit überflüssig vorhanden; indem nicht nur das gesammte Land, welches sich bey dieser Feuerassecuranzsocietät vereiniget hat, dafür haftete; sondern auch die Capitalien selbst genugsam sicher ständen, weil sie auf Häuser geliehen würden, die durch diese Anstalten, sie möchten abbrennen oder nicht, die allersichersten Grundstücke geworden wären.

2. Dürften bey dieser vereinigten Bank keine besonderen Bediente gehalten, folglich wegen derselben Unterhaltung keine starken Zinsen gegeben werden; indem der Staat ohne dies die erforderlichen Bedienten sowohl zur Direction des Werkes, als der Einnahme und Auszahlung der Feuersocietätsgelder halten müßte, die also ohne weitere Kosten das Bancowesen mit besorgen könnten; mithin könnten nicht allein die Bancocreditores 5 Procent Zinsen ziehen, sondern die Schuldner würden auch keine höheren Zinsen zu entrichten haben.

3. Bey

(*) Siehe v. Justi System des Finanzwesens, §. 1003.

(**) Nähmlich zuerst in den göttingischen Polizeyamts-Nachrichten, vom Jahre 1755, Nr. 48 49. 50; dann in seiner Polizeywissenschaft, 1ster Band, §. 718, u. f. und in seinen politischen und Finanzschriften, 2ter Band, S. 105, u. f.

3. Bey dieser Bank müßten, vermöge einer gesetzlichen Verordnung, alle Darlehen, die auf Häuser gesuchet würden, aufgenommen werden; und niemand anders im Lande dürfte dieselben zum Unterpfande eines dargeliehenen Capitals, bey Strafe des Verlustes, annehmen. Zu dem Ende könnten gleich anfangs alle bereits auf den Häusern haftende Schulden von der Bank übernommen werden, dergestalt, daß die Creditores entweder ihr Geld zurückgezahlet erhielten, oder dasselbe als ein in der Bank stehendes Capital betrachten, und daselbst ihre jährlichen Zinsen ziehen könnten.

4. Vermöge eben dieser gesetzlichen Verordnung müßten auch die Häuser, so der Bank verhaftet wären, von allem Concurs der Gläubiger gänzlich ausgenommen seyn, und die Bank allein darauf ein dingliches Recht haben. Die an die Bank zu entrichtenden Zinsen, müßten auch dergestalt privilegiret seyn, daß sie, wie die landesherrlichen Abgaben, sowohl allen andern Forderungen vorgingen, als auch gleich denselben ohne gerichtliche Hülfe durch militärische Execution beygetrieben werden könnten.

5) Zu dem Ende hätte die Feuerassecuranzdirection in einem jeden Kreise einen Einnehmer zu unterhalten, welcher sowohl den Beytrag zu den Feuerschäden, als die Zinsen von den bey der Bank aufgenommenen Capitalien in Empfang zu nehmen, und die Restanten durch Execution zur Bezahlung anzuhalten, genugsames Ansehen hätte. Bey demselben müßten auch die Capitalien auf die Häuser gesuchet werden, wozu weiter nichts, als ein Attestat der Gerichtsobrigkeit nöthig wäre, daß der künftige Debitor wirklich Eigenthümer des in der Feuercasse versicherten Hauses sey, und keine stillschweigende Hypothek darauf hafte. Sollte ein solches Attestat in der Folge falsch befunden werden; so darf solches den Rechten

der Bank im geringsten nicht schaden, sondern die Gerichtsobrigkeit muß ohne Ausnahme gehalten seyn, denjenigen den Schaden zu ersetzen, welcher ihren Betrug, Unrichtigkeit oder Nachlässigkeit leidet.

Dieses ist ohngefähr die Einrichtung der Bank. Nach des Herrn von Justi Meinung würde dieselbe von ganz ausnehmendem Nutzen für den Staat seyn; so er folgendergestalt zu erweisen suchet.

1. Man wüßte, wie viel für das Aufnehmen des Nahrungsstandes daran liege, daß die Manufacturisten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Personen Geld in Händen hätten, um ihrer Handthierung die rechte Einrichtung und den erforderlichen Schwung geben zu können. Viele Manufacturen und Gewerbe würden in ungleich bessere Aufnahme kommen, wenn es nicht denjenigen Personen, welche die erforderliche Geschicklichkeit und Einsicht hätten, an Verlag fehlete, sich gehörig einzurichten. Diese so sehr zu wünschende Unterstützung der Manufacturisten und Handwerker, würde durch seine vorgeschlagene Bank geleistet, und zwar viel bequemer und sicherer, als durch des Freyherrn von Schrödern sogenannten Landesfürstlichen Wechsel, bey welchem man seine beweglichen und unbeweglichen Güter verpfänden und dafür einen Wechsel erlangen könnte, der in Gewerben statt baaren Geldes zu brauchen wäre (*). Die Manufacturisten und Handwerker besäßen gemeiniglich keine anderen Grundstücke als ihre Häuser. Andere unbewegliche Grundstücke dienten auch nicht einmahl für sie, weil sie dadurch nur in ihren Gewerben gehindert und zerstreuet würden. Es hielte aber öfters sehr schwer, wenn sie auf ihre Häuser, welche die Gläubiger gemeiniglich einen Feuerbrand zu nennen pfleg-

(*) Siehe des Freyherrn von Schröders fürstliche Schatz- und Rentkammer, Cap. 80.

pflegten, Geld aufnehmen wollten. Die Feuerversicherungsanstalt beförderte zwar diesen Credit ungleich mehr. Allein, weil der Werth der Häuser gar sehr auf die Beschaffenheit des Nahrungsstandes ankäme, und der in der Feuercasse bemerkte Werth eines Hauses nur auf den Fall seine Gültigkeit hätte, wenn das Haus abbrennte; so würden sie dennoch allemahl nur ein weniges darauf herschießen, und auch hierzu würden sie sich so leicht nicht entschließen, wenn sie ihr Geld auf andere Grundstücke ausleihen könnten.

2. Alle diese Betrachtungen hingegen hätte die von ihm vorgeschlagene Bank nicht nöthig. Sie könnte ohne Bedenken allemahl die Hälfte desjenigen Capitals herschießen, so in der Feuercasse bemerkt wäre. Da sie in Ansehung eines Concurses der andern Gläubiger nichts befürchten dürfte, und da sie ihr Geld niemahls zurückzufordern nöthig hätte, wenn sie sich selbst in guter Ordnung und Einrichtung und bey ihren eigenen Gläubigern durch richtige Zahlung der Zinsen in Credit erhielte; so hätte sie nichts nachtheiliges zu gewarten, als daß ein Besitzer sein Haus etwa verlassen und davon ziehen könnte. Allein dieser Vorfall würde bey einem guten Nahrungsstande, der durch diese Einrichtung so ungemein befördert würde, gewiß sehr rar seyn, und sollte er sich zuweilen ereignen, so würden sich ohnfehlbar hundert andere finden, die ein solches Haus mit dem darauf haftenden Capitale mit Freuden übernehmen würden. Brennete aber das Haus ab, so behielte die Feuerversicherungs-Casse das dargeliehene Capital an der auszuzahlenden Summe zurück, bis das Haus wieder aufgebauet wäre; und folglich wäre sie in allen Fällen genugsam gesichert.

3. Die Manufacturisten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Personen, könnten auch bey dieser Bank das zu ihrer Handthierung benöthigte

Geld erlangen, ohne daß sie nöthig hätten, dem bey vielen Gläubigern gewöhnlichen Geize zu opfern. Es gäbe nicht wenig Creditores, die sich mit den durch die Gesetze erlaubten Zinsen keinesweges begnügten: und ob sich zwar die meisten gar sehr in Acht zu nehmen wüßten, daß man sie keines Verbrechens wider die zu Steurung des Wuchers gegebenen Gesetze überführen konnte; so müßten doch von dem Schuldner so viel Küchen- und andere Geschenke und Gefälligkeiten geleistet werden, wollte er anders das Capital nicht bald aufgekündiget haben, daß er dadurch die Zinsen mehr als gedoppelt entrichtete. Von allen diesen Umständen, die doch einem ehrlichen Manne sehr zur Last fielen, und manchen Schuldner zum Nachtheil des Nahrungsstandes vollends ruinirten, wäre derjenige befreyet, der die benöthigten Capitalien bey der Bank aufnähme, und sie wäre also auch in diesem Betrachte ungemein nützlich.

4. Ein anderer wichtiger Nutzen dieser Bank würde darin bestehen, daß dadurch alle Bankerotte und Concursprocesse, die dem gemeinen Wesen so sehr zum Nachtheil gereichen, fast gänzlich vermieden werden würden; wenigstens was die Manufacturisten, Fabrikanten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Personen anbetrifft, nur allein die Kaufleute ausgenommen. Denn da es nach seiner Voraussetzung einem jeden frey stände, seine Mobilien und die Vorräthe und Geräthschaften seines Gewerbes mit zu dem Werthe seines Hauses bey der Angabe in der Feuercasse zu schlagen; und da ein jeder die Hälfte dieses Werthes ohne Schwierigkeit von der Bank als ein Darlehn erhalten könnte: so würde so leicht keine andere Privatperson Geld herzuschießen sich bewegen lassen, weil es offenbar wäre, daß es mit demjenigen bereits gar schlecht stehen müsse, der sich anderwärts Geld zu suchen genöthiget sähe.

5. So

5. So beträchtlichen Nutzen eine solche Bank zuwege bringen würde, eben so wichtigen Vortheil würde sie auch zu besserer Anbauung und Bevölkerung des Landes leisten. Ein Land, worin sich der Nahrungsstand in einem blühenden Zustande befindet, wäre ohne dies schon vermögend, neue Einwohner an sich zu ziehen. Allein durch dieses hier vorgeschlagene Mittel würden die Häuser eine ganz besondere und vorzügliche Achtung erhalten, indem sie nicht allein sichere, sondern auch vortheilhafte Grundstücke seyn würden, wodurch man seine Nahrung und Gewerbe so leicht unterstützen könnte. Statt dessen also, daß in den meisten Ländern die Manufacturisten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Personen eben keine große Begierde hätten, Häuser zu besitzen, ob sie gleich das Vermögen dazu hätten; so würde sich alsdann jedermann bemühen, Häuser zu erlangen, und die zu verkaufenden Häuser würden nicht allein fleißig gesuchet, sondern auch neue Häuser angebauet, und die Städte mithin mehr vergrößert und bevölkert werden.

6. Eben dieses Mittel würde auch sehr dienen, den Anbau der Fremden im Lande zu befördern. Da eine weise Regierung niemahls unterlassen würde, den Fremden, so sich im Lande anbauen, gewisse Baubegnadigungs-Gelder zu ihrer Unterstützung auszahlen zu lassen; so könnte ein Fremder, der nur ein weniges Vermögen besäße, vermittelst dieser Unterstützung, einen guten Anfang seines neu zu erbauenden Hauses machen, und so bald dieses geschehen, so könnte ihm die Bank von Zeit zu Zeit, zu funfzig und hundert Thalern, nach Beschaffenheit seines Baues, zu fernerer Fortsetzung desselben darschießen, ohne daß sie sich selbst dabey in Gefahr setzte. Denn da sie keine anderen Ansprüche zu befürchten hätte, und da sich bey der aus diesen Anstalten entstehenden guten Nahrung hundert andere Unterneh-

mer des angefangenen Baues finden würden, im Falle der Neuanbauende entweichen sollte; so wäre sie aller Befürchtung des Verlustes entnommen. Auf diese Art könnten sich dennoch die Fremden mit gar geringem oder gar keinem Vermögen im Lande anbauen; und man könnte leicht erachten, was dieses für einen Zulauf von Fremden nach sich ziehen würde.

7. Selbst für diejenigen, so Gelder ausleihen, würde diese Anstalt nicht ohne Nutzen seyn. Man wüßte, was vermögende Leute, die von ihren Capitalien leben wollten, für Sorge, Bekümmerniß, Verdruß und Processe auf den Hals bekämen, wenn sie ihr Vermögen erhalten wollten; und die größte Vorsicht reichte oft nicht zu, daß nicht ein Capital zuweilen verloren gehen sollte. Daher erwählten Leute, die beträchtliche Summen auszuleihen hätten, allemahl lieber ihr Geld in Banco zu legen: und wenn im Lande keine Bank vorhanden wäre, oder dieselbe nicht genugsamen Credit hätte; so schickten sie ihr Geld eher in auswärtige Banken, als daß sie sich der Vorsorge und Bemühungen unterziehen sollten, die mit einzelnen Darlehen allemahl vergesellschaftet wären. Das Geld also, wovon sich viele Menschen ernähren könnten, wenn es in den Gewerben der Unterthanen roullirte, würde zum großen Nachtheil des Nahrungsstandes dem Lande entzogen.

Endlich beantwortet der Herr von Justi noch ein Par Einwürfe, die er glaubt, daß man sie wider seine vorgeschlagene Bank machen dürfte.

Der erste Einwurf ist: daß es schwer halten würde, die einmahl in diese Bank eingelegten Capitalien zurückzuziehen, weil oben erwähnet worden, daß die Bank die einmahl auf die Häuser herabgeschossenen Darlehen beständig darauf lassen könnte, ohne sie zurückzufordern. Nun müßte aber eine Bank allerdings die Beschaffenheit haben, daß ein jeder Banco-

gläu-

gläubiger sein Geld zurücknehmen könne, wenn er es selbst nöthig habe, oder andere Disposition damit machen wolle; indem außerdem sich wenige entschließen dürften, ihr Geld hinein zu legen.

Hierauf antwortet Herr von Justi: daß dieser Einwurf ganz ungegründet sey; und es würden ihn nur diejenigen machen, die in das Wesen einer Bank keine genugsame Einsicht hätten. Zuvörderst würden sich unter den Schuldnern der Bank allemahl Leute finden, die, indem sie zu besserer Aufnahme ihrer Nahrung gelanget wären, das geborgte Darlehn aus eigener Bewegung zurückzahlen, denn niemand behielte gern Zinsen auf dem Halse, wenn er seine Schuld bezahlen könnte. Sodann wäre gar keine Leihbank möglich, wo alle Bancogläubiger ihr Geld auf einmahl zurücknehmen könnten, ohne daß sie mit der Zahlung warten müßten. Dieses wäre nur in gewissem Betrachte bey den Giro- oder Wechselbanken möglich, vermittelst deren die Kaufleute ihre Zahlungen durch Zu- und Abschreiben der Capitalien einander zu thun pflegten, ohne Zinsen davon zu ziehen. Die allerberühmtesten Leihbanken in Europa, welche die Einkünfte aus ganzen Ländern zur Sicherheit hätten, würden mit der Zahlung gar sehr fehlen, wenn alle Gläubiger auf einmahl zufallen, und ihr Geld zurückfordern wollten. Allein das wäre ein Vorfall, der sich bey guter Beschaffenheit und Credit der Bank niemahls ereignete. Es wäre hierzu genug, wenn die Gläubiger Sicherheit ihrer Gelder auf alle Fälle vor sich sehen, und wenn die Zinsen richtig bezahlet werden. Wenn dieses geschähe; so wäre unter hundert Gläubigern kaum einer, der sein Geld zurückzuziehen verlangte. Denn alle diejenigen, welche es nicht an Grundstücke anlegen wollten, ließen es lieber, wo es wäre, und wo sie ihre Zinsen richtig und bequem heben könnten, als daß sie sich mit Erhebung

und

und Wiederunterbringung des Capitals unnöthige Mühe und Sorgen machen sollten. Statt der wenigen Gläubiger aber, die ihr Geld zurückzögen, würden sich genug andere finden, die ihr Geld hineinlegten. Ja, wenn die Bank sich durch gute Ordnung, Einrichtung und richtige Zahlung der Interessen in vollkommenen Credit gesetzet hätte, so würde ihr beständig mehr Geld angeboten werden, als sie einmahl zu brauchen wüßte und annehmen könnte.

2. Wollte man noch etwa einwenden, daß der Endzweck der Feuerassecuranz-Anstalten verloren ginge, wenn die Häuser mit Schulden beschweret wären, und folglich bey erfolgtem Feuerschaden nicht wieder aufgebauet werden könnten; so bedächte man nicht, daß sich solches bey der bloßen Feuerassecuranz-Anstalt gleichfalls ereignen könnte; ja, daß die ganze Summe, die ein abgebrannter Besitzer eines Hauses aus der Feuercasse erhöbe, Privatgläubigern verpfändet seyn könnte; dahingegen nach seinem, des Hrn. von Justi, Vorschlage, die Hälfte zum Anbau allemahl frey bliebe, wovon er sein Haus allemahl wieder aufbauen, und nach geendigtem Bau zu Einrichtung seines Gewerbes ein neues Darlehn aus der Bank erhalten könnte.

Was nun die andere Art der Leihbanken, nähmlich die Activ-Leihbanken, so auch Lombards, Adreß- und Pfandhäuser genennet werden, anbetrifft; so sind dieselben nichts anders, als kleine Leihbanken, welche gegen hinlängliches Pfand jedermann Geld herschießen, und mithin allerdings den Endzweck haben, dem Nahrungsstande zur Beförderung zu dienen; denn sie sind in dringenden Fällen für jedermann eine gute Hülfe; und außer diesen Anstalten würde sich der Wucher solcher Nothfälle gar zu sehr zu Bedrückung des Nothleidenden bedienen. Daher sind diese Leihhäuser in mittelmäßigen Städten, sonderlich wenn sich

Manu-

Manufacturen und Fabriken in denselben befinden, eben so nothwendig und nützlich, als in großen Residenz- und Haupt- und Handelsstädten.

Es findet gar keine Schwierigkeit, dergleichen Lombard- und Leihhäuser zu errichten. Gemeiniglich werden die Capitalien dazu auf Credit des Leihhauses aufgenommen; und es finden sich allemahl genug Gläubiger, die ihr Geld zu diesem Ende herschießen wollen. Denn bey der Vorsicht, welche diese Anstalten gebrauchen, kaum die Hälfte des Werthes auf die Pfänder herzuschießen, kann man schwerlich eine Gelegenheit finden, sein Geld unterzubringen, die sicherer wäre. In kleinen Städten braucht man auch keine großen Summen dazu, die allenfalls der Entrepreneur selbst hergeben kann. Zuweilen wird auch aus den Landeseinkünften ein Capital zum Fond des Leihhauses gegen niedrige Zinsen vorgeschossen; wie solches z. E. in Minden geschehen, da man vorerst 500 Rthlr. aus der ravensbergischen Obersteuercasse zum Fond der dasigen Leihebank gegen 3 Procent vorgeschossen hat (*).

Auch machen die übrigen Umstände keine Schwierigkeit. Es ist gar nicht nöthig, daß zu einem Leihhause ein besonderes Haus genommen wird; der Director oder Commissarius kann diese Anstalt bey sich in seinem Hause haben, er mag dieses eigenthümlich oder miethweise besitzen, denn es gehören etwa nur ein Par mäßige Stuben dazu, in deren einer die Session ist, in der andern aber die Pfänder verwahret werden; es ist genug, wenn nur Sicherheit im Hause vorhanden ist; zu welchem Ende man auch dasselbe von aller wirklichen Einquartierung zu befreyen pfleget (**). Ist auf

(*) Siehe Reglement wegen eines Combards, oder Leihebank-Ordnung in Minden, vom 7ten Aug. 1753, §. 1.

(**) Siehe erneuerte Pfand- und Leihamts-Ordnung der Hauptstadt Breslau, vom 1sten Sept. 1749, § 2.

auf dem Rathhause oder sonst in einem öffentlichen Hause Gelegenheit dazu; so ist es noch bequemer, und man ersparet die Kosten für die Zimmer.

Sonst hat das Leihhaus weiter nichts, als Waagen, Gewichte, Ellen und andere Maaße nöthig, die aber nicht viel Kosten verursachen, auch fast überall zum Behufe der Polizey schon angefertiget sind, deren sich dann das Leihhaus jederzeit mit bedienen kann, zumahl wenn es auf dem Rathhause etablirt ist.

Das Hauptwerk bey der Einrichtung eines Leihhauses kommt auf die Direction und Bedienten an; und da muß man sich hüten, daß man nicht zu viel Bedienten annimmt; denn geschiehet dieses, so muß es die Sache natürlicher Weise zu kostbar machen; und dergleichen Kosten würden diese Anstalten nicht abwerfen, da sie nicht so stark, wenigstens fast niemahls in beträchtlichen Summen, gebrauchet werden. Diese Anstalten müssen auf das allersparsamste eingerichtet seyn, damit die Zinsen so gering, als möglich, gesetzet werden können. Denn ohne geringe Zinsen verlieren sie den Nutzen, den sie haben könnten. In dem Hannöverischen ist ein Rathsherr Inspector des Leihhauses, der einen Schreiber zum Gehülfen hat. Beyde haben noch nicht zwey hundert Rthlr. Besoldung, und die Accidentien für die Versetzzettel. Hiernächst sind zwey Taxirer, der eine in Ansehung der Juwelen, und der andere in Ansehung der Kleider, bestellet, die aber gar keine Besoldung, sondern nur bey jeder Schätzung ein geringes Accidenz bekommen. Dies sind alle Bedienten bey diesen Anstalten, die der Leihkammer jährlich noch nicht zwey hundert Thaler Unkosten verursachen (*). Bey dem Leihhause zu Holzminden sind gleichfalls nur zwey Bedienten oder Administratores, wo-

(*) Siehe v. Justi Polizeywissenschaft, 1ster Band, §. 840.

wovon der eine Registrator, der andere Cassirer ist, bestellet, und selbigen noch ein verpflichteter Mäkler beygefüget (*). In Breslau ist nur ein Commissarius bey dem Pfandhause, der einen Buchhalter unter sich hat; bey den vierteljährigen Auctionen wird auch der Kammerfiscal und ein Deputirter vom Magistrate mit dazu gezogen, die aber nur bloße Diäten bekommen (**). In Minden ist nur ein einziges Mitglied des Magistrats zum Director und Rendanten bestellet, welcher für seine Mühe und Besoldung 3 Procent von den Zinsen zurückbehält, weiter aber keine Ein- und Abschreibegelder oder andere Sporteln, außer bey den Auctionen 8 Pfennige von jedem Thaler, nehmen darf (***).

Das Leih- und Pfandhaus pfleget an gewissen bestimmten Tagen in der Woche, oder alle Tage (****), oder drey Tage, und zwar im Sommer Vormittags von 8 bis 11 Uhr, Nachmittags aber von 2 bis 5 Uhr; ingleichem zur Winterszeit, Vormittags von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr (†); oder auch nur wöchentlich alle Mittwoche und Sonnabend, Nachmittags von 2 bis 5 Uhr (††), zur Versetzung und Auslösung der Pfänder, jedermann offen gelassen zu werden; zu welchen Zeiten also die Bedienten daselbst allemahl gegenwärtig seyn müssen. Wird einer von den Administratoren durch Krankheit oder nothwen-

(*) Siehe Leihhaus-Ordnung für die Stadt Holzminden, vom 27sten April 1754, 1ster Abschnitt, §. 1. Sie stehet im XIten Bande der Leipziger Sammlungen, S. 293, f.

(**) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 1 und 26.

(***) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 2. 16. 17. und 19.

(****) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 2.

(†) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 3.

(††) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 1ster Abschnitt, §. 2.

wendige Reisen, oder andere erhebliche Ursachen verhindert, auf dem Leihhause zu erscheinen; so muß er solches dem Magistrate anzeigen; doch wird ihm damit nicht benommen, jemand aus den Mitteln des Raths oder der Bürgerschaft zu substituiren; es muß aber dennoch ein jeder von den Administratoren für die Interimsadministration des Leihhaus-Wesens in solidum haften. Dafern aber bey dergleichen Substituto etwas zu errinnern, oder die Krankheit sich zu einem langwierigen Lager anlässet, so muß der andere Administrator davon bey Rath referiren, und vom versammleten Rathe die Interimssubstitution gewärtigen (*).

Die Oberaufsicht über das Leih- und Pfandhaus hat an einigen Orten die Kammer, die Unteraufsicht aber, so wie die Jurisdiction in ersterer Instanz in den bey selbigem vorfallenden Sachen und Streitigkeiten, der Stadtmagistrat; so daß denjenigen, so sich durch dessen Veranlassung oder Ausspruch beschweret zu seyn erachten, der Recurs an die Kammer unbenommen ist (**).

Die Ordnung und richtige Führung der Bücher ist eine der vornehmsten Erfordernisse bey einem Leih- und Pfandhause. Man pfleget aber dreyerley Bücher zu halten, nähmlich ein Manual oder Journal, ein Cassebuch, und ein Hauptbuch oder Leih- und Pfandregister. An einigen Orten müssen diese Bücher durch und durch vom Migistrate paginiret, und auf der ersten und letzten Seite attestiret werden, daß und in wessen Gegenwart solches geschehen sey (***).

In

(*) Siehe eben daselbst, §. 3.

(**) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 4.

(***) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 5 und 8.

In das Manual werden diejenigen, so etwas in das Pfandhaus zu versetzen bringen, mit Nahmen unter einer gewissen Nummer eingeschrieben, die versetzte Sache nach ihrer Qualität, Maß, Gewicht, Zahl oder Werth, welchen Tag das Pfand eingebracht, und auf wie lange und wie viel darauf geliehen worden, zugleich verzeichnet (*).

In dem Cassenbuche wird der Empfang und die Ausgabe der Gelder treulich eingetragen, dessen Folia werden täglich summiret, saldiret und unterschrieben; und aus demselben wird monathlich ein Extract von Einnahme, Ausgabe und Bestand dem Magistrate übergeben (**).

In dem Hauptbuche oder Pfandregister werden die ausgeliehenen Gelder, und was dafür verpfändet, an welchem Tage das Geld ausgethan, und was von eingelöseten oder verkauften Pfändern an Capital und Zinsen eingekommen, jedes unter behöriger Rubrik und nach der Nummer, stückweise in Einnahme und Ausgabe gebracht. Auch werden in diesem Hauptbuche alle Besoldungs- Auctions- und andere Kosten, unter besondern Rubriken, in Ausgabe berechnet; das Buch selbst wird jedes Jahr geschlossen, damit man sehen könne, in was für Umständen die Casse jedes Jahr sich befinde (***). Die öffentlich verauctionirten Pfänder werden nebst dem Tage, da solches geschehen, der Qualität, Maß, Gewicht, Zahl und Auctionspreis, ingleichem der Nahme des Eigenthümers oder Ueberbringers, der Tag, an welchem das Pfand versetzet, auf wie lange, wie viel darauf vorgeschossen wor-

(*) Sieh eben daselbst, §. 6. Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 6.

(**) Siehe in letzterer, §. 7. Holzmindensche Leihebank-Ordnung, 1ster Abschnitt, §. 4.

(***) Sieh eben an letzterm Orte.

worden, und die Nummer und das Blatt des Journals ordentlich darin verzeichnet; so, daß dieses Buch mit dem Journale völlig übereinstimmet (*).

Um überzeugt zu seyn, daß diese Bücher allezeit in der vorgeschriebenen Ordnung und Richtigkeit geführet werden, muß der Cammerfiscal und Deputirte vom Magistrat (**), oder der Magistrat allein (***), solche Bücher von Zeit zu Zeit fleißig nachsehen, und alle darin vorkommenden Posten examiniren, sich die vornehmsten Pfänder vorzeigen lassen, und den Zustand der Casse untersuchen. Es muß auch wohl das Hauptleihregister alle Jahr an den Magistrat eingeliefert, mit den monathlichen Extracten conferiret, in calculo nachgesehen, monita darüber gemacht, und salvis monitis quittiret werden (****). Wiedann überhaupt der Rendant, und in subsidium der ganze Magistrat, wenn sich finden sollte, daß sie nicht debitam diligentiam et curam, sonderlich bey der öfters vorzunehmenden Cassenvisitation, adhibiret, vor die versetzten Pfänder haften müssen (†).

Die Casse hat der Director und Rendant in seiner Verwahrung. Oder sie muß auf dem Leihhause bleiben, und mit zwey Schlössern verwahret, und der eine Schlüssel dazu von dem einen Administrator oder Registrator, der andere Schlüssel aber von dem andern oder dem Cassirer, verwahret werden. Und wird keinem von beyden erlaubet, von den Cassengeldern mehr, als 20 Rthlr. in ihren Privathäusern, um im Nothfalle der Armuth helfen zu können, für die Anlei-

her

(*) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 8.

(**) Sieh eben daselbst, §. 15.

(***) Siehe Holzmindensche Leihebank-Ordnung, c. I. §. 7.

(****) Sieh eben daselbst, §. 8.

(†) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 6.

her parat zu halten, die sie dann bey jedesmahliger Zusammenkunft gehörig berechnen müssen (*).

Die Rechnung, wobey vorgedachte Bücher zum Grunde geleget werden, leget der Rendant vor dem Magistrate ab, welcher zu gleicher Zeit ein Par Proben machen, und die Interessenten mündlich über die Richtigkeit befragen kann; worauf alles zur letzten Decharge an die Kammer gehet (**).

Wenn jemand etwas in das Pfandhaus zu versetzen bringet, so muß, ehe die Eintragung, obgedachtermaßen in die Bücher geschiehet, das Pfand durch die bestellten Mäkler geschätzet werden (***), damit man wissen möge, ob auch so viel Geld, als verlanget wird, darauf geliehen werden könne, oder nicht. Zuweilen wird auch die Beurtheilung, wie hoch ein Pfand anzunehmen sey, dem Rendanten überlassen, als der davor stehen muß, daß darauf nicht zu viel geliehen werde; wofern aber ein Streit darüber entstehet, muß der Magistrat arte peritos, zu Rath ziehen, und was billig ist, erkennen (****).

Kommt es dazu, daß ein Pfand verkauft werden muß, und es findet sich alsdann, daß das Pfand weniger werth ist, als darauf geliehen worden, und daß durch den Ausruf es nicht so hoch ausgebracht werden können, als Capital und Zinsen davon betragen; so muß, dafern die Taxation des Pfandes versäumet worden, die Administration davor stehen; findet sich aber, daß die beeidigten Taxatores durch ein ungleiches Aestimatum die Administration zu Hergebung einer über-



(*) Siehe Holzmindensche Leihebank-Ordnung, c. 1. §. 6.

(**) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 8.

(***) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abschn. §. 1 und 7.

(****) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 12.

mäßigen Summe verleitet haben; so müssen dieselben vor den dem Leihhause erwachsenen Schaden stehen; jedoch bleibet denselben frey, ihren Regreß an den Versetzer wieder zu nehmen (*).

Wenn das Pfand taxiret und gehörig in das Journal eingeschrieben worden; so wird dasselbe entweder von dem Versetzer selbst mit seinem eigenen Petschaft, oder wenn dieser keins hat, mit dem Pfandhaussiegel besiegelt (**), sodann aber auf das Pfand ein Zettel geheftet, worauf die Qualität, Maß, Gewicht, Zahl oder Werth desselben, nebst der Nummer des Journals bemerket ist, und dem Verpfänder ein gleicher Pfandschein, unter des Pfandhauses Siegel und des Commissarii oder dessen Buchhalters Unterschrift, ertheilet, dafür aber von dem Verpfänder die Einschreibegebühren bezahlet (***). Die Versiegelung der Pfänder hat einen großen Nutzen. Denn eines Theils kann es leicht geschehen, daß Pfänder gleicher Art, welche verschiedenen Personen gehören, zu gleicher Zeit versetzet werden, die dann gar leicht ausgetauschet werden könnten, wenn sie nicht versiegelt und mit einem Zettel versehen würden. Andern Theils wird durch die Versiegelung der Pfänder verhütet, daß die Pfandhaus-Bedienten solche nicht in ihren eigenen Nutzen gebrauchen können, so außerdem leicht möglich wäre; ob es gleich gemeiniglich scharf verboten zu werden pfleget (****).

Es

(*) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abschnitt, §. 8.

(**) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 5. Breslauische Pfandhaus-Ordnung, § 6. Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abschnitt, §. 10.

(***) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 6.

(****) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 5 und 17.

Es wird nicht allen und jeden Menschen ohne Unterschied erlaubet, bey dem Leihhause auf Pfänder Geld zu entlehnen. Ueberhaupt darf niemanden Geld vorgeliehen werden, von dem die Leihhaus-Bedienten nicht vermuthen können, daß der Versetzer von dem Pfande Herr sey, oder daß es mit Vorbewußt des Eigenthümers versetzet werde. Es wird zwar einem jeden frey gelassen, die Versetzung der Pfänder durch andere Personen, jedoch auf seine Gefahr, verrichten zu lassen; allein die Pfandhaus-Bedienten dürfen sich nicht darum bekümmern, ob sie Vollmachten dazu haben. Zum Besten des Publici aber, pfleget man ein Paar Mäkler gerichtlich anzunehmen, welche für andere Leute, die nicht gerne bekannt seyn wollen, die Versetzung der Unterpfänder verrichten, und dahin beeidiget sind, daß sie von keinem Dienstboten, von Kindern, die in väterlicher Gewalt oder Vormundschaft stehen, von kundbaren Verschwendern, noch andern zum Leihen untüchtigen Personen, Vollmachten zum Versetzen wissentlich übernehmen wollen. Diesen Mäklern wird alsdann geglaubet, und von ihnen nicht verlanget, daß sie die unbekannten Debitoren, ohne höchste Noth, entdecken. Für jeden Auftritt wird ihnen etwas gewisses, z. E. 1 Gr. für ihre Mühe zu nehmen festgesetzet (*).

An andern Orten gestatten die Gesetze nicht, daß den Minderjährigen, Verschwendern, oder sonst liederlichen Menschen, auch den Juden, einiger Vorschuß von dem Leihhause geschehe. Und weil auch die Soldaten auf gewisse Maße von dem Ihrigen nicht disponiren können, und diese Anstalt Gelegenheit geben könnte, daß sie unerlaubte, oder gar Montirungssachen versetzen, oder sich sonst baar Geld an-



(*) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abschn. §. 4. 5.

schaffen könnten, um eine vorhabende Desertion auszuführen; so darf auch keinem Soldaten aus der Leihebank etwas geliehen werden, es sey dann, daß der Capitän der Compagnie in das Darlehn schriftlich consentiret; welchen Consens der Rendant aufheben muß (*). Auch pfleget man zu verordnen, daß, da es in des Verpfänders freyem Willen stehet, ob er die Verpfändung mit Anzeigung oder Verschweigung seines Nahmens thun wolle, zu Beybehaltung des Credits dererjenigen, so das erste erwählen, und ihren Nahmen bekannt machen, alle zu dem Pfandhause bestellte Personen dasjenige, was sie darin sehen und hören, verschwiegen halten sollen. Dahingegen in dem Falle, wo jemand seinen Nahmen nicht entdekket, sondern das Pfand durch einen Dritten in das Pfandhaus überbringen läßt, der Pfandschein auf den Bringer des Pfandes gestellet, jedoch aber solches im Journal notiret werden muß, um bey künftig vorfallendem Zweifel oder Streit, wegen des wahren Eigenthümers des Pfandes selbst, und der Sachen Beschaffenheit halber, nähere Erkundigung einziehen zu können (**).

Auch wird nicht auf alle und jede Pfänder ohne Unterschied Geld geliehen. Man pfleget derowegen zu bestimmen, auf welche Pfänder ein Vorschuß geschehen kann; z. E. auf fahrende Habe und solche Effecten, so dem Verderben entweder gar nicht, oder doch nicht allzusehr unterworfen sind, als: Juwelen, Gold, Silber, Kupfer, Messing, Zinn, Bley, Sammet, Seiden, Leinen- und Wollenwaaren, Kleider, Hausgeräthe, und dergleichen; hingegen wird kein Geld geliehen auf liegende Güter, Wechselbriefe, Obli-

(*) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 14. Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 23.

(**) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 7.

Obligationen, oder solche Mobilien, so das Pfandhaus leichtlich in Verlust, Streit oder Weitläuftigkeiten setzen könnten, auch allzuviel Raum erfordern, als: Bücher, Betten, Gemählde, Spiegel, nebst andern zerbrechlichen Waaren und Geschirre, alte große Schränke und dergleichen Holz-Mobilien, Wein, Branntwein, Oehl, Pretiosa, so mit fürstlichen Wapen gezieret sind, kenntliche Kirchenzierrathen und zum Gottesdienst gewidmete Gefäße, ingleichem auf alle dem Landesherrn oder dessen Armeen zustehenden Ammunitions- oder Arsenalstücke, es bestehen solche in Golde, Silber, oder anderm Metall, Gewehr, Kugeln, Pulver, Bley, kleine und große Montirungsstücke, und dergleichen (*).

Doch pfleget auf seidene, wollene und andere Waaren, ingleichem auf Kleider, Betten, Leinen, und überhaupt auch solche Sachen, die leicht verderben, höchstens nicht mehr, als die Hälfte des Werthes, und auch nicht länger, als auf sechs Monath, geliehen zu werden (**).

Auf gestohlene Sachen darf wissentlich kein Geld geliehen werden. Es sind aber diejenigen, denen etwas gestohlen wird, schuldig, solches dem Leihhause sofort anzuzeigen, und die Sachen umständlich zu beschreiben. Wenn solches geschehen, und die gestohlene Sache nachher in das Leihhaus gebracht wird; so wird solche dem Eigenthümer ohne Entgeld wieder ausgeliefert. Wenn aber die Anzeige entweder gar nicht, oder doch zu spät, und nachdem die gestohlene Sache allbereits versetzet, geschehen, oder auch das Pfand nicht also, wie es bezeichnet, geblieben, sondern in eine andere Form gebracht worden, und sie nicht wohl zu erkennen gewesen; so muß der Eigen-



(*) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 10.

(**) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 11.

thümer, wenn er die Sache wieder an sich nehmen will, und sein Eigenthum erwiesen, das darauf geliehene Geld sammt den Zinsen dem Leihhause bezahlen (*). Wenn die Anzeige und Beschreibung der gestohlenen Sachen geschehen, und diese werden in das Leihhaus gebracht; so muß dasselbe solche Sachen sowohl, als die Person, die sie bringet, bey vorhandenen genugsamen Indiciis, anhalten lassen (**). Und überhaupt muß es, wenn geringe und verdächtige Personen Silberwerk oder andere kostbare Sachen zum Versatz bringen, solche Sachen an sich behalten, und nicht eher wiedergeben, bis die, so es gebracht, zulänglich bescheinigen, daß es ihnen zukommt, oder zum Versatz gegeben worden und nicht gestohlen sey; wobey das Pfandhaus, wenn ganz verdächtige Umstände in Ansehung des Ueberbringers vorfallen, dessen Person in Verhaft nehmen lassen muß. Nur muß dabey behutsam gegangen und keine ehrliche Person blamiret werden (***).

Wenn ein Pfand, so bereits jemanden anders, entweder sub generali oder speciali hypotheca haftet, dem Leihhause versetzt wird; so hat dasselbe dennoch vor allen andern Gläubigern den Vorzug, und ist nicht schuldig, solches eher verabfolgen zu lassen, bis das darauf haftende Geld nebst Zinsen bezahlet worden. Inzwischen darf mit Vorwissen und auf geschehene Meldung kein Geld auf dergleichen Pfand ausgethan werden, oder es müssen in solchem Falle die

(*) Sieh eben daselbst, §. 15. Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 22. Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abschnitt, §. 8.

(**) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 24.

(***) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 15.

die Administratores des Leihhauses dafür einstehen (*).

Wie viel Geld und auf wie lange Zeit das Pfandhaus leihen darf, ist zuweilen demselben freygestellet, nur daß es nicht unter einem Monath geschehe (**). Zuweilen ist aber vorgeschrieben, daß weder unter einem Monath, noch über sechs Monath, ein Vorschuß gethan werden soll; doch kann, wenn besondere Umstände vorkommen, der Termin, nach vorher berichtigten Zinsen, noch auf andere vier bis sechs Monathe gehen; eine weitere und mehrmahlige Verlängerung aber pfleget nicht gestattet zu werden (***). Die Versatzzeit muß um deswillen kurz seyn, damit das Pfandhaus bald wieder zu ihrem vorgeschossenen Gelde gelangen, und damit desto mehrern Personen zu Hülfe kommen könne. Auch wird zuweilen die Summe des Darlehns bestimmet; und darf z. E. unter einem Thaler, und über 100 Thaler gar nicht, auf Juwelen und andere Pretiosa nur der dritte Theil des wahren Werthes, auf Gold, Silber, Messing, Kupfer aber, der ganze innerliche Werth, auf Zeuge, Bücher, Eisen, und dergleichen, so dem Verderben einigermaßen unterworfen sind, die Hälfte des wahren Werthes, geliehen werden (****).

Eben so ist jedem Pfandhause vorgeschrieben, wie viel Zinsen es zu nehmen berechtiget seyn soll. Z. E. zu Breslau werden von den Pfändern, auf welche



(*) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abschnitt, §. 14.

(**) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 13.

(***) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abschnitt, §. 3. 4. Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 10.

(****) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abschnitt, §. 9.

über 25 Rthlr. geliehen worden, 9 Procent, von denjenigen aber, worauf nicht über 25 Rthlr. geliehen worden, 8 Procent jährliche Zinsen, ingleichem 2 Ggr. von jedem Pfande an Schreibe- und Auctionsgebühren genommen (*). Zu Minden nimmt die Leihebank 7 Procent, nähmlich 3 für die Zinsen, so die Obersteuer-Casse für ihr hergeschossenes Capital erhält, 3 Procent, so der Rendant für seine Mühe bekommt, und 1 Procent, so in der Rechnung ausgesetzet bleibet, wenn etwa Geld steril liegen geblieben, und nicht gleich wieder ausgethan werden können; außerdem dürfen keine Ein- noch Ausschreibegebühren oder andere Sporteln, außer von jedem Thaler 1 Ggr. Auctionsgebühren, wovon der Rendant 8 Pfennige, und der Ausrufer 4 Pfenn. erhält, genommen werden (**). In Holzminden müssen an Zinsen von 1 bis 10 Rthlr. 7 Procent, von 10 bis 25 Rthlr. $6\frac{1}{2}$ Procent, von 25 bis 50 Rthlr. $6\frac{1}{3}$ Procent, und was über 50 Rthlr. ausgeliehen wird, 6 Procent, und dem Registrator und Cassirer überhaupt von jedem Thaler Anlehn 4 Pf. bezahlet und berechnet werden (***). In Göttingen nimmt die Leihebank nur 3 Procent (****). Man pflegt dabey einen Monath zu 30 Tagen, eine Woche zu 7 Tagen, und 4 bis 6 Tage für eine volle Woche, 2 bis 3 Tage aber gar nicht zu rechnen; und von denen Pfändern, welche über die Versetzzeit stehen bleiben, werden die Zinsen bis auf den Tag, da sie öffentlich ausgerufen werden, gerechnet (†).

Wenn

(*) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 16.

(**) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 16. 17.

(***) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abschnitt, §. 3.

(****) Siehe von Justi Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken, 1ster Theil, S. 116.

(†) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, c. l. §. 2. 3.

Wenn man die hohen Zinsen erwäget, so wegen der Unterhaltungskosten des Leihhauses gegeben werden müssen, und daß, wegen desselben Sicherheit, auf die meisten Pfänder kaum die Hälfte des Werthes geliehen wird, auch nicht selten die Verschwiegenheit ermangelt; so scheinet diese Anstalt für die Manufacturisten, Fabrikanten und Handwerker, so ihre Waaren versetzen wollen, um sich weiter Materialien zu ihrem Verlage anzuschaffen, eben so bequem und nützlich nicht zu seyn, weil sie dadurch eine schlechte Hülfe erlangen und ihren Endzweck nicht erreichen können.

Sobald die in den Versetzscheinen bestimmte Zeit abgelaufen ist, müssen die Pfänder wieder eingelöset, und das darauf vorgeliehene Geld in dergleichen Münzsorte, worin es empfangen worden, dem Leihhause zurückbezahlet werden. Jedoch stehet auch jedermann frey, noch vor der Verfallzeit sein Pfand gegen völlige Entrichtung der bis zur Zahlungsfrist gefälligen Zinsen auszulösen (*).

Das Pfand wird nicht anders, als gegen Zurückgebung des Pfandscheines ausgelöset. Hat der Verpfänder den Pfandschein verloren, oder es ist ihm solcher entwendet worden; so muß er dem Pfandhause davon unverweilte Nachricht geben. Wenn sich hierauf der Finder oder andere unrechtmäßige Inhaber des Pfandscheines meldet; so wird die Sache bey dem Magistrat summariter untersuchet, und dem wahren Eigenthümer zu dem Seinigen verholfen; und im Falle der eine oder andere Theil prägravirt zu seyn glaubet, so kann derselbe auf die Kammer provociren, die sodann die Sache endlich entscheidet.

Wofern sich zwar der Verpfänder, nicht aber dessen Gegentheil, oder der Finder und Inhaber des Pfandscheins, meldet, noch auszumachen ist; so wird

dem

(*) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 14.

dem Verpfänder die Einlösung des Pfandes nicht zugelassen, es sey denn, daß er vorher sich genugsam bey dem Magistrate dazu legitimire und Caution leiste, daß, wenn sich ein Tertius mit dem Pfandscheine in Zukunft melden würde, er das Pfandhaus auf seine Kosten vertreten und durchaus schadlos halten wolle. Man erlaubet dem Pfandhause nicht, denjenigen, welche ihre Pfandscheine verloren, die Einlösung der Pfänder zu gestatten, oder, wenn solche nach der Verfallzeit bereits verkauft worden, den Ueberschuß des Geldes ihnen herauszugeben, es wäre denn, daß der Magistrat, nach eingezogener zulänglicher Erkundigung, das Pfand- und Leihamt hierzu schriftlich authorisirte, damit die geschehene Auslösung der Pfänder, oder, wenn solche bereits verkauft, die Auszahlung des vom Auctionspreise übrig gebliebenen Geldes, entweder mit den zurückgegebenen Originalpfandscheinen, oder des Magistrats jedesmahligen schriftlichen Bewilligung, dadurch beleget werden mögen (*).

Zu Verhütung der Unrichtigkeiten bey der Wiedereinlösung der Pfänder, pfleget man auch zu verordnen, daß die Pfandscheine nicht weiter versetzet und von einem dritten darauf Gelder gelehnet werden sollen, bey Verlust solcher gelehnten Gelder (**).

Und wenn jemand eine ihm nicht zugehörige Sache bey dem Pfandhause versetzet, so wird zwar das Pfand demjenigen, so den Pfandschein in Händen hat, und das Pfand auslöset, verabfolget, weil das Pfandhaus auf das Unterpfand, und nicht auf die Person sein

(*) Sieh eben daselbst, §. 18. 19. 20. Wenn ein Creditor, welcher dem Pfand- und Leihamte Geld vorgestrecket, seine Obligation verloren hat, oder ihm solche entwendet worden; so wird es dabey eben so gehalten.

(**) Siehe Churfürstl. Hannöverisches Avertissement dieserwegen, vom 13ten Nov. 1769. Befindet sich in den Hannöverischen Anzeigen.

sein Absehen richtet; es wird aber ein solcher Verpfänder, wenn er dessen von dem Eigenthümer überführet wird, nicht nur nachdrücklich bestrafet, sondern auch, aus andern seinen Mitteln gedachtem Eigenthümer, wenn er ihm das Seinige in Natur nicht wiederschaffen kann, Vergütung zu thun, angehalten (*).

Wenn durch Unglücksfälle die versetzten Sachen ganz oder zum Theil verdorben, oder verloren gehen, so muß vor diesen Schaden der Versetzer als Eigenthümer stehen, und nichts desto weniger dem Leihhause das auf solche Pfänder erborgte Capital nebst den Zinsen bezahlen. Wenn aber dergleichen durch Schuld der Leihhausbedienten geschiehet, so müssen dieselben nicht nur den Versetzer wegen seines Pfandes, sondern auch das Leihhaus wegen seines darauf geliehenen Capitals und Zinsen, befriedigen und schadlos halten (**).

Wenn die Pfänder zur Verfallzeit nicht wieder eingelöset werden, noch um Verlängerung des Termins angesuchet worden; so werden sie zuweilen ohne Nachsicht durch öffentlichen Ausruf an den Meistbietenden verkauft (***); zuweilen werden, nach Ablauf des Termins,

(*) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 21.

(**) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abschnitt, §. 9.

(***) Siehe Holzmindensche Leihhaus Ordnung, 3ter Abschnitt, §. 5. Stirbt der Versetzer, ohne sein Pfand einzulösen oder zu erneuern, und es entstehet wegen seiner Verlassenschaft ein Streit unter den Erben; so verfähret nichts desto weniger das Leihhaus zur bestimmten Zeit mit dessen Verkaufung und Berechnung des Ueberschusses. Wird jedoch vor oder nach dem Ausruf, vor Berechnung des Ueberschusses, einem von den Erben der Versetzscheln zuerkannt, oder derjenige, so den Versetzscheln in Händen hat, macht annehmliche Caution; so muß das Leihhaus das Pfand, gegen Bezahlung Capitals und Zinsen, auch Einlieferung des gerichtlichen Erkenntnisses, oder geleistete Caution, verabfolgen lassen; in Sequester aber solches zu legen, findet bey dem Leihhause keine Statt. Sieh eb. das. §. 13.

mins, dem Schuldner noch 8 Respittage, wovon er jedoch auch die Zinsen tragen muß, verstattet (*). An einigen Orten hingegen muß das Pfand- und Leihamt noch ein ganzes Jahr warten, und ist erst nach dessen Verfließung berechtiget, die unausgelöseten Pfänder zu verkaufen (**).

Zum Verkauf der unausgelöseten Pfänder werden gemeiniglich des Jahrs etlichemahl öffentliche Auctionen gehalten, und der Tag und die Stunden dazu vorher durch die wöchentlichen Intelligenzblätter, durch die Zeitungen, oder vermittelst öffentlich angeschlagener Zettel, drey Mahl von 8 zu 8 Tagen, dem Publico bekannt gemacht. Bey der Auction selbst pfleget ein Deputirter vom Magistrat, und an einigen Orten auch der Kammerfiscal, gegenwärtig zu seyn.

Ehe und bevor die Pfänder in der Auction versteigert und dem Meistbietenden zugeschlagen werden, werden sie, sonderlich Pretiosa und Juwelen, durch vereidete Taxatoren geschätzet. Andere und fremde Sachen, so auf das Leihhaus nicht gehören, und daselbst nicht versetzet worden, dürfen bey der Auction nicht mit untergeschoben und zugleich mit verkauft werden (***).

Wird auf die zu verauctionirenden Sachen von niemand etwas geboten, so werden sie bis zu einem andern Tage zurückgeleget; doch stehet dabey den Eigenthümern frey, die von ihnen versetzten Pfänder, gegen Berichtigung des darauf vorgeliehenen Geldes, der aufgelaufenen Zinsen, und der, des Anschlags und Bekannt-

(*) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 19.

(**) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 13.

(***) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 20. Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, c. l. §. 5.

kanntmachung wegen, verursachten Kosten, einzulösen (*).

Wird ein Pfand in der Auction nicht so hoch verkauft, als das darauf haftende Capital und Zinsen betragen; so müssen, wie schon oben erinnert worden, bey unterlassener Taxation, die Administratoren des Leihhauses, bey einer geschehenen ungleichen Taxation aber, die Taxatoren vor den dem Leihhause dadurch zugezogenen Schaden stehen.

Werden die verkauften Pfänder höher ausgebracht, als das Anlehn nebst den Zinsen und Kosten beträget; so muß der Ueberschuß treulich angezeiget, und dem Eigenthümer, gegen Auslieferung des Versetzscheines, binnen 6 Monathen zugestellet werden, in dessen Verabsäumung aber ist er dem Leihhause verfallen, und wird in der Hauptrechnung unter einer besondern Rubrik aufgeführet, den Administratoren aber werden von jedem Thaler 2 Mgr. für ihre Mühe passiret (**). An andern Orten ist dieser Ueberschuß erst alsdann, wenn binnen Jahr und Tag nach der Auction sich niemand dazu legitimiret, dem Leihhause verfallen (***). An noch andern Orten ist, wenn in den nächsten drey Jahren von der Zeit des verkauften Pfandes anzurechnen, sich der Inhaber des Pfandscheines, oder derjenige, dem das verkaufte Pfand gehöret, nicht dazu angiebt und legitimiret, das Pfandhaus berechtiget, von dem Ueberschusse des verkauften Pfandes 5 Procent an Cassengebühren einmahl für allemahl zu nehmen, das übrige aber fällt dem landesherrlichen Fisco anheim; zu dem Ende dem Kammer-Fiscal oblieget, sowohl die Journale und Bücher des Pfand- und Leihamts, flei-

(*) Sieh am letztern Orte.

(**) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abschnitt, §. 7.

(***) Siehe Mindensche Leihebank-Ordnung, §. 19.

fleißig zu examiniren und nachzusehen, als auch davon eine Designation alle Quartal bey der Kammer zu übergeben; außerdem aber muß auch der Administrator des Pfandhauses von demjenigen, was dem landesherrlichen Fisco anheim gefallen, sowohl dem Kammerfiscal als dem Magistrate, alle drey Monathe Anzeige thun, damit solches untersuchet, und an die Kammer zu näherer Verfügung Bericht erstattet werden könne (*).

Wenn zwischen den Leihhaus-Administratoren, und den Versetzern ein Streit vorfällt, so nach den Rechten entschieden werden muß; so ziehet der Magistrat die Sache, ohne Verstattung eines Schriftwechsels, in ein mündliches Verhör, untersuchet solche summariter, und entscheidet solche in aller Kürze nach Vorschrift der Leihhaus-Ordnung (**). Zuweilen wird auch die Provocation von des Magistrats Bescheid an die Kammer verstattet (***).

Dies sind Grundsätze die Bergius und von Justi über das Leihbankwesen haben. Allein von Entstehung der Banken haben sie nichts erwähnet. Wir können solche schon hoch ins Alterthum hinein setzen; und da Christus die Parabel von dem Hausvater erzählet, der über Land verreiset, und seinen Knechten einige Centner Goldes, um damit zu wuchern, zurückgelassen, u. s. w. so läßt sich denken, daß auch damahls, wenigstens eine Art von Bankwesen unter den Juden schon bekannt gewesen seyn müsse, weil in dieser Stelle nicht allein vom Wucher geredet, sondern auch anderswo der Wechseltische gedacht wird (****).

Zu

(*) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 17. und 25.
(**) Siehe Holzmindensche Leihhaus-Ordnung, c. I. §. 15.
(***) Siehe Breslauische Pfandhaus-Ordnung, §. 18.
(****) Matth. Cap. 21. und Cap. 25.

Zu eben dieser Zeit befand sich die römische Republik in ihrem besten Flore, und dort gab es Wechsler und Geldwucherer in Menge, unter welchen sich auch Vornehme im Staate befanden. So warf z. B. Marcus Antonius dem Octavianus Cäsar zur Schmach vor, daß sein Großvater an der Wechselbank gesessen, und Cassius wußte denselben gleichfalls nicht höher zu verachten, als wenn er ihn eines Numularii, oder Wechslers Sohn nannte, weil (nach Aussage des Sigonius,) die Wechsler auch gemeiniglich mit dem Wucher umgingen, und dieserhalb verhaßt waren. Hierüber äußert auch Cicero (von den Pflichten) seinen Unwillen, und Tacitus erzählt uns (*), wie man dem Wucher verschiedene Statuten und Gesetze entgegen gesetzt habe.

Marperger scheint (**) zu behaupten, daß überhaupt die Wechsel- und Bankgeschäfte bey den Römern verhaßt gewesen — vielleicht war es aber nur der unbillige Vortheil, den die Wechsler und Banquiers nahmen, wodurch sich diese dem Volke verhaßt machten. Ich weiß nichts aufzufinden, womit ich beweisen könnte, daß bey den Römern aber schon solche Banken, als wir haben, gewesen wären. Daß der alte Marperger sich irren mag, und daß die Römer nur die unbilligen Wucherer verachteten, wohin vorzüglich damahls auch solche Leute gehörten, die wir jetzt allenfalls Höker nennen, das glaube ich darthun zu können (***). Auch läßt sichs denken, daß es Men-

schen

(*) Cornel. Tac. Lib. 5. Annal.

(**) Paul Jacob Marpergers Beschreibung der Banquen etc. Leipz. 1723, S. 4.

(***) Allgemeine Geschichte der Handlung und Schifffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz- und Cameralwesens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern. Breslau, 1751, Th. 1, S. 507, fgg.

schen gegeben, die Geld verliehen, und denen die in Noth waren, unbillig hohe Zinsen abnahmen.

Die Römer wußten eben so gut, wie je ein anderes Volk, sich durch Handlung und Schifffahrt zu bereichern, und da sie einsahen, welchen großen Einfluß dieses auf das Wohl des Staats hatte, so läßt sich auch leicht denken, daß der eigentliche Kaufmannsstand auch bey ihnen nicht verhaßt gewesen, wie es einige nachmahlige Schriftsteller, und auch Ausleger der alten Schriften hin und wieder haben behaupten wollen.

Man gründete solche Meinung auf die erste Stiftung der Stadt durch den Romulus, als welcher seinen neuen Staat bloß kriegerisch eingerichtet; seinen Bürgern Handlung und Künste zu treiben untersaget, und solche den Knechten zu überlassen verordnet habe (*). Wenn man sich aber erinnern will, was die erstен römischen Bürger für Leute waren — mit welchen sich alle benachbarten Staaten in keine Gemeinschaft einlassen wollten, so könnte man freylich wohl zugestehen, daß ihnen kein anderes Handwerk, als Krieg oder Raub übrig geblieben; deßhalb sagt ein römischer Dichter:

Majorum primus, quisquis fuit ille tuorum,
Aut pastor fuit, aut illud, quod dicere nolo.

Nachdem Rom durch die überwundenen Lateiner, Sabiner, Samniter und andere Völker mehr angewachsen, und durch die Vergrößerung der Stadt und Vermehrung der Einwohner auch ihre Bedürfnisse zugenommen haben, und das Regiment durch den zweyten König, Numa Pompilius, viel besser eingerichtet worden, so hat man in Rom schon angefangen, günstiger von der Kaufmannschaft zu urtheilen. Die

vierte

(*) Dionys. Halic. II. p. 98.

vierte König Ancus Marcius, schickte bereits eine Colonie Römer nach Ostia, am Ausflusse der Tyber, welches ihnen beydes zur Handlung und Kaperey bequem gelegen war; und Tarquinius Priscus, der fünfte König von Rom, der selbst eines reichen Corinthischen Kaufmanns Sohn gewesen, hatte ohne Zweifel noch den Nutzen und die Vorzüge der Handlung vor Augen, welche man ihr in seiner Vaterstadt einzuräumen pflegte.

Es ist zwar wahr, daß die Römer sich allein dazu bestimmt zu seyn glaubten, über alle andere Völker zu herrschen, und daß sie aus dem Kriege ihre vornehmste Beschäftigung gemacht. Nicht weniger muß man zugestehen, daß diese Ruhmbegierde, welche sie im höchsten Grade beherrschet, den Vornehmsten unter ihnen eine Verachtung gegen die Handlung eingeflößet. Eben die Römer, welche anfangs so große Beyspiele der Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Mäßigung gegeben haben, ließen sich durch die Reichthümer aus eroberten Provinzen anstecken, und mit diesen Reichthümern fand sich bey ihnen die Liebe zur Pracht, Wollust und Ueppigkeit ein; deren Sättigung eine Begierde nach neuen Reichthümern erweckte, die sie mit Ablegung der alten Strenge ihrer Sitten, sich durch die Handlung zu verschaffen wußten.

Eine so große und volkreiche Stadt, als Rom, die sich weder von ihrem eigenen Gebiethe, noch von den Früchten aus ganz Italien ernähren konnte, mußte nothwendig ihre Bedürfnisse durch die Handlung und Schifffahrt von außen zu erlangen suchen. Man kann also nicht sagen, daß Rom, welches seine Erhaltung in der Handlung fand, dieselbe verachtet und verabsäumet habe. Man darf sich auch, um das Gegentheil darzuthun, nicht mit Muthmaßungen behelfen. Man wird überhaupt aus der Geschichte der römischen Handlung und Schifffahrt hinlänglich Beweise

antreffen, daß die Römer in den frühesten Zeiten der Republik, Handlungs- und Schifffahrts-Tractate geschlossen; Handlungs Collegien errichtet, und verschiedene Verordnungen gegeben haben, welche zum Ruhm und Vortheile der Handlung gereichen.

Man führet aber insgemein noch an, daß Cicero eben nicht zum vortheilhaftesten von der Kaufmannschaft gesprochen haben soll; allein, man versteht ihn entweder nicht recht; oder man macht nicht mit ihm den Unterschied zwischen der Krämerey und der Kaufhandlung. Ich will die Stelle, worauf man sich beruft, hierher setzen:

Er redet von den unterschiedlichen Künsten, Gewerben und Arten Geld zu gewinnen, in wiefern sie für frey und anständig, oder für unanständig zu achten sind; und nachdem er von den Zöllnern, Wucherern, Miethlingen und Tagelöhnern, das letztere behauptet, so sagt er: „Diejenigen sind auch nicht „besser, welche eine Parthey Waare von den großen „Kaufleuten erhandeln, um solche im Kleinen wieder „auszuhökern; denn, sie können nicht viel gewinnen, „ohne viel dabey zu lügen. Was ist aber schändlicher, als eitel und lügenhaft zu seyn!“ (*) Man bemerke, daß Cicero hier nur von den Krämern und Hökern redet, welche von großen Kaufleuten sehr unterschieden sind. Dieses zu verstehen, muß man wissen, daß in Rom die erstern Propolae, oder Arilatores, die letztern aber Negotiatores, genennet worden, und daß man diese wieder in Mercatores und Negotiatores, Kaufleute und Negotianten eingetheilet, davon nach des Sigonius Meinung (**), jene in der Stadt, diese aber in den Provinzen gehandelt haben. Apulejus nennt die letztern Magnarios, Groß-

(*) De offic. Lib. I. c. 42.

(**) De antiquit. jure civ. Rom. II. 10.

Großhändler; und daher wird der eine auch in den Aufschriften Mercator navicularis, und der andere Negotiator Cretarius, genennet (*), oder wie beym Gruter (**) gelesen wird: Negotiator artis cretariae.

Diese Kaufleute und Großhändler, oder auch andere vornehme Römer, die sich mit der Handlung abgaben, trieben sie nicht allemahl selbst, sondern gebrauchten dazu Knechte, Freygelassene und Freye, um Lohn gedungene Menschen, welche Institores oder Handelsdiener genennet wurden (***), von denen in den römischen Rechten vieles vorkommt (****). Es ist möglich, daß diese Institores auch die Geschäftsträger bey dem Verleihwesen, welches im Grunde doch auch eine Art von Bankwesen war, gewesen sind. Denn zur Aufnahme der römischen Handlung trug besonders viel dazu bey, daß man das Geld auf niedrige Zinsen erhalten konnte, und der übermäßige Wucher durch verschiedene Gesetze, und schon durch die der zwölf Tafeln verbothen worden. Kraft dieser mußte derjenige, welcher höhere Zinsen nahm, als bestimmt war, zwölf Mahl so viel erstatten. Cato (†) lobet dieses Gesetz, welches einen Wucherer mit größerer Strenge, als einen Dieb bestrafte, der das Gestohlene nur zweyfältig erstatten mußte. Aus allem



(*) Reinesii inscript. class. I. 170 et 178.

(**) Pag. DCXII. 3. 4.

(***) Aller Wahrscheinlichkeit nach, weil wir Deutschen so viel von den römischen politischen Einrichtungen angenommen haben, kommt daher auch, daß unsere Kaufleute ihre in Condition habenden Kaufdiener schlechthin ihre Diener nennen. Sprechen sie von ihnen, und wenn solcher junge Mann auch von noch so guter, und besserer Abkunft, als sie selbst sind, ist, so heißt es doch selten anders, als: mein Diener. —

(****) Dig. Lib. III. L. V. L. XIII. §. ult. de institor. action.

(†) De re rustica, Lib. I. cap. 1.

diesen schließe ich, daß man wenigstens Arten von Leihbänken dort gekannt habe.

Daß aber bey den Römern auch die Wechselhandlung im Flore gewesen, ist wohl schwerer zu behaupten. Einige wollen aus einer Stelle des Aristoteles darthun, daß das Wechsel-Negotium zu Alexanders des Großen Zeit schon bekannt und üblich gewesen sey; und es hat besonders Scaccia (*) diese Meinung geheget, Raphael del Turri (**) aber das Gegentheil dargethan. Andere wollen davon wirklich bey den Römern Spuren antreffen. Man muß aber unterscheiden, daß die Wechselhandlung zweyerley sey. Die eine, da die Species an Ort und Stelle umgesetzt werden; die andere, da solches auswärts durch Wechselbriefe dergestalt geschieht, daß die Gelder, welche man an einem Orte empfangen, an dem andern per tratta wieder bezahlet werden. Die erste Gattung der Wechselhandlung ist bey den Römern sehr gebräuchlich gewesen, wie aus den Nahmen der Argentariorum, Trapezitarum, Mensariorum und Numulariorum, deren in den römischen Gesetzen Meldung geschieht, wie auch aus den vielen dazu bestimmten Marktplätzen und öffentlichen Gebäuden in der Stadt abzunehmen ist; dahin besonders die Basilica argentaria gehöret, welche nur von Kaufleuten und Wechslern besuchet worden, und die man mit unsern heutigen Börsen vergleicht. Die andere Art der Wechselhandlung aber ist den Römern gänzlich unbekannt gewesen, wie unter andern Gottlieb Gerhard Titius und Johann Schilter behaupten; wie denn auch hiervon gar nichts in dem römischen Rechte vorkommt. Es haben jedoch Huber, Heineccius, Born und andere, verschiedene andere Spuren entdecket, wor-

(*) In Tr. de Commerc. et Camb. §. 1. qu. 6. n. 11.

(**) In Tract. de Camb.

woraus man abnehmen sollte, daß unsere heutige Art zu wechseln bey den Römern nicht ganz ungebräuchlich gewesen. Besonders hat der berühmte Hofrath Ayrer (*) in Göttingen, solches gründlich erörtert, und verschiedene Stellen aus dem Cicero und andern beygebracht, die einen nicht undeutlichen Beweis abgeben. Man wird aber hieraus nicht sogleich folgern, daß diese Art der Wechselhandlung bey den Alten sogar üblich und in solcher Verfassung gewesen sey, als sie es bey uns ist.

Die alten Römer hatten aber vielen Credit, der besonders sowohl zum Bank- als Wechselwesen, und auch zur Handlung überhaupt gehöret. Treue und Glaube ist die Seele der Handlung. Polybius saget daher: „Wenn ihr den Griechen einen Talent „mit zehn Versprechungen, zehn Bürgschaften, zehn „Zeugen leihet; so ist es dennoch unmöglich, daß sie „Treue und Glauben halten. Allein, bey den Rö„mern, man mag nun entweder von den öffentlichen, „oder Privatgeldern Rechnung ablegen müssen, ist „man des Eides wegen getreu, den man geleistet hat.“

Bey den Griechen hieß das Geldwechseln und Umsetzen Collybus, welches Wort hernach auch die Römer von ihnen entlehnet (**), woher Cicero sagt: „Siehe zu, daß an dem Gelde kein Mangel sey, denn „es ist genug, daß man am Wechsel Schaden leiden „muß.“ — — (Eine Anmerkung, die auch in unsern Tagen manchem eingeprägt zu werden verdiente. —) Plautus gedenkt der alten römischen Wechselbänke (***), daß daselbst Leute säßen, die auf Wucher



(*) In Diatr. de Cambialis instituti vestigiis apud Romanos.

(**) Cicero in einer seiner Episteln an den Atticus: vide quaeso, ne qua lacuna sit in auro, sed certe est, in Collybo detrimentum.

(***) — et quod ibi sint, qui dant, quique recipiunt foenore,

gäben und nähmen; und man nennete sie deshalb alte Wechselbänke, weil sie von der Zeit des Tarquinius Priscus an, auf dem Markte zu Rom aufgerichtet gestanden.

Dieser Tarquinius Priscus, als Kaufmannssohn, und gewiß der damahligen Handlung kundig, wird schon manche hierin einschlagende Verfügungen getroffen haben. Das Geld, welches daselbst von den Wechslern und Wucherern genommen wurde, wird vom Cicero, in einer seiner Episteln an den Atticus, Marktgeld genennet (Aes circumforaneum), weil nähmlich noch zu seinen Zeiten die Wechselbänke, wie von Alters her, auf dem Markte gehalten worden.

Von den Römern ist solches Geldwechseln und Wuchern hernach immer weiter in Italien ausgebreitet, und bis auf den heutigen Tag an unterschiedenen Orten sehr stark unterhalten worden. Und, obgleich das vormahlige Haupt der Welt, nähmlich die Stadt Rom, von den Gothen zerstöret, und hernach auch das übrige Italien von ihnen und andern barbarischen Völkern sehr verwüstet worden; so hat doch in den mittlern Zeiten das Finanzwesen zur Zeit der Guelfischen und Gibellinischen Faction, aufs neue seinen Anwachs und Begeisterung dadurch bekommen, daß die von der gibellinischen oder kaiserlichen Parthey, weil ihnen die guelfische, oder päpstliche, zu mächtig war, sie hin und wieder in Italien auftrieben, und ihrer Güter und Einkünfte entsetzten, kein anderes Mittel sich zu erhalten, und sowohl in Italien, als in andern Ländern, fortzubringen fanden, als daß sie ihr baares Geld, welches sie vor ihren Feinden noch gerettet hatten, rouliren ließen. Daher auch der Nahme der Lombards, welchen man den hin und wieder in Deutschland und auch andern Ländern aufgerichteten Leih- und Pfandhäusern giebt, weil nähmlich diejenigen, die solches zuerst angerichtet, aus der

Lom-

Lombardey (einer vormahls sogenannten Provinz in Italien, worunter man nachher den Staat von Mayland mit begriff,) gebürtige gibellinische Lombarden gewesen.

Von diesen schreibet man auch den Gebrauch der Wechselbriefe her; wiewohl es einige den aus Frankreich vertriebenen Juden beylegen, als welche sich am ersten derselben, um ihre Baarschaften und Effecten aus dem Lande zu bringen, sollen bedienet haben. Dieses ist jedoch gewiß, daß, wie noch jetzt die Italiäner kluge Handelsleute sind, also auch die meisten zu den Land- und See-Commercien dienenden und dieselbe erleichternden Hülfsmittel, und also auch die Banken und deren nützlicher Gebrauch von ihnen hergekommen, wozu ihnen theils, wie ich schon angeführet, die Nothwendigkeit, theils die dabey befindliche Bequemlichkeit, Anlaß gegeben. Denn, wenn jemahls ein Land in der Welt durch innerliche Unruhen und schädliche Factionen viele Jahre hindurch verwüstet, seine schönsten Städte zerstöret, und (wie es auch Mayland wiederfuhr) auf den Grund geschleifet, und dem Boden gleich gemachet worden, so ist es gewiß Italien gewesen, wie solches aus der italiänischen Geschichte, und besonders aus den Streithändeln zu ersehen ist, welche der römische Stuhl lange Zeit zu Deutschlands und Italiens Verderben, mit den alten deutschen Kaisern gehabt hat.

Hier war nun vernünftige Staatswirthschaft und gute Polizey nöthig, um die verwüsteten Städte wieder in Aufnahme zu bringen, und es kam also die wohlthätige Einrichtung der Lehnbanken, Leih- und Assistenzhäuser, von den vorher gewesenen sogenannten Montibus pietatis, deren ich gleich anfangs dieses Artikels erwähnte, in mehreren Betracht und größere Aufnahme; da man den, durch Krieg und andere Unfälle in Abgang der Nahrung gekommenen

Kauf- und Handwerksleuten, gegen einen billigen Zins, Geld zu Wiederaufrichtung ihrer Nahrung, vorstreckte (*). Dies konnte desto eher geschehen, als es viele vornehme Familien theils für ein Werk der Liebe hielten, ihr Geld einer solchen löblichen Stiftung, als ein Mons pietatis war, anzuvertrauen, theils auch keine bessere Gelegenheit, selbiges sicher, und zwar auf Zinsen noch dazu zu deponiren, als sie eben bey einem solchen Monte, fanden. So ist auch ferner bekannt, wie in den mittlern Zeiten und vor der Reformation Rom und Italien das Centrum gewesen, nach welchem der Eifer der Religion aus allen Reichen und Ländern, die von dem römischen Stuhl abhingen, die Gold- und Silberflüsse zugeleitet — also daß die römische Geistlichkeit nicht allein Geld und Guts genug, zu Aufbauung vieler Kirchen und Klöster, wie auch zur Fundation solcher Stiftungen, in welchen bequemlich zu leben war, haben können; sondern es blieb auch noch ein Großes über, welches hernach zum Theil auch in Montes pietatis, und zwar um so viel mehr verwandt worden, als man daraus vielen Leuten, denen man gern geholfen wissen wollte, gegen einen geringen Beytrag, stattliche Präbenden und Leibrenten zuschanzte, davon viele derselben noch wollüstig und überflüssig leben, und Zeit ihres Lebens, in Hinsicht der Nahrung, unbesorgte Tage haben können. Dies zog diesen Anstalten einen bösen Nachklang zu — indessen bleibet jedoch dem löblichen Gebrauche eines Dinges, durch welchen es von dem Mißbrauche unterschieden wird, sein billiges Lob; und also wer-

(*) Die Montes pietatis waren eigentlich anfangs keine Bankanstalten, sondern nur gewisse Cassen, die man jetzt wohl Armencassen nennen könnte; denn sie entstanden aus milden Beysteuern, und es wurden daraus Nothdürftige in Hinsicht des Unterhaltes, unterstützt. Man sehe Marperger, am angeführten Orte, Cap. 1, S. 2.

werden auch alle löblichen Stiftungen, wodurch die Stifter Gottes Ehre befördern, und die Liebe gegen den Nächsten ausüben wollten, allezeit, und so auch die Leihbanken in ihrem Werthe verbleiben, und zwar die particulären sowohl als die universalen. Unter jenen versteht man die bekannten Lombards — Leih- Pfand- und Assistenzhäuser, in welchen einem jeden auf Pfand mit einem Geldvorschusse gedient wird; worunter man auch die in großen Handelsstädten der Kaufmannschaft zu Nuze aufgerichteten Leihbanken verstehen kann, worüber im Vorhergehenden im Allgemeinen schon etwas gehandelt worden.

Nächst diesen erwähnten Montibus pietatis kamen auch in Italien überhaupt, nach den Fußstapfen des alten Roms, die Wechselbanken in den mittlern Zeiten häufig in Ansehen, welche wir füglich in verschiedene Classen eintheilen können; als einmahl in solche, in welchen bloß eine Münzsorte gegen die andere umgesetzt wird, entweder al pari, oder mit Zugebung eines gewissen Agio; dabey dann an etlichen Orten mit einer solchen Geldwechselungs- und Umsetzungsbank auch das Wardeinamt verbunden ist, oder doch billig verbunden seyn sollte, wegen des damit verknüpften öffentlichen Nutzens. Die andere Art der Wechselbanken können wir diejenige nennen, die von vornehmen Privatpersonen in der Art errichtet werden, damit ihre Capitalien Frucht bringen mögen. Hierzu bieten wieder andere Privatpersonen die Hand, und sie stellen den Eigenthümern des Capitals einen gewissen ausbedungenen Theil der Zinsen zu. Das Uebrige behalten sie für ihre Mühwaltung, zu ihrem Fortkommen.

Da nun solche Geldwechsler und Geld-Administratoren solches ihnen anvertraute Geld in ihre Kisten, und etwa an den Wänden oder Tafelwerk eines Zimmers (dergleichen in Oberdeutschland noch ziemlich

lich gebräuchlich ist,) eingemauerte oder befestigte Sitzbänke eingeschlossen hatten; so wurden sie daher von solchen Geldtruhen oder Geldbänken, Banchieri, oder französisch Banquiers, genannt, welcher Nahme aber heutiges Tages so gemißbrauchet wird, daß mancher Tobacks- Pfeifen- Speck- und Käsehändler, wenn solcher etwa einem Geldbedürftigen ein Par Thaler vorschießet, sich sogleich Banquier nennen lassen will; so wie auch jeder Jude gern solchen Titel hat, der seinen ganzen Wechselladen mit sich in der Tasche führt. —

Was die eigentliche Etymologie des Wortes Banke (Banco) betrifft, so behauptet Marperger (*), es komme von der Einschließung des Geldes in einem befestigten gut verwahrten Orte her, weil man viele andere Oerter, wo in verschlossenen Schränken etwas vorgenommen wird, Bänke nennet, z. B. Fleischbänke, Brodbänke, ja sogar Gerichtsbänke u. s. w. Daß das Wort Bank seine Bedeutung von Bann hergenommen haben soll, ist ganz unwahrscheinlich, so wie auch, daß es von Banquer herkomme. Diese Untersuchung will ich übergehen, und mich mit Marpergers oben angeführten Behauptung behelfen.

Die öffentlichen, aber dennoch immer nur in der Privatpersonen Händen bestehenden Banken erhielten immer mehr innere Kraft, weil geistliche und weltliche Standespersonen, indem sie mit ihren Reichthümern nirgends hinwußten, es für rathsam hielten, diesen in Credit stehenden Financiers ihr Geld hinzugeben, welche es, zumahl wenn sie der Kaufmannschaft zugethan waren, rouliren ließen, und ihnen alsdann jährlich nur ein Gewisses statt der Zinsen abgeben mußten. Eine andere Aufnahme der Banken war auch diese, daß reiche und wohlhabende Leute, denen es ihres geistlichen oder weltlichen vornehmen Stan-

(*) Am angeführten Orte, S. 8.

Standes wegen, nicht anständig war, selbst Handlung zu treiben, ihre Gelder, wie noch heutiges Tages in Deutschland und allen angränzenden Ländern geschieht, andern vertrauten Leuten mit der Bedingung hingaben, daß solche damit Handel treiben, ihnen aber hernach am Ende des Jahres, und nach geschlossener Bilanz, ein Gewisses vom Gewinne abgeben, das übrige aber für die Mühwaltung ihrer Administration behalten sollten.

Nun war damahls Italien allein Meister von den europäischen Commercien, und es hatten auf der einen Seite besonders Venedig und Genua ihren starken Verkehr mit der Levante, oder dem Oriente, bis in das schwarze und rothe Meer, nach Kleinasien, Persien, Aegypten und Afrika; auf der andern Seite gingen sie durch die meisten abendländischen Reiche, da dann diejenigen, welche in solcher Handlung begriffen waren, stattliche Gelegenheit hatten, ihre eigenen, und anderer ihnen anvertraueten Gelder zu nutzen; ja, mancher mußte sichs noch für ein Glück rechnen, wenn er sein müßig liegendes Geld bey einem solchen Negotianten und Banquier auf Zinsen unterbringen konnte.

Weil nun diese italiänischen Banken und die Negotianten große Geschäfte nach Asien hin und auch in Europa machten, und daher auch diejenigen, welche etwa Geld an einen solchen weit entlegenen Ort, zur Auslösung gefangener Christen, Besuchung heiliger Länder, Ausrüstung ihrer Schiffe, Besoldung der Kriegsvölker, Ankauf der Waaren, oder anderm Gebrauche nöthig hatten, mit gültigen Wechseln und Assignationen versehen konnten, so wurden hernach diese reichen und großen Negotianten, Banchieri, genannt.

Da aber alles in der Welt der Veränderung unterworfen ist, so waren es auch die Banchieri sammt ihrem Credit. Sie hatten theils zu groß gethan, theils ohne Ueberlegung gehandelt, See- und andere

Scha-

Schaden schuldiger und unschuldiger Weise erlitten, und mußten daher das Weite suchen; und dieses nannte man hernach banquerotriren, gleich als wenn man sagen wollte, die Wechselbank sey zerbrochen.

Diesem Unwesen zu steuern, besonders, da es sich sehr häufte, kam man endlich auf den Vorschlag, dergleichen Deposito-Banken, mit öffentlicher Auctorität, und zwar unter der Städte Garantie aufzurichten, und hingegen die von Privatpersonen eigenmächtig errichteten Lombards- und Lehn- und Deposito-Banken gänzlich zu verbieten, oder sie unter obrigkeitlicher Aufsicht nur zu gestatten, wodurch darauf der Grund zu den großen Lehn- Deposito- und Giro-Banken geleget worden, welche wir jetzt in Deutschland, und auch andern Ländern so vortheilhaft für den Staat und dessen Bewohner, errichtet sehen; weil man doch lieber einer öffentlichen Anstalt, wobey mehr Sicherheit, als bey einer noch mehr der Veränderung unterworfenen Privatperson ist, sein Vermögen anvertrauet.

So viel als möglich wurden diese öffentlich bestellten Banken zum Nutzen der Kaufmannschaft eingerichtet, und zwar theils so, daß die Lombards oder Leihbanken manchem geldbedürftigen Kauf- und Handwerksmann, in der Stille aus der Noth helfen, theils aber auch, damit das Geld dadurch im Lande erhalten, und den Wechseln nach den Bankordnungen, Lauf und Preis, vorgeschrieben werden könne.

Da ich jetzt von den italiänischen Banken einmahl rede, so will ich auch noch dabey bleiben, und von ihnen das vorzüglichste anführen; daher von Genua zuerst.

Die Republik mußte öfters, zu Bestreitung der Staatsausgaben, große Geldsummen von ihren Unterthanen aufborgen, welche diese theils gutwillig, theils auch durch Zwang hergegeben. Damit sie aber

zu freywilligen Darlehnen angefrischt werden möchten, so hat man nicht nur höhere Zinsen, als gewöhnlich gegeben, sondern auch zur Sicherheit der Capitalien, gewisse Einkünfte der Republik, als Zölle, Renten, Ländereyen u. s. w. versichert. Aus diesen Darlehnen ist nun die so berühmte St. Georgenbank, oder Compera di St. Georgio entstanden. Man setzet ihre erste Einrichtung in das Jahr 1407 (*).

Das Wort Compera kommt von dem italiänischen comprare erkaufen, her: denn diejenigen, welche zu den allgemeinen Staatsausgaben Geld vorschossen, und zu dessen Versicherung gemeldete Unterpfänder erhalten, wurden angesehen, ob sie solche gleichsam an sich gebracht, oder erkauft hätten. Es wurde dabey unter den Gläubigern die Ordnung gemacht, daß, so viel hundert Pfund einer geliehen, so viel Plätze ihm auch in der Gesellschaft überlassen wurden, wodurch sich aber die Anzahl der Comperen sehr vermehrte, und von den verschiedenen Gefällen, worauf die Capitalien versichert waren, allerley Benennungen entstanden, als der Compera des Capitels, St. Peters, St. Paul, des Salzes, des Weines u. s. w. Eine jede derselben hatte einige angesehene Bürger zu Verwaltern, damit das Creditwesen erhalten, Einnahme und Ausgabe richtig berechnet, Gewinnst und Verlust gleich ausgetheilet, und weder dem Gläubiger noch dem Schuldner zu kurz geschehen möchte.

Weil aber durch diese verschiedenen Comperen, mancherley Unordnung eingerissen; so hat man in gedachtem 1407ten Jahre alle in eine einzige Gesellschaft zusammengezogen, welcher man den Nahmen Compera di St. Georgio, oder der heiligen Georgengesellschaft darum beygelegt hat, weil sich die Mitglieder derselben

(*) Hist. de Genes. liv. 6, p. 472.

ben gemeiniglich in der St. Georgenkirche versammlet hatten.

Durch diese Einrichtung ist in der Republik gleichsam eine besondere Republik entstanden, indem die Gesellschaft ihre eigne Gerichtsbarkeit hat, und nicht dem Stadtmagistrate, sondern unmittelbar dem Doge und der Republik unterworfen ist. Die Macht und das Ansehen dieser berühmten Gesellschaft ist noch bis hieher ziemlich groß gewesen, weil ganze Städte, Aemter und Länder dahin gehörten, und auch die Insel Corsica größtentheils derselben zuständig war.

Weil aber eben dadurch die Verwaltung derselben sehr weitläuftig und mühsam geworden, und sich niemand gern damit beladen wollen: so sind, um die Last angenehm zu machen, der Gesellschaft und ihren Vorstehern, von der Republik, dem Kaiser, Pabst und andern Fürsten, große Freyheiten und Vorzüge erlaubt worden, worunter die eigene Gerichtsbarkeit keine der geringsten ist. Es muß auch ein jeder, der in die Signorie aufgenommen wird, schwören, daß er die Gesellschaft schützen und bey ihren Gerechtigkeiten erhalten wolle. Der Magistrat, welcher der Compera vorgesetzt ist, besteht aus acht Präsidenten, die man Protettori nennet. Ihr Amt dauert ein Jahr. Alle halbe Jahr tritt die Hälfte ab, und werden sodann von der ganzen Compera andere aus ihren Mitteln, jedoch nach Unterschied der angeliehenen Geldsummen, an ihre Stelle gewählet, welches also geschieht: Man erwählet durchs Loos achtzig Personen aus der ganzen Gemeine der Locatori oder Mitglieder der Compera. Alsdenn werden die Nahmen dieser Erwählten auf Zettel geschrieben und in eine Büchse geworfen, aus welcher die vier und zwanzig zuerst gezogenen sich in das Wahlzimmer verfügen müssen, und nicht ehe heraus gehen dürfen, bis sie aus ihrem Mittel die acht Protettori erkoren haben. Die Weitläuf-

läuftigkeit und die Vermehrung der Geschäfte bey der Gesellschaft haben veranlasset, daß man diesen acht Protettori im Jahre 1444 noch einen andern Magistrat, ebenfalls von acht Personen, zugeordnet hat, welcher von dem Jahre seiner Einrichtung il Consiglio di quaranta quatre, oder der Rath von vier und vierzig genennet wird, und den alten acht Protettori zu Helfern und Mitaufsehern dienete.

Die St. Georgengesellschaft hat nicht allein der Republik, sondern auch auswärtigen Staaten, große Geldsummen vorgeschossen, und dadurch ein Unterpfand auf ansehnliche Ländereyen und Einkünfte, auch in fremden Staaten erhalten. Doch ist das Verleihen an Auswärtige ihr und der Republik oft nicht sonderlich zuträglich gewesen, besonders da sie sich aus Begierde zu hohen Zinsen, und andern anscheinenden Vortheilen, verleiten lassen, König Philipp dem Zweyten von Spanien, fast allen Schatz der Republik, nähmlich bis 12 Millionen darzustrecken. Man rechnet dieses der Gesellschaft als einen grosen politischen Fehler zu: denn da die sämmtlichen Herrschaften, Einkünfte, Land und Leute, welche der Compera zu ihrer Sicherheit von Spanien verschrieben worden, unter der Bothmäßigkeit dieser Krone verblieben; so wurde dadurch verursachet, daß die Republik, wollte sie anders nicht die Capitalien und Zinsen ihrer Bank in Gefahr setzen, sich jedesmahl nach Spanien richten mußte, und fast nichts ohne dessen Vorwissen und Einwilligung, in Kriegs- und Friedenssachen schließen oder handeln durfte, worüber aber die Republik öfters andere Kronen gereizet, und die Neigung zu Spanien büßen müssen. Dabey war noch eine andere Beschwerlichkeit, daß nähmlich die Compera von den an Spanien geliehenen Capitalien, öfters die Zinsen lange Jahre missen, oder, wenn in Spanien neuer Geldmangel entstand, die empfangenen wieder heraus-

geben mußte, und, man will, daß sie nur allein unter König Philipp des Vierten Regierung auf 17 Millionen Goldgulden an Capital und Zinsen verloren haben soll. Wie viel endlich ein jeder Gläubiger oder Mitglied der Compera für sein angeliehenes Capital jährlich an Zinsen zu erheben habe, ist nicht wohl zu bestimmen; theils, weil solche nicht auf gleichen Fuß gesetzet sind, sondern man bey Verleihung der Summen auf die Zeiten gesehen, und nachdem sie beschaffen, und das Darlehn nöthig oder nicht nothwendig gewesen, die Zinsen darnach bestimmet, und sieben, acht, neun bis zehn fürs Hundert gegeben hat; theils aber auch die Einnahme der Compera, wegen steigender und fallender Einkünfte, zu Krieges- oder Friedenszeiten, und aus andern Ursachen, nicht immer einerley ist, sondern nach den Fällen abwechselt (*).

Die Bank in Venedig, ist eine von den berühmtesten in Europa, so wie diese Republik selbst vor etlichen hundert Jahren, und ehe die Spanier und Holländer die Fahrt nach Ost- und Westindien erfanden, die größeste und reichste Handelsstadt in Europa gewesen, auch noch jetzt beträchtliche Handelsgeschäfte, besonders nach der Levante, treibet, also daß sie mit asiatischen und auch italiänischen Waaren wohl versehen, und folglich mit einer unzählbaren Menge einheimischer und fremder Kaufleute angefüllt ist, welches, wie leicht zu erachten, auch eine große Wechselhandlung geben muß, zu deren Beförderung eine kaufmännische Giro-Bank höchst nothwendig ist. Diese Giro-Bank ist unter andern auch mit stattlichen Privilegien, Statuten und Ordnungen, versehen, und wird, wie auch bey andern Banken gebräuchlich, etliche Mahl im Jahre geschlossen, und wieder eröffnet.

Die

(*) Häberleins Nachricht von Genua. *Bizarus de Rat. et administr. Reipubl. Genuens.*

Die Bücher dieser Bank werden nach Lire gehalten, jedes Lira oder Pfund gilt 10 Ducati di Banco (*), welche 62 Lirazze oder kleine Lire haben; hingegen in der Stadt und unter den Kaufleuten hält man Rechnung und Buch in Ducati und Denari, (Grossen) aber auch in Pfunden und Soldi.

Es wird diese Bank des Jahres vier Mahl geschlossen, nähmlich das erste Mahl den 24sten März, oder wenn dieser in die Osterwoche fällt, 8 Tage vor Ostern; das andere Mahl, den 23sten Junius; das dritte Mahl den 20sten September, und das vierte Mahl, den 20sten December. Ueber dies geht die Bank zu, acht Tage vor der Aschermittwoche, und bleibet gesperrt bis Montags nach Aschermittwoche; auch wird sie alle Freytage zu Ziehung der Bilanz, durch das ganze Jahr geschlossen, es sey denn, daß in derselben Woche ein Feyertag, oder eine außerordentliche Banksperre gewesen, wofür sie alsdann am Freytage offen ist; aber dennoch sind die vier ersten Freytage im März davon ausgenommen, an welchen sie stets geschlossen ist.

Die erste Oeffnung dieser Bank geschieht am Montag nach heil. drey König, die andere am Montag nach Ostern, oder, wenn auf diesen ein Feyertag einfällt, 8 Tage nachher; die dritte am Montag nach St. Marina (**); die vierte den letzten Montag im October; wenn aber dieser ein Feyertag, oder der letzte October selbst wäre, so geschiehet diese Oeffnung 8 Tage vorher. In diesem Stücke ist es gut für diejenigen, welche stark nach Venedig handeln, oder wech-



(*) Ein Duc. di Banco ist nur eine fingirte Münze; er hat in Banco 6⅓ Liri, oder 20 Schilling italiänisch, oder 24 Denari.

(**) Es sind der heil. Marinen 9 an der Zahl bekannt. Man sehe das Heiligenlexicon, Col. 1399, fgg.

seln, wenn sie sich den venetianischen Banco-Kalender jährlich anschaffen, um in Hinsicht der Feyertage sich mit ihren Wechseln darnach richten zu können.

Wenn ein acceptirter Wechselbrief verfallen ist, so hat man, wenn die Bank offen ist, noch 6 Tage als Respecttage, in welchen niemand zur Zahlung angehalten, oder protestiret werden kann. Der Uso, oder die Zeit, nach welcher die Venetianischen oder andere nach Venedig gesandten Wechselbriefe müssen bezahlet, oder wegen ermangelnder Acceptation protestiret werden, ist, als folget:

Amsterdam, Antwerpen, Hamburg, 2 Monathe a dato des Briefes.

Neapolis, Barri, Palermo, Messina, Genua, Augsburg, Frankfurth, Nürnberg, Wien, St. Gallen, 15 Tage nach der Acceptation.

Rom, und alle Oerter im Kirchenstaate, Ankona, und selbige ganze Markgrafschaft, 10 Tage nach der Acceptation.

Ferrara, Bologna, Florenza, Lucca, Livorno, und alle toscanische Oerter, 5 Tage nach der Acceptation.

Mantua, Modena, Bergamo, Mayland, und alle lombardische Städte, 20 Tage a dato des Briefes.

London, 3 Monath nach dem Dato des Briefes.

Ob aber bey der jetzigen großen Veränderung in Italien auch nicht große Veränderungen mit dem Bankwesen vorgehen dürften, ist noch zu erwarten, und dieserhalb wage ich es auch nicht, von den übrigen Banken in Italien weiter etwas zu sagen, als nach Marpergern (am angeführten Orte, S. 212, fgg.) hinzuweisen, wo er weitläuftig davon handelt.

In Holland ist weiter keine Bank, als eine zu Amsterdam, und noch eine zu Rotterdam. Beyde ha-

haben, eine so gut als die andere, die Bank zu Venedig zu ihrem Muster, und werden nach eben der gleichen Art, und mit eben derselben Sicherheit, verwaltet. Es giebt Leihhäuser, die man ebenfalls Bänke nennet, wiewohl sie in der That nur Lehnsbänke sind. Die beyden Bänke zu Amsterdam und Rotterdam ertheilen ihren Schein auf eine in Verwahrung gegebene wirkliche Summe bares Geld, nach dem pro rata des Betrages ihrer anvertrauten Gelder, und ihre Scheine laufen in der Handlung dieser zween Haupthandlungs-Plätze von Holland, mit mehrerer Glaubwürdigkeit, als bares Geld, herum. Die Leihhäuser leihen Geld auf Zinsen, für Pfänder, die man ihnen zur Sicherheit bringt. Ohngeachtet diese zwo Gattungen von Bänken zur Wohlfahrt der Handlung eben nicht nothwendig sind, so stehen sie doch mit derselben so in Verbindung, daß sie es wohl verdienen, ihrentwegen einige Anmerkungen zu machen.

„In Staaten, wo Oekonomie-Handlung getrieben „wird," spricht der Herr von Montesquieu, „hat „man zum Glück Bänke gestiftet, die durch ihren Cre„dit neue Geldzeichen gemacht haben." Hier haben die Bänke wirklich neue Zeichen des Werthes gemacht; aber zum Glück stellen diese Zeichen nicht einen Credit vor, der bloß in der Einbildung besteht, wie die Bänke von England. Die Zeichen bedeuten wirklich bares, und immerdar vorhandenes Geld, welches die Handlung gar zu sehr überhäufen würde, indem in derselben noch einmahl so viel herum gehen würde, wofern die Bank dieses wirklich vorhandene Geld herum laufen ließe. Der Verfasser der recherches et considerations sur les Finances de France, hat dreyerley Gattungen von Bänken in der Ausführung von einander unterschieden. Wenn das Geld, spricht er, für die ausgegebenen Bankscheine allezeit

in der Bank wirklich vorhanden ist, so beleben und unterhalten ihre Scheine den Umlauf, ohne die Menge der Papiere, statt Geldes, oder den Preis der Waaren zum Leben zu erhöhen, weil sie bloß nur eine Vorstellung, und nicht eine Vermehrung des Geldes sind. Dieses ist, was der Verfasser eine eingeschränkte Bank (restrainte) nennet, und noch beyfüget, eine dergleichen Bank sey nirgends vorhanden.

Indessen ist dieses gleichwohl die richtige Beschreibung der Bank in Amsterdam, wenn man davon den Umlauf ihrer Scheine absondert, weil sie niemahls einen einzigen Schein, noch auch sonst eine Gattung von Bekenntniß für das in Verwahrung genommene Geld ausgegeben hat, außer nur etwa einen Empfangschein über die ihr anvertrauten Gelder in Silber, bloß nur auf sechs Monathe, und dennoch geht der ganze Werth von demjenigen herum, was sie in Verwahrung bekommen hat. Aber dieser Werth geht lediglich herum im Vertrauen auf ihre Bücher und Rechnungen, und auf die Anweisungen aller Scheine, welche durch die Eigenthümer des in Verwahrung gegebenen Geldes auf sie ausgestellt werden. Man kann dieser Bank wegen ihrer Sicherheit und Zuverlässigkeit nicht genug Lobsprüche geben. Aber es wäre gleichwohl ein sehr großer Irrthum, wenn man sie als eine von den Grundfesten der Wohlfahrt der Handlung, sowohl zu Amsterdam als Rotterdam, aber auch überhaupt als eine Stiftung ansehen wollte, die mit der Wohlfahrt des Staates in Verbindung stände. Die Vortheile dieser Bank erstrecken sich nicht weiter, als daß sie den Handlungsgeschäften ein wenig mehr Lebhaftigkeit geben, indem sie die Hin- und Wiederführung des Geldes ersparet, und beynahe statt einer allgemeinen Casse für die Handlung dienet; denn ganz und gar ist sie dasselbe freylich nicht, immaßen kein Kaufmann einen Cassierer entbehren kann. Nächst

diesem giebt sie auch keinem weiter Credit, als das ihr anvertraute Geld reicht, welches nichts anders, als aus barem Golde oder Silber besteht, und sie verleihet kein Geld auf Pfänder mit einem gewissen Abzuge.

Die Beyhülfe einer Abzugscasse, eine so nöthige Sache, um dem Umlaufe des Geldes diejenige Lebhaftigkeit zu geben, die in der Handlung unentbehrlich ist, haben die Oberhäupter der Handlung bey allen handlungtreibenden Nationen gar aus der Acht gelassen. In Holland haben geschickte Kaufleute dasjenige gethan, was die Gesetzgeber hätten thun sollen. Daselbst hält eine große Anzahl von Kaufleuten, die man Discompteurs nennet, Abzugscassen. Eben dieses thun auch alle sogenannten Cassiere, welche eine Gattung von öffentlichen Personen sind, deren jedweder für verschiedene Kaufleute eine Casse hält. Uebrigens ist kein guter Kaufmann, der nicht bey seinem Cassierer allemahl im Fall der Noth eine geschwinde und zuverlässige Hülfe finden sollte, wenn er auch nicht gleich zu derselbigen Zeit in seiner eigenen Casse Geld hat (*).

Es ist für die Handlung in Holland ein Glück, daß die Bank ihr anvertrautes Geld nicht ausleihet, und auf keine Pfänder Geld gegen einen Abzug weggiebt, und ihre Gelder nicht auf Zinsen herumgehen läßt. Wofern die ihr übergebenen Gelder, es möchte nun seyn, auf welche Weise es wollte, wieder auf den Platz kämen, so würde die Bank ihrem Credit Eintrag thun, und anstatt des eingeschränkten Vortheils, den sie verschafft, indem sie die Handlungsgeschäfte noch mehr erleichtert, und folglich noch mehr belebet, so würde sie ein unbeschreibliches Unheil stiften, indem



(*) Die Vortheile der Völker durch die Handlung, 1ster B. S. 484.

sie die Zeichen des Werthes verdoppelte. Dadurch, daß sie den Werth des Geldes geringer machte, würde sie Anlaß geben, daß alle Gattungen von Arbeitslohn, und alle zur Nothdurft des Lebens erforderlichen Dinge, einen übermäßig großen Preis erhielten; und sie würde nothwendiger Weise die allervortheilhaftesten Handlungsgattungen des Staates, sonderlich diejenigen, die auf keine andere Weise, als durch eine mühsame Arbeit, unterhalten werden, als: den Schiffbau, die Frachthandlung, und den Wallfisch- und Häringsfang, zu ihrem Untergange befördern.

Die Bestimmung des Gehaltes und Gewichtes des Geldes in der Bank, welche man immer gern, als eine sehr heilsame Sache für die Handlung hat ausgeben wollen, kann, wenn sie anders ein Vortheil ist, doch für einen nur ganz mäßigen Vortheil angesehen werden. Denn die Handlung macht für sich selbst die Bestimmung aller in der handelnden Welt bekannten Munzsorten, und bindet sich dabey nicht im geringsten an irgend ein anderes Gesetz, als an den Marktpreis, und diesem unterwirft sich sogar das Gesetz der Bank. Gold und Silber gehören im Handel und Wandel beständig unter die Kaufmannswaaren, nach Beschaffenheit ihres Werthes gegen einander, und ihres Ueberflusses. In wiefern die Bergwerke in Europa sowohl, als in der neuen Welt, eine größere Menge von diesen Metallen zur Handlung bringen, in so fern fällt ihr Werth, und nach diesem Verhältnisse wird auch das Bankgeld geringer. In diesem Stücke hat es die Bank von London den Bänken von Venedig und Holland nicht nachgethan. Ihre Auszahlungen geschehen nach dem in der Handlung herumgehenden Gelde, ihre Scheine und Bücher sind ebenfalls darin ausgestellt und darnach eingerichtet. Dieses ist dem Ansehen nach ungekünstelter, natürlicher und auch nützlicher.

Das, was die Bank gewinnt, besteht bloß in dem, was für das eingelegte Geld als eine Abgabe entrichtet, und was für die Ab- und Gutschreibung der Geldposten, und für die Buchhalterey gegeben wird. Es ist dieses zwar jedesmahl ein weniges, doch im Ganzen trägt es viel aus, weil dergleichen Verrichtungen sehr oft geschehen. Aber dieses kann nicht als ein Zweig der öffentlichen Einkünfte von einiger Wichtigkeit, aber als etwas, das dem Credit der Nation vortheilhaft wäre, angesehen werden (*).

Der Unterschied zwischen dem Bankgelde und zwischen demjenigen, das im Handel und Wandel herum geht, hat in der Bank seinen wirklichen Grund. Dieser Unterschied gründet sich darauf, daß die Bank sich auf Geldmünzen, die sie annimmt, nicht anders einläßt, als mit einem Verluste von Fünf für Hundert unter dem Werthe, den sie im gemeinen Leben haben. Den Ducaten, der 3 Gulden 3 Stüb. gilt, nimmt sie nicht höher als 3 Fl., und die Ducaten, die in der Handlung 5 Fl. 5 St. gelten, nur um 4 Fl. 19 St. 8 Pf. an, und so gehet es durchgängig mit allen Gold- und Silbermünzen. Denn sie nimmt gar kein Gold und Silber in Barren und Stangen an. Folglich hat die Bank in ihren Geldern an barem Geldeswerthe ohngefähr fünf vom Hundert mehr, als sie dem Eigenthümer gut schreibet. Es ist ganz natürlich, daß dieser Ueberschuß von dem, was die Bank creditirt, und der in ihren Geldern wirklich vorhanden ist, eine verhältnißmäßige Erhöhung im Werthe über das im Handel und Wandel herumgehende Geld giebt. Eben dieses ist der Grund von dem Unterschiede, der ohngefähr fünf vom Hundert beträgt, zwischen dem Bankgelde, und zwischen dem Gelde im



(*) Siehe die Vortheile der Völker durch die Handlung, 1ster Band, S. 480.

Handel und Wandel; und dieser Unterschied heißt Bank-Agio, oder schlechtweg Agio.

Die Leihhäuser, oder Lehnsbänke, die beynahe in allen Städten des Staats gestiftet sind, haben kein so großes Ansehen; aber, wenn ihre Verwaltung sonst nur genau ihrer Stiftung gemäß eingerichtet wäre, so würden sie dem menschlichen Geschlechte weit mehr Ehre bringen, ihm überhaupt vortheilhafter seyn, die Künste, den Fleiß, und folglich auch die Handlung weit mehr befördern, als diese weitberühmte Bank thun kann, deren ganzer Vortheil darin bestehet, daß sie eine unermeßliche Summe Geldes, das bey ihr in Verwahrung gegeben ist, sicher aufhebt, und die Handlungsgeschäfte leichter macht, indem sie dieses Geld in bloßen Papieren unter den Leuten herum gehen läßt. Man darf nicht eben lange nachsinnen, um jenen Leihbanken den Vorzug zu geben, deren Hauptendzweck ist, die Künste, den Fleiß, und die Bevölkerung selbst zu befördern.

Diese Gattung von Bank, welche Geld auf Pfänder gegen Zinsen ausleihet, ist eine stets vorhandene Quelle in dringender Noth, welche die schleunigste Hülfe erfordert. Ohne diese Hülfe würden unzählige Menschen von allen Ständen, ganze Familien, die schrecklichste Dürftigkeit empfinden, ihres Standes verlustig werden, und auch gar oft andere unglücklich machen. Diese Bank ist, unter einer weisen Aufsicht, ein Schutz für Unglückliche, die, um sich zu erhalten, ja sogar zuweilen in den Künsten, oder der Handlung es weit zu bringen, weiter nichts, als eine Unterstützung nöthig haben. Man hat angemerkt, daß in Ländern, wo dergleichen Bank gestiftet ist, und absonderlich in Holland mehr, als anderwärts, eine unzählige Menge von Arbeitern, Handlungsverwandten, und so gar großen Kaufleuten, sich alle Jahre auf keine andere Weise, als durch den allemahl leichten, und

immer-

immerfort vorhandenen Beyſtand dieſer Bank erhalten, und Anſtalten vorkehren, daß ſie nicht wider ihren Willen ihren Gläubigern die Zahlung vorenthalten, oder ihren guten Nahmen verlieren dürfen. Dieſer ſchätzbare Nutzen iſt es, der zu einem von den Grundgeſetzen dieſer Bank Anlaß gegeben hat, nach welchem ſie alle Stunden des Tages, und alle Tage des Jahres ohne Ausnahme offen ſtehen muß. Er hat auch noch ein anderes Geſetz veranlaſſet, daß nähmlich die Bank den Nahmen desjenigen, der das Geld borgt, nicht weiß, und weiter keinen Eigenthümer des Pfandes kennt, als bloß den, der den Schein, den ſie ausgegeben hat, in Empfang nimmt. Es verlangt ſogar, daß ſie ein Geheimniß, das man ihr nicht einmahl anvertraut hat, mit aller Sorgfalt bey ſich behalten muß. Eine ſehr lange Erfahrung hat dieſen Nutzen in einer ſo großen Menge von Handelsſtädten, und bey ſo vielen Nationen, die in Sitten und Glauben unterſchieden ſind, ſo beſtätiget, daß es gar nicht möglich iſt, auch nur das mindeſte dawider einzuwenden. Will man ja dieſer Stiftung einen Vorwurf machen, ſo kann man nichts, als die Mißbräuche für ſtrafbar erklären, die ſich in der Verwaltung derſelben eingeſchlichen haben. Und freylich ſind faſt überall die Mißbräuche ſehr groß, ausgenommen in einigen Städten Italiens, welches andern Nationen das Muſter zu dieſer, aus Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht, und zur Beförderung des gemeinen Beſtens, angeordneten Stiftung gegeben hat. Doch, die in dieſer Verwaltung eingeriſſenen Mißbräuche, ſind kein ſattſamer Grund, warum man eine ſolche Stiftung verwerfen dürfte. Man muß ſie erhalten; die Mißbräuche hingegen verwerfen und unterdrücken.

Wenn durch die Länge der Zeit die Menſchen einander im Umgange verderben und verkehren; wenn ſie ſich durch eine unendliche Menge von Vorurtheilen,

einer

einer unerschöpflichen Quelle der Laster, Irrthümer und Mißbräuche, hinreißen lassen, so ist es ganz natürlich, daß ihre besten Anordnungen die Folgen davon empfinden, und daß sich Mißbräuche in ihrer Verwaltung einfinden. Es ist die Pflicht einsichtsvoller, und durch die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt beseelter Männer, daß sie durch eine rührende Abschilderung der allgemeinen Wohlfahrt, und durch Anstalten, welche die Menschlichkeit von den Oberhäuptern des Volkes erfordert, um eine weise Verbesserung ansuchen, und sich darauf berufen. Wider eine Stiftung, die zur Erleichterung, zur Unterstützung, und zum Beystande der Unglücklichen angeordnet ist, darf man sich nicht unter dem Vorwande einer Sittenlehre, worüber man nicht sattsam nachgedacht hat, und deren Strenge nur schwache, und nicht mit genugsamer Einsicht begabte Köpfe verführt, empören wollen. Man muß sich vielmehr bestreben, der Verwaltung einer für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes so nützlichen und nothwendigen Stiftung wiederum zur vorigen Reinigkeit, Uneigennützigkeit, und dem einzigen Gegenstande der Anordnung beförderlich zu seyn.

Fast überall, wo dergleichen Bank gestiftet ist, betrachtet man sie nicht mehr, als einen öffentlichen Beystand, als eine Casse, die bloß zum Nutzen solcher Leute offen steht, welche das Unglück dahin bringt, daß sie dergleichen nöthig haben; welches man für die ersten Ursachen der Mißbräuche, die sich in die Verwaltung derselben eingeschlichen haben, ansehen kann. Diesen einzigen Gegenstand ihrer Anordnung hat man aus den Augen gesetzt, und sie als ein öffentliches Grundstück betrachtet, dessen Nutzbarkeit man zu vergrößern gesucht hat. Aus einem seiner Stiftung nach glücklichen Beystande, hat man an vielen Orten einen unglücklichen, und zum Untergange beförderlichen

chen Beystand gemacht. Es sollte daraus keinesweges eine Quelle der Einkünfte des Staats werden. Die Unkosten, welche diese Hülfe dem Staate kostet, sollten sich niemahls weiter erstrecken, als auf das, was die Unterhaltung der Bank erfordert. Um diese Unkosten zu finden, müßte man freylich Geldzinsen setzen, welche höher, als die landüblichen Zinsen wären. Allein, müssen denn diese für das Darlehn einer jeden Summe unter 1000 Fl. $15\frac{1}{4}$ vom Hundert betragen, die Unkosten für den Schein, und das Pfand an seinen gehörigen Ort zu bringen ungerechnet? Müssen sie für ein Darlehn von 1000 Fl. und darüber, ohne eben die jetzt erwähnten Unkosten, auf sechs vom Hundert gerechnet werden, und dieses alles bey einer Nation, wo das Geld für $2\frac{1}{2}$ bis 3 vom Hundert zu haben ist? Diese Zinsen, besonders solche, die von kleinen Summen genommen werden, sind um desto verderblicher und schädlicher, da diese Last den allerärmsten Geldbörgern auferleget wird, die kein Pfand, das mehr als 1000 Fl. beträgt, zu geben haben, und sich also nicht die leidlichen Geldzinsen von sechsen vom Hundert, verschaffen können. Solche übermäßige Geldzinsen sind der Absicht ihrer Stiftung gänzlich zuwider, welche darin bestand, daß man Leuten, die ihre Zuflucht dazu nehmen, eine nützliche, keinesweges aber betrübte Hülfe leistete, weil sie ihren Untergang befördert und beschleuniget. Um die Ausschweifung eines solchen Mißbrauchs zu rechtfertigen, darf man sich keinesweges darauf berufen, daß man zu der Verwaltung viele Leute unterhalten muß, wozu große Ausgaben erfordert werden. Denn die Leihhäuser in Italien haben sich beständig erhalten, und sind niemahls von dem ursprünglichen Gesetze, das die Menschlichkeit ihnen vorgeschrieben hat, abgewichen, nach welchem auf kleine Pfänder nur ganz kleine Zinsen gelegt werden. Solchergestalt verschaf-

fet dieses Gesetz den allerärmsten Geldborgern Schutz, indem es ihnen diesen Beystand vortheilhafter macht, und es legt die stärksten Zinsen bloß auf die reichsten Pfänder.

Auch dieses ist ein entsetzlicher Mißbrauch, den man bey dem Verkaufe der Pfänder hat einführen lassen, daß man von dem Kaufgelde eines jeden Pfandes insonderheit neun vom Hundert zahlen läßt. Eben so groß ist auch dieser Mißbrauch, daß man die Pfänder unter dem Preise, nach welchem sie gewürdiget worden, verkaufen lässet, anstatt daß sie an den Meistbietenden verkauft werden sollten, und daß Bevollmächtigte, und Leute, welche sie würdigen, sich dabey die Pfänder, sonderlich was Juwelen sind, gerichtlich zutheilen lassen. Das Vermögen, das ein Juwelenhändler, der die Pfänder gewürdiget hat, auf solche Weise erwirbt, muß nothwendig den Leuten eine empfindliche Kränkung seyn. Auf einer Seite setzt dieser Mißbrauch der Lehnsbanke sehr enge Schranken, weil man darin nicht anders Pfänder annimmt, als nach einer Würdigung des vierten oder fünften Theils weniger, als sie werth sind; auf der andern Seite wird endlich der ganze Werth dieser Pfänder durch Unkosten, und durch einen übel veranstalteten Kauf völlig verschlungen.

Immittelst beklagt man sich immer noch in manchen Städten, daß bey dieser Bank gar oft verloren wird. Dieses möchte mit gutem Recht widersinnig scheinen, wenn man zu dem Gebrauche der übermäßigen Geldzinsen, auch den Gebrauch hinzuthut, nach welchem sich die dazu bestellten Personen durchgängig, und mit aller Strenge richten, daß sie nähmlich auf die Pfänder nicht mehr als den vierten, oder aufs höchste den dritten Theil dessen, was sie werth sind, borgen. Indessen hat es damit seine völlige Richtigkeit, und die Ursache dieser Klage lässet sich nur gar

zu leicht erklären. Ohne an die Mißbräuche des Verkaufs unter dem Preise, der Würdigung, und der Ueberlassung an die Bevollmächtigten und diejenigen, die die Pfänder würdigen, zu gedenken, bietet man auch noch wenig, oder gar keine solche Pfänder zum Verkauf aus, die aus verschiedenen Stücken Zeuge, aus Wäsche, oder andern Kleidungsstücken in Packeten oder Ballen bestehen, woraus nicht die Bevollmächtigten, oft nur einen kleinen Augenblick zuvor, ehe sie zum Verkauf ausgestellet werden, das schönste und beste herausgenommen haben. Aus diesem Grunde ist es hernach kein Wunder, wenn aus dem Verkaufe nicht nur ein großer Theil weniger, als die Pfänder werth gewesen sind, sondern auch nicht einmahl so viel, als die Bank darauf geborget hat, heraus kommt.

Dergleichen Mißbräuche haben freylich vieles beygetragen, daß der Vorschlag zu einer so nützlichen und sogar auch nöthigen Stiftung bey verschiedenen Nationen, die sie bis jetzt nicht haben annehmen wollen, gänzlich verworfen worden ist. Man hat Ursache gehabt, solche Mißbräuche zu besorgen; doch vielleicht ist kein Grund, dabey stehen zu bleiben, vorhanden gewesen. Es würde eine leichte Sache seyn, ihnen abzuhelfen, und noch viel leichter wäre es, ihnen bey einer weisen und einsichtsvollen Nation, die ihrer Handlung gegenwärtig durch dergleichen nützliche und nöthige Hülfe zu statten kommen wollte, zuvorzukommen. Man dürfte nur die Verwaltung einer solchen Stiftung der Aufsicht geschickter Kaufleute anvertrauen, und anstatt sie als eine einträgliche Geldwechseley zu betrachten, wodurch die Einkünfte vermehret werden, die Geldzinsen und Ausgaben, welche die Geldborger tragen müssen, bloß auf dasjenige einschränken, was zu ihrer Unterhaltung nur zur höchsten Noth erfordert wird.

Die

Die Pfänder, die in diese Bank gegeben werden, könnte man auch als das Wetterglas der guten oder schlechten Umstände der Einwohner in den Städten, wo sie gestiftet wird, ansehen. Wenn man an manchen Orten Achtung gäbe, wie groß die Menge der immerfort dahin gebrachten Pfänder ist, und wie sie beschaffen sind: So würde man einen sichern Beweis haben, daß die Mittel des Unterhaltes sich sehr eingeschränket haben, daß das gemeine Volk nicht genug Gelegenheit habe, nicht nur dasjenige, was zu seiner Bequemlichkeit erfordert wird, sondern auch das, was es zu dem allernöthigsten Unterhalte des Lebens brauchet, durch seine Arbeit zu verdienen, daß es gar nicht anders kommen könne, als daß die Anzahl der armen Leute immer größer wird, daß daher eine Entvölkerung ganz untrüglich erfolgen müsse; und diese Bemerkung würde die Obrigkeiten veranlassen, auf Mittel zu denken, wodurch sie ihren Unterthanen etwas zu thun verschaffen, oder ihnen ihre Arbeit einträglicher machen könnten (*).

Eine ältere und weitläuftigere Abhandlung von der Bank zu Amsterdam, findet man im Marperger, am angeführten Orte, S. 119, fgg.

Die Bank zu Wien ist im Jahre 1703 den 15ten Junius errichtet worden, und es lautet das darüber ertheilte kaiserliche Diplom folgendergestalt:

Wir Leopold, von Gottes Gnaden, erwählter Römischer Kayser ꝛc. ꝛc. Entbieten und thun kund und zu wissen hiermit männiglich, was Stande, Würden und Profession jeder seyn möge, insonderheit allen sowohl in- als ausländischen Handelsleuten, Wechslern und Negocianten, was Gestalt Wir in gnädigster Bedenkung deren täglich mehr und mehr wegen Bestreitung

(*) S. Handlung von Holland ꝛc. S. 310 — 322.

tung so großer Kriegs-Erfordernissen, und Unterhaltung zweyer außer Land stehenden Haupt-Armaden zu nehmender Extraction deren baaren Geldmitteln: auch das eine Zeithero zu Boden liegenden Commercii und anderer concomitirender Bewegnüssen auff den Uns beschehenen gehorsamsten Ministerial-Vortrag zu förderssamer Steuerung deren daraus erwachsenden landesverderblichen Folgen, ungesäumt einen so genannten an unterschiedenen andern vornehmen Haupt- und Reichsstädten, nähmlich zu Venedig, Hamburg, Amsterdam, Nürnberg, und andern, mit großem Vortheil und Nutzen des gemeinen Wesens, heilsam practicirenden Banco del Giro, unter der Ober-Inspection und Auctoritaet primario des Hochgebohrnen Unsers Oheimb, Fürsten, Geheimbden Raths, Cämmerern, und lieben Getreuen, Johann Adam Andreä, Regierer des Hauses Lichtenstein und Nicolspurg, Herzog in Schlesien zu Troppau und Jägerndorff, Rittern des goldenen Vliesses, und secundario des Hoch- und Wohlgebornen, Unsern Geheimbden Raths-Cämmerern, Landmarschallen, und General-Land-Obristens in Oestreich unter der Ens, auch lieben und getreuen Otto Ehrenreich, Grafen von Abensperg und Traun, auf Wildberg, Grub und Weidling, Rittern des goldenen Vliesses, auch Director eines besondern Collegii allhier in Unserer Haupt- und Residenz-Stadt Wien, auf Unsere eigene Unkosten und in folgender Form und Weise einzuführen, zu eröffnen, und zu stabiliren, allergnädigst resolviret haben

Erstens wollen Wir Uns aus landesfürstlicher Hoheit, Macht und Gewalt für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Kraft dieses Diplomatis, welches als ein Fundamental Gesetz in vim sanctionis pragmaticae, und respective pacti reciproci, unwiderruflich gehalten werden soll, in beständigster Form Rechtens verbindlich hiermit erkläret haben, pro Fundatione oder Dote obberührten eingeführten Banco, so lang als solcher offen bleiben und continuiren wird, aus dem jährlichen Contributions-Fundo Unserer gesambten Erbländer, und zwar in specie des Königreichs Hungarn 1500000 Fl. deren Böhmischen Königreich und incorporirten

Landen 2000000 Fl. und deren Oestreichschen Landen 500000 Fl. zusammen Vier Millionen Rheinisch zu exscindiren, und jährlich nach Ordnung durch die General-Reparrition einzulegen; Allermassen hierüber die Nothdurft, sowohl Unsern gesampten treugehorsamsten Königreich und Erblanden, als Unserm General-Kriegs-Commissariat, und General-Kriegs-Zahl-Amt, zu deren beständigen, unveränderlichen, darob Halt- und Beobachtung intimiret wird: dergestalt, daß die Länder von nun an hinführo allemahl diese pro fundo gemeldter Einlag exscindirte, repartirte, und dahin gewidmete Summen in Kraft einer Garantia acceptiren, und bevor diese cum Prioritate eingelegte Dotal-Summen ordentlich und vollständig abgeführet, und würklich bezahlet seyn, keine andere Zahlung, wie es Nahmen haben mag, abführen und bezahlen, auch dawider keine Befehl, Verordnung, Alienation oder Repartition von Uns selbst, oder Unsern nachgesezten Stellen, von welcher es immer expediret würde, anzunehmen und zu befolgen schuldig; Auch weilen für gegenwärtiges Jahr dieser Fundus durch die verfaßte und denen Ländern vor einer Zeit intimirte General-Repartition allbereit erschopffet ist, zu mehrer Beförderung dieses Banco besonders 2 Millionen deren allererstenn baaren Extraordinarien Mitteln gleichmäßig zur ersten Einlag überlaßen und eingeräumet seyn sollen.

Zweytens, daß Wir quoad Usum et Praxin dieser Banco del Giro durch hierin erfahrne Wechsler und Negotianten eine besondere förmliche Banco-Ordnung verfassen lassen und solche durchgehends in allen Puncten zu observiren, und steif und fest zu halten: Einfolglich und förderst, daß ein jeder sowohl inn- als ausländischer Wechsler, Handelsmann, Trafficant, oder nach deren Art negocirende Parthey, die allhier Zahlungen haben, die obgedachte Assignationes auf mehr berühmten Banco sowohl von Uns, als denen dahin assignirten Credits-Partheyen, unweigerlich acceptiren, und dahero kein Creditor dergleichen richtige Zahlungs-Anweisungen auf

dem

dem Banco zu recusiren, und andere Facultates oder Effecten des Debitoris oder dessen Person inn- oder außer Landes zu executiren befugt; mithin auch kein Notarius Publicus bey Niederlegung seiner Notariats Facultaet und der Refusion ejus quod interest einigen Protest gegen die assignirende Banco Zahlung, im Fall eine von obbenannten Partheyen es anzunehmen difficultiren wollte, zu unternehmen, oder zu extradiren berechtiget seyn solle, Kraft dieses Diplomatis und Legis pragmaticae hiermit sanciret und statuiret: Dann

Drittens Wir für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, männiglich, der ein Theil an dieser Banco haben wird, daß weder Wir selbst, noch durch jemands andern, weder in totum, noch in partem, weder in Ländern, nach der Banco Cassa ichtwas mit diesem eingelegten Fundo, deren Vier Millionen, oder weiter von Uns, oder andern Particularibus einlegenden Mitteln, diesem Unsern Diplomati und Fundamental-Gesetz zuwider, auf einerley Weise disponiren, noch in solchem, unter was Praetext es seyn mag, den geringsten Eingriff thun, oder zu thun gestatten würden, kräftigst versichert, und zu solchem Ende, gleich wie obverstandener Massen die Länder von aller Schuldigkeit, deme zugegen einige Befehl, Assignationes und dergleichen anzunehmen, und zu befolgen, völlig enthunden seyn, also auch Unsere Banco-Deputirte und Ampts-Bediente eben so wenig an einige deme zuwider laufende Befehl, oder Assignationes gehalten, sondern dergleichen wider Verhoffen ergehende Befehl oder Assignationes gänzlich vor null und nichtig geachtet seyn sollen, gemessen verordnet haben wollen. Damit aber

Vierdtens diesem Unsern Allergnädigsten Gesetz und Ordnung desto pünctlicher in allem nachgelebet, und dadurch Unsere dabey führende Intention zum Besten Unserer gesampten Erbländer desto sicherer erreichet werde: Als haben Wir anfangs erwehntermassen die Ober-Inspection dessen Unsern Geheimbden Räthen, Cämmerern und Lieben Getreuen, vorgedachten Fürsten von Lichtenstein

und Grafen von Abensperg und Traun, gnädigst aufgetragen, und denenselben pro Directorio ein besonderes Collegium aus Unserer Kayser- Hoff- Cammer- und Nieder- Oesterreichischen Regierungs Mitteln, wie auch ex Gremio Unserer Nieder- Oesterreichischen Stände und des hiesigen Stadt- Magistrats, mit Zuziehung des Handlungs- Standes, sampt behörigen Officianten, wie dieselbe in der Banco- Ordnung benennet seyn, subordiniret, auch selbe genugsam instruiret, bevollmächtiget, und dahin authorisiret, daß sie in Vim Specialis Privilegii zu mehrer Beförderung derer Banco- Negotien, alle diesem Banco zwischen denen dahin girirenden Partheyen entstehenden Streitigkeiten, da solche amicabiliter nicht sollten verglichen werden können, durch Rechtlichen Spruch summarissime, und inappellabiliter entscheiden, oder Banco- Verständige zuziehen mögen: Allermassen Wir nicht weniger

Fünfftens zu des Banco, und deren dabey Interessirten mehrern Sicherheit, selben auch dieses Privilegium zulegen, daß auff die in Banco an die Particulares girirte Assignationes kein Gerichtliches Verbot, Sequester, noch Execution, es sey dann vorhero der Debitor in all seinem übrigen im Land habenden Vermögen ad Extremum executiret, geführet werden könne: Ingleichem daß der Banco, im Fall daß derselbe an einen und andern ratione der Einlage zu fordern hätte, eben dieser Privilegien und Jurium, womit Unser Landes- Fürstlicher Fiscus in dergleichen Fällen privilegiret ist, fähig, und deme gleich gehalten: Und dieses ferners dieser Banco di Giro keiner Gefahr oder Münz- Calada, noch einiger Fiscalität ex quacunque Causa, außer Criminis laesae Majestatis unterworfen seyn solle. Gestalten wir auch übrigens diesem Unsern Banco noch mehrere bey andern Banchi gewöhnlichen Freyheiten und Prærogativen, in so weit es selbem accreditiren, und zu Behuff kömmen mögen, zuzulegen, gnädigst Willens und geneigt seyn: Nicht weniger die in diesem Diplomate oder Fundations- Brief pro Banco del Giro enthaltene Sanctiones, Privilegia

und

und Prærogativen, auch auf den Inhalt obgedacht Unſerer Banco-Ordnung concomitanter einzuführenden Banco di Depoſiti, allerdings extendiret haben wollen: Und beyde mit all erforderlicher Landes-Fürſtlichen Manutenenz kräftig zu ſchützen und zu ſchirmen, hiemit gnädigſt zuſagen und verſprechen. Mit Urkund gegenwärtiges Fundations-Briefs, welchen Wir, jedoch cum reſervatione, ſolchen zum Beſten dieſes Banco zu ändern und zu mehren, zu Bekräftigung deſſen in Duplo verfaſſen, und einen Unſerer Kayſerlichen Hoff-Cammer zu Dero Nachricht und Obſervantz; und den andern mehrgedacht Unſerm Banco mit Unſerer eigenen Handſchrift und Kayſerl. Secret-Inſiegel gefertigten aushändigen laſſen. Geben in Unſerer Kayſerl. Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien, den Funffzehenden Monaths-Tag Junii im Siebenzehenhundert und Dritten Unſerer Reiche, des Römiſchen im Fünff und Vierzigſten, des Hungariſchen im Acht und Vierzigſten, und des Böhmiſchen im Sieben und Vierzigſten Jahre.

LEOPOLD.

(L.S.)

*Julius Friederich* Graf *Buccellini.*

Ad Mandatum Sac. Caeſ. Majeſtatis proprium.

*Joh. Ignat.* von *Albrechtsburg.*

Es würde zu weitläuftig ſeyn, hierüber Mehreres wörtlich einzurücken; ich will daher das ſich auf das Wiener Bankweſen beziehende nur bloß anzeigen. Dem vorigen Diplome folgte eine Bankordnung unter eben dem Dato verfaſſet, welche aus 14 Artikeln und dem Schluß beſtehet, und die man beym Marperger, am ang. O. S. 227, fgg. findet. Im folgenden Jahre erſchien ein Kaiſerliches Ampliations-Diplom, beſtehend aus 8 Sätzen, und dieſes hat Marperger,

S. 232, fgg. Im Jahre 1714 kam vom Kaiser Carl dem Sechsten eine sowohl in Wien, als andern Kaiserlichen Erbländern publicirte Beschreibung einer Bankanstalt heraus; diese findet man wörtlich beym Marperger, am ang. O. S. 240, fgg.

Von der in Leipzig errichteten Bank, finden wir eine Königl. Polnische und Churfürstl. Sächsische Erklärung vom Jahr 1698, beym Marperger, wovon ich nur das Wesentlichste anführen will, indem man mir es gewiß verzeihen wird, daß ich die Weitläuftigkeit vermeide, da man es doch immer an angezeigtem Orte weiter nachsehen kann. Das Erste der Erklärung will ich aber wörtlich hersetzen, damit man sich das Folgende desto eher begreiflich machen kann:

Demnach Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen ꝛc. vor so heilsam und nützlich in gemein, als besonders dem Commercio, zu dessen Beförderung sie ein besonderes Collegium in Dero mit dreyen berühmten Messen der Niederlags- und Stapelgerechtigkeit von vielen hundert Jahren her versehenen Handels-Stadt Leipzig aufzurichten gemeinet, verträglich, und fast nothwendig zu seyn ermessen, in izt besagter Stadt einen Banco de Depositi aufzurichten, selbigen mit einem ansehnlichen Fundo von Einhundert und Zwanzig Tausend Rthlr. Jahrrenten oder Sechs pro Cent zu rechnen, mit Anweisung auf zwo Millionen Rthlr. an wohlerträglichen Regalien, Aemtern und Güthern, zu dotiren und zu versichern; Wannenhero auch Sr. Königl. Maj. in Dero Churfürstenthum zu Sachsen, und incorporirten, auch andern Landen hochverordneter Statthalter, des Fürsten zu Fürstenberg Fürstl. Durchl. bey nächst verwichnen Michaelis Markt in eigner hoher Person mit der inn- und ausländischen Kaufmannschaft dieses so löblichen Vorhabens wegen, Ueberlegung gepflogen, diese auch unter sich selbst hernach die Sache in Berathschlagung gebracht, und ihre unvorgreiffliche Gedanken eröffnet, und nunmehro nöthig, jedermänniglich Vorbereitungs-Weise von diesem

sem hocherspriesslichen Intent einige Nachricht zu geben; als hat man solches durch diesen offenen Anschlag zu Werke richten wollen. Und dienet demnach zu wissen:

1. Weil bey einem jeden Creditorn, der sein Geld gegen Verzinsung a deposito darzuschiessen gesonnen ist, die erste Frage waltet, was vor Securität seines Darlehns und Credits halber er haben und erlangen möge? So haben allerhöchst gedachte Königl. Maj. die Assecuration auf zwo Millionen, oder Einhundert und Zwanzig Tausend Rthlr. jeden zu vier und zwanzig gute Groschen Meißnischer Währung, dergestalt gestellet, daß sie folgende Regalien und Nutzungen, als 43750 Thlr. von den Geleiten, dann 28125 Thlr. an den Accisen, ferner 26250 Thlr. an Hütten, Blau-Farbe, Zehend- und andern Berg-Nutzungen, und endlich 21875 Thlr. an den sämtlichen Flössen, welche samt und sonders sonst ein weit höheres ertragen, dem Banco völlig und gänzlich heimgewiesen, und an Ihre Chur-Fürstl. Rent-Cammer zu Dresden einen ausführlichen und unwiderruflichen Befehl ergehen lassen, daß selbige sothane Dotal- und Credit-Regalien, Stücke und Einkünften Dero Leipziger Depositen-Banco auf immer zu und zu ewigen Zeiten gewidmet, und von Dero Cammer-Intraden und Disposition, Befehl und Uffsicht gänzlich entnommen; Sie erklären sich auch hiemit und in Kraft dieses bey Königl. und Churfürstl. Ehren, Würden, und auf eine irrevocable Weise vor sich und Dero Königl. Prinzen und ganze hohe Posterität, auch Dero gesambtes Durchlauchtigstes Chur-Haus, welches in dieses Banco Aufricht- Dotir- und Versicherung gewilliget, daß Sie weder vor sich, noch durch jemand anders, weder ganz, noch zum Theil, sich der obgedachten Regalien-Stücke und Einkünften jemahls, es sey unter was Prætext, oder vorgeschützten Special-Befehl, Verordnung und Gewalt es immer seyn möchte, sich wiederum anmassen, oder in Depositen-Cassen und Vermögen eingreiffen, oder eingreiffen laßen, auch wenn von jemand, wer es

auch sey, dieser Versorgung entgegenlaufende Anstalten, welches doch nicht geschehen soll, ausbracht, und an die Banco-Direction und Verwaltherey insinuiret würden, als wären sie nie ergangen, gehalten und keinesweges vollbracht, auch deswegen keine Ungnade oder Verantwortung, weniger härteres Bezeigen, gegen den jedesmahligen sich weigernden Directoren, Beysitzern und Banco-Verordnete gebrauchet werden solle; Und obgleich der Fond also auserwählet, daß kein Abgang oder Mangel zu besorgen, dafern aber durch unvermeidliche Zufälle einiger Mangel an denen 120000 Thlr. sich ereignen sollte, wollen Ihre Königl. Maj. selbigen aus Dero bereitesten Cammer-Revenuen alsofort ersetzen, und den Banco vor allen andern Ausgaben einen privilegirten Vorgang genießen lassen.

2. Der Nutz, welchen die Banc-Creditores vor ihre deponirte Gelder zu gewarten haben, ist vor jedes Hundert Sechs, und zwar auf zweene Termine, oder in den Oster- und Michaelis-Messen.

3. Ihre Königl. Maj. wollen auch mit der einheimischen und ausländischen Kaufmannschaft ferner Rath pflegen laßen, wie nutzbar die ankommende Banco-Gelder zu des Banco und Commercii Aufnahmen anzuwenden, und Vorkehrungen zu treffen, also der Banco in sich selbst zu erweitern seyn möchte, sintemahl kein Zweifel ist, es werde gegen sichere Pfände mit der Ausleihung der Kaufmannschaft eine gute Menage und Vortheil geschaffet werden können; Wiewohl auch diese Baarschaft und Banco-Mittel dazu dienen sollen und können, daß, wenn einige Depositen-Gelder aufgekündiget werden, die Bezahlung der Banco-Creditoren alsofort auf den beliebten Termin erfolgen könne.

4. Die Personen, welche dieses Leipziger Banco unter allerhöchstgedachter Ihrer Königl. Majestät und Churfürstl. Durchlauchten allerhöchsten Auctoritæt, und der Oberaufsicht des Herrn Statthalters Fürstl. Durchl. zu verwalten haben werden, sind ein Director, sechs Beysitzere, darunter eine hoch graduirte der Rechten erfahrne Person, dann ein

Cassi-

Cassirer und Secretarius, welche allesambt redliche accreditirte und wohl angesessene Leute seyn sollen, welche man gleich andern in Ehrenstellen lebenden tractiren und vorziehen laßen wird.

5. Gleich wie aber die Scheine oder Zettel, welche die Banco-Creditores zu ihrer Nachricht und Sicherheit bedürfen, mit dem besondern Banco-Signet bezeichnet, und von Ihrer Fürstl. Durchl. oder in Dero Abwesen von dem vorsitzenden General-Revision-Rathe, nebst dem Directore des Banco unterschrieben und authorisiret werden sollen; Also und damit

6. die Zuverläßigkeit desto größer und unverrückter bleibt, sollen zur Cassa des Banco zum wenigstens drey Schlüssel gefertiget werden, deren einer dem Directori, der andere einem von den Beysitzern, der dritte dem Cassirer anzuvertrauen.

7. Und damit dieser Banco alle Gelegenheit haben möge, zum Nutzen und Aufnehmen des Commercii, auch mit frembden Ländern zu correspondiren, so wird das Banco-Collegium alsofort gewisse Personen zu Venedig, Genua, Florenz, Bozen, Amsterdam, London, Lion, Hamburg, Francfort am Mayn, Augsburg, Nürnberg, Danzig, ingleichem an andern berühmten Handels-Plätzen, sowohl außer- als innerhalb Deutschlandes, benennen, durch welche genugsame Nachricht von diesem Banco gegeben, und was zu dessen Angelegenheiten Beförderung gereichen kann, fleißig und sorgfältig beobachtet werden solle.

8. Wegen Aufkündig- und Zurückforderung der ins Depositum gegebenen Summen und Capitalien ist in Vorschlag gekommen, daß, wer einen Stamm von 10 bis 30 Tausenden einlegte, selbige wenigstens ein Jahr, wer 30 bis 60000, zwey Jahr, wer mehr, drey Jahr selbige in Banco lassen sollte. Wobey auch nach dem Bedarf des Banco-Creditoris zuläßig wäre, Particulier-Aufkündigung auf etwa ein Drittel des ganzen Capitals zu thun; Und sollen alle Irrungen bey denen Aufkündigungen zu vermeiden, recognitiones mit Meldung des Tages, Stunde und Jahres, wenn selbige vorgegan-

gen, ausgestellt werden, die Wiederzahlung aber geschiehet billig in solchen Münz-Sorten, wie sie zur Zeit der Einlage üblich und gültig, oder die am Werthe denenselben gleich sind.

9. Allerdings auch die Privilegia einen Handels-Platz und Banco angenehm, creditiret und practicable; Also werden die Freyheiten, welche in andern Banquen gewöhnlich, auch diesem Leipziger Banco nicht unbillig zugelegt, onera ordinaria & extraordinaria davon entnommen, besonders aber soll jedermann, er sey was Religion, Standes, Würden und Wesen er wolle, frey stehen, sein Geld dahin zu deponiren; wie denn auch niemand bey seinem Capital beschweret, keine Execution, Arrest oder dergleichen Unbeliebigkeiten, weniger Confiscation, (doch das Crimen laesae Majestatis ausgenommen,) darauf verstattet werden soll.

10. Was die Function des Directoris, der Assessoren, Cassirers und Secretarii betrifft, ingleichem, wie die Taxirung der zum Banco gegen die daraus empfangene Darlehn, gelieferten Pfänder, deren Privilegir- und Vermehrung, sowohl Versteh- und Distrahirung, weniger nicht den Orth und die Zeit der Congregation und Expedition: Ferner die Abnahme der Rechnungen, Sessionen deren in Banco stehenden Capitalien und Zinsen, und was noch mehr zu des Banco Sicher- und Freyheit, Aufnehmen und Nutzen bedacht und verordnet werden kann und soll, davon ist itzo allhier nicht weitläuftig zu melden, sondern alles und jedes bis zu der unter der Hand und zum Druck zu befördern habenden Banco-Ordnung auszusetzen, vor gut befunden worden. Signatum Dreßden, am 28sten Decembris 1698.

Egon

Fürst zu Fürstenberg.

Die

Die hierauf zu Leipzig im May 1699 erschienene Bankordnung besteht aus zwölf Titeln (*), und es wird darin gehandelt:

1) Von der Bestellung und Besetzung der Bank.

2) Von den Verrichtungen des Directoriums, der Assessoren, des Threforier, Secretairs und Buchhalters.

3) Von Einliegung der Gelder in dieser Bank. Nach dieser Ordnung hat derjenige, welcher gesonnen ist, sich mit der Bank einzulassen, sich zuvörderst bey der Congregation anzumelden, und mit selbiger sich über die Summe, die er diesem Banco a Deposito anvertrauen will, zu vereinigen: worauf die Congregation einen Bericht an den Statthalter abstattet, und um Ausfertigung des benöthigten Bankzetrels ansuchet, damit bey erfolgender Auszahlung solcher dem Creditor ausgehändiget werden könne. Da jetzt aber das Churfürstenthum Sachsen seinen Regenten im Lande, und keinen Statthalter hat, so kann also diese Verfügung nicht mehr gelten, und es wird, wenn die Bank noch übrigens dieselbe Gestalt hat, doch hierin eine Aenderung getroffen worden seyn.

4) Von den Bankzetteln. Nach der Vorschrift sollten alle Bankzettel auf Pergament geschrieben seyn, und einerley Form haben, als:

Im Nahmen Sr. Königl. Maj. in Pohlen ꝛc. Wir von Gottes Gnaden Anthon Egon Fürst zu Fürstenberg ꝛc, des Churfürstenthums Sachsen, und incorporirten, auch anderer Lande Statthalter ꝛc. Bekennen Kraft dieses bey der von Sr. Königl. Majestät anderweit diesfalls geordneten Verpfändung, daß N. heut unten gesetzten dato in Spec. Rthlr. (in courenten wechselmäßigen Sorten,)

(*) Man sehe Marperger, am ang. O. S. 266, fgg.

ten,) besagten Banco a deposito gegeben = = Rthlr. welche Summa jährlich mit 6 pro cent, an gleichmäßigen Gehällt, als das eingelegte Geld gewesen, halb in dem Leipziger Oster-, halb in dem darauf folgenden Michaelis-Markt verintereſſiret, das Capital ſelbſt aber nach Verfließung = = = von Zeit der Einlegung anzurechnen, und Beobachtung derer deutlich vorgeſchriebenen Umſtände bey der Aufkündigung, in ebenmäßigen Valor und Sorten wieder bezahlt werden ſoll.

(L.S.) Egon Fürſt zu Fürſtenberg.

(L.S.) N. N. Von wegen des Directorii.

N. N. *Secretar.*

5) Von Abführung der Zinſen von den niedergelegten Geldern, und denen deßhalb der Bank zu übermachenden Quitungen. Das Formular zu den Quitungen iſt in deutſcher und lateiniſcher Sprache gedruckt worden. Das deutſche lautete ſo:

Ich Endesunterſchriebener urkunde, daß von Sr. Königl. Maj. in Polen zu Dero Banco in Leipzig verordneten Congregation, mir heute dato von = = = Rthlr. Capital, mit = = = Rthlr. das Intereſſe baar ausgezahlet worden, ſo hierdurch von mir mit Begebung der Ausflucht des nicht empfangenen Geldes bekennet, und gegenwärtige Quittung darüber ausgeſtellet wird, u. ſ. w.

6) Vom Transport oder Ueberſchreibung der Capitalien.

7) Von der Abforderung und Auszahlung der Capitalien. Hiervon iſt in obiger Erklärung ſchon im Allgemeinen geredet.

8) Von den Perſonen, welche Geld von der Bank aufnehmen und dafür Pfänder verſetzen wollen.

len. Dieser Titel harmonirt mit den Grundsätzen eines von Justi und Bergius nicht, und daher werde ich ihn einrücken:

§. 1. Es soll sowohl ganzen Städten, Communen, Kirchen, Schulen, Dorf- und Gewerkschaften, Manufacturen und dergleichen, nach der in Rechten vorgeschriebenen Art und Weise; als auch in- und ausländischen Kaufleuten, und jedermann aus dem Banco mit Geldern ausgeholfen werden, wenn sie nur durch tüchtige Pfande dem Banco zulängliche Versicherung geben.

§. 2. Weil auch bey andern Banken gebräuchlich, daß Minderjährige und Weiber ohne Curatoren, so wie auch Söhne die noch in väterlicher Gewalt stehen, des Macedonischen Rathschlusses ohnerachtet, Gelder auf Pfande erborgen können, so soll solches auch bey diesem Banco zugelassen seyn.

§. 3. Es mag auch Vormündern vor ihre Pflegbefohlene und Minderjährige, dafern es die Nothdurft und deren Nutz erfordert, auf Pfänder Geld geliehen werden; doch, wo sie liegende Gründe zum Unterpfande einsetzen wollten, müssen sie ihrer ordentlichen Obrigkeit Einwilligung beybringen.

§. 4. Dafern auch jemand gegen anständiges Pfand ein Stück Geldes aus dem Banco begehren, gleichwohl aber aus erheblichen Ursachen seinen Stand und Nahmen nicht eröffnen, sondern unter verdeckten Nahmen dasselbe erheben wollte, kann ihm gewillfahret werden.

§. 5. Damit aber hierdurch zu einigem Mißbrauch nicht Gelegenheit genommen, und entwendete Sachen dem Banco verpfändet werden möchten, wird Kraft dieses denen, welchen etwas veruntreuet worden, anheim gestellet, ob sie dem Banco davon ungesäumte und umständliche Nachricht ertheilen, und solchergestalt Anlaß geben wollen, daß, wenn bey selbigem die angemeldeten Sachen zum Vorschein kämen, man ihnen wieder dazu könne behülflich seyn.

§. 6.

§. 6. Wenn es sich auch ereignete, daß ein bey dem Banco eingelegtes Pfand demjenigen, so Geld darauf erborget, nicht zugehörte, und sich der wahre Eigenthumsherr dazu angäbe; soll zwar dasselbe wieder abgefolget werden, doch dieser hingegen gehalten seyn, vorher das darauf geliehene Geld, und davon verfallene Zinsen, zu entrichten und zu bezahlen.

9) Von den Dingen, die bey der Bank vor ein Darlehn unterpfändlich eingesetzt werden können.

10) Wie viel eigentlich auf ein jedes Pfand zu leihen, und von der Zeit der Wiederbezahlung des Geldes, auch dessen fernerer Aufschub.

11) Wie die Pfänder zu schätzen, und wie es die Bank bey unvermutheten Concursen hält.

12) Welche Zinsen der Bank zu nehmen erlaubt sind. Hier werden 7, 8, 9 und mehr fürs Hundert, nach Beschaffenheit der Umstände, erlaubt, und die Bank soll keine Verantwortung, als wäre dadurch eine uluraria pravitas begangen, zu besorgen haben.

Die Bank in Hamburg ist im Jahre 1619 aufgerichtet worden, wie auch solches aus einer auf diese Bankaufrichtung geschlagene Medaille zu ersehen ist. Auf der einen Seite erscheinet ein Piedestal, auf welchem das Hamburgische Wapen, nebst einem Buche mit Debet und Credit bezeichnet, liegt. An der Seite desselben siehet man Papier und Dinte, und auf dem äußersten Rande diese Worte geschrieben: „A. „1619 führt man die Banco ein, Gott woll ihr Se„gen seyn.“ Oben siehet man aus den Wolken eine Hand hervor reichen, die eine Wageschale hält, mit der Ueberschrift: Da pacem, Domine, in diebus nostris. Auf der andern Seite ist die Stadt Hamburg mit dem Elbstrome und der Ueberschrift: Sub umbra alarum tuarum, womit auf Gott als den Beschützer

schützer der Stadt gedeutet wird. Die Bank wurde damahls gleich in einen Theil des Rathhauses verlegt, und zwar in einen Flügel, von welchem die Aussicht nach der Fleth hingehet. Man versahe die Zimmer hinten mit eisernen Gittern, und nach der Straße zu mit starken eisernen Thüren und Vorlegeschlössern, und gab ihr eine beständige Schildwache.

Die Vorsteher derselben wurden aus dem Rathe und den Aeltesten der Kaufleute und Bürger genommen. Die Bankgeschäfte selbst aber betrieben Buchhalter und Cassierer, welche zwar ihre Bedienungen kauften, dabey aber doch erprobt, treu und geschickt seyn, und eine große Caution stellen mußten. Man bewundert aber nicht unrecht die Ordnung und den Fleiß, der hier herrscht, und es geschehen hier die Geschäfte nicht mit solchem Umschweife als bey den italiänischen Banken. Täglich werden hier große Summen ab- und zugeschrieben, und ein- und ausgezahlet, wobey man einem jeden, der nach dem, was ihm etwa des vorigen Tages ab- oder zugeschrieben worden, fragt, gehörige Red und Antwort giebt. Die Kaufmannschaft selbst bemühet sich, so viel möglich, allen Geldumsatz durch die Bank geschehen zu lassen, weil es jedem zu größter Bequemlichkeit gereicht, vermittelst des Ab- und Zuschreibens in Kurzem das zu verrichten, wozu sonst ein langes Geldzählen nöthig wäre; so wie denn auch viele Geldposten, welche auf Courant geschlossen, zu der an der Börse desselben Tages bekannten Agio, mit beyderseits Contrahenten Einwilligung, vielfältig in Banco-Geld reduciret, und hernach in Banco abgeschrieben werden. Was sonst noch mehr von dieser trefflichen Bankeinrichtung merkwürdig seyn möchte, findet man in nachfolgenden Statuten, die einem jeden, der nähere Kenntnisse von dieser berühmten Anstalt haben möchte, nicht unangenehm seyn werden.

Ham-

## Hamburger Banco-Ordnung,

publiciret Anno 1639 den 31sten December.

I.

Die verordnete Bürger und Herren wollen täglich, wann es nöthig, die Buchhalter aber und Cassierer sollen alle Tage, außerhalb der Sonn- und Feyertage, in den Cammern der Banco, ein jeder an seinem Ort sitzen, und sich finden lassen.

II.

Das Geld, so in die Banco gebracht, soll in der andern Cammer einem Cassierer zugezählt werden, und derselbe soll darauf einen Brief oder Beweiß, darinnen die Summe zwey Mahl, erst mit vollen Buchstaben, hernach mit Ziffern specificiret, den Buchhaltern desselbigen Tages zu überliefern schuldig seyn.

III.

Alle Assignationes von denen Geldern, welche in der Banco sind, sollen schriftlich in einem (dem Buchhalter, so voran sitzet,) übergebenen Zettel geschehen, und derjenige, der assigniren will, deswegen selbst persönlich erscheinen, oder, wo er solches nicht thun wollte, oder könnte, soll er von dem verordneten Buchhalter eine Procuration oder Vollmacht machen lassen, welche Procurationes zu deren Nothdurft allezeit, (also daß nichts mehr, als die Nahmen, darinnen geschrieben werden,) bey Händen seyn, auch nicht länger, als in dem Jahre, darinnen sie gemacht seyn, gelten sollen.

IV.

Die Assignationes sollen erstlich mit Buchstaben, hernach mit Ziffern geschrieben werden, auch ein jeder dabey setzen, auf welchem Folio sein Nahme im Schuldbuche geschrieben stehet, welches bey dem Buchhalter zu jeder Zeit erfahren werden kann; Wer nun die Zettul diesen conform nicht machet, die Ziffern und Folio nicht recht setzet, soll ein pro Centum davon Strafe zu geben schuldig seyn.

V.

V.

Wann einer verstirbet, dessen Erben sollen einen Gevollmächtigten machen, so bis dahin die Wittwe und Erben mit Vormündern versehen, abschreiben, nach dem Avanzo fragen und Rechnung fordern mögen, und soll eine Wittwe ohne einen Gevollmächtigten, abzuschreiben nicht bemächtiget seyn.

VI.

Da zwey oder mehr in Compagnie seyn, und Rechnung in Banco auf ihre Nahmens gehalten wird, was einer von denenselben abschreibet, soll also gehalten und angenommen werden, gleich als wenn der Zettul von ihnen allen unterschrieben wäre.

VII.

Des Morgens von 7 bis halb 9 Uhr soll allezeit der Contra-Buchhalter in dem ersten Gemach mit dem Rescontra-Buch vorhanden seyn, und einem jeden, so ihm um dasjenige, was ihn angehet, fraget, guten Bescheid geben, und wann einer zu accordiren begehret, solches zu thun schuldig seyn.

VIII.

Würde aber jemand nach eines andern Summa oder Partita fragen, so soll der Buchhalter ihme keinesweges davon etwas vermelden, immassen dann bemeldten Buchhaltern, und allen andern so der Banco dienen, bey ihren geleisteten Eyden und höchsten Strafe verboten, Niemande, was in der Banco passiret und geschrieben wird, zu offenbaren.

IX.

Der Contra-Buchhalter, so vorn an sitzet, soll die schriftlichen Assignationes ordentlich, wie sie nach einander kommen, ohne Ansehen einiger Person, zu sich nehmen, solche übersehen, und Achtung geben, ob die geschriebene Summen oder Buchstaben und Ziffern übereinkommen, auch, ob der Assignator so viel in

Avanzo habe, und hernach alle solche Assignationes den andern Buchhaltern einzuschreiben zustellen.

X.

Es soll auch der Contra-Buchhalter, wann er vermerkt, daß jemand mehr in Banco schreiben lassen will, als er darin in Credit hat, dazu stille schweigen, und dasselbe bey seinem geleisteten Eyde alsobald den verordneten Herren und Bürgern anzeigen.

XI.

Wo jemand mehr assigniren würde, als er in Banco und Credito hat, der soll von jeder hundert Mark, so er mehr assigniret, drey Mark Strafe in gedachte Banco zu entrichten schuldig seyn.

XII.

Wann die Glocke Zehen zu St. Nicolai schlägt, soll der erste Buchhalter sowohl, als die andern, ohne expressen der Herren oder Bürger Befehl, keine Assignationes mehr annehmen, noch Cassa-Zettul abschreiben, damit im Schreiben aller Mißbrauch verhütet werden möge.

XIII.

Des Nachmittags sollen keine Assignationes angenommen werden, und soll der Buchhalter alle errores, so committiret, alle Morgen den Herren und Bürgern zu übergeben schuldig seyn, und daferne sie darwider handeln, und man es nachher erfahren wird, sollen sie von jedem Error ein Reichsthaler Strafe geben.

XIV.

Niemand soll Macht haben, einig Geld zu assigniren, oder jemand zuschreiben zu lassen, daß nicht ihme zum wenigstens eine Nacht zugeschrieben gestanden.

XV.

Und sollen auch die Buchhalter sich befleißigen, daß im Contract-Buche und Schuldbuche alle Rechnungen einerley Folia haben.

XVI.

XVI.

Die Buchhalter sollen, so oft es die Herren und Bürger gut befinden, umbgesetzet werden.

XVII.

Die Cassirer, so in der Cammer sitzen, sollen keine Macht haben, einige Gelder inn- oder außerhalb der Banco zu sich zu wechseln, noch auch von dem Gelde einigen Nutzen zu heben.

XVIII.

Die Herren und Bürger sollen zum längsten alle vier Wochen einmahl die Cassen zuschließen, die Gelder überzählen, und mit den Cassirern abzurechnen bemächtiget seyn.

XIX.

Die Cassirer sollen nicht Macht haben, mehr als Fünftausend Reichs-Thaler in ihre kleine Cassam zu setzen, was über die Summa ist, sollen sie denen Herren und Bürgern einliefern, damit die Cassen desto ehe können geschlossen, die Gelder gezählet und gerechnet werden. Der nun hierwider handelt, soll zehen Mark Strafe zu zahlen schuldig seyn.

XX.

Wo jemand Geld bringet, so nicht Species seyn, die die Banco vor sich zu haben begehret, und zugleich ein ander vorhanden, so Geld empfangen soll, so mag um schleuniger Beförderung willen, es dem Empfänger zugezählet werden; jedoch sollen die Cassirer solche Summen in ihre Bücher einschreiben, nicht anders, als wenn sie solch Geld selbst hätten empfangen und ausgezahlt.

XXI.

Auf hundert Mark sollen an kleinem Gelde, als Schilling und Sechslinge, nicht mehr als fünf Mark; Groschen oder ander Geld aber soll in der Banco ganz nicht empfangen oder ausgegeben werden.

XXII.

Die Banco soll einem jeden seine Avantage, oder was er in Credito darinnen hat, ohne Entschuldigung angangbarem Gelde bezahlen, wer aber sonderliche Species haben will, derselbe muß sich deswegen nach Billigkeit vergleichen.

XXIII.

Wer Geld aus der Banco haben will, der soll einen gedruckten Cassa-Zettul, so allezeit bey den Buchhaltern vorhanden seyn soll, mit eigner Hand füllen und vollziehen laßen, und seinen Nahmen darunter setzen, und soll gedachter Cassa-Zettel hernach dem Buchhalter gebracht, und wan derselbe findet, daß solche Person so viel in Avanzo hat, als der Cassa Zettel lautet, soll er ihme den Assignatoren umb so viel debito machen, und darauf den Cassa-Zettel unterschreiben, und soll bemeldte Person von dem Cassirer, dazu er angewiesen, unverzüglich bezahlet werden.

XXIV.

Wer per Cassa abschreibet, soll solche Gelder denselben Tag von dem Cassirer empfangen, da er es aber nicht thun würde, soll er den ersten Tag ein halb pro Centum, den andern Tag ein pro Centum, und alle Tage hernach doppelt auf Strafe darzu zu geben schuldig seyn.

XXV.

Wer in Banco etwas bezahlen will, soll vor 11 Uhr die Gelder einzubringen schuldig seyn.

XXVI.

Wenn die Herren und Bürger zu Hause gehen, sollen die Cassen, da die Herren und Bürger die Schlüssel zu haben, mit Zuschließen wohl verwahret werden. Die Cassirer mögen des Morgens, wenn die Buchhalter in der Banco sind, anfangen, sich Gelder zuzählen zu lassen.

XXVII.

XXVII.

Die Gelder und Avanzo, so jemand in der Banco hat, mögen und sollen keinerley Weise arrestiret werden. Wo aber einer öffentlich falliren thäte, so soll dessen Avanzo denen sämmtlichen Creditoren vermöge Stadts-Buch zum Besten seyn.

XXVIII.

Vermöge vorigen Mandats soll sich männiglich enthalten, einig Wechselgeld, so über Vierhundert Mark ist, außerhalb der Banco zu zahlen, bey Strafe fünf und zwanzig Mark von jeder hundert Mark, und soll hierüber die Bezahlung, wo einige Quaestio deswegen vorfallen würde, vor nichtig geachtet, auch der Mäkler, so sich dabey gebrauchen lassen, in gebührliche Strafe genommen werden.

XXIX.

Und sollen allemahl zwey Herren des Raths, zwey aus den Verordneten der Cämmerey, und zwey aus der Bürgerschaft, die Verwaltung der Banco haben; Von gemeldten Herren und Bürgern sollen jährlich zwey, als ein Herr und ein Bürger, abtreten, und zwey andere an ihre Stelle deputiret und erwählet werden, und soll die Wahl der Bürger von obgesetzten 6 Bürgern aufgesetzt werden.

XXX.

Gedachte Personen sollen nicht Macht haben, einigen Menschen, er sey auch, wer er wolle, auch sich selbst nicht mehr zu creditiren, oder aus der Lehn Banco zu wechseln und zu bezahlen, dann er Avanzo in Banco hat.

XXXI.

Sie sollen auch kein Geld in Deposito nehmen, ohne Consens eines Ehren Vesten Raths, und Verordneten der Cämmerey.

XXXII.

Es soll auch keine Handlung mit Korn bey der Banco getrieben werden, dann was zu Behuf der Stadt Nothdurft erkaufft wird.

XXXIII.

So soll auch kein Geld aus der Banco anderer Gestalt, denn auff güldene und silberne Pfande, und darzu, wann die Casse guten Avanzo hat, gethan werden.

XXXIV.

Weil auch vor diesem in der Kaufmanns- und Wechsel-Banco verordnet, daß nicht unter vierhundert Mark an etwas zugeben, oder jemanden zugeschrieben werden sollen, soll solches hinführo geändert, und auff zweyhundert Mark reducirt, auch keine Pfennig, ausserhalb Sechs-Pfennig, jemahls zu- oder abgeschrieben werden.

XXXV.

Gleichfalls sollen die Buchhalter der Kaufmanns-Banco die Bilance alle acht Tage richtig einliefern, auch zum wenigsten alle Vierteljahr in der Lehn- und Wechsel-Banco ein Ueberschlag gemacht, und jährlich im Decembri die Final-Rechnung geschlossen, das Geld gezählt, die Pfänder nachgesehen, auch davon einen Ehren Vesten Rath und Verordneten der Cämmerey guten Bescheid und richtige Bilanzo zu Anfang des nächstfolgenden Jahrs eingeliefert werden.

XXXVI.

Die Banco soll alle Jahr im Monath Decembri etliche Tage, damit alles in Richtigkeit gebracht, geschlossen werden.

XXXVII.

Auffs Neujahr, wann die Banco wieder auffgehet, sollen die Creditores vor dem Tische, da die Herren und Bürger seynd, erscheinen, und ihren Avanzo mit ihnen accordiren, ehe sie auf ihre Rechnung etwas wieder abgeschrieben. Und hat sich E. E. Hochweiser Rath vorbehal-

behalten, diese Ordnung nach Gelegenheit der Sachen zu ändern, zu mindern, und zu vermehren. Und wollen Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Hamburg hiermit männiglich auferlegt haben, obgesetzten Articuln bey Vermeidung der specificirten Strafe nachzukommen. Uhrkundlich haben Wir Unser Stadt-Signet hierunter zu drücken befohlen. Decret. & Publ. den 31sten Decembri 1639.

Von dem Hamburgischen Wechselgeschäfte, so wie auch von dem Wechselgeschäfte anderer Banken, werde ich in den Artikeln Münzwesen und Wechsel handeln.

Im Jahre 1686 den 18ten Decemb. gaben die Herren und Bürger der Banco in Hamburg in einer Proceß-Sache zur Steuer der Wahrheit einen Attest über den modum procedendi bey dem Ab- und Zuschreiben in der dasigen Bank, welchen ich zur mehreren Erörterung noch mit anführen will. Dieser lautet nach dem Marperger wörtlich wie folgt:

Belangend ferner die Einlegung der Gelder in Banco, deren Bescheinigung wie auch Herausgebung der Banco-Zettul, wie es sowohl mit Bürgern, als mit Fremden, diesfalls gehalten wird, damit hat es folgende Beschaffenheit: Erstlich wird Fremden, das ist solchen, die nicht Bürger oder Einwohner der Stadt sind, keine Rechnung und Folio in Banco verstattet.

Welches aber zu verstehen, nicht von bloßen Einwohnern oder Domicilium habentibus, als soliten die um des Domicilii in Civitate willen Banco Admissibiles seyn, sondern von Incolis, die gegen ein veraccordirtes gewisses Jahrgeld, von ihrem Vermögen, und gegen die Hand-Gelübde, der Stadt treu und hold zu seyn, auch beym Abzuge einen gewissen Abschoß zu geben, in die Stadt aufgenommen werden, und also das Beneficium der Banco mit genießen.

Wann nun ein solcher Bürger oder Einwohner gesinnt ist, Geld in Banco zu sezen, und also Rechnung und Folio in denen Büchern zu haben, ist er schuldig in Person in Banco vor denen deputirten Bürgern zu

erscheinen, Folio zu begehren, und dasjenige, was ihm angezeigt wird, anzunehmen, welches das ganze Jahr durch, bis irgend zum 14ten Januarii nächst darauf folgenden und anfangenden neuen Jahres gilt; zu welcher Zeit allemahl das Folio vorigen Jahres verändert, und ihm ein neues für das folgende gegeben wird.

Was nun ein solcher Bürger oder Einwohner an Geld in Banco bringet, dagegen wird ihm von dem Banco-Cassirer oder Empfänger ein Cassir-Zettul wegen des Empfanges gegeben, welchen er aber nicht behält, sondern an die Banco-Buchhalter wieder ausliefert, und bey denenselben läßt, die alsdann die eingebrachten Summen mit Datum und Tag auf das gegebene Folio verzeichnen, und die einkommende Cassir-Zettul aufheben. Es wird aber dem Einbringer kein Schein oder Recipisse heimzunehmen gegeben, sondern er muß darinnen denen beeidigten Officialibus der Banco trauen, und seine richtige Privat-Annotationes daheim dagegen halten. Wobey noch ferner dieses zu notiren, daß das Einbringen der Gelder in Banco auf eines andern Rechnung, welcher Folio in Banco hat, ohne Unterschied geschehen könne, durch einen Bürger oder Fremden, ob der gleich sonst vor sich keine Rechnung darinnen hätte, und wird deshalb der Empfang- oder der Cassir-Zettel eingerichtet, und dem Banco-Buchhalter aufzuheben gestellet; Abgeschrieben oder verringert aber kann dieselbe nicht werden, ohne dessen selbst-eigene, oder Gevollmächtigten Consens, wie im Folgenden mit mehreren zu ersehen. Und so viel von den Einbringern und auf den Anfragen von Bescheinigungen der Gelder u. s. w.

Betreffend nächstdem in Herausholung der Gelder ex Banco, und die angefragte Herausgebung der Banco-Zettel, davon ist zuerst zu wissen, daß die Banco keine Zettul herausgiebt, außer bloß, wann es begehret wird, und auf dem Fall, da der Einbringer nicht selbst in Person in Banco erscheinen kann oder will, einen Vollmacht-Zettul vor ein ganzes Jahr, welcher Procuratio genannt wird, wovon bald hiernächst Bericht geschehen soll. Es kömmet aber regulariter einer in Person selbst hin, wann er von seiner Summa in Banco-

co-Gelder entweder baar heraus zu holen, oder von seiner Rechnung ab- und einem andern zuzuschreiben begehret; Muß aber alsdann, einen sowohl, als den andern Fall, einen gedruckten Banco-Zettul einreichen, mit dieser Ausfüllung aber oder Einschreibung, an wem er gezahlet haben wolle, wie viel an Summa, auf welchem Folio seine Rechnung stehe, sodann Tag und Jahr, mit Unterschreibung seines eigenen Nahmens, welchen Zettul er in Banco läßt, und darnach verfahren wird. Wer aber nicht selbst in Person hinkommen kann, oder will, dem stehet frey, auf ein jedes Jahr, vermittelst einer auf sein Angeben von den Banco-Bürgern ausgefülleten Vollmacht oder Procuration, einen Procuratorem oder Gevollmächtigten zu bestellen, welcher ohne Beywesenheit seines Principalen, Gelder von dessen Rechnung heben und herausholen, oder ab- und einem andern zuschreiben lassen kann.

Es muß aber derselbe Bevollmächtigte einen Weg wie den andern, gleichwie sonst der Principal selbst, einen gefülleten Banco-Zettul in Banco bringen, und daselbst laßen. Ob aber der Principal Deponent selber die Ausfüllung des Banco-Zettuln mit eigner Hand gethan habe, oder ein anderer, da lieget nichts an: Dann entweder es bringet der Principal selbst den Banco-Zettul, so wird alsdann auf seine Person mehr, als auf die Schrift gesehen; oder es kömmet sein Procurator, und zeiget die habende Procuration vor, worunter des Principal eigenhändiger Nahme steht, und ist das so viel, als wäre er selbst da, und kommet sodann nicht darauf an, mit wessen Hand der Banco-Zettul ausgefüllet sey. Und solchergestalt wird es durchgehends mit Bürgern und Einwohnern, wie ob vermeldet, gehalten; Fremde hingegen sind der Banco, Folio, und Rechnung darin zu haben, nicht fähig. Eine Exception ist gleichwohl von der Regul, (daß Fremden könne Rechnung oder Folio in Banco verstattet werden,) indem man Anno 1667 und folgenden Jahren zugelaßen, in der Person des Herrn Barons von Kielmansegg, vor welchen E. E. Rath dieser Stadt bey denen Verordneten der Banco anwerben laßen, daß in Consideration seiner raren Meriten und dieser Stadt öfters geleisteten ersprießlichen Officien, demselben, auf sein in-

ständiges Begehren, Rechnung und Folio in Banco möchte vergönnt werden. Worinn die Verordneten der Banco E. E. Raths Recommendation deferiret, und von bemeldetem Anno 1667 an bis 1676, da der Herr Baron von Kielmans-Eck gestorben, ihme nach Gewohnheit jedes Jahr absonderlich eine Folio verwilliget haben. Weil aber andere Privat-Personen selbst persönlich in Banco für denen Verordneten der Banco erscheinen, Folio begehren, alle neue Jahr auch wieder aufs neue sich einstellen, und, wie es in Banco heißt, accordiren, und vor das neue Jahr ein neues Folio sich müssen geben lassen, auch da sie wollen, neue Procurationen auf jemand anders bestellen laßen; mit solcher persönlichen Erscheinung aber der Herr Baron von Kielmans-Eck gerne verschonet seyn wollen, und neben dem Bedenken getragen, jemand Procuration, sive Mandatum cum libera über seine ansehnliche Baarschaften in Banco anzuvertrauen; so sind darinn einige der Banco unschädliche Temperamente ausgefunden worden: nähmlich, es ist dem Herrn Baron von Kielmans-Eck mit ettlichen, mit der Banco kleinem Insiegel characterisirten, sonst aber ungefüllten Banco-Zettuln, favorisiret worden, welches eines der Herr Baron, hernachmahls, wann er gewollt, entweder Geld herausholen, oder von seiner Rechnung an andere abschreiben laßen, mit Einrückung der Summen und des Assignatarii, wie auch Folio des Jahres, sampt Unterschrift seines Nahmens ausgefüllet, und in Banco gesandt hat, damit er also sowohl die persönliche Erscheinung, als auch die Gebung Mandati cum libera, hat evitiren können.

Weil dann nun in diesem Attest enthalten ist, was auf obige Anfangs-Puncta zum Bericht dienet; Als thun Wir p. t. Herren und Bürger der Banco hiemit attestiren, daß es sich damit in allem, wie obstehet, in Wahrheit und üblicher Observanz also verhalte. Haben auch urkundlich dessen das gewöhnliche kleine Banco-Insiegel hierunter setzen lassen. So geschehen in Hamburg, den 18ten Decembr. A. 1686.

Zu der Zeit ward es festgesetzt, daß der Zettel, welcher gewöhnlicher Weise in der Bank abgeliefert wurde, folgendergestalt ohngefähr lauten müßte:

Denen Herren und Bürgern der Banco wolle geliehen zu zahlen per Cassa die Summa von Eintausend Mark Lübisch an Herrn N. und mir solche 1000 Mark Lübisch auf meine Rechnung Fol. — abzuschreiben, solches soll mir gute Zahlung seyn.

Actum Hamburg, den — ten — ꝛc.

(L.S.)

N. N.

Die Bank zu Nürnberg ist 1621 aufgerichtet worden, nachdem hundert, und mehr Jahre zuvor, schon der bekannte Mons pietatis, oder das Leih- und Pfandhaus, (nach Art des venetianischen,) schon eröffnet worden. Im Jahre 1654 erfolgte eine ausführlichere Bankordnung, die theils wörtlich, theils auszugsweise, erfolget.

Nachdem ein Edler Ehrenvester Rath dieser des Heil. Reichs Stadt Nürnberg, neben andern für des Vaterlandes Wohlfahrt tragenden Sorgfalt, sich eifrig angelegen seyn laßen, und mit sonderbarem Fleiß dahin getrachtet, wie bey Dero Stadt und Land, die insgemein unentbehrliche Handlung, darunter auch der Handwerker Nahrung und Aufnahme begriffen, neben den guten gerechten Münzsorten, und deren gewisser, beständiger Valor, als ein sonderbares Kleinod, denen Reichs-Constitutionibus, und hoch verpönten Münzordnungen gemäß, so viel möglich, erhalten, und ins Aufnehmen gebracht, auch allem Unwesen, so deme irgend zuwider, mit gutem Bestande begegnet werden möge. Derowegen nach dem Exempel anderer vornehmen Handelsplätze und Städte, schon vor vielen Jahren, nähmlich in Anno 1621, bey ganz zerfallenem Münzwesen, und durchgehend eingerissenen ringhaltigen, meistentheils gar Silberlosen Sorten, den Banco

Publi-

Publico, bey dieser Stadt mit aufgewandten großen Kosten, der Handelschaft zu Gutem: und vornehmlich diesen End, damit dem hochschädlichen Münzpartiern eigennüzig gewinnsüchtiger Leute begegnet, hingegen gute, gerechte, auch aller Orten passirende Münzsorten, ihrem rechten Halt und Valor nach, wieder eingeführt, und unter dem gemeinen Mann gebracht, insonderheit aber bey der Kaufmannschaft, ein jeder Handelsmann sicher seine Gelder dahin legen dürfe, auch wenn, wo, bey wem, und was Gestalt er seine Bezahlung zu leisten, oder zu empfangen, eigentlich wissen, und mit beschwerlichen An- und Ueberweisungen, oder in andere Wege, mit Versäumniß der guten Zeit, seiner selbst, oder der Seinigen, nicht aufgehalten und umgetrieben, sodann der fürgangenen und geleisteten Bezahlung, gegen Hiesige und Ausländische, künftig, über kurz oder lang, unverwerflichen Beweiß haben, auch beschwerliche Weitläuftigkeit und kostbare Rechtfertigung, die etwan sonsten entstehen, und sogar Wittib und Waysen betreffen könnten, verhütet und abgeschnitten werden mögen, mit Einrathen verständiger, in Handels- und Wechsels-Sachen wohlerfahrne Personen, angestellt, mit einer sonderbaren Ordnung, wie es nähmlich hierin gehalten werden soll, versehen, und vermög unterschiedlich nach und nach ergangner Raths-Decreten, bis dato in seinem Esse erhalten, aber glaubhaften Bericht erlangt, daß in Zeit jüngstgewährten Teutschen Krieges, wegen sehr bedrängten und abgenommenen Handlung berührter Banco-Ordnung, zum Theil aus Unwissenheit, theils auch eigennüzigen Vorsatz, von vielen zuwider gehandelt worden, auch solche Mängel, deren Abstellung hoch vonnöthen, einreissen wollen, welches Ihre Herrlichkeit keinesweges gestatten können, sondern von Obrigkeit und Ambts wegen, gebührendes Einsehen dawider zu thun, bemüsset worden. Haben derowegen die vorige Banco- und Wechsel-Ordnung mit allem Fleiß durchsehen, auch in ettlichen Päß und Puncten, wie es die Nothdurft jeziger Läufften erfordert, den Handelsleuten zu Gutem verbessern laßen

Versehen sich hierauf zu ihren lieben Bürgern, Innwohnern und Schutzverwandten, gänzlich, und wol-

wollen, daß dieser erneuerten Banco- und Wechsel-Ordnung, alles ihres Lauts und Inhalts von Männiglich, so deroselben unterworfen, in schuldigem Gehorsam wirklich nachgelebet werden solle; Als lieb einem jeden ist, der sonst ihme zuwachsenden Gefahr, und unnachlässigen in der Ordnung selbst benannten Strafe, zu entgehen.

Decretum in Senatu, 8. Septembris Anno 1654.

Die hierbey ertheilte Banco-Ordnung besteht im Wesentlichen aus folgenden Puncten:

1. Es sollen, so lange man schreibt, einer aus dem innern Rathe, einer von den verordneten Markt-Vorstehern, und einer vom Ausschuß der Kaufmannschaft, jedes Mahl der Bank vorstehen und persönlich beywohnen, doch so, daß alle Wochen umgewechselt wird, und andere Personen aus diesen Classen an die Reihe kommen.

2. Des Morgens soll man eine Stunde vor dem Marktläuten in der Bank schon zu schreiben anfangen, außer an hohen Fest- Bet- Sonn- und sonstigen Feyertagen, und wenn die Bank gesperrt ist, welches alle Vierteljahr geschieht. Wenn des Abends die Markt-Glocken aufhören zu läuten, hört man auch in der Bank auf zu arbeiten, das Journal wird von den Deputirten unterschrieben, und die Bank geschlossen.

3. Es sollen alle Bezahlungen, sowohl der Wechsel als Waaren, die zwischen Kaufleuten, Krämern, Ochsen- Vieh- Wein- Leinwand- und Wollenhändlern, oder deren Angehörigen und Bedienten geschehen; wie auch alle Depositо-Gelder, welche zwischen ihnen vorfallen, und sich über 200 Gulden belaufen, sowohl von Bürgern, als Einwohnern und Schutzverwandten, gegen Einheimische und Fremde, allein in der öffentlichen Bank gesches

schehen. Sind zwey Personen einander schuldig, und sie bezahlen sich nicht ganz ab, so wird nicht der Rest, sondern die ganze Schuldpost in der Bank angeschrieben. Eine Assignation an den dritten Mann, wird nicht gestattet, sondern jeder muß seinen Creditor selbst bezahlen oder zuschreiben lassen. Sollte aber jemand eine große Schuld zu bezahlen haben, die er mit eins nicht tilgen könnte, so soll ihm zwar, bis auf weitere Verordnungen, gestattet seyn, wann der Creditor damit zufrieden ist, kleine Posten außer dem Banco abzutragen; bey Bezahlung des Rests aber die Schuld in der Bank notirt werden. Die Uebertreter dieser Gesetze sollen Zehn Gulden von Hundert, Strafe geben, und eben so viel auch diejenigen, welche mehr in der Bank schreiben lassen wollen, als sie wirklich im Credit derselben haben.

4. Wer für einen andern, es sey auch in welcher Lage es wolle, Geschäfte bey der Bank betreiben will, ist verbunden, mit einer von dem dazu bestellten Bank-Notario eingerichteten Vollmacht, sich zu versehen, welche von den Herren untersuchet, und von den Buchhaltern registriret wird. Es darf aber solche Vollmacht nicht länger als auf zwey Jahre, wohl aber unter der Zeit, nach Belieben und Verhältniß der Sache eingerichtet werden. Zwey Mahl kann solche Vollmacht, wenn sie auch auf zwey Jahre eingerichtet worden, nach dem Formular renoviret werden, soll aber die Vollmacht dann noch länger dauern, so muß eine neue ausgestellet werden.

Dieses Gesetz hat aber doch eine Ausnahme, und es heißt beym Marperger (*): „Da aber ei„ner allein handelt und auf eine kurze Zeit verrei„set, mag er wohl jemand anders, durch einen von „sei-

(*) Am angeführten Orte, S. 165.

„seiner des Constituenten Hand mit beygedruckten „Pettschaft bekräftigten Zettul, die Vollmacht auf„tragen, doch soll derselbe auch ausdrücklich die be„stimmte Zeit, und daß er Gewaltgeber, bey Ver„pfändung seiner Haab und Güter, so viel darzu „von nöthen, des von ihm Gevollmächtigten Hand„lung, genehm und vest, auch den Banco und des„sen Bediente derentwegen schadlos halten wolle, „einverleibt und solche Vollmacht von dem Gewalt„haber in den Banco, ebener Massen erlegt, reco„gnoscirt, dem Buchhalter registirt, und in das „Procura-Copier-Buch eingeschrieben werden."

5. Alle Ueberweisungen sollen in der Bank mündlich geschehen, und es wird für unnöthig geachtet, daß stets Debitor und Creditor gegenwärtig sind, es möchte denn seyn, daß ein Rest berichtiget würde. Sollte aber jemand Krankheits oder anderer Verhinderungen wegen, zu der Zeit, da in der Bank geschrieben wird, nicht zur mündlichen Ueberweisung erscheinen können, so ist es ihm auch gestattet, vermittelst eines eigenhändig unterschriebenen, und untersiegelten Zettels, auf welchem neben dem Nahmen seines Creditors, auch die Summe erstlich mit Worten ausgeschrieben, und dann mit Ziffern bezeichnet, dies Geschäfte zu vollziehen.
6. Die Gelder müssen in die Bank von Morgens an, bis eine Stunde vor dem Marktabläuten, gebracht werden.
7. In der Bank werden nur in Hinsicht der Silbermünze die dort gebräuchlichen Münzsorten niedergelegt, und in Hinsicht des Goldes, vollwichtige Ducaten.
8. Von allem Gelde, welches entweder in die Bank hineingelegt, oder wieder herausgenommen wird, bezahlet man jedes Mahl, von hundert Gulden, sechs Kreuzer.

9. Alle Vierteljahr, am Ende der Monathe Januar, Julius, October, wird eine Haupt-Bilanz, und alle Jahr am Ende des Monaths April, eine Schlußrechnung gezogen, zu welchen Zeiten alsdann die Bank, nach Beschaffenheit der Umstände, kürzere oder längere Zeit gesperret ist.

10. Will jemand aus der Bank Geld haben, so muß er selbst kommen, oder seinen Bevollmächtigten schicken, sollte aber eine andere Person hingehen müssen, so wird diesem ein solcher Schein mitgegeben, als in No. 4. gezeigt worden. Man erhält aber nicht denselben Tag das Geld, sondern erst den folgenden, als an welchem man sich wieder melden muß.

11. Auf diejenigen Gelder, die in der Bank liegen, soll kein Arrest verstattet werden. Macht aber jemand Concurs, der in der Bank Gelder hat, so bleibt dieses daselbst zum Besten der Creditoren.

Im Jahre 1695 erfolgte wiederum eine Interims-Verordnung, die bis auf fernerweitiges Reglement im Münzwesen gelten sollte; da diese nun in Hinsicht des dortigen Bankwesens eine wichtige Urkunde ist, so will ich sie wörtlich nach dem Marperger folgen lassen.

### Eines Hoch-Edlen Hoch-Weisen Raths der Stadt Nürnberg Interims-Verordnung, wie es mit dem Courrent-Banco allhie, bis auf fernerweitiges Reglement im Münz-Wesen, gehalten werden solle.

Einem Hoch-Edlen, Fürsichtig und Hoch-Weisen Rath, Unsernn Herrn, ist gebührend hinterbracht worden, daß der mehreste und principalste Theil hiesiger Handelsleute, um Eröffnung des, bey zween Jahren her, gesperrt gewesten Banco, inständigst angehalten, anbey

anbey aber auch solche Vorschläge und Versicherung gethan haben, vermittelst derer derselbe nicht allein nicht erschöpft, sondern wieder in bessern Stand und Aufnehmen gebracht werden solle.

Wie nun Ihre Hoch-Adel. Herrlichk. sich jedes Mahl erklärt haben, und noch der beständigen Meinung seynd, den in A. 1621 den 10ten Aug. nicht ohne sonderm Bedacht und Eifer angefangenen, und in das 74ste Jahr continuirten Banco, nimmermehr übern Hauffen gehen, noch verstatten zu laßen, daß jeztmahlige Handelschaft, was von andern tapfern Leuten vor ihnen, recht- auch hiesigem gemeinen Wesen, in möglichster Zurückhaltung ringhältiger Münzen, und anderer, der Banco-Ordnung de A. 1654 vorgedruckten Ursachen halber, für gut und nüzlich gehalten worden, dermahlen durchlöchern möge; also laßen Dero Herrlichkeit oben ersagte, der Handelsleute Erklärung, welche zu gleichem Zweck in Erhaltung des Banco abzielet, sich gefallen: Und ob sie wohl nicht gezweifelt, daß dieselbe, aus aufrichtigem Gemüth, und sonder arge List geschehen sey; so haben doch Ihre Herrlichkeit gut befunden Sie Handelsleute, auf den 10ten dieses Monaths, durch der Herren Deputatorum zum Banco Hoch-Edel. Herrl. mit gegebenem Handstreich nochmahlen bestätigen zu laßen.

Wobey es aber die Meinung keinesweges hat, daß diejenige, welche solches Angeloben geleistet, allein zu dem, was hernach verordnet wird, verbunden seyn sollen, sondern es wollen Ihre Hoch Adliche Herrlichkeit, daß alle Bürger, so Handelsleute und Krämer, oder wer sonst vor Alters her zur Banco-Ordnung de A. 1654 angewiesen, desgleichen auch die Juden, mit denen außer Banco zu handeln, bey Strafe 10 pro Cento verbothen seyn solle, deme getreulich nachkommen sollen, als lieb einem jeden ist, die darauf gesezte Strafe zu vermeiden, auch andern arbitrarischen Animadversionen zu entgehen, in welche diejenige, so sich dawider sezen würden, ohnfehlbar verfallen werden.

Solchemnach verordnen Dero Herrlichkeit und wollen, daß nach dem 9ten instehenden Monaths Augusti, an welchem man, nach gemachtem Bilanz, wieder schreiben wird, alle, zwischen Christen und Juden sich

ergebende Wechsel, groß und klein, so 50 Fl. = in Wahren (*), aber alle Posten, so 200 Fl. auch nur mit einem Gulden übersteigen, keinesweges mehr per Cassa, sondern allein in Banco, in hernach benannten groben Speciebus, wirklich bezahlt, und also das bishero nachgesehene gegen einander schreiben, aufgehoben werden solle.

Jedoch solle einem Debitori annoch erlaubt seyn, was er vor ersagtem 9ten Augusti an Wahren (—) auf Zeit erkauft, und per Cassa zu bezahlen bedungen, soferne er seine Verfallzeit richtig hält, auf solche Weise zu bezahlen; wenn ers nur hernachmahl gleich in Banco anzeigt, und er und sein Creditor die Gebühr davon erstattet.

Die einkommende Wechselbriefe aber, ohngeachtet sie annoch auf Zahlung per Cassa verlauten möchten, sollen wirklich in Banco bezahlet werden, angemerkt, daß in solchen eben diejenigen Probesorten werden angenommen werden, mit welchen man die Wechselbriefe per Cassa bishero bezahlt hat.

Uebrigens wird die Banco-Ordnung de A. 1654 alles seines Inhalts confirmiret, jedoch der dritte paragraphus derselben dahin limitirt, daß die Deposito-Gelder, welche gegen Obligationes gegeben werden, per Cassa mögen entrichtet werden, und der Banco-Gebühr befreyet seyn. Was aber einer dem andern, Christen oder Juden, auf ein, zwey, oder mehr Monath, gegen Wechselbriefe, oder bloße Billetten, leihet, solle, gleich allen Wechselbriefen, in Banco abgeführet werden.

Ferner, obwohl in demselben paragrapho erlaubt gewesen, wenn jemand für Wahren (—) eine starke Schuld gemachet, und solche zu zerschlagen vermeinte, dieselbe auf unterschiedene Mahl an zuläßiger Summa, welche 200 Fl. nicht betrifft, außer dem Banco zu bezahlen; so wird doch solches dahin abermahl limitiret, daß zwar die Zertheilung der Summa, wenn der Creditor damit zufrieden, erlaubt, die Bezahlung derselben

(*) Waaren. —

ben Zertheilung aber nicht per Cassa, sondern jedes Mahl wirklich in Banco, geschehen solle (*).

Denen Fremden solle erlaubt seyn, mit dem Gelde, so sie anhero bringen, sofern solches in unverbothenen Sorten besteht, einzukauffen, und damit auch dasjenige zu bezahlen, was 200 Fl. übersteigt.

Desgleichen solle den Handwerksleuten erlaubt seyn, mit ihrem Kaufmann, sowohl im Einkauf ihrer Materialien, als Verkauf ihrer Arbeit, auf Bezahlung in- und außer Banco, auch in Posten 200 Fl. übersteigend, zu handlen, daß sie keine Banco-Gebühr zu bezahlen haben, ohne allein von dem, was ihnen wirklich geschrieben wird, oder sie wieder heraus nehmen werden.

Diejenige aber, so ihr Handwerk nicht völlig niedergelegt, und doch gleichwohl, wider oftmahliges Verbot, in Waaren, welche sie nicht selber machen, Handlung treiben, sollen die Materialia, so sie nicht selber verarbeiten, sondern wieder verkaufen, in Banco bezahlen, und die Gebühr hievon, wie auch von allen, was sie auf Märkte oder Messen aufnehmen, bezahlen.

Denen Kauflenten und Handwerks-Verlegern aber, wird auf das schärfste verbothen, dem Handwerksmann und Stückwerkern, einig verbothenes, oder auch gangbares, grob oder kleines Geld, in höhern Preis zu geben, als es gesetzt ist. Vielweniger solle man ihnen, wie ettliche ganz sträflich gethan haben sollen, einig abgesetzt oder verbothenes Geld, für ihre Waaren hinlegen, wie viel man nähmlich ihnen in dergleichen Sorten dafür zu geben vermeinet, welche sie Handwerksleute rechnen mögen, wie sie wollen, weil durch solchen unrechtmäßigen Griff der arme Mann in großen Schaden und Einbuß gesetzt wird.

Denen Fremden, so Ochsen, Vieh, Wein, Wolle, Leinwand, Zinn, Kupfer, Bley, und andere Materialien zu verkaufen anhero bringen, und den Handelsleuten verkaufen, solle der Käufer, wann die Summa 200 Fl. übertrifft, und außer Banco bezahlt wird,



(*) Man sehe die vorige Bankordnung, n. 3.

3 Kr. von 100 Fl. abziehen, und sammt 3 Kr. für sich, alsobald in Banco liefern, bey Strafe von hundert Gulden, zehen Gulden.

So viel aber die Sorten anbelangt, welche dermahlen in dem Courrent-Banco, in gemeinen Zahlungen (dann mit Wechseln, welche auf Specie-Thalern, oder Specie-Ducaten, der alten Bankordnung gemäß, anhero gezogen werden möchten, solle es gehalten werden, wie in der gedruckten Wechselordnung, §. 9. versehen,) (*) gültig seynd und angenommen werden, sollen bestehen in wahren Reichs- auch Kayserlichen, Salzburgischen und Französischen, ganzen und halben Thalern, zu respective Zwey und Einen Gulden gerechnet: Ferners auch in denen ganzen und halben Gulden, so bishero allhie gangbar gewesen und Stampffmässig sind, also, daß des Fränkischen Creyses Gulden, welche für Cassa-Geld, neben denen halben Batzen, die sie im Werth noch etwas übertreffen, gültig bleiben, ausgenommen werden; Jedoch solle der, so Geld aus dem Banco erheben will, er sey Hiesiger oder Fremder, sich mit Guldenern, so lange derer im Banco befindlich, bezahlen zu laßen: Die Banchieri und Cassirer aber, (welche schon deshalben in Pflicht stehen,) mit Herausgebung der Thaler, so lang Gulden vorhanden, weder sich selber noch andern zu favorisiren, auch die Gulden unter einander zu laßen, wie sie einkommen, und also, für sich oder andere, unausgesucht wieder herauszugeben, schuldig seyn; Sollten aber die Gulden mit der Zeit gar vertilget werden müßen, so solle hernach die Banco-Valuta auf lauter Thaler eingerichtet werden.

Gleicher Gestalt solle ein jeder von allem Geld, welches ihm, entweder durch baares Hineinlegen, oder überschreiben in Banco, an seinem Credito kommt, imgleichen auch von demjenigen, so er baar heraus nimmt, jedes Mahl drey Kreuzer von hundert Gulden bezahlen. Wann sich aber ergeben sollte, daß damit zu Bestreitung nothwendig erforderter Banco-Unkosten, nicht auszulangen wäre, so behält ein Hoch-

Edler

(*) Diese Wechselordnung findet sich beym Marperger, am angeführten Orte, und der §. 9. steht S. 169, fgg.

Edler Hochweiser Rath sich bevor, diese Gebühr, nach erforderter Nothdurft, doch ehe nicht, zu erhöhen, wie seit A. 1621 zu verschiedenen Mahlen (als aus einem Täfelein in der Banco-Zähl-Stube zu ersehen) zu ersehen ist. Solches aber zu verhüten, wird ein Jeder desto mehr gewarnet, sich solcher Schalkung und Hintergang zu enthalten, und seinen Mitbürgern nicht in fernere Unkosten damit zu sezen. Im übrigen bleibt es mit der Zeit der Einlage, auch Wiederherausnehmung der Gelder, wie in der Banco-Ordnung all schon enthalten ist.

Sollte nun jemand, wer der auch seye, Markt-Vorsteher, Banchier, Adjunctus des Banco, auch alle Handelsleute und Krämer, durchgehends, und wer sonst der Banco-Ordnung unterworfen, diesem allen im geringsten zuwider handeln, der solle für jede Uebersahrt, zehn von hundert Strafe, dem Banco zum Besten, unnachläßig zu büßen haben: Und ob Debitor und Creditor einig würden, Posten über 200 Fl. unter sich, in der Stille zu bezahlen, die sollen, ob sichs über kurz oder lang, ja auch nach ihrem Tode, herfürthun würde, diese Strafe in ihren Erben zu büßen haben. Daher wird auch denen verpflichteten Sensalen alles Ernstes verboten, in keinen Waaren-Unterkauf noch Wechsel, auf Cassa-Zahlung etwas zu schließen, bey der in der Banco-Ordnung bestimmten Strafe, und Verlust ihres Dienstes: Sollte aber ein anderer, der kein Sensal, dergleichen zu thun, sich unterstehen, der soll mit exemplarischer Strafe, ja, nach gestallten Dingen, mit der Stadt-Verweisung, angesehen werden.

Und dieweil nicht möglich ist, alle Fälle und Schwierigkeiten, so jeweilen, sonderlich mit Fremden vorfallen können, vorzusehen: So solle ein jeder schuldig seyn, solche Fälle am Banco-Amt anzuzeigen, und von dar Befehl darüber zu erwarten.

Daferne nun ergiebige Geldsummen in Banco einkommen sollten, würde man jeweilen auch Ducaten, nach dem eingesezten Gewicht, zu 4 Fl., wie auch auf Holländische, Burgunder und andere gemeine Thaler, (so in Banco nicht angenommen werden,) zu 28 Batzen, auf kurze Zeit accommodiren, und darauf wegschreiben zu lassen, erlauben, auch für das Hineinlegen

vor hundert Gulden mehr nicht als 3 Kreuzer, und eben so viel für das Wiederherausnehmen, anrechnen: Jedoch daß derselbe Versatz dem Banco verbleibe und heimfalle, wann solcher in rechter Zeit nicht wieder eingelöset wird.

Es behält sich aber ein Hochedler, Hochweiser Rath in alle Wege bevor, diese, nach der Handelsleute eigenen Vorschlag, Gutbefinden, und unter Unterwerfung der Strafe von 10 pro Cento, für jede muthwillige und vorsezliche Ueberfahrt, eingerichtete Verordnung, sobald dazu erhebliche Ursachen an den Tag sich legen, ganz oder zum Theil wieder abzuthun, auch in ereignenden Fällen, ein und andere Erläuterung zu geben und zu verbessern; Wornach sich Männiglich zu richten, und für unausbleiblicher Strafe zu hüten haben wird.

Decretum in Senatu, den 20sten Junii A. 1695.

Schon unterm 30sten Apr. 1691, verglich sich die dortige Kaufmannschaft dahin, daß derjenige, welcher Geld in die Bank legen würde, 4 Procent genießen, der Inhaber des Geldes aber einen Gulden von Hundert zurücklassen sollte, welches am 14ten May darauf vom Rathe vermittelst eines Mandats bestätiget wurde. Dies hat man gehalten, und die Bank ist hernach zu jedermanns Gebrauch frey gestellet worden; wobey man die Einrichtung traf, daß denenjenigen, welche noch vor Ende des Julius einen Posten (wahrscheinlich nicht ohne Vortheil) an sich bringen, von jeden hundert Gulden ein Gulden ab, und auf ihr Conto in Debito geschrieben, und was hierdurch der Bank zugehet, zu künftigem anderweitigen Vortheil und Gebrauch der Handlung aufbehalten werden solle. Was aber jemand zwischen dem 1sten und 9ten August, wie auch hernach, baar niederlegen wird, oder durch Ueberschreiben von andern an sich, und in seinen Credit bringet, das soll derselbe ohne Abzug, so lange es in der Bank steht, für die bloße Bankgebühr,

bühr, nähmlich 3 Kr. vom Gulden, zu allen Zeiten wieder erheben können.

Die Personen, welche dem Bankgeschäfte vorstehen, sind zwey Banquiers, welche in ihrer Function alterniren, so daß jeder immer ein halbes Jahr die Geschäfte trägt, wobey sie vermittelst annehmlicher Bürgen 30000 Gulden Caution stellen müssen. Ferner finden sich bey der Bank noch folgende besoldete Bediente, als: ein Cassierer, der 10000 Gulden Caution leisten muß; ein Unter-Cassierer, zwey Buchhalter; ein Vicarius, der allenfalls die Stelle eines Buchhalters oder Cassierers, vertreten kann, und ein Bankknecht.

Von dem jetzigen Leihhause in Nürnberg sehe man Göckings Journal, 1784, S. 503.

Einen Vorschlag zu einer Discont- Leih- und Zettelbank für Nürnberg, findet man im Journal für Fabrik ꝛc. Januar, 1794, S. 44.

Wenn in unsern Preußischen Staaten früher eine so sichere und reiche Bank, als jetzt unsere gegenwärtige in Berlin ist, vorhanden gewesen wäre, so möchten vielleicht manche Handlungsgesellschaften in ihren Unternehmungen auch haben glücklicher seyn können, obgleich schwere Kriege auch vieles zum Untergange derselben beytrugen. So wurde z. B. im Jahre 1750 in Emden eine asiatische Handlungsgesellschaft errichtet, und zur Führung eines directen Handels nach Bengalen und China privilegiret; aber der im Jahre 1756 entstandene Krieg, nöthigte die Gesellschaft, ihre Ausrüstungen aufzugeben. Im Jahre 1782 und 1783 machte wieder eine so genannte asiatische oder ostindische Gesellschaft daselbst, welche zuerst aus Emder Kaufleuten, alsdann auch aus einigen fremden Interessenten bestand, Expeditionen nach Batavia und China. Da aber (fast ohne allen Zweifel) Holländer unter der Hand bey diesen Unternehmungen am mei-

sten im Spiele waren, so konnte sie natürlich nicht bestehen, als bis die Sicherheit durch den Frieden wieder hergestellet wurde.

Die Gesellschaft der Häringsfischerey zu Emden, die merkwürdigste unter allen dortigen Handlungsverbindungen, entstand im Jahre 1764, mit einem Fond von 60000 holländischen Gulden, und wurde bald darauf octroyrt. Im Jahre 1770 schickte sie zum ersten Mahl 4 Buysen aus, welche mit 1825 Tonnen Häringen zurück kamen. Zwar setzten sich ihrer Aufnahme, im Lande selbst und auswärts, Hindernisse genug entgegen; besonders wurden die Holländer auf diese neuen Nebenbuhler aufmerksam, und suchten durch Prämien von 500 bis 700 Gulden auf jede Häringsbuyse ihrer Nation, überwiegende Vortheile und Thätigkeit zu geben. Aber, nun trat Friedrich der Einzige zum Schutz der Seinen dazwischen; er unterstützte seit 1773 die Gesellschaft so nachdrücklich, daß sie allen Kunstgriffen, die zu ihrem Schaden gebraucht wurden, Trotz bieten konnte. Bis zum Jahre 1785 wuchs die Anzahl der Buysen auf 45 an, so daß der Fang 1000 Lasten betrug, und nicht nur für die Bedürfnisse aller Preußischen Staaten hinreichte, sondern auch noch einen Vorrath zum Handel mit Auswärtigen übrig ließ.

Dieser und anderer Vortheile ohngeachtet, verlor diese Gesellschaft unter der vorigen Regierung ihre Wirksamkeit in dem so großen Grade (wie man vermuthet) dadurch, daß der Fischfang frey gegeben wurde.

Daß Monopolien im Allgemeinen einem Staate schädlich sind, hat seine Richtigkeit; allein, Monopolien auf gewisse Zeit, bey Entstehung einer neuen Handlungs- Erwerbs- und Nahrungsquelle im Staate, mit welchen erst einige Unterthanen den Anfang machen, sind wieder vortheilhaft, indem dadurch erst

eine

eine Sache in Gang gebracht, die übrigen Unterthanen belehret, und geschickt gemacht werden, die neue Sache näher beurtheilen zu können. Ist solches geschehen, und sie besitzen in jedem Verstande Kräfte dazu, auch so etwas zu unternehmen; dann haben sich bey guter Wirthschaft die Monopolien-Besitzer gewiß schon bereichert, und es ist vortheilhaft für den Staat, wenn das Monopol aufgehoben, und allen andern Unterthanen, welche an so etwas Vergnügen finden, auch einigen Verdienst, der freylich dann so groß nicht mehr seyn kann, gelassen wird; wodurch alsdann eben diese Sache auch gemeinnütziger wird, und nicht drückend bleibt.

Die Preußische Seehandlungsgesellschaft ist unstreitig die wichtigste Handlungscompagnie in den Preußischen Staaten, nicht sowohl wegen der Ausbreitung des Preußischen Seehandels nach allen Ländern, worauf eigentlich ihr Augenmerk gerichtet seyn sollte, als vielmehr wegen eines doppelten Monopols mit Salz und Wachs, welches ihr seit ihrer Entstehung 1772 ertheilt worden ist. Ihr Salzhandel, den sie im Großen trieb, erstreckte sich über ganz Polen, weil in den preußischen Staaten der Handel mit Salz ein königliches Eigenthum ist. Alsdann übernahm die Gesellschaft alles Wachs, welches aus Polen auf der Weichsel herunter gebracht, und in dem Comtoir zu Bromberg aufgehäuft ward. Das ursprüngliche Capital der Gesellschaft bestand in 1,200,000 Thaler, in 2400 Actien vertheilt. Die Compagnie hatte im Anfange den Interessenten 10 p. C. und über dies noch Dividenden von etwa 2 p. C. bezahlt. Da die jährliche Auszahlung der Zinsen von der königlichen Bank und der Churmärkischen Landschaft garantirt ist, und die Bank die Actien ohne Bedenken, mit 500 Thalern bezahlte; so behielten die Actien immer ihren Werth, jedoch wurden sie nicht

höher, als 44 pr. C. verkauft. Die Actienbesitzer haben übrigens keinen Einfluß auf die Geschäfte der Gesellschaft; denn die Direction, welche die Handlungsangelegenheiten besorgt, hängt unmittelbar vom Könige ab.

Was die jetzige Theilung Polens nun für Einfluß auf die Seehandlungsgesellschaft haben mag, wird einst ein allgemeiner Friede darthun müssen. Gesetzt aber auch, der Handel mit Polen verlöre seine bisherige Gestalt, so ist doch immer so viel gewiß, daß die übrigen, nicht an Preußen gefallenen polnischen Provinzen, noch immer eben das kaufen, und auch eben das wieder absetzen müssen, was vorher geschah, weil Länder und Staaten nicht wohl ohne den Verkehr der benachbarten Unterthanen mit einander, bestehen können.

Um nun nicht allein einen benachbarten, sondern auch entfernten Handel zu beseelen, ist unsere Bank in Berlin auf alle mögliche Weise thätig und bereit. Sie existirt noch nicht gar lange. Die Verfasser der deutschen Encyklopädie, sagen im Th. 2, S. 771, daß sie im Jahre 1765 angelegt, und 1770 ihre Einrichtung dahin abgeändert worden sey, daß eine Giro- und Umlaufsbank, mit einander vereinigt seyn sollte, indem vorher nur das Absehen auf eine Giro-Bank gerichtet gewesen sey. Daß diese Angaben nicht völlig richtig sind, erhellet aus dem, was bey ihrer Errichtung bekannt gemacht wurde.

Unterm 13ten November 1764 erschien dieserhalb eine deutsche und französische Ankündigung unter der Aufschrift: Nachricht von der Banque zu Berlin. Sie lautet wörtlich, wie folget:

Da Se. Königl. Majestät in Preußen ꝛc. Unser allergnädigster Herr, zum Besten Dero getreuen Länder und deren Eingesessenen, bey dem festen Entschlusse behar-

beharren, eine Banque, nach Art derer übrigen in Europa, die jedoch keine Giro-Banc oder Banque de Transport seyn wird, in Dero Residenz-Stadt Berlin errichten zu laßen, und dahero unabläßig darauf bedacht sind, dieses so wichtige als dem Staat höchst ersprießliche Werk möglichst zu befördern; So haben Allerhöchstdieselben für nöthig gefunden, sowohl Einheimische, als Auswärtige, hierdurch näher benachrichtigen zu lassen, daß Sie dieser Banque für Sich und Dero Königlichen Nachfolgern, ein unwiderrufliches Octroy auf 30 Jahre, mit folgenden Privilegiis, allerhöchst bewilliget haben.

1. Wird der Banque gestattet, daß sie nach Banco-Pfunden, das Pfund zu 30 Gr. gerechnet, deren 24 einen Thaler ausmachen, Buch und Rechnung führen kann.

   Dieses Pfund Banco wird beständig um 25 pro Cent höher, als die coursirenden Friedrichsd'or seyn, dergestalt, daß vier Pfund Berliner Banco-Geld zu aller Zeit einen Friederichsd'or zu 21. 9. ausgemünzet, betragen werden. Und wie dasselbe ein für allemahl bestimmet und unveränderlich seyn soll; also wird solches auch beständig mit denen circulirenden Actien und Banco-Zettuln auf das genaueste übereinstimmen, mithin das Eigenthum derer Interessenten auf einen sichern Fuß setzen.

2. Die Freyheit, zum Besten und mehrerer Bequemlichkeit des Commercii, einen proportionirlichen Theil ihres Fonds vermittelst gewisser Banco-Billets circuliren zu lassen, welche jedesmahl dem Inhaber sogleich, als er die Zahlung verlanget, durch die General-Casse der Banque, in Golde, zu 21. 9, ohne die geringste Schwierigkeit, werden bezahlt werden.

3. Ein Privilegium exclusivum, zu einer Casse d'Excompte, welche gegen einen monathlichen Zins von $\frac{1}{4}$ pro Cent die Wechsel-Briefe, Assignationen, Obligationen, ꝛc. discomptiren wird. Eben diese Casse wird auch einem jeden auf Gold- und Silber-Barren, Sevillanes, fremde Geld-Sorten, u. s. w. ebenfalls gegen $\frac{1}{4}$ pro Cent monathlich die nöthigen Vorschüsse thun.

4. Der

4. Der directe Handel nach allen Häfen, Land- und See-Gegenden, wo es sich für die Banque zu handeln und Commerce zu treiben, schicken und rathsam seyn wird.
5. Besondere Beneficia, so in der Folge noch ferner zu bestimmen, in Ansehung des Rußischen und Polnischen Handels, so wie auch
6. in Absicht auf den Handel und die Ausfuhre der Schlesischen Leinwand.
7. Der exclusive Handel mit Bau- Staab Pipen-Holz und Kaufmanns-Gute u. s. w. aus denen Königlichen und Cämmerey-Forsten, zum auswärtigen Debit.
8. Pfand- und Leihhäuser.
9. Die exclusive Land- und See-Assecuranzen, und endlich
10. Die Ausmünzung aller Gold- und Silber-Species, auch Courant- und Scheide-Münze, in denen gesammten Königlichen Landen, nebst dem privativen Gold- und Silber-Handel, so wie auch die Scheidung und Affinerien dieser Metalle.

Seine Königliche Majestät behalten Sich überdies noch allergnädigst bevor, diesem Etablissement, bey allen Gelegenheiten, von Zeit zu Zeit, noch mehrere Beneficia zu ertheilen, und declariren hiermit nochmahls, für Sich und Dero Thron-Folgere, daß Sie an dieser Banque keinen andern Antheil nehmen, als daß Sie derselben Ihren Königlichen Schutz angedeihen laßen wollen, ohne weder die Actionaires, noch Circulateurs, oder die Rechnungs-Führung, noch die Directeurs, in ihrer Verwaltung, oder die Freyheiten der Versammlungen, der engeren Ausschüsse, Stimmengebung u. s. w. es sey worin es wolle, im geringsten zu geniren.

Das Capital dieser Banque wird man nach und nach bis auf 20 Millionen Banco-Pfund, oder fünf und zwanzig Millionen Thaler zu bringen suchen, und zwar vermittelst 100000 Actien, jede Actie zu 200 Pfund Banco, oder 250 Thaler, welche bey Eröffnung der Banque in Golde zu zahlen sind, und wird die Eröffnung nach geschehener Publication des förmlichen Octroys, den 1sten Junius 1765 vor sich gehen.

So

So bald dieses geschehen, wird man mit einigen der obgedachten Branchen den Anfang machen, und mit denen übrigen successive, und nach Proportion der eingehenden Fonds, fortfahren.

Die Einzeichnungen wegen der Actien, haben den 19ten October c. in dem Thiloschen Hause auf der Neustadt unter den Linden ihren Anfang genommen.

Die Auswärtige, welche an dieser Banque Theil nehmen wollen, haben sich aller Vorzüge und Vortheile, so daraus zu hoffen, gleich denen eigenen Unterthanen Sr. Königlichen Majestät, zu erfreuen; und wenn sie überdem sich noch in Sr. Majestät Landen niederlassen wollen, sollen dieselben Allerhöchst Dero ganz besondern Schutzes bey aller Gelegenheit sich zu versprechen haben, auch aller Vorrechte derer Königlichen Unterthanen geniessen; nicht weniger, wenn sie sich hinlänglich bey der Banque interessiret, zu derselben Direction mit gelangen.

Die Verwaltung der Banque wird auf die solideste und vortheilhafteste Art, wie es bey irgend einer andern wohl accreditirten und unpartheyischen Banque immer geschehen kann, geführet werden.

Sowohl Teutsche als Portugiesische Juden werden gleiche Vortheile zu gewärtigen haben.

Die Actien werden eine jährliche Dividende erhalten, nach Maßgabe des Profits, welchen die Banque abwerfen wird: Es sollen diese Actien von allen Abgaben frey und gegen alle Repressalien gesichert seyn, auch unter keinerley Vorwand, so gar nicht wegen herrschaftlichen Forderungen, mit Arrest beleget werden können.

Wenn man nur einigermaßen vorerwähnte, von Sr. Königlichen Majestät, dieser Banque beygelegte und künftighin noch zu bewilligende Freyheiten und Beneficia, in Erwegung ziehet, so wird man leicht einsehen, daß niemahls ein dergleichen Etablissement mit mehrerer gegründeten Hoffnung eines glücklichen Erfolgs unternommen worden, auch, daß solches ein Ansehnliches abwerfen, mithin die jährlichen Dividenden, wahrscheinlicher Weise beträchtlich seyn müssen, als man es sich von irgend einer andern dergleichen Haupt-Unternehmung in Europa bisher versprechen können; dahero denn auch die Einzeichnungen in Sr.

Kö-

Königlichen Majestät Landen dergestalt gut von statten gehen, daß man Ursache zu hoffen hat, es werden die Actien nach Eröffnung der Banque bald ansehnlich steigen.

Die Auswärtigen, welche daran Theil nehmen, wollen, können sich dieserhalb an die Herren Splittgerber und Daun, Schütze, Wegeln und Söhne, Schweiger und Sohn, Seegebart und Werstler, Feronce, Jordan, Lautier, Ephraim und Söhne, Itzig, ꝛc. allhier addressiren.

Auch können diejenigen, welche von diesem Etablissement noch genauere Kenntniß verlangen, sich in vorerwähntem Thiloschen Hause auf der Neustadt unter den Linden melden.

Berlin, den 13ten Nov. 1764.

*Banco-Commission.*

(L.S.)

v. HAGEN.

Hieraus wird man sich die sichere und reiche Gründung der Bank in Berlin zur Genüge vorstellen. Von ihr dependiren die übrigen Leih- und Pfandhäuser, wie auch das in Potsdam errichtete Leihhaus, und von diesem wird im Art. Leihhaus weiter geredet werden.

Schriften und Abhandlungen über Leihbanken giebt es sehr viele, und ich will nur noch außer den schon angeführten zum Nachsehen vorschlagen: Ludovici Kaufmanns-Lexicon, Art. Lehnbank. — Von der in Wien von Privatpersonen errichteten Leihbank, sehe man: Schlesische Provinzialblätter 1787, S. 534. — Einen Plan von dem im Jahre 1795 in Niederöstreich, mit einer Lotterie verbundenen ständischen Staats-Anlehn, sehe man: Fabri Beyträge zur Geographie, 6tes Heft, S. 516. — Von der Reichsleihbank in Petersburg, findet man in Bergius Landesgesetze, Th. 12, S. 154. Diese aber hat mit

der

der in Moscau errichteten Leihbank keine Verbindung, welche dem russischen, dort herum wohnenden Adel gegen jährliche Zinsen zu 6 Procent auf ihre Landgüter Geld vorschießet.

**Leihbibliothek**, ist eine solche Bibliothek, aus welcher der Besitzer die Bücher, an einen jeden, bey welchem er nur sicher zu seyn glaubt, verleihet. Man hat verschiedene Einrichtungen mit ihnen getroffen, je nachdem der Besitzer der Bibliothek seinen Vortheil zu haben glaubt, woher es kommt, daß in manchen Bibliotheken, für jeden Band besonders bezahlt wird — in manchen bezahlt man aber alle Vierteljahre und erhält dafür gewisse Bücher — wiederum bey andern giebt man überhaupt ein Gewisses, und man hat dafür die Freyheit das ganze Jahr hindurch nach dem Bücherverzeichnisse sich auszusuchen und zu lesen, so viel, oder so wenig, als man will. Man sehe darüber den Art. Lesebibliothek.

**Leihcasse**; unter diesem Worte versteht man eine jede öffentliche oder Privatcasse, welche Geldbedürftigen etwas vorschießet. Es könnten für Bürger, Handwerksleute, Bauern und dergleichen in allen Städten und Aemtern kleine Leihkassen, die zum allgemeinen Vortheil dienten, angelegt werden. In dem Hannöverschen Magazine von 1768 findet sich Col. 2387, fgg. ein Vorschlag zur Errichtung eines Capitals, woraus die Bürger einer Stadt bey entstehenden Nothfällen kleine Capitale zu 20, 30, bis 40 Thalern gegen drey Procent allezeit können geliehen bekommen. Der Verfasser, welcher sich am Ende dieses Vorschlages D. nennet, sagt darin manches Anwendbare, manches aber auch, was Schwierigkeiten geben dürfte. Ich will ihn selbst reden lassen:

„Ich lebe in einer Stadt, wo die meisten Bürger „ihre Nahrung und Ausgabe von dem, was ihnen ihre „Aecker einbringen, bestreiten müssen. Je mehrere

„Acker

„Acker Landes dieser oder jener Bürger hat, je größer „ist seine Einnahme, und desto besser sein Auskom„men; je weniger Morgen Landes hingegen einer mei„ner Mitbürger besitzt, je schlechter ist auch seine Nah„rung, und er kann die ordentlichen Ausgaben mit „genauer Noth entrichten. Beyde Arten meiner Mit„bürger würden mit ihrem Zustande zufrieden seyn, „weil sie erkennen, daß Gott Reiche und Arme weis„lich bey einander geordnet hat, wenn sie sich nur nicht „zuweilen genöthiget sähen, ihre ordentliche Einnahme „von ihren Ländereyen zu verringern, und sich dadurch „nach und nach außer Stand zu setzen, ihren täglichen „Unterhalt und nöthige Ausgaben von dem Ackerbau „herzunehmen. Es entstehen nähmlich bey ihnen zu„weilen unvermuthete Vorfälle, da sie kleine Capitale „zu 20, 30 bis 40 Thaler ausleihen müssen. Selbige „zu erhalten, müssen sie einen Morgen Landes nach „dem andern versetzen, und weil das baare Geld in „Summen hier etwas Seltenes ist, so sind sie genöthi„get, es bey den Hausleuten auf den benachbarten „Dörfern aufzunehmen, und es mit 5 Procent zu ver„zinsen (*).

„Es

(*) Es ist sowohl in den Preußischen Staaten, als auch andern Ländern, vermittelst Verordnungen, die Verfügung getroffen, daß die Bauern, so lange sie wirkliche Bauern und Hufenbesitzer sind, in den Städten keine liegenden Gründe der Bürger kaufen sollen und dürfen. Dieses aber unterbleibt dennoch nicht. Es wird zwar kein Kaufcontract zwischen Bürger und Bauer in dieser Hinsicht geschlossen; allein, es wird die Sache dennoch gemacht: der geldbedürftige Bürger geht in das Dorf, welchem sein Ackerstück am nächsten liegt, und leihet von einem wohlhabenden Bauer auf dies sein ihm nahe gelegenes Ackerstück ohngefähr so viel Geld, als der Acker beynahe werth ist, folglich versetzet er dem Bauer das Stück; und, damit der Bauer desto ehe dazu geneigt werde, so hat er statt der Zinsen den Genießbrauch von dem Stücke, so lange bis es eingelöset ist. Die Obrigkeit kann solches nicht immer leicht erfahren, weil die kleinen Bürger, welche keine Anspannung haben, ihre Aecker doch von den Bauern der Nachbarschaft müssen bestel-

„Es machen aber dieselben aus verschiedenen Ur„sachen Schwierigkeiten, dergleichen Capitale ferner „herzuleihen, wodurch denn die Bürger bey entstehen„dem Nothfalle oft genöthiget werden, einen Morgen „Landes, Wiese und dergleichen, nach einander zu ver„kaufen. Hierüber werden sie nach und nach außer „Stand gesetzt, ihre Haushaltung fortzusetzen, und „verarmen. Ich habe dieses bey vielen bereits erfah„ren, und bey manchen sehe ich dergleichen Schicksal „auch schon zum voraus.

„Würde es daher nicht zum besondern Vortheile „meiner Mitbürger gereichen, wenn mit Bewilligung „der Obrigkeit ein Capital errichtet würde, woraus sie „bey Nothfällen kleine Capitalien, 1) allezeit, 2) ohne „Garten, Länderey und dergleichen zu verkaufen, und „3) gegen ganz leidliche Zinsen, etwa zu 3 Procent, „könnten geliehen bekommen? Indem ich dieses dach„te, fiel mir eine Sache ein, woraus dergleichen Ca„pital zum Nutzen der Bürger könnte errichtet werden, „deren eingeschlichener Mißbrauch auf verschiedene „Art der Stadt zum Verderben gereichet, und jährlich „einige tausend Thaler aus der Stadt unvermerkt weg „nimmt, ohne daß durch selbige ein großer wahrer „Nutzen den Einwohnern zuwachsen sollte.

„Und was ist denn dieses? Der Kaffee: denn der „Rockenkaffee fängt schon an in Abgang zu kommen, „und wird bald ganz vergessen seyn. Wenn nun von „einem jeden Pfunde Kaffee, das von den Kaufleuten „zum Verkaufe in die Stadt gebracht wird, ein Ma„riengroschen an eine von der Obrigkeit über das vor„geschlagene Kapital gesetzte und beeidigte Person zur „Be-

bestellen lassen, woher also die von den Bauern betriebene Arbeit auf solchem Acker gar nicht in die Augen fällt.

„Berechnung gegeben würde, so wäre mein Endzweck „erreicht.

„Dieses, möchte man einwenden, wird in einem „Jahre wenig betragen, und es werden viele Jahre erfor„dert werden, ehe daraus ein ansehnliches Capital er„wächset. Allein, es bedarf keines großen Beweises, „daß auch in einer mittelmäßigen Stadt dieser Gro„schen in einer Zeit von 12 Jahren einige tausend Tha„ler ausmache. Ich will nur die Stadt, wo ich woh„ne, zum Exempel anführen. Es ist vielleicht unter „10 Häusern nur eins, wo nicht Kaffee getrunken wird, „und ich kann ganz sicher auf jedes Haus täglich 1 Loth „Kaffee rechnen. Denn, wenn gleich in diesem oder je„nem Hause dieses Getränk nicht täglich gebraucht „wird, so werden doch dagegen in andern zu 3, 4 bis „6 Loth verbraucht; rechne ich nun, daß, was über „1 Loth getrunken wird, auf die übrigen Häuser, wo „entweder gar nicht, oder doch nicht täglich dieser „Trank im Gebrauch ist, so kann ich, wie gesagt, auf „jedes Haus füglich 1 Loth Kaffee rechnen. Nun be„steht die Stadt, worin ich lebe, aus 384 Wohnhäu„sern. In denselben werden also nach diesem An„schlage täglich 384 Loth Kaffe verbraucht. Diese „machen täglich 12 Pfund aus, und folglich in einem „Jahre 4380 Pfund.

„Nach dem jetzigen Preise kostet jedes Pfund „12 Mgr., folglich gehen für die 4380 Pf. jährlich „aus meiner Stadt 1460 Thaler weg. Wenn nun „von jedem Pfunde 1 Mgr. zu obigem Capital gege„ben wird, so ist die jährliche Einnahme 4380 Mgr. „oder 121 Thaler 24 Mgr. und in 12 Jahren ein Ca„pital von 1460 Thaler, ohne die Zinsen, die ich aber „hier nicht anrechne, weil solche leicht, anstatt des „Salarii für die über dieses Capital gesetzten Personen, „ausgezahlt werden.

Hier=

„Hieraus ist klar, wie aus dem Mariengroschen „von jedem Pfunde Kaffee in wenigen Jahren ein gro„ßes Capital mit Gewißheit kann formiret werden. „Es wird aber die Erfahrung lehren, daß dasselbe noch „viel höher steige, als es hier angegeben ist; weil täg„lich gewiß mehr als 384 Loth verbraucht werden, und „folglich auch täglich mehr, als 12 Groschen, dem „Hauptcapitale zuwachsen. Dieses zum voraus ge„setzt, so können die Kaufleute solchen Groschen von „jedem Pfunde ohne ihren Schaden, und ohne da„durch den Preis bey den Einwohnern der Stadt zu „erhöhen, gar leicht entrichten. Denn sie kaufen den „ordinären Kaffee in Quantitäten, das Pfund zu „9 Mgr. ein, und profitiren, da sie ihn zu 12 Mgr. „verkaufen, an den 4380 Pf. jährlich 365 Thaler, „ohne den Rocken zu rechnen, der dem Kaffee zuge„setzt wird. Sie können also gar leicht zu ihrem „eignen und ihrer Mitbürger Besten, jährlich 121 Tha„ler 24 Mgr. abgeben, weil sie wenigstens noch 243 „Thaler 12 Mgr. für sich behalten, und also nach Ab„zug der Unkosten für den Transport, an die 15 Pro„cent für ihr angewandtes Capital empfangen.

„Nunmehr sollte ich auch zeigen, mit was für „Vorsichtigkeit diese Gelder zu dem zu formirenden Ca„pitale gehoben, verwaltet, und unter was für Bedin„gungen davon kleinere Capitale zum allgemeinen Nut„zen den Bürgern bey dringenden Fällen können aus„geliehen werden; ingleichen, wie für die Sicherheit „des Fundi beständig müßte gesorget werden, damit, „so viel möglich, ein jeder Bürger mit der Zeit davon „im Falle der Noth Nutzen haben könnte. Allein, da „dieses hier zu weitläuftig fallen dürfte; so über„lasse ich solches der Weisheit einer jeden Obrig„keit, und werde mich freuen, wenn man auf die„sen aus einer wahren Liebe gegen meine Mitbür-

„ger, hergeflossenen Vorschlag, einige Aufmerksam„keit richten wird."

D.

Bey diesem Vorschlage wäre noch mancherley zu errinnern, und, da er im Jahre 1768 geschah, als noch überhaupt auch im Lüneburgischen andere Preise der Waaren, als jetzt, im Gange waren, so möchte er schon aus dem Grunde jetzt nicht mehr anwendbar seyn können. Die Kaufmannschaft dahin anzuhalten, daß sie von ihrem Profite so viel verliere, ist ein schwerer Punct; — gesetzt auch, sie lassen den Leuten den Kaffee zu dem ihnen gesetzten Preise, so werden sie in Hinsicht der Güte der Waare, sich schon schadlos zu halten wissen, da man, besonders bey schon gebranntem und gemahlten Kaffee, gewiß nicht ehe von seiner Güte urtheilen kann, als bis man ihn trinkt, und dieser wird am meisten verkauft. Es dürfte daher dieses Project wohl auf immer ein frommer Wunsch bleiben.

Indessen will ich nicht in Abrede seyn, daß dieser Vorschlag denkende Köpfe nicht auf andere ähnliche Einrichtungen führen sollte, die vielleicht besser durchgehen möchten, und deßhalb hab ich ihn auch hier eingerückt. Aber ich besinne mich auch, vor einiger Zeit einen wichtigen Vorschlag gelesen zu haben, und wo ich nicht irre, war er von dem edeldenkenden Herrn von Rochow auf Rekahn. Hierin wurde, so viel ich mich erinnere, gründlich gezeigt, daß ein großes Capital im Staate todt und ungenutzt läge, weil die Bank nur große Summen annähme, viele Dienstboten, Tagelöhner und andere mehr aber keine große Summen von ihrem ersparten Lohne zu verleihen hätten — sich hüteten, es Privatpersonen zu leihen, weil die traurige Erfahrung es bestätigte, daß sie sehr oft nichts wieder erhielten — und es daher stille in ihren Laden und Koffern, viele Jahre liegen ließen. Wenn ich nun

zwar

zwar diese Idee ganz begriff, so kann ich sie jetzt hier nicht wörtlich anführen; ich will daher das von dieser Erborgte mit meiner Meinung zusammensetzen, und also auch einen Vorschlag wagen, der für Provinzialstädte und Aemter vortheilhaft seyn könnte, und damit das liegende Geld in Umlauf käme.

Zu diesem Behufe setze ich vorläufig voraus, daß in einer jeden Stadt, so klein sie auch sey, ein gewisser durch sichere Caution bestellter Mann sich befinde, der dem Haupt-Comtoir untergeordnet sey, und sich dem Leihgeschäfte ehrlich unterziehe — in einem jeden Amte aber würde das Amt selbst solches übernehmen müssen, indem solches durch die Schulzen betreiben zu lassen, manchen Dienstboten abhalten würde, sich zu entdecken, daß er ein Par Thaler aufgehoben habe. Hierüber darf ich dem, der die Rechts- und Polizeypflege der Schulzen kennt, nichts weiter erörtern. —

Dieses Institut will ich eine kleine Leihbank, oder Leihkasse nennen. In jeder Hauptstadt der Provinz sey auch das Haupt-Comtoir, und bey der Kammer werden die Rechnungen hierüber von den Aemtern abgelegt. Das Haupt-Comtoir in den Städten müßte aber wohl unter der Hauptbanco-Direction stehen. — Doch — dies gehört nicht zu meinem Plane. — Aber, die nähern Puncte wären diese:

1) Es müßte mit Zuziehung obrigkeitlichen Schutzes allgemein von den Kanzeln, und auf dem Lande noch außerdem durch Schulzen und Schulmeister bekannt gemacht werden, daß man eine solche Leihcasse zu errichten gesonnen sey, in welche jeder gemeine Mann sein Geld sicher gegen 3 Procent Zinsen niederlegen könne, aber, nur müßte es nicht unter 5 Thaler seyn, was er brächte.

2) Daß er zu einer gewissen Zeit des Jahres seine Zinsen richtig in Empfang nehmen sollte. Ließe er die Zinsen aber stehen, daß er dann nicht ehe als bis diese wieder zu 1 Thaler angewachsen, davon Zinsen nehmen könnte.

3) Daß er bey einer jeden Aufkündigung sein Capitälchen mit angelaufenen Zinsen, nach Verlauf von 24 Stunden wieder erhalten könnte.

Ehe nun ein beträchtliches Capital zusammen käme, dächte ich, schössen immer öffentliche Cassen so lange etwas zu Bezahlung der Zinsen her, und nähmen das ihrige hernach von dem Vortheile, der hieraus erwächset, den ich auch kurz zeigen will. Ich weiß es, daß in so manchen Städten, die ich jetzt nicht nennen will, so viel unnützes Geld von der Kämmerey und der Stadtcasse ausgegeben wird, daß es bis zum Bedauern geht! Z. B. wenn in einer gewissen nahmhaften Stadt ein Bürger zum Hausbau etwas Holz kaufen will, so wird eine große Lustfahrt. — (denn anders sieht es nicht aus — ) nach dem Walde angestellt. Der Herr Kämmerer mit seinen Ministern, den Wort habenden Bürgern, und verschiedene andere Personen, werden zu dieser Lustpartie beordert, wozu sich noch allerley anderes zum Vergnügen gesellet. — Dies heißt, es geschieht auf Kosten des Käufers; — allein der Käufer, wenn er kein Narr ist — so wie es die hochweisen Herren Deputirten auch nicht seyn wollen — wird sich dieses nicht am Holze abgehen lassen — es soll darauf vielmehr gerechnet werden, und er denkt, (wie auch ganz natürlich ist,) hierdurch zu gewinnen, indem die Säulen des Stadtvermögens durch solche Festivitäten blind, taub und fühllos für Gerechtigkeit gemacht werden; zumahl, da sie, je mehr Bäume fallen, desto mehr Abfall und Zweigholz für sich zu theilen haben. Es wird also — aus Eifer für das Wohl

der

der Stadt geraset, und die besten Bäume werden für ein Spottgeld gefället. Dieses heißt zwar nicht, daß die Bäume unter der Taxe angeschlagen werden, sondern, daß der Freund, der so gut tractirte, um zu seinem Schaden wieder zu kommen, doch einige Erleichterung haben möge; und in dieser Hinsicht sieht man alsdann so genau nicht darauf, (besonders, wenn er dem eigentlichen und nächsten Vorsteher des Holzes, er sey Förster oder Voigt, auch nicht unweise — begegnet,) wenn er auch ein Par Dutzend Bäume außer dem Anschlage mitnimmt, indem, wenn er Holz holet, keiner dort ist, und man aus den Stämmen nicht judiciren kann, wer den Baum geholet hat (*). — —

Dieses und andere dergleichen Festivitäten, die gar nichts bedeuten, aber doch immer ein Loch in den Kämmerey- und Bürgercassen machen, könnten sehr füglich, und noch dazu zum sehr großen Vortheile der Communen, abgestellt werden, und das Geld, welches von den Communen so üppig verbracht wird — nur das allein könnte jährlich zum Fond einer Leih-



(*) Es ist unmöglich, alle Fälle hier anzugeben, wie bey solchen Communen auf das Vermögen des öffentlichen Fonds losgestürmet wird. Ich habe nur bloß den einen Mißbrauch beym Holzverkaufe gezeigt, und dem will ich noch etwas geringes beyfügen. Z. B. die Städte, welche bis jetzt noch Kavelholz schlagen können, lassen sich dieses Recht, so lange noch eine Kavel vorhanden ist, auch nicht nehmen. Nach den Statuten sollten die Bürger, Wittwen und Armen, eigentlich davon Nutzen ziehen. Die Bürger würden Lärm schlagen, wenn sie nichts erhielten; also diese erhalten nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit ihr Theil; die Bürgerwittwen aber, welche nicht mehr im vorigen Glanze leben können, und die Armen, werden vergessen — es heißt: es sey diesmahl so viel nicht vorhanden. Dennoch bleiben häufig viele Klafter stehen. Bey Nachfrage wird vorgegeben, daß sie entweder dem Herrn Kriegsrath, oder Herrn Forstrath, oder sonst jemand gehören. — Mit der Zeit aber werden sie verkauft, und — wer nur irgend etwas Bescheid um so manche städtische Kämmerey-Wirthschaften weiß, müßte blind seyn, wenn er nicht sähe, woher so viele Stadtverordneten sich so aufwürfen. —

casse für geldbedürftige Bürger, in den Städten zuerst niedergelegt werden, wodurch man schon vielen in einer Noth helfen würde.

Ich rede hier nicht durch die Blume, wie jeder Leser sehen wird, sondern ich sage was ich weiß, und für wahr halte, und würde, wenn es dem Zwecke der Encyklopädie gemäß wäre, hierüber Data anzeigen.

Genug, ich weiß es, daß der allererste Fond an außerordentlich vielen Orten, (wenn man nur die vielen auf öffentlichen Kosten, und aus öffentlichen Cassen bestellten Schmausereyen und Lustpartien einstellen wollte,) aus den öffentlichen Cassen ohne Mühe hergegeben werden könnte.

Von den Aemtern kann man solches nicht sagen, indem wenigstens in den preußischen Landen, so wenig Familienverbindung, als sonst eine in den Städten gewöhnliche Anhänglichkeit hiebey eine Entscheidung macht. — Der Pächter des Amtes muß Geld haben und menschlich seyn, und die Gerichtspersonen haben auch ihre nähere Aufsicht.

Wäre also nun z. B. in einer Provinzialstadt ein Fond hergegeben, der sonst verschmauset würde, so könnte hiermit schon armen Leuten geholfen werden. Indessen, ich will mich kurz fassen, also: die Commüne, sie sey Stadt- Raths- Bürger: oder Kämmereycasse, versichere mit ihrem Vermögen, jedem der ein Capitälchen bringt, vermittelst eines Scheines, daß es wohl aufgehoben seyn, und ihm die versprochenen Zinsen bringen soll. Solche Capitälchen machen endlich ein Capital. Hiervon werden nur 3 Procent gegeben, und für 5 oder 6 Procent müssen sie dann gegen Sicherheit wieder verliehen werden; und — man kann es an den Fingern abzählen, finge man auch noch so klein, aber ehrlich, mit solchem Institute an, daß Segen dabey seyn würde.

Der

Der Ueberschuß von erhaltenen Zinsen vermehrt das Vermögen des Instituts, und es dürfte nicht lange dauern, so würde eine solche kleinstädtische Leihcasse bald zu einem großen Vermögen gelangen, besonders wenn von redlichen Vorstehern ihr Credit erhalten wird. Hätte sie nun schon ein nahmhaftes Vermögen, dann müßte sie darauf bedacht seyn, das Wohl der Menschheit dadurch mehr zu befördern, daß sie auch für diejenigen Armen sorgte, die nichts zu versetzen hätten — die sich schämen zu betteln — die gern arbeiten, wenn sie nur Arbeit hätten, und für viele andere, die fleißiger wären, wenn nur Gelegenheit vorhanden wäre, Fleiß auszuüben. Das Institut kaufte daher Flachs, Wolle, Hanf, u. dgl. Diejenigen, welche Flachs spinnen können, spinnen solches, so fein oder grob, als sie dazu taugen, andere spinnen die Hede, andere hecheln, wieder andere spinnen Wolle, und noch andere Hanf. Alles dieses kann vor sich gehen, ohne daß die Stadt und das Publicum es einmahl erfährt, indem mancher Frauen Delicatesse auch das nicht einmahl erlauben will, daß sie für Geld spinnet. Arme alte Männer können spuhlen, haspeln, wickeln, Wolle kämmen, u. dgl. Mit der gesponnenen Wolle werden arme Tuchmacher wieder versorgt, oder man läßt von armen Männern, Weibern und Kindern Strümpfe zum Verkaufe stricken. Die gemachten Tücher nimmt entweder das Institut zu sich, und bezahlt den Tuchmachern die Arbeit, und verkauft hernach solche, oder es wird gegen Erlegung geringer Zinsen dem Tuchmacher die gesponnene Wolle geborgt. Mit dem flächsenen sowohl, als heden Garn hilft man armen und ehrlichen Leinwebern auf, auch mit dem dazu tauglichen Hanfgarne, von welchem das übrige an Schuster zum Pech- und Wachsdraht wieder verkauft wird. Will und kann man, so wird eine Bleiche angelegt. Es müßte Schade seyn, wenn nur

Wasser vorhanden ist, daß eine Stadt oder ein Amt nicht so viel Platz zu einer wohl gelegenen Bleiche übrig hätte; auch hier wird dann fremde Leinewand für Geld gebleicht, und das Institut verdienet. Die eigne Leinewand wird verkauft. Es kommt dafür Geld ins Land, anstatt daß sonst so viel mehr herausginge, und was dergleichen viele Vortheile noch mehr sind, die mir Zeit und Raum für jetzt nicht erlauben, weiter auszuführen.

Ich gestehe, daß diese Idee noch nicht völlig reif ist, allein, sie könnte unter redlichen, geschickten und betriebsamen Patrioten zur glücklichsten Reife gelangen. Sowohl die Provinz im Allgemeinen, als auch der Ort besonders, wo man ein solches industriöses Werk anlegte, würde ungemein gewinnen. Alles das Geld, welches Dienstboten, Tagelöhner, furchtsame alte Wittwen, und dergleichen Leute mehr, sonst still in ihren Kisten verschlossen hielten, liefe jetzt zur Aufnahme des Staats herum. (Wo ich nicht irre, so war in der Abhandlung, deren ich oben erwähnte, auch eine Berechnung über das bey den Dienstboten todt liegende Geld.) Ich will annehmen, daß in einem städtischen Kreise, auf dem Lande sowohl, als in der Stadt, sich nur 500 Personen befänden, die ein Capitälchen in diese Leihcasse niederlegten, und zwar jeder nur 5 Thaler, so würde in der Casse schon ein Stamm von 2500 Thalern seyn. Hierfür würden a 3 Procent 75 Rthl. Zinsen geben, welche die bisher sparsamen Leute gewiß auch wieder zu Capital anwachsen lassen, und in die Leihcasse niederlegen. Die Einnahme aber, da 5 Procent von den Schuldnern genommen würde, wäre 125 Thaler. Es hätte also die Casse, wenn sie alles verliehe, schon 50 Rthl. Ueberschuß, die, wenn die Herren Vorsteher und Besorger derselben nicht gleich in den ersten Jahren schon den Ueberschuß nach Standesgebühr verzehren wollten — schon

zum

zum Ankaufe einiges Flachses, Wolle u. dgl. dienen könnten.

Ein Ort, wo dergleichen Leihcasse sich empor arbeitete, würde sich sehr merklich, zur Verwunderung der ganzen umliegenden Gegend, ausnehmen; der schwache Bürger erhielt eine nicht drückende Unterstützung, der Arme Brodt, und die Geld verleihenden Dienstboten erhielten einen Zusatz zu ihrem Capitälchen, wodurch sie desto eher ihre dereinstmahlige eigene Wirthschaft in Stand bringen können, und nicht so gleich beym Anfange schon in tiefes Elend zu versinken befürchten dürfen. Der unmenschliche Wucher in den kleinen Städten, der trotz aller Aufsicht der Polizey, schon deßhalb nicht ganz verscheucht werden kann, weil es viele giebt, die sonst nichts erhalten können — die sich oft auch schämen, eine kleine Summe zu leihen — die also selbst schon zufrieden sind, wenn sie auch geschunden werden, würde aufhören. Ich weiß, daß solche Menschenschinder, ohnerachtet des reichlichsten Unterpfandes, welches sie selbst niederträchtiger Weise auch noch gebrauchten, auf die Woche für einen Thaler drey Pfennige genommen, das machen also 13 Groschen Zinsen für einen Thaler aufs Jahr. Solches Ungeziefer in Menschenhaut erhält also für 10 Thaler nach Verlauf eines Jahres, wenn der arme Borgende es nicht eher wieder bezahlen kann, 15 Thaler 10 Groschen wieder, und stellet sich noch dazu so fromm an, als ob diese Schinderey aus reiner Menschenliebe geschehen. Ueberhaupt ist das der Kniff eines jeden dergleichen Wucherers, wenn sie auch Geld liegen haben, daß der in Noth steckende erst lange vor ihnen zappeln muß, und sie versprechen alles nur mögliche; denn sie sagen: sie haben das Geld nicht — sie müssen es zusammen leihen und viel erst darnach laufen — sie müssen selbst etwas darauf versetzen, und schwere Zinsen geben und so weiter. Sie nehmen also für sich keine

Zin-

Zinsen, sondern nur für ihre Mühe und Versäumniß, und lassen es auf die Generosität des Leihers ankommen — wobey sie ihm doch vorschreiben, daß sie unter so oder so viel Zinsen durchaus nichts schaffen können; — bald so, wie die Puppenspieler, Bärenzieher und dergleichen Gesindel, ihre Geschichten sehen lassen — sie rufen aus: Herren und Damen bezahlen nach Belieben, sonst giebt die Person ꝛc.

Gewöhnlich und sehr häufig lassen sich die niederträchtigen Wucherer, entweder einen Theil der Zinsen schon gleich beym Empfange des Capitals, oder auch die ganzen Zinsen, schon sogleich bezahlen. Dies sagen sie nicht vorher. Sie nehmen die Verschreibung, den Wechsel, oder was es ist, an, zählen nun das Geld, und wenn sie so weit hin sind, daß noch so viel in der Hand zurück ist, als etwa die Zinsen ausmachen, dann erwähnen sie derselben — sie sagen, es wäre gleich gut — ja, es wäre besser, wenn sie gleich davon abgingen, und der in Noth steckende läßt sich solches gefallen, um nur aus der Noth gerissen zu werden. Die Verschreibung aber nehmen sie nur so eingerichtet an, daß sie der übertriebenen Zinsen wegen gerichtlich nicht belangt werden können. Hernach bey Abzahlung sind einige dennoch so gierig, nach der Verschreibung, Zinsen zu fordern, ja gar darauf klagen zu wollen.

Ich glaube, daß mehrere Männer mit mir den Wucher genugsam kennen werden. Vom Fahnenjunkerstande an, bis zur Compagnie, und von Schulen an bis zum festen und sichern Brodt, sind oft Jünglinge und Männer immerwährend vor der Peitsche solches Gesindels, welches sich bloß von der Noth der Nebenmenschen ernährt.

Alles dieses würde an einem Orte aufhören, sobald eine oben beschriebene Leihcasse daselbst wäre; und, gesetzt, es könnten wirklich nicht alle und jede Geld dar-

aus

aus bekommen, so sind schon dadurch mehrere wohlhabende Einwohner entstanden, die gut denken, und wieder andern aus der Noth helfen können. Von der nähern Einrichtung will ich hier nichts weiter sagen, als daß sie, damit sie bestehe, reiflich und christlich überlegt und dann vollführt werde.

Sonst kann man von einigen Leihcassen noch finden und nachsehen, als: von der Leihcasse in Detmold, Journal von und für Deutschland, 1789, St. 5, S. 491.

Von einer Leih- und Vorschußcasse ohne Zinsen, Leipz. Intellig. Bl. 1790, S. 176.

Von einer Vorschußcasse in Fulda, Journ. von und für Deutschl. 1789, St. 9, S. 278, u. s. w.

**Leihcontract**, s. Leihvertrag.

**Leihen**, borgen; dies ist ein irreguläres Zeitwort, welches in zwey, dem Anscheine nach, einander entgegengesetzten Bedeutungen vorkommt, nähmlich unter dem Begriffe des Gebens und des Nehmens. Was die erste Bedeutung, nähmlich des Gebens betrifft, so heißt geben überhaupt und im engern Verstande so viel als schenken, und in dieser Hinsicht hat sich das Wort leihen im Hochdeutschen nur noch in dem zusammengesetzten Verleihen, erhalten. (Es heißt in Bittschriften verleihen noch immer geben; im gemeinen Leben aber sagt man auch, Geld, Pferde, Wagen u. dgl. verleihen, welches so viel, als vermiethen, verheuern, heißt.) Beym Ottfried heißt leh schenken, und die Isländer geben dieses lia.

Der Grund der Bedeutung dieses Wortes scheint in seiner Abstammung zu liegen; denn, obwohl geben bey dem Ottfried leh heißt, so heißt leihen bey ihm und dem Kero lihen. In der recht platten Sprache der Bauern an der Ostsee meklenburgischen Antheils, heißt leihen, leiyen und auch daun, z. B. Nahw'h, daut (oder leiyt) mih n' Dahl'h'r; das heißt: Nachbar

bar thut, oder leiht mir einen Thaler. Die holländische Sprache hat auch in dieser Hinsicht mit der deutschen platten Sprache viel Aehnlichkeit, indem bey den Holländern leihen leenen, leening und doen heißt. Adelung scheint in seinem großen Wörterbuche, in der Anmerkung zum Worte leihen, dessen Abstammung von dem Wallisischen Worte Lla, Llaw, die Hand, herleiten zu wollen, wohin auch unser liefern, so wie auch das Hebräische לוה (lavah,) leihen, und entlehnen, gehören. Beym Ulphilas heißt leihen leihvan, und hier scheinet sich das v noch erhalten zu haben.

In noch engerer Bedeutung heißt leihen, zu Lehen geben, die Lehen über etwas ertheilen, belehnen u. s. w. und ist eine bey den Schriftstellern des Lehnrechts übliche Bedeutung. Daß aber die Alten leihen und geben eben sowohl als wir unterschieden haben, beweiset eine Stelle von Burkhard von Hohenfels: Das si lihe mir ze lehen. Im Schwabenspiegel steht aber wieder: So man im daz gut lihet. — Beydes soll nun zwar ein geben ausdrücken, allein die erste Stelle des Burkh. v. Hohenf. wo er zu Lehen leihen sagt, bezeichnet ausdrücklich, daß ein Lehen kein eigentliches Geschenk oder Gabe, sondern nur etwas Geliehenes sey, welches unter gewissen Umständen wieder zurück gegeben werden müsse.

In der zweyten Bedeutung, wo leihen so viel als nehmen bedeutet, hat dieses Wort mit empfangen sehr viele Verwandtschaft, denn, wer Geld, Brodt, einen Wagen, oder sonst etwas von einem leihet, der empfänget es. Stosch nimmt die Wörter leihen, lehnen und borgen zusammen, und pflichtet einem im Hamburgischen gemeinnützigen Magazine vom Jahre 1761 befindlichen Aufsatze hierüber bey. Der Verfasser dieser Abhandlung sagt: „Ich weiß nicht, ob mehrere „Wörter sind, die man so oft vertauschet, als diese.

„Man

„Man höret sowohl sagen: Ich habe ihm Geld geleh-
„net, als, ich habe ihm Geld geliehen, da doch bey-
„des ganz falsch ist.

„Der richtige Unterschied ist dieser: Wer einem et-
„was zum Gebrauche giebt, das er nach der bestimmten
„Zeit wieder zurück geben muß, der leihet. Wer aber
„etwas auf einige Zeit, zu seinem Gebrauche von ei-
„nem andern nimmt, der lehnet. Kürzer, wer etwas
„giebt, der leihet, wer etwas empfängt, der lehnet.
„Der sel. Luther braucht das Wort leihen beständig
„in dem Verstande. Z. E. Freund, leihe mir Brod.
„Leihe nicht einem Gewaltigern, als du bist, u. s. w.

„Das Wort lehnen kommt, so viel ich mich erin-
„nere, bey ihm nicht vor, sondern er bedienet sich an-
„statt dessen, des Wortes borgen, welches damit aber
„doch nicht völlig einerley ist. Wir finden aber bey
„andern Exempel davon. Herr Gottsched sagt, im
„zweyten Theile der Weltweisheit, §. 285. Wir
„müssen versichert seyn, daß wir das Geliehene, von
„dem, der es entlehnet hat, unverschlimmert, und zur
„rechten Zeit wieder bekommen werden; und §. 247.
„Es wäre in diesem Falle billig, daß Leiher und Leh-
„ner den Schaden mit einander theilen sollten. Hier
„sieht man den Unterschied ganz offenbar. In dem
„Lexicon des Faber steht auch ganz recht: Qui mu-
„tuat pecuniam dat mutuo. Er leihet. Qui mutua-
„tur, mutuo accipit. Er lehnet.

„Das Wort borgen, gehört zu den Mittelwör-
„tern, denn es bedeutet sowohl leihen, als lehnen.
„Man sagt: einem etwas borgen, und von einem
„etwas borgen. Z. E. Gottsched §. 290. Wir
„sind verbunden, andern etwas vorzustrecken, oder zu
„borgen, und §. 291. Wenn jemand bey theuerer
„Zeit Getreide von dem andern borgte. Was höret
„man öfter als dieses? Ich muß es von dem Herrn
„borgen; der andere aber antwortet: Ich borge euch
„nicht.

„nicht. Herr Gottsched macht zwischen den Wörtern „borgen und leihen, aber auch den Unterschied, daß „man bey dem Leihen, eben dasselbe wieder bekommt, „was man ausgiebt, bey dem Borgen aber die Sache „verzehret, und etwas Gleichgültiges wieder gegeben „wird. Z. E. Getreide, Holz, Geld. Dieser Unter„schied aber wird sehr sparsam beobachtet, und viel„leicht dürften andere nicht durchgängig der Mei„nung seyn.“

Herr Stosch ist mit vorigem zufrieden, und setzet nur noch zwey Anmerkungen hinzu: Erstlich, daß es vielleicht gut seyn möchte, wenn der Unterschied, welchen Herr Gottsched zwischen leihen und borgen macht, beobachtet würde; unterdessen ist er doch wirklich durch den Gebrauch nicht eingeführet, und man nimmt das Wort leihen, ganz allgemein, von allen Dingen, welche einem andern auf eine Zeitlang zu seinem Gebrauche gegeben werden, nicht nur wenn man eben dasselbe wieder bekommt, sondern auch wenn das Geliehene verzehret, und etwas Gleichgültiges an dessen Stelle wieder gegeben wird. So stehet Luc. 11. v. 5, lieber Freund, leihe mir drey Brodte; und B. Tob. 4, v. 21, daß ich zehn Pfund Silber geliehen. Man sagt auch ganz gewöhnlich: ich habe ihm Geld geliehen. Ich habe ihm einen Malter Hafer, eine Klafter Holz geliehen, u. dgl.

Zweytens, das Wort, ein Lehner, kommt auch in der Bibel vor, und zwar nicht in dem Verstande, welcher hier dem Worte Lehnen beygelegt wird, sondern in dem gegenseitigen. Spr. Sal. 22, 7. Wer borget ist des Lehners Knecht; — und, wir haben in eben dem Verstande die zusammengesetzten Wörter belehnen, darlehnen, die Belehnung, das Darlehn, u. s. w.

Es ist gewiß, daß viele Gelehrte sich über diese Wörter leihen, lehnen und borgen, noch wohl nicht

ganz

ganz einverstanden haben, wozu jeden vielleicht ein zureichender Grund, oder auch Sprachgewohnheit bewegen mag; mich dünkt aber, man könnte, wenigstens zwischen den beyden Wörtern leihen und borgen, folgenden kurzen Unterschied machen, welcher mir der Sache am gemäßesten zu seyn scheinet: Leihen, (sowohl in der Bedeutung des Gebens, als Nehmens,) wäre nichts anders, als einem auf sein Verlangen etwas geben, welches in dem Zustande, wie es war, wieder gegeben werden muß. Z. B. einem Geld, ein Pferd, einen Kessel, Topf u. dgl. leihen. Hier möchte man nicht füglich borgen sagen können, ob es freylich dennoch auch geschieht. Borgen hingegen wäre, wenn ich von jemand eine Sache verlange, die ich nicht, so wie sie ist, und war, sondern nur nach einiger Zeit, mit Geld oder andern Dingen, dem Werthe nach wieder erstatte.

Wenn nun auch Herr Gottsched, wie oben angeführt worden, behauptet, daß das Geborgte verzehret werde, so kann ich ihm darin nicht beypflichten, weil man so vieles vom Kaufmanne und andern Leuten, nicht leihet — sondern borget, welches nicht verzehret wird. Z. B. es wird niemand zum Kaufmanne sagen: leihen Sie mir so viel Tuch zum Kleide, sondern: borgen Sie mir ꝛc. Gehe ich hingegen zu einem Freunde, oder auch zu einem andern, und will sein Kleid auf einen Tag haben, so sage ich nicht: borgen Sie mir das Kleid, (welches so viel bedeuten würde, als wenn ich das Kleid kaufen und besitzen wollte, es aber sogleich noch nicht bezahlen könnte ꝛc.) sondern: leihen Sie mir das Kleid. Es ist in einigen Gegenden Deutschlandes ein sehr bekannter Ausdruck: zu Borge nehmen, er nimmt alles zu Borge, das heißt, vom Kaufmanne, Fleischer, Bäcker u. s. w. einkaufen, aber nicht gleich bezahlen; woher man auch von so einem sagt: er lebt zu Borge. Es kommt sehr

häufig in Schuldprocessen vor, daß der Anwald in seines Principals Nahmen sagt: Ich habe dem N. N. so lange geborgt und noch dazu so viel Geld geliehen, u. s. w. Würde nun solches zwar keinen ganzen Beweis ausmachen, so würde es doch allemahl den Sprachgebrauch anzeigen, und dieser ist, wenigstens bey uns Deutschen, oft Richter in verwickelten Fällen.

Die Begriffe der Wörter leihen, lehnen und borgen, führen auch den Begriff des Wiedergebens, oder Wiedererstattens mit sich. Ohne also einen schriftlichen Contract mit dem Verborger gemacht zu haben, bin ich, sobald ich etwas geliehen oder geborget habe, schon verpflichtet, das Geliehene wieder zu geben und das Erborgte zu bezahlen, oder auf irgend eine andere, der Sache gemäße Art, zu ersetzen. Weil aber diese stille und natürliche Verbindlichkeit von vielen, entweder ganz verkannt, oder ruchlos nicht geachtet wird, oder auch oft nicht gesetzlich, wegen eintretenden Unglücks, oder doch Unvermögens halber nicht in Erfüllung gebracht werden kann — und weil es wieder von Seiten der Verleiher so viele schlechte Leute giebt, die sich die Noth ihrer Nebenmenschen zu ihrem Vortheile zu Nutze zu machen suchen, so entstanden allerley Mißhelligkeiten von jeher zum öftern zwischen den Verleihern und denen, die etwas liehen, welche sehr häufig zu den drückendsten und unangenehmsten Klagesachen Anlaß gegeben; denn theils wollte der Verleiher schinden — theils wollte oder konnte der Leihende nicht bezahlen — theils waren sie irrig wegen Summe und Zinsen, und was dergleichen noch mehr ist. In dieser Hinsicht suchten die Verleiher sich vermittelst angenommener Pfänder und Handschriften, auch übermäßiger Zinsen sicher zu stellen, wodurch die Leihenden in jedem Falle beträchtlichen Schaden litten. Es mußte daher, besonders bey zunehmendem

Luxus

Luxus und häufiger entstehender Armuth, auch diese Sache ein Gegenstand der Polizey und Gesetze werden. In allen cultivirten Staaten findet man schon einige Gesetze darüber, aber, wo ich nicht irre, so liefern die Preußischen Staaten, über diesen Gegenstand das beste und nachahmungswürdigste Gesetz (*). Es ist das Pfand- und Leih-Reglement, vom 13ten März 1787, wie folget:

Da Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. ꝛc. Unser allergnädigster Herr, wahrgenommen haben, daß die über das Leihen und Borgen auf Pfänder in gemeinen Rechten und einzelen Landesgesetzen enthaltene Vorschriften, einestheils nicht so allgemein bekannt sind, als es bey einem Geschäfte, welches besonders unter den niedern Classen des Volks betrieben wird, die Nothwendigkeit und der Endzweck der Gesetze erfordern; und daß es anderntheils diesen Vorschriften, vornehmlich in sofern sie die Form und Erfordernisse des Pfand-Contracts betreffen, an bestimmter Deutlichkeit und Vollständigkeit hin und wieder noch ermangele; so haben Allerhöchstdieselben resolviret, sothane Vorschriften nochmahls revidiren, und in ein allgemeines Reglement bringen zu lassen; damit solchergestalt auf der einen Seite den aus dem Pfandverkehr entstehenden Irrungen und Processen möglichst vorgebeugt, auf der andern aber auch, den bey diesem Geschäfte bisher so häufig vorgefallenen Betrügereyen und wucherlichen Vervortheilungen desto nachdrücklicher gesteuert werden möge.



(*) Edictensamml. vom Jahre 1737, No. XXXI.

## I.

## Bestimmung derer jenigen, für welche das gegenwärtige Reglement gegeben ist.

§. 1.

Zuvörderst sollen nur Privatpersonen, welche ein ordentliches Gewerbe und Verkehr mit Geldverleihen auf Pfänder treiben, an dieses Reglement gebunden seyn, und darnach beurtheilt werden.

§. 2.

Dagegen soll es, in Ansehung der bereits subsistirenden öffentlichen Leihanstalten, bey deren bisherigen Verfassung, und den ihnen ertheilten besondern Vorschriften und Privilegien, fernerhin sein Bewenden haben.

§. 3.

Banquiers und andere Kaufleute, welche nur zufällig, bey Gelegenheit eines Wechsel- oder andern kaufmännischen Verkehrs, zu ihrer mehrern Sicherheit Pfänder nehmen, sind unter dem gegenwärtigen Reglement nicht mit begriffen, sondern werden bloß nach den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften beurtheilt.

§. 4.

Andere Privatpersonen hingegen, welche sich mit Geldverleihen auf Pfänder abgeben, und dabey die durch dieses Reglement bestimmten und gebilligten Vortheile genießen wollen, müssen solches bey derjenigen Behörde, welcher die Aufsicht über die Polizeyanstalten ihres Wohnorts zukömmt, anzeigen; sich in eine von dieser Behörde zu haltende Rolle der Pfandverleiher eintragen, und sich einen Concessionsschein darüber ertheilen lassen.

§. 5.

Wer diese Anmeldung und Eintragung verabsäumt, gleichwohl aber überführt werden kann, daß er, ohne selbst ein Kaufmann zu seyn, an einen Kaufmann, oder

andere

andere Privatpersonen, mehr als drey Mahl innerhalb Jahresfrist, Geld auf Pfänder verliehen, oder auch daß er, bey einem gegen Pfand gegebenen Darlehn, sich über sechs von Hundert an Zinsen ausgedungen habe, der soll als ein solcher, welcher aus dem Pfandverkehr ein Gewerbe macht, angesehen; folglich nach den Vorschriften des gegenwärtigen Reglements beurtheilt, und sich für die Zukunft in die Rolle der Pfandverleiher eintragen zu lassen, angehalten werden.

## II.

## Erfordernisse des Pfand-Contracts in Ansehung der dabey vorkommenden Personen und Sachen.

### §. 6.

Wer Geld auf Pfänder verleihen will, muß für allen Dingen genau prüfen: ob die zum Pfand angetragene Sache wirklich dem Eigenthum und der freyen Disposition des Verpfänders unterworfen sey.

### §. 7.

Besonders muß der Pfandverleiher diese Vorschrift alsdann beobachten, wenn der Verpfänder ein Dienstbothe, und das Pfand so beschaffen ist, daß es wahrscheinlicher Weise der Dienstherrschaft gehören kann.

### §. 8.

In einem solchen Fall muß er sich mit der bloßen Versicherung des Dienstbothen, daß das angebothene Pfand sein Eigenthum sey, oder daß der Versatz vor die Herrschaft geschehe, nicht begnügen; sondern sich für allen Dingen bey der Dienstherrschaft selbst erkundigen: ob das Vorgeben seine Richtigkeit habe, oder ob etwa eine Untreue des verpfändenden Gesindes mit unterlaufe.

### §. 9.

Werden Sachen von Werth, z. E. Gold, Silber, Juwelen, und andere Kostbarkeiten, von einem ganz unbekannten Menschen zum Pfand angeboten; oder ist das Pfand von der Beschaffenheit, daß Leute von dem

Stand und Gewerbe des Verpfänders dergleichen Sachen gewöhnlich nicht zu haben pflegen; so muß der Pfandverleiher sich darüber in keinen Pfand-Contract einlassen.

§. 10.

Wenn aus Vergleichung der Qualität der Sache, und der Person des Verpfänders, ein wahrscheinlicher Verdacht, daß erstere entwendet sey, erwächst; vornehmlich aber, wenn der Pfandverleiher durch öffentliche Bekanntmachung, oder durch obrigkeitliche Warnungen, oder auch nur durch glaubhafte Privatanzeigen benachrichtiget ist, daß Sachen von dieser Art, und mit solchen Kennzeichen versehen, gestohlen oder verlohren worden; so muß derselbe ein solches verdächtiges Pfand anhalten, und an die Polizeyobrigkeit des Orts abliefern; auch derselben die Umstände und Gründe seines Verdachts pflichtmäßig anzeigen.

§. 11.

Wer eine fremde Sache ohne Vorwissen und Genehmigung des Eigenthümers zum Pfand angenommen hat, der bleibt diesem das Seinige zurückfordernden Eigenthümer, zur Herausgabe des Pfandes, oder zur Schadloshaltung, nach den Vorschriften der gemeinen Rechte verhaftet.

§ 12.

Hiervon sind allein diejenigen ausgenommen, die aus Verleihung von Kleidungsstücken, oder andern Effecten, gegen Entrichtung eines gewissen Leihgeldes, ein Gewerbe machen; und soll denselben, wenn die geliehenen Sachen von den Innhabern verpfändet worden, gegen den Pfandnehmer keine Vindications-Klage zukommen; sondern sie bloß an denjenigen, mit welchem sie contrahirt haben, sich zu halten berechtigt seyn.

§. 13.

Ein Pfandverleiher, der kein Jude ist, und wissentlich eine gestohlne Sache zum Pfand angenommen hat, soll, gleich den Diebeshehlern, nach Innhalt der Criminal-

minalgesetze, bestrafet werden; und zur fernern Treibung des Pfandverkehrs auf immer unfähig seyn.

§. 14.

Kann er einer wirklichen Wissenschaft, daß die zum Pfand gegebene Sache gestohlen sey, zwar nicht überführt werden; es ergiebt sich aber bey der Untersuchung, daß er die §. 6. — 10. vorgeschriebene Prüfung nicht mit gehöriger Sorgfalt und Aufmerksamkeit angestellt habe; so soll er, nach Verhältniß der ihm zur Last bleibenden Nachläßigkeit, mit Geldbuße oder Gefängniß nachdrücklich bestraft werden.

§. 15.

Wird ein solcher Pfandverleiher zum zweyten Mahle dabey betroffen, daß er gestohlne Sachen, ohne Anwendung der schuldigen Vorsicht, zum Pfand angenommen; so soll die das erste Mahl gegen ihn erkannte Strafe verdoppelt, und ihm noch außerdem alles fernere Pfandverkehr, bey nahmhafter Gefängniß- oder Zuchthausstrafe, gänzlich untersaget werden.

§. 16.

Hat ein jüdischer Pfandverleiher, wissentlich, gestohlne Sachen zum Pfand angenommen, so soll derselbe seines Schutzbriefes verlustig erklärt, und nebst den Seinigen aus dem Lande geschafft werden.

§. 17.

Diejenige Gerichtsobrigkeit, welche einen nach dieser Vorschrift zur Fortschaffung qualificirten jüdischen Pfandverleiher ferner duldet, soll nicht nur wegen einer solchen Contravention in fiscalischen Anspruch genommen; sondern auch zur Selbsthaftung für alle von ihm etwa nachher noch verübte Betrügereyen und Uebervortheilungen, und den daraus entstandenen Schaden, angehalten werden.

§. 18.

Ist ein solcher jüdischer Pfandverleiher nicht vermögend, das Pfand selbst dem Eigenthümer wieder zu

schaffen, oder, bey dessen Ermangelung, den vollen Werth zu ersetzen; so ist die Judenschaft des Orts schuldig, den Eigenthümer für diesen Werth, und die bey der Sache verwendeten Kosten, zu entschädigen.

§. 19.

Von dieser Vertretung soll die Judenschaft nur in dem einzigen Fall befreyet seyn, wenn die Aeltesten nachweisen können, daß sie alle in dem General-Juden-Reglement, in den übrigen Landesgesetzen, und auch in dem gegenwärtigen Reglement (§. 79.), ihnen vorgeschriebene Sorgfalt und Aufmerksamkeit angewendet haben, um dergleichen Diebeshehler und liederliches Gesindel in Zeiten zu entdecken, und zur Fortschaffung anzuzeigen.

§. 20.

Kann, nach vorstehenden Grundsätzen, dem Eigenthümer weder das Pfand selbst zurück verschafft, noch ihm zu seiner Entschädigung von dem Pfandverleiher, oder der Judenschaft, verholfen werden, so ist gegen den Pfandverleiher, außer der Cassation seines Schutzbriefs, und noch vor seiner Wegschaffung aus dem Lande, mit Zuchthausstrafe, nebst Willkommen und Abschied, oder anderer verhältnißmäßiger Leibesstrafe zu verfahren.

§. 21.

Ist dagegen das Pfand selbst dem Eigenthümer zurück verschafft, oder ihm dafür vollständige Schadloshaltung geleistet worden; und es ist das erste Mahl, daß der jüdische Pfandverleiher auf dem Vergehen, gestohlne Sachen wissentlich zum Pfand angenommen zu haben, betroffen wird; so soll, auf Vorbitte der Judenschaft des Orts, und nach Befund der von selbiger zur Milderung des Vergehens beygebrachten Gründe und Umstände, dem Richter erlaubt seyn, die in dem §. 16. festgesetzte ordentliche, in eine außerordentliche Geld- oder Leibesstrafe zu verwandeln.

§. 22.

§. 22.

Wird aber ein solcher jüdischer Pfandverleiher auf einem dergleichen Verbrechen zum zweyten Mahle betroffen, so soll nicht nur die gesetzliche Strafe (§. 16. f.) ohne weitere Schonung über ihn verhängt, sondern auch die Judenschaft des Orts, ohne die geringste fernere Rücksicht oder Entschuldigung, zur völligen Entschädigung des Eigenthümers, nach Vorschrift des §. 18. angehalten werden.

§. 23.

Kann der jüdische Pfandverleiher, welcher eine gestohlne Sache zum Pfand angenommen hat, zwar keiner wirklichen Wissenschaft von dieser Qualität der Sache, dagegen aber einer Vernachläßigung der in den §. 6. — 10. vorgeschriebenen Prüfung und Vorsicht überführt werden, so soll bey dem ersten Contraventionsfall, die Vorschrift §. 14. wider ihn Statt finden. Wenn er aber zum zweyten Mahle auf einer dergleichen Contravention betroffen wird, so soll mit der in dem §. 16. bestimmten ordentlichen Strafe der Cassation seines Schutzbriefs, auch seiner und der Seinigen Fortschaffung außer Landes, verfahren werden.

§. 24.

Mit Personen, deren Befugniß überhaupt Contracte zu schließen, oder insonderheit Darlehne aufzunehmen, durch Gesetze eingeschränkt ist, soll sich niemand, diesen gesetzlichen Einschränkungen zuwider, in ein Pfandverkehr einlassen.

§. 25.

Insonderheit darf an Militärpersonen, denen das Schuldenmachen, ohne Consens des Chefs oder Commandeurs, in den Edicten verbothen ist, auch gegen Pfand kein Darlehn gegeben werden, in sofern nicht ein förmlicher schriftlicher Consens dieses Chefs oder Commandeurs, in welchem die Summa und Münzsorte des Darlehns, nebst der Zeit, auf wie lange solches geliehen werden könne, ausgedrückt seyn müssen, von dem Verpfänder beygebracht worden.

§. 26.

Bleibt das Pfand, nach verflossener Zeit, unabgelöset stehen, so muß sich der Pfandnehmer entweder eine gleichmäßige förmliche Prolongation des Chefs oder Commandeurs beybringen lassen; oder wenn ihm solche nicht verschafft werden kann, das Darlehn, nach der unten folgenden Vorschrift, unverzüglich einklagen.

§. 27.

Wer diesem zuwider, einer solchen Militärperson, ohne den erforderlichen Consens, Gelder auf Pfand verleihet, der verliert nicht nur sein Darlehn, und muß das Pfand unentgeldlich zurück geben; sondern er soll auch noch außerdem, nach den darüber vorhandenen Edicten, fiscalisch bestraft werden.

§. 28.

Mit Personen, welche unter väterlicher Gewalt, oder vormundschaftlicher Aufsicht stehen, soll niemand, ohne Vorwissen und ausdrückliche Genehmigung der Väter oder Vormünder, in ein Pfandverkehr sich einlassen.

§. 29.

Ist solches dennoch geschehen, so verliert der Pfandverleiher sein Darlehn, und muß das Pfand unentgeldlich zurückgeben.

§. 30.

Der Vorwand, daß sich der Verpfänder für volljährig, oder für einen solchen, der nicht mehr unter väterlicher Gewalt stehet, ausgegeben, und solches wohl gar eidlich bestärkt habe, soll dem Pfandverleiher bey Schuldnern, welche Landeseingebohrne sind, gegen den Verlust des Darlehns, und die unentgeldliche Herausgabe des Pfandes, niemahls schützen.

§. 31.

Nur in den durch die Gesetze näher bestimmten Fällen, wo ein, dergleichen Personen gegebenes Darlehn,

lehn, durch die wirklich geschehene Verwendung in ihren Nutzen, unter gewissen Umständen gültig wird, besteht auch ein mit ihnen geschlossener Pfandcontract.

§. 32.

Es ist daher die Pflicht eines jeden Pfandverleihers, wenn die Person und Qualität des sich angebenden Verpfänders ihm nicht mit hinlänglicher Zuverläßigkeit bekannt sind, sich darnach genau zu erkundigen, und durch unverdächtige Taufscheine, oder durch das Zeugniß glaubwürdiger Personen, sich zu versichern: daß der Verpfänder unter diejenigen nicht gehöre, mit denen, ohne väterlichen und vormundschaftlichen Consens, kein gültiger Darlehns- und Pfandcontract geschlossen werden kann.

§. 33.

Wer wissentlich mit dergleichen Personen ein Pfandverkehr getrieben hat, der soll dafür, nach Vorschrift der darüber besonders ergangenen Verordnungen, gestraft werden, und wird für immer unfähig zu Treibung des Pfandverkehrs.

§. 34.

Kann der Pfandverleiher dieser gehabten Wissenschaft zwar nicht überführt werden; es ergiebt sich aber bey der Untersuchung, daß er, der Vorschrift des §. 32. zuwider, die erforderliche Mühe, sich von der persönlichen Qualität des Pfandgebers zu versichern, nicht angewendet habe; so soll gegen ihn, ohne Unterschied, ob er ein Jude ist, oder nicht, nach den §. 14. und 15. enthaltenen Festsetzungen, verfahren werden.

§. 35.

Mit verheiratheten Frauenspersonen soll sich niemand ohne Vorwissen und ausdrückliche Bewilligung des Mannes, in ein Pfandverkehr einlassen.

§. 36.

Nur in solchen folgenden Fällen bedarf es keiner solchen Einwilligung.

1) Wenn

1) Wenn eine Frau für sich selbst eine eigene Handlung treibt.
2) Wenn sie das gegen Pfand erborgte Geld zum gemeinschaftlichen Besten beyder Eheleute wirklich verwendet.
3) Wenn ihr der Mann einen Theil seines Gewerbes übertragen, und sie, zum Betrieb desselben, während seiner Abwesenheit, Gelder auf Pfand erborgt hat; obgleich die Verwendung nicht geschehen, oder der daraus gehöffte Nutzen nicht erfolgt wäre.
4) Wenn die zum Pfand angetragene Sache so beschaffen ist, daß aus ihrer bloßen Qualität die freye Befugniß der Frau, nach Willkühr darüber zu disponiren, entnommen werden kann.

§. 37.

Bey Jonweelen, Gold- und Silbergeschirr, Spitzen und andern Kostbarkeiten, gilt, wenn sie auch ihrer Qualität nach, zum Gebrauch der Frau gewidmet sind, dennoch die Vermuthung, daß ihr darüber eine willkührliche Disposition, ohne Vorwissen des Mannes, keinesweges zustehe.

§. 38.

Es muß daher jeder, welcher sich mit einer verheiratheten Frau in ein Darlehns- und Pfandverkehr einlaßen will, entweder die Einwilligung des Mannes dazu einhohlen, oder sich hinlänglich versichern, daß einer der vorbestimmten Fälle, wo es dieser Einwilligung nicht bedarf, vorhanden sey.

§. 39.

Wer obigen Vorschriften zuwider, sich mit einer verheiratheten Frau in ein verbothenes Pfandverkehr einläßt, verliert sein Darlehn, und muß das Pfand unentgeldlich zurückgeben.

§. 40.

Hat der Contravenient die Qualität der Verpfänderinn gewußt, so muß ihm die fernere Treibung des

Ge-

Gewerbes mit Pfänderleihen, bey nahmhafter Strafe, gänzlich untersagt werden.

§. 41.

Ein gleiches soll Statt finden, wenn ein solcher Pfandverleiher, zwar nicht aus überführter Wissenschaft, aber dennoch aus Unvorsichtigkeit und Mangel an Aufmerksamkeit, und sorgfältiger Erkundigung nach der Qualität der Verpfänderinn, auf solchen unerlaubten Pfandverkehren, mit verheiratheten Frauenspersonen, schon mehr als einmahl betroffen worden.

§. 42.

Studierenden auf höhern Schulen und Universitäten, soll niemand, ohne Vorwissen und Consens des academischen Gerichts, Geld oder Geldeswerth auf Pfänder leihen.

§. 43.

Der Consens soll allemahl nur auf eine gewisse nach den Umständen bestimmte Zeit ertheilt werden.

§. 44.

Wenn nach Verlauf dieser Zeit das Pfand unabgelöset stehen bleibt, so muß der Pfandnehmer solches dem academischen Gericht, bey Verlust seines Rechts, unverzüglich anzeigen, damit ihm von diesem, auf den in den allgemeinen, und den besondern academischen Gesetzen näher bestimmten Wegen, zu seiner Befriedigung verholfen werde.

§. 45.

Wer einem Studierenden, ohne den vorgeschriebenen Consens, ein Darlehn auf Pfänder giebt, wird dessen verlustig, und muß das Pfand unentgeldlich zurück geben.

§. 46.

Ist das Darlehn zu unnützen Ausgaben, oder gar zur Ueppigkeit und Schwelgerey, gegeben worden, so soll der Pfandnehmer, außer dem Verlust der Schuld,

auch

auch noch um den ganzen Betrag derselben, fiscalisch bestraft, und ihm das fernere Gewerbe mit Pfänderleihen gänzlich untersagt werden.

## III.

## Form des Pfandcontracts.

§. 47.

Jeder, welcher mit Geldverleihen auf Pfänder ein Gewerbe treibt, soll schuldig seyn, ein ordentliches Pfandbuch zu halten, und solches, nach Vorschrift des Stempeledicts, vom 13ten May 1766, Art. VI, paraphiren zu lassen.

§. 48.

In dieses Pfandbuch muß jedes von ihm betriebene Pfandverkehr deutlich und umständlich eingetragen werden.

§. 49.

Die Einschreibung muß in deutscher oder französischer Sprache geschehen; je nachdem der Pfandnehmer zu einer oder der andern Nation gehöret.

§. 50.

Der Vermerk muß, der Regel nach, von dem Verpfänder selbst eingetragen, und mit seinem ausgeschriebenen Nahmen unterzeichnet werden.

§. 51.

Allenfalls kann zwar die Einschreibung des Vermerks, auf Verlangen des Verpfänders, durch einen Dritten, welches jedoch nicht der Pfandnehmer selbst seyn darf, geschehen; es ist aber alsdann erforderlich, daß der Verpfänder Geschriebenes lesen könne, und seinen Nahmen eigenhändig unterschreibe.

§. 52.

Ist der Verpfänder des Lesens und Schreibens so weit nicht mächtig, oder ist er der Sprache, in welcher, nach §. 49, das Einschreiben geschehen soll, nicht kundig

kundig, so muß er einen selbst gewählten Assistenten mitbringen, und durch diesen die Einzeichnung in das Pfandbuch verrichten lassen.

§. 53.

Dieser Assistent muß, wenn der Verpfänder der Sprache nicht kundig ist, mit ihm zugleich den Vermerk unterschreiben, und dabey ausdrücklich attestiren, daß er solchen dem Verpfänder, in seiner Sprache, treulich erklärt habe.

§. 54.

Ist aber der Verpfänder des Lesens und Schreibens überhaupt nicht mächtig; so muß er den Vermerk im Pfandbuch, mit Kreutzen, oder andern ihm gewöhnlichen Zeichen, vollziehen; sein Assistent muß ihn als Zeuge mit unterschreiben; und dabey ausdrücklich attestiren: daß er diesen Vermerk dem Verpfänder vorgelesen, dieser ihn genehmigt, und die Zeichen oder Kreutze statt seiner Unterschrift beygefügt habe.

§. 55.

Obige Vorschriften (§. 52. 53. 54.) müssen zwar, der Regel nach, ohne Rücksicht auf den Betrag des Darlehns, beobachtet werden; und dem Pfandnehmer liegt ob, den bey ihm sich meldenden Verpfänder darnach zu bedeuten und anzuweisen.

§. 56.

Wenn jedoch das Darlehn nur zehn Thaler oder weniger beträgt, und der Verpfänder sich zur Zuziehung eines Assistenten dabey nicht bequemen will; so kann solcher zwar wegbleiben, und die Einzeichnung in das Pfandbuch allenfalls von dem Pfandnehmer selbst geschehen. Es muß aber alsdann in dem eingetragenen Vermerk ausdrücklich erwähnt werden: daß der Verpfänder wegen Zuziehung eines Assistenten bedeutet worden, und sich dazu nicht habe verstehen wollen.

§. 57.

§. 57.

Wenn der Verpfänder, welcher sich, unter solchen Umständen, die Einzeichnung des Vermerks in das Pfandbuch, durch den Pfandnehmer selbst, hat gefallen lassen, hiernächst inne wird, daß das Geschäfte anders niedergeschrieben als verabredet worden; so muß er solches innerhalb dreyer Tage, von Zeit des vollzogenen Geschäftes, dem Richter zur weitern Untersuchung anzeigen.

§. 58.

Wird aber dergleichen Behauptung erst nach Ablauf des dreytägigen Zeitraums angebracht, so soll der Verpfänder damit nicht weiter gehört werden.

§. 59.

Will der Verpfänder seinen Nahmen, oder überhaupt das ganze Verkehr, im Pfandbuche nicht kund werden lassen, so steht ihm zwar frey, dem Pfandnehmer einen besondern Schein darüber auszustellen. Es muß aber

1) dieser Schein völlig in der Form abgefaßt seyn, und eben das enthalten, was bey einem Vermerk im Pfandbuch selbst erforderlich ist;
2) besonders muß der Verpfänder in diesem Schein ausdrücklich bekräftigen, daß die Einschreibung in das Pfandbuch auf sein eigenes Verlangen und Anregung unterblieben sey;
3) der Pfandnehmer muß zu gleicher Zeit, da ihm der Schein zugestellt wird, und unter eben dem Dato, in seinem Pfandbuche vermerken:
   daß er unter diesem Dato ein Pfandgeschäfte, über so und so viel, gegen ein in Jouwelen, Silber, Kleidern, ꝛc. ꝛc. bestehendes Pfand, laut besondern Scheins, geschlossen habe.
4) Diese geschehene Eintragung in das Pfandbuch, und die Nummer oder Pagina des Vermerks in selbigem, muß von dem Verpfänder auf dem Originalschein notirt werden (cf. §. 71.).

§. 60.

§. 60.

Der in das Pfandbuch eingetragene Vermerk, und also auch der, in dem Falle des §. 59, statt desselben auszustellende Schein, muß enthalten:

1) das Datum und Jahr des vollzogenen Geschäfts;
2) die Stücke, welche verpfändet worden, mit möglichst genauer Beschreibung derselben, und wenn sie in Gold oder Silber bestehen, mit Bemerkung des Gewichts und der Probe;
3) die Summa und Münzsorte des Darlehns;
4) Die verabredeten Zinsen: ob dieselben im voraus abgezogen, und wie viel nach deren Abzug dem Verpfänder wirklich baar gegeben worden;
5) die bedungene Zeit der Wiederbezahlung;
6) wie hoch der Werth des Pfandes von dem Verpfänder angeschlagen werde;
7) das Bekenntniß des Verpfänders, daß ihm von diesem Vermerk eine Abschrift statt des Empfangscheins über das eingelegte Pfand, zugestellt worden (cf. §. 67.).

§. 61.

Dem Verpfänder steht frey, wenn besonders Jouwelen, oder andere, nach Summe, Maaß und Gewicht, nicht genau zu bestimmende Pfänder eingelegt worden, Siegel und andere dergleichen Kennzeichen daran zu befestigen. Ist solches geschehen, so muß dessen im Pfandbuch gedacht, und die gemachten Kennzeichen müssen deutlich angegeben werden.

§. 62.

Auch können die Interessenten sich dahin vereinigen, daß die einzulegenden Pfänder, in Gegenwart des Pfandnehmers, in Beutel, Schachteln, oder andere Behältnisse gepackt, und mit des Verpfänders Petschaft versiegelt werden. Alsdenn muß aber, außer der Benennung der Stücke, auch das Behältniß, in welches sie gelegt, imgleichen das Petschaft, womit sie versiegelt, auch wie oft dieses Siegel daran befestiget worden, in dem Pfandbuch mit bemerkt werden.

§. 63.

Welcher Pfandverleiher entweder gar kein Pfandbuch hält, oder ein Pfandgeschäfte ohne die verordnete Eintragung darin, oder in dem Falle des § 59. ohne Ausstellung des besondern Scheins darüber, vornimmt, der soll des Darlehns verlustig seyn; solches dem Fisco zuerkannt; der Pfandnehmer zur unentgeldlichen Herausgabe der Pfänder angehalten; auch demselben die fernere Treibung des Gewerbes, bey nahmhafter Strafe, gänzlich untersagt werden.

§. 64.

Eine gleiche Strafe soll dem Pfandverleiher treffen, wenn das Geschäfte in das Pfandbuch zwar eingetragen, dabey aber, oder in dem §. 59. beschriebenen besondern Scheine, die gesetzmäßige Form vernachläßiget worden; und sich aus den Umständen ergiebt, daß diese Vernachläßigung vorsätzlich, und in der Absicht, Wucher oder andere unerlaubte Vervortheilungen dadurch zu verheimlichen, begangen worden.

§. 65.

Finden sich aber keine erhebliche Anzeigen eines solchen strafbaren Vorsatzes, sondern läuft die in der Form des Pfandbuchs begangene Vernachläßigung, mehr auf eine Unvorsichtigkeit, Uebereilung, oder Unschicklichkeit hinaus; so soll dennoch, wenn wegen der übergangenen oder weggelassenen Umstände des Geschäfts, Streit entsteht, die Vermuthung allemahl gegen den Pfandnehmer gelten; und die von ihm widersprochene Angabe des Verpfänders so lange für richtig angenommen werden, bis das Gegentheil hinlänglich ausgemittelt werden kann.

§. 66.

Außerdem soll, in einem solchen Fall, der Pfandverleiher über die begangene Vernachläßigung der gesetzlichen Vorschrift, alles Ernstes zurechte gewiesen, und ihm auf die nächste Wiederhohlung desselben Fehlers, die in dem §. 63. verordnete Strafe besonders angedroht; auch er demnächst, wenn er auf einer solchen

Wie-

Wiederholung wirklich betroffen würde, mit dieser Strafe, ohne fernere Nachsicht, beleget werden.

§. 67.

Der Pfandverleiher ist dem Verpfänder, über das eingelegte Pfand, einen Empfangschein zu ertheilen schuldig.

§. 68.

Dieser Schein soll in einer richtigen und getreuen Abschrift des in das Pfandbuch eingetragenen Vermerks bestehen, welche der Pfandnehmer, der Regel nach, eigenhändig ausfertigen, und mit seines Nahmens Unterschrift beglaubigen muß.

§. 69.

Ist der Pfandverleiher des Schreibens nicht mächtig, so kann er zwar die Abschrift von einem Dritten fertigen lassen; er muß aber alsdann Geschriebenes lesen können, und seine Nahmensunterschrift eigenhändig beyfügen.

§. 70.

Ist er auch hiezu nicht fähig, so muß er sich zur Fertigung der Abschrift eines selbstgewählten Assistenten bedienen; welcher dabey alles das zu beobachten hat, was in einem gleichen Fall dem Assistenten des Verpfänders §. 54. vorgeschrieben ist.

§. 71.

Ist nach §. 59. das Pfandgeschäfte nur allgemein im Pfandbuch bemerkt, und darüber von dem Verpfänder ein besonderer Schein gegeben worden; so muß demselben von dem Pfandnehmer eine Abschrift dieses Scheins sowohl, als des allgemeinen Vermerks im Pfandbuch, unter seiner, des Pfandnehmers, Unterschrift, statt der Recognition oder des Empfangscheins, zugestellt werden.

§. 72.

Hat der Verpfänder die Taxe des Pfandes im Pfandbuche, nach der Meinung des Pfandnehmers, zu hoch

angegeben: so steht letzterem frey, denjenigen Werth, welcher, nach seiner Schätzung, dem Pfande nur beyzulegen sey, unter dem Empfangschein zu bemerken.

§. 73.

Der Empfangschein wirkt einen vollen Beweis gegen den Pfandnehmer; selbst alsdann, wenn dieser der Sprache, in welcher der Vermerk in das Pfandbuch eingeschrieben worden, nicht kundig wäre.

§. 74.

Sollte sich zwischen dem im Pfandbuch eingeschriebenen Vermerk, und der in den Händen des Verpfänders befindlichen Abschrift, eine Verschiedenheit äußern; so streitet die Vermuthung für dasjenige, was dem Pfandnehmer am nachtheiligsten ist.

§. 75.

Wird dem Verpfänder die Abschrift des Vermerks im Pfandbuch, oder des §. 59. beschriebenen Scheins, von dem Pfandnehmer beharrlich verweigert und vorenthalten; so soll gegen letztern eben so verfahren werden, als wenn er das Geschäfte in sein Pfandbuch gar nicht eintragen lassen.

§. 76.

Uebrigens muß der Pfandschein, wenn die Summe des Darlehns 30 Thaler oder mehr beträgt, auf einen Stempelbogen von sechs Groschen, bey Edictmäßiger Strafe ausgefertigt werden. Beträgt aber das Darlehn weniger, so bedarf es keines Stempelpapiers.

## IV.

## Revision der Pfandbücher.

§. 77.

Damit obige zur Sicherheit des Publici gereichende Vorschriften, wegen ordentlicher Führung der Pfandbücher, desto zuverläßiger beobachtet werden mögen,

so

so sollen die Pfandbücher von Zeit zu Zeit revidiret werden.

§. 78.

Den Fiscälen steht es frey, auf dergleichen Revision jederzeit anzutragen; und sie sind solches zu thun verpflichtet, so oft ihnen Nachrichten oder Anzeigen der von diesem oder jenem Pfandnehmer verübten Unordnungen, oder wucherlichen Behandlungen, zukommen.

§. 79.

Auch die Judenältesten müssen außerdem die Pfandbücher der Mitglieder ihrer Gemeine fleißig revidiren, und nachsehen, ob auch von selbigen die Vorschriften des gegenwärtigen Reglements gehörig beobachtet werden.

§. 80.

Vornehmlich aber soll die zu Verwaltung der Policeygeschäfte jeden Orts verordnete Behörde, eine Revision sämmtlicher Pfandbücher, ohne Unterschied der Gerichtsbarkeit, welcher die Pfandverleiher sonst unterworfen sind, alljährig einmahl, mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit vornehmen.

§. 81.

Bey dieser Revision müssen alle Fehler und Uebertretungen der in dem gegenwärtigen Reglement vorgeschriebenen Ordnung, in dem zu führenden Protocoll genau angemerkt; in Ansehung derjenigen, wo es nach obstehenden Vorschriften nur einer Zurechtweisung bedarf, solche dem Pfandverleiher sofort ertheilt; in Fällen aber, wo, nach eben diesen Vorschriften, eine wirkliche Bestrafung, oder die Untersagung des fernern Pfandverkehrs Statt findet, den Gerichten, unter welche der Pfandverleiher gehört, davon, zur weitern Untersuchung, unverzüglich Anzeige gemacht werden.

§. 82.

Die Revision selbst muß nicht bloß auf die noch schwebenden, sondern auch auf die schon abgethanen Pfandgeschäfte gerichtet seyn.

§. 83.

Kommen jedoch, bey Gelegenheit einer solchen Revision, Contraventionen, die an und für sich zu einer wirklichen Bestrafung qualificirt sind, nur bey schon abgemachten Pfandgeschäften zum Vorschein, so soll der Pfandverleiher, statt des im §. 63. festgesetzten Verlusts des ganzen Darlehns, nur um den vierten Theil der Summe desselben fiscalisch bestrafet werden.

§. 84.

Wegen der Untersagung des fernern Pfandverkehrs aber, macht es keinen Unterschied: ob die Contraventionen, welche nach Maaßgabe §. 15. 33. 40. 46. 63. 64. 66. ein dergleichen Verbot begründen, bey schon abgemachten, oder bey noch schwebenden Pfandgeschäften entdeckt worden.

§. 85.

Diejenigen Pfandverleiher, welche dies Gewerbe gänzlich niedergelegt, und ihren Nahmen in der Rolle (§. 4.) haben ausstreichen lassen, sollen zur Vorlegung ihrer Bücher ex officio nicht angehalten werden.

§. 86.

Wenn jedoch innerhalb Jahresfrist, nach geschehener Niederlegung des Gewerbes, wegen eines begangenen Wuchers oder Betrugs Klage entstünde; so soll die alsdann vorzunehmende Revision des Pfandbuchs nicht bloß auf den Fall, welcher den Streit veranlaßt, sondern auch auf die übrigen schon abgethanen Geschäfte gerichtet, und dabey nach der Vorschrift des §. 83. verfahren werden.

§. 87.

Die Revisores der Pfandbücher sind schuldig, über die bey solcher Revision zu ihrer Wissenschaft gelangten Pfandgeschäfte, besonders über die Nahmen der Verpfänder, ein genaues Stillschweigen auf ihren Amtseid zu beobachten; in sofern nicht etwa die wegen einer bemerkten Contravention zu verhängende

Un-

Unterſuchung, die Bekanntmachung des Geſchäftes und Nahmens unvermeidlich macht.

§. 88.

Ueber die im Pfandbuch nach §. 59. nur allgemein bemerkten Pfandgeſchäfte, muß ſich zwar der Pfandgeber, auf beſonderes Verlangen des Reviſors, durch Vorlegung des Scheins legitimiren. Wenn aber der Reviſor dabey nichts bedenkliches wahrnimmt; ſo darf er eines ſolchen Geſchäftes, vielweniger des Nahmens des Verpfänders, in ſeinem Protocoll keine Erwähnung thun.

Behauptet der Pfandnehmer, daß dergleichen Geſchäfte durch Zahlung und Zurückgabe des Scheins bereits abgethan ſey; ſo ſoll es zwar dabey ſein Bewenden haben, und dieſe Behauptung im Protocoll mit eingetragen werden. Ergiebt ſich aber in der Folge, daß dieſe Behauptung unrichtig geweſen, ſo treffen den Pfandnehmer die §. 63. geordneten Strafen.

§. 89.

Uebrigens ſoll den Reviſoren der ſechſte Theil von allen einkommenden Strafen, für die bey den Reviſionen entdeckten und angezeigten Contraventionsfälle, zur Belohnung ihrer Mühe, angewieſen und verabfolgt werden.

## V.

## Zinſen.

§. 90.

Pfandverleiher, welche ſich in die §. 4. beſchriebene Rolle haben eintragen laſſen, ſollen berechtiget ſeyn, von Darlehnen über 10 Thaler ſechs, und wenn ſie Juden ſind, acht vom Hundert an Zinſen zu nehmen.

§. 91.

Beträgt das Darlehn nur 10 Thaler, oder weniger, ſo kann der Pfandverleiher, ohne Unterſchied, ob er ein Jude iſt, oder nicht, einen Pfennig vom Thaler

auf die Woche nehmen, in sofern das Darlehn nur auf sechs Monath, oder auf eine kürzere Zeit, gegeben worden.

§. 92.

Ist aber das Darlehn auf eine längere Zeit, jedoch unter zwölf Monathen, gegeben, so darf nur ein halber Pfennig vom Thaler auf die Woche, genommen werden.

§ 93.

Ist das Darlehn auf länger als ein Jahr gegeben, so sind, auch bey Summen von zehn Thalern und weniger, nur sechs, und bey Juden acht Procent Zinsen, zulässig.

§. 94.

Ist ein solches kleines Darlehn anfänglich zwar nur auf eine kurze Zeit gegeben, nachher aber, ausdrücklich oder stillschweigend, verlängert worden; so muß dennoch die Berechnung der Zinsen nur nach obigen Grundsäzen angelegt, und also bloß auf die ersten sechs Monath ein ganzer, auf die folgenden sechs Monath ein halber Zinspfennig für die Woche, und wenn das Darlehn noch länger stehen bleibt, für diese längere Zeit nur der ordinäre Zinssatz von sechs und acht Procent, genommen werden.

§. 95.

Außer diesen erlaubten Zinsen, darf kein Pfandverleiher, weder unter dem Nahmen von Einschreibegeld, noch unter irgend einem andern Vorwand, das geringste mehr, bey Vermeidung der gesetzmäßigen Strafen des Wuchers, fordern oder annehmen.

§. 96.

Auch hat es darunter, daß weder Zinsen von Zinsen genommen, noch die Zinsen zum Capital geschlagen, noch der Zinsenrückstand, in so fern er die Summe des Capitals übersteigt, gefordert werden dürfe, bey den Vorschriften der Gesetze vor der Hand sein Bewenden.

VI. Pflich-

## VI.

## Pflichten des Pfandverleihers.

§. 97.

Der Pfandverleiher ist schuldig, das ihm anvertraute Pfand mit derjenigen Vorsicht und Sorgfalt zu verwahren, und in Obacht zu halten, die ein jeder vorsichtiger Hauswirth anzuwenden pflegt, und die er etwa noch vorzüglich, in seinen eigenen Angelegenheiten, zu beobachten gewohnt ist.

§. 98.

Alles eigenen Gebrauchs des Pfandes muß der Pfandnehmer sich schlechterdings und gänzlich enthalten.

§. 99.

Wer von Pfändern, die ihm verschlossen oder versiegelt übergeben worden, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Eigenthümers, irgend einigen Gebrauch macht, ist allen dadurch verursachten Schaden, nach der eidlichen, jedoch richterlich zu ermäßigenden Angabe des Verpfänders, zu ersetzen schuldig; wird seines Darlehns verlustig, und muß das Pfand unentgeldlich herausgeben.

§. 100.

Wer ein anderes Pfand ohne Genehmigung des Eigenthümers braucht, soll, außer dem Schadensersatz, nach Bewandtniß der Umstände, und der dem Verpfänder aus solchen Gebrauch entstandenen Gefahr, mit Geld oder Gefängnißstrafe belegt werden.

§. 101.

Nach verlaufener Zeit des Pfandcontracts, muß der Pfandnehmer, gegen erfolgende Bezahlung des Pfandschillings und Zinsen, das Pfand zurückgeben.

§. 102.

Wider diese Verbindlichkeit kann den Pfandnehmer der Vorwand: daß das Pfand gestohlen worden, keinesweges schützen.

§. 103.

Nur in dem einzigen Fall wird der Pfandnehmer von dieser Rückgabe frey, wenn der Verlust des Pfandes durch Feuer, gewaltsamen Einbruch, oder andern äußern Zufall, dessen Abwendung nicht in seiner Macht gestanden hat, erfolgt ist.

§. 104.

Wenn sich jedoch ein solcher Zufall ereignet, so muß der Pfandinhaber dem Verpfänder sofort, und längstens binnen drey Tagen, davon Anzeige machen, und dessen Erklärung: ob er den Verlust des Pfandes für bekannt annehme, abfordern.

§. 105.

Kann er dergleichen bestimmte Erklärung von dem Verpfänder in Güte nicht erhalten, so muß er, spätestens binnen vierzehn Tagen nach der ersten Anzeige, die Sache bey Gerichten anhängig machen; damit solche auf frischer That, und ehe noch die Mittel zur Aufklärung derselben, durch die Länge der Zeit verdunkelt oder verloren worden, untersucht und ausgemittelt werden könne.

§. 106.

Ist der gegenwärtige Aufenthalt des Verpfänders dem Pfandinhaber unbekannt, oder zu weit entfernt, so muß die §. 102. verordnete Anzeige den Gerichten des Orts geschehen.

§. 107.

Welcher Pfandverleiher die im Vorstehenden festgesetzte Fristen verabsäumt, der soll mit der Angabe eines, auch durch unvermeidlichen Zufall erfolgten Verlust des Pfandes, nicht weiter gehört werden.

§. 108.

§. 108.

Wer ein bey ihm eingelegtes Pfand weiter versetzt, muß jeden Zufall, ohne Unterschied, tragen, von welchem das Pfand in den Händen des zweyten Pfandnehmers getroffen wird.

§. 109.

In allen Fällen, wo nach obigen Vorschriften, der angebliche Verlust des Pfandes dem Pfandnehmer nicht zu statten kommt, muß der erweisliche Werth desselben, nach Abzug des Pfandschillings, dem Pfandgeber vergütet werden.

§. 110.

Dieser Werth ist, in der Regel, nach der im Pfandbuch geschehenen Angabe zu bestimmen; in so fern nicht etwa der Pfandnehmer solchem, durch einen auf den Pfandschein gesetzten Vermerk, widersprochen hat; in welchem Fall der Werth, so viel möglich, durch die gewöhnlichen Beweismittel eruirt, und allenfalls von dem Verpfänder, nach vorhergegangener richterlichen Ermäßigung, eidlich erhärtet werden muß.

§. 111.

Der Pfandnehmer ist zur Rückgabe des Pfandes, nur gegen Aushändigung des von ihm ausgestellten Pfandscheins, verbunden.

§. 112.

Behauptet der Verpfänder, diesen Schein verloren zu haben; so muß er, wenn die Summe des Darlehns nur 10 Rthlr. oder weniger beträgt, mit der Rückgabe des Pfandes noch vier Wochen, nach Ablauf der im Pfandschein bestimmten Einlösungsfrist, in Geduld stehen.

§. 113.

Meldet sich während dieser Zeit kein dritter Inhaber des Pfandscheins; so kann der Pfandnehmer sich nicht entbrechen, das Pfand gegen eine von dem Verpfänder ausgestellte Quittung, in welcher zugleich der Pfand-

Pfandschein für erloschen erklärt wird, zurück zu geben.

§. 114.

Es wird also der dritte Inhaber eines solchen Pfandscheins, der bey einem Darlehn von 10 Thalern und weniger, ausgestellt worden, aller Rechte gegen den Pfandnehmer verlustig, wenn er sich bey selbigem innerhalb vier Wochen, nach verlaufener Einlösungsfrist, nicht gemeldet hat.

§. 115.

Beträgt aber das Darlehn über zehn Thaler; so muß der Verpfänder den verlohrnen Pfandschein, auf Verlangen des Pfandnehmers, gerichtlich aufbieten, und für erloschen erklären lassen.

§. 116.

Ist die Summe des Darlehns nur funfzig Thaler, oder weniger, so geschieht das Aufgebot mit einem Termin von sechs Wochen, und darf nur ein Mahl in den Intelligenz-Blättern der Provinz bekannt gemacht werden.

§. 117.

Bey einer Summe von 50 bis 100 Thaler, ist ein Termin von 9 Wochen, und zweymahlige Bekanntmachung, hinreichend; hingegen wird bey Summen über hundert Thaler, ein Termin von drey Monathen, und eine dreymahlige Bekanntmachung in den Intelligenz-Blättern, erfordert.

## VII.

## Rechte des Pfandnehmers.

§. 118.

Nach Ablauf der im Pfandbuch bestimmten Zeit, ist der Verpfänder schuldig, durch Bezahlung des Capitals und der Zinsen, in sofern letztere nicht etwa im voraus abgezogen worden, das Pfand einzulösen.

§. 119.

§. 119.

Weigert er sich dessen, oder ist er saumselig darin; so hat der Pfandverleiher das Recht, auf diese Einlösung, und eventualiter, auf den Verkauf des Pfandes, klagbar zu werden.

§. 120.

Diese Klage muß er durch Vorlegung des in seinem Pfandbuch eingetragenen Vermerks begründen; und wenn dieser in der gesetzmäßigen Form abgefaßt ist, so soll gegen den Verpfänder der executivische Proceß eröffnet werden.

§. 121.

Ist in dem Fall des §. 52. das Geschäft mit einem der Sprache oder des Lesens und Schreibens unkundigen Verpfänder, unter Zuziehung eines Assistenten, vorgenommen worden; so muß der Pfandnehmer diesen Assistenten, zum Anerkenntniß seiner Hand- und Unterschrift, vor den Richter stellen.

§. 122.

Kann er dieses nicht, weil der Assistent entweder gestorben, oder sein dermahliger Aufenthalt unbekannt ist; so findet zwar der executivische Proceß nicht statt; das Pfandbuch aber macht dennoch, wenn es sonst vorschriftsmäßig geführt ist, gleich einem Handlungsbuch, einen halben Beweis.

§. 123.

Wegen des Falles, wenn der Vermerk in das Pfandbuch, bey einem Darlehn unter 10 Thalern, ohne Zuziehung eines Assistenten, eingezeichnet worden, hat es bey den Vorschriften des §. 56. — 58. sein Bewenden.

§. 124.

In dem nach gehörter Sache erfolgenden Urtheil, ist dem Verpfänder noch eine verhältnißmäßige Frist zur Einlösung zu bestimmen; und wenn solche auch alsdann nicht erfolgt, auf ferneres Anmelden des

Pfand-

Pfandnehmers, mit dem öffentlichen Verkauf des Pfandes zu verfahren.

§. 125.

Ob dieser Verkauf durch Subhastation, oder bloß durch Auction, erfolgen solle, muß nach der Qualität des Pfandes und den diesfälligen Vorschriften der Gesetze, bestimmt werden.

§. 126.

Von dem gelöseten Werthe muß, nach Abzug der Verkaufskosten, der Pfandnehmer an Capital, Zinsen und Kosten, so weit die Losung dazu hinreicht, vollständig befriedigt, ein etwaniger Ueberschuß aber dem Verpfänder zugestellt werden.

§. 127.

Ist dem Pfandnehmer der Aufenthalt des Verpfänders unbekannt: so muß derselbe zur Einlösung des Pfandes durch Edictal-Citation vorgeladen, und nicht eher, als nach ergangenen Präclusions-Urtheil, mit dem öffentlichen Verkauf verfahren werden.

§. 128.

Bey dieser Edictal-Citation sind die Vorschriften der Proceß-Ordnung, Part I. Tit. IV. §. 13. 14. it. §. 39. seqq. zu beobachten.

§. 129.

Doch soll, wenn das Darlehn nur 10 Thaler oder weniger beträgt, ein Termin von sechs Wochen, und die einmahlige Bekanntmachung in den Intelligenz-Blättern, so wie bey Darlehnen unter funfzig Thaler, ein zweymonathlicher Termin, und eine zweymahlige Bekanntmachung desselben, hinreichend seyn.

§. 130.

Wenn in diesem Fall, wo der Verpfänder auf die ergangene Edictal-Citation sich nicht meldet, bey dem hiernächst erfolgenden Verkaufe des Pfandes ein Ueber-

berschuß bleibt; so soll derselbe der Armen-Casse des Orts anheim fallen.

§. 131.

Beträgt dieser Ueberschuß nur 10 Thaler oder weniger; so muß solcher in eben dem Contumacial-Urtheil, wodurch auf den gerichtlichen Verkauf des Pfandes erkannt wird, der Armen-Casse zugesprochen werden.

§. 132.

Beträgt der Ueberschuß zwar über zehn, doch unter hundert Thalern, so muß solcher sechs Monath hindurch, von Zeit des Verkaufs, in gerichtlicher Verwahrung bleiben; und wenn auch binnen dieser Zeit der Eigenthümer sich nicht meldet, ein nochmahliges Aufgebot desselben verfügt werden.

§. 133.

Der Präclusions-Termin ist dabey auf zwey Monath hinauszusetzen, und solcher zwey Mahl in den Intelligenz-Blättern der Provinz bekannt zu machen.

§. 134.

Beträgt hingegen der Ueberschuß hundert Thaler oder mehr, so kann das Aufgebot erst nach Jahresfrist statt finden; es muß dabey ein Termin von drey Monathen bestimmt, und solcher drey Mahl in den Intelligenz-Blättern, ein Mahl aber in den Zeitungen der Provinz, bekannt gemacht werden.

§. 135.

In allen Fällen sind die Kosten des Aufgebots von dem aufgebotenen Ueberschusse selbst zu nehmen.

§. 136.

Ein eigenmächtiger Privatverkauf der Pfänder soll ganz und gar nicht statt finden; auch alsdann nicht, wenn der Verpfänder, bey Schließung des Contracts, darein im voraus gewilligt hätte.

§. 137.

Wenn jedoch zur Zeit der Einlösung die Partheyen sich unter einander über einen Privatverkauf des Pfandes vereinigen, und der Verpfänder seinen Consens dazu schriftlich erklärt hat; so soll es bey einem solchen Abkommen sein Bewenden haben.

Seine Königliche Majestät befehlen also hiedurch jedermänniglich, besonders aber allen denjenigen, welche mit Leihen auf Pfänder ein Gewerbe treiben, sich nach den Vorschriften des gegenwärtigen Reglements fortan auf das sorgfältigste zu achten; so wie allen und jeden Ober- und Untergerichten, ingleichen dem Officio Fisci, über der genauen Beobachtung desselben fest und unverbrüchlich zu halten, und alle dagegen begangene Contraventiones, ohne Nachsicht oder Ansehen der Person, gebührend zu ahnden.

Urkundlich haben Seine Königliche Majestät gegenwärtiges Pfand- und Leih-Reglement Höchsteigenhändig unterschrieben, und mit Allerhöchstdero Königlichen Insiegel bedrucken lassen. So geschehen und gegeben zu Berlin, den 13ten März 1787.

Friedrich Wilhelm.

(L.S.)

v. Blumenthal. v. Carmer. v. Gaudi. Freyh. v. Heinitz.
v. Werder. v. Arnim. v. Mauschwitz. v. Schulenburg.

Nicht allein aus dem, was vom Anfange dieses Artikels gesagt worden, sondern auch aus dem kurz vorherigen Leih-Reglement, wird man sich überzeugen, daß bey gesitteten Völkern auch diese menschlichen Handlungen, Rechte und Verbindlichkeiten bilden müssen, wofern nicht in der menschlichen Gesellschaft viele Meutereyen entstehen sollen. Aus der Unsicherheit

des

des Ausleihens ist das Ausleihen auf Pfänder entstanden, und die Irrungen zwischen Verleihern und Leihenden machten, daß die Obrigkeiten gewisse allgemeine Pfandrechte, die mit der Natur der Sache und der Billigkeit übereinstimmten, zu entwerfen genöthiget waren.

Die Güter der Erde sind in unserer heutigen Welt nicht dergestalt gleich vertheilt, daß ein jeder dasjenige, welches er zu seinen Lebensbedürfnissen, oder zur Fortsetzung seines Gewerbes gebraucht, beysammen besitzet. Sehr oft hat er darunter der Hülfe und des Beystandes seiner Nebenbürger nöthig. Besonders nimmt man diese ungleiche Vertheilung, in Ansehung des baren Geldes wahr. Einige besitzen eine vorzügliche Menge von Landgütern und andern liegenden Grundstücken, oder sind, wenn ihr Gewerbe in dem Handel besteht, mit einem reichen Vorrathe von allerhand Waaren versorget. Bey andern hingegen besteht das Vermögen hauptsächlich in barem Gelde, welches sie durch zinsbare Ausleihung zu benutzen, und sich dadurch ihren Unterhalt zu verschaffen suchen. Beyde sind dem Staate nothwendig und nützlich.

Daß die Landgüter und andere ländliche Grundstücke von geschickten und sachverständigen Wirthen besessen werden, gereichet zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens, und eben so ist auch bekannt, daß kein Land, ohne einen blühenden Handel, glücklich seyn kann.

Der Besitz der Güter, welcher sehr oft durch Erbschaft übertragen wird, und dessen Einrichtung daher nicht immer von des Eigenthümers freyen Willen abhänget, kann selten dergestalt geordnet werden, daß der Werth derselben dem Vermögen des Besitzers vollkommen anpassend wäre, und er dazu nicht einer gewissen Unterstützung mit barem Gelde nöthig haben sollte. Die großen Summen, die zur Betreibung eines nur einigermaßen wichtigen Handels erheischt

werden, können ebenfalls nicht allemahl in den Cassen der Handelnden vorräthig seyn, sondern müssen von denen, deren Vermögen hauptsächlich in barem Gelde bestehet, erwartet werden. Eine blühende Landwirthschaft und Handlung sind zwey Haupt-Grundsäulen der ganzen Wohlfahrt eines Staates.

Wenn nun zu beyden ein hinlänglicher Vorrath von barem Gelde erfordert wird, so ist von selbst einleuchtend, wie nöthig und nützlich einem Lande reiche Capitalisten sind, welche den Landwirthen sowohl, als auch den Handeltreibenden, mit ihren Barschaften zu rechter Zeit zu Hülfe kommen, und dadurch diese beyden Hauptgewerbe in dem gehörigen Flore erhalten können.

Das bare Geld ist, seiner Natur nach, eine Sache, woran sich der Besitzer desselben, sobald er solches aus den Händen gegeben, und einem Dritten anvertrauet hat, weiter nicht halten, noch eben dieselben Stücke vindiciren und zurückfordern kann.

Die selbstredende Billigkeit erfordert es inzwischen, daß demjenigen, der sein bares Vermögen einem andern zu seinem Gebrauche und Benutzung übergeben hat, auch wegen dessen richtigen Wiederbezahlung die gehörige Sicherheit bestellet werde. Die Arten einer solchen zu bestellenden Sicherheit sind nicht alle von einerley Gattung, und sie haben auch nach der Verschiedenheit der Zeiten verschiedentlich abgewechselt, und mancherley Veränderungen erlitten.

Von den alten Deutschen, bey welchen noch der erste Grundsatz des Naturrechts: **Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann**, mehr, als die bündigsten Sicherheitsverschreibungen unserer Zeiten, galt, wurde bey Verleihung barer Gelder weiter nichts mehr, als das gethane mündliche Versprechen, das erhaltene Geld zu der bestimmten Zeit wieder zurück zu bezahlen, von dem Schuldner gefordert. Der

Gläu-

Gläubiger konnte sich hierbey auch vollkommen beruhigen, weil bey diesen deutschen Vorfahren des Alterthums die Brechung des gegebenen Worts den Verlust der Ehre, worauf aber unsere alten Stammväter sehr eifersüchtig waren, und solche dem Leben gleich schätzten, nach sich zog.

Bey den Römern, und vielleicht auch bey andern Völkern, findet man von diesem unumschränkten Vertrauen der Gläubiger auf das bloße Wort der Schuldner weit weniger Spuren, sondern es haben auch schon in ihren alten Gesetzen, die Materien von der Sicherstellung der Gläubiger, und besonders dem Pfandrechte, einen Theil derselben ausgemacht. Nachdem aber die erste Einfalt und Treuherzigkeit der Deutschen, durch die unglückliche Bekanntschaft mit den Römern und ihren Gesetzen, abzunehmen angefangen hatte, so gerieth Treue und Glaube zwischen Gläubiger und Schuldner in Verfall, und es wurden dadurch die mancherley Arten der jetzt noch zum Theil gewöhnlichen Schuldversicherungen, als Schuldscheine, Wechselbriefe, Pfandversicherungen u. dgl. mehr, bekannt.

Inzwischen begnügte man sich damahls gemeiniglich noch mit Privatversicherungen, und auf eine gerichtliche Bestätigung derselben wurde nur sehr selten angetragen, in welchen Umständen sich auch der Credit, bey den Deutschen fast beständig, bis auf das jetzige Jahrhundert, erhalten hat (*).



(*) Noch vor 60 und 70 Jahren mußten schon die Umstände eines Schuldners sehr zweifelhaft seyn, wenn ein Gläubiger sich nicht mit einer außergerichtlich verschriebenen Hypothek auf seine in Besitz habenden Grundstücke begnügen wollen, sondern ausdrücklich auf deren Eintragung bestanden hätte. Jetzt aber ist bekannt, daß öfters der wohlhabendste Gutsbesitzer kaum 500 Thaler, ohne den Gläubigern dagegen sein ganzes Vermögen zu verpfänden, und solche Verpfändung in die angeordnete Land- und Hypothekenbücher

Wie sehr aber das deutsche Schuldwesen sich zu unsern jetzigen Zeiten geändert habe, lieget aller Welt vor Augen. Bloße Schuldscheine, und außerordentliche Pfandverschreibungen, sind in unsern Tagen leere Chartequen. Bleibet gleich der Schuldner, der solche ausgestellet hat, daraus allemahl verbindlich, so können sie doch dem Gläubiger nicht die geringste Sicherheit geben, wenn sie gleich unter allen von dem Schuldner ausgestellten Schuldverschreibungen der Zeit nach, die ältesten werden. Solche Veränderungen sind für die Bewohner unsers deutschen Vaterlandes um so betrübter, als sie schlechte und auf das äußerste verdorbene Sitten verrathen (*).

Wenn

anregistriren zu lassen, vorgeliehen bekommen kann. Daß dieser so gewaltig gefallene Credit und die daraus entstandene Erschwerung des Geldverkehrs, die Grundsäulen ganzer Länder, wenn nicht von einem weisen Landesherrn diesem Uebel, durch getroffene öffentliche Anstalten, vorgebeuget worden wäre, erschüttert haben würde, ist jedermann bekannt.

(*) Der Verfall des Credits ist sonder Zweifel das sicherste und zuverläßigste Kennzeichen schlechter und verdorbener Sitten. — Wenn ich hier von Sitten rede, so verstehe ich darunter nicht die äußeren Höflichkeiten und Sittsamkeit in dem gemeinen Umgange, indem diese in unsern Tagen mehr zu-, als abgenommen hat. Der Grund wahrer Sittlichkeit muß in dem Herzen der Menschen gesucht werden. Herrscht in demselben keine wahre Ehrbegierde, welche ihn zur Erfüllung seines Wortes anreizet, so kann auch niemand mehr auf die Haltung der heiligsten und bündigsten Versprechungen Rechnung machen, sondern ein jeder, der nicht durch Argliſt und Betrug um das Seinige gebracht werden will, muß sich der nächsten gesetzmäßigen Mittel, um sich dagegen in Sicherheit zu stellen, bedienen.

Die vielen Beyspiele, wo boshafte und ungetreue Schuldner die versprochenen Zahlungstermine nicht eingehalten, sondern zuletzt ihre Gläubiger um das ganze Darlehn vorsetzlicher Weise gebracht haben, hat diejenigen, deren Vermögen hauptsächlich in barem Gelde besteht, nothwendig auf ihre Sicherheit aufmerksam zu machen, und zu dem Entschluß, ihre Gelder nicht anders, als gegen die strengste Sicherstellung, denen, die derselben benöthiget sind, vorzuschießen, bringen müssen. Redlichkeit ist überall

Wenn ein Inhaber baren Geldes, diesen Theil seines Vermögens einem andern, der mit liegenden Grundstücken angesessen ist, und zu deren Benutzung und Erhaltung Barschaften gebraucht, anvertrauet; so ist ganz natürlich, daß der letztere dem ersteren, wegen richtiger Wiederbezahlung sowohl des Capitals, als auch der davon versprochenen Zinsen, die zuverlässigste Sicherheit auf die in Besitz habenden Grundstücke, zu deren Verbesserung, oder Benutzung, das Geld aufgenommen worden ist, bestellen können. In der That ist dieses auch gegenwärtig die einzige und vorzüglichste Art der Sicherbestellung, welche Gläubiger von ihren Schuldnern verlangen, und diese ihnen leisten mögen. Aus der Sicherheit, die ein Schuldner dem Gläubiger in seinem Eigenthum, es mag beweglich oder unbeweglich seyn, bestellet, entsteht diejenige Art des Rechts, die in allen Gesetzen, beydes dem römischen und deutschen, unter dem Nahmen von Pfandrecht bekannt ist (*).



all bey allen menschlichen Handlungen die Haupttugend. Bey denen aber, die ihr Wort nicht halten, und ihr Versprechen nicht erfüllen, wird solche offenbar vermisset. Es brauchet daher keines nähern Beweises, um darzuthun, daß die Sitten unserer Zeiten im höchsten Grade verdorben sind, weil sie den Grund derjenigen Tugend, die die einzige Stütze des Vaterlandes ist, untergraben und wankend machen.

(*) Eigentlich ist die Pfandschaft ein Neben-Contract, welcher allerley andern Contracten angehängt werden kann, und besteht darin, daß der Schuldner zur Versicherung seiner Schuld, dem Gläubiger eine Sache oder ein Gut übergiebt oder anweiset, welche er ihm nach Abtrag der Schuld wieder zurück geben muß, wovon der Hauptzweck die Sicherheit des Creditors ist. Wenn das Pfand rechtschaffen seyn soll, so ist nöthig, daß solches dem Gläubiger in Besitz gegeben werde, zumahl, wenn es ein bewegliches Gut ist, und sodann heißt es im eigentlichsten Verstande ein Pfand, oder pignus. Ist es aber ein unbewegliches, so muß es wenigstens demselben dergestalt angewiesen und versichert werden, daß er es gar leicht durch richterliche Hülfe in Besitz bekommen könne; und dieses heißt: eine Hypothek. Man sehe

Wer die Bücher der Rechtsgelehrten, welche über das Pfandrecht geschrieben haben, nachlieset, der wird die vielen Zweige, in welche sich diese Materie abtheilet, gar bald gewahr werden. Aber unter den Wirkungen, welche ein dergleichen Pfandrecht hat, ist wohl ohne Zweifel die Befugniß, solche nach Verfließung der zu deren Einlösung bestimmten Zeit veräußern, und sich aus dem davon gelöseten Gelde an Capital und Zinsen bezahlt machen zu können, die vornehmste. Nun fragt es sich, ob der Gläubiger eine solche Veräußerung des Pfandes eigenmächtig vornehmen könne, oder ob er dabey den richterlichen Beystand zu Hülfe nehmen müsse? (Man sehe im vorherigen Pfand- und Leihreglement, die §. §. 118. und 119.)

Sowohl die in unsern Zeiten in allen Justizsachen eingeführte gute Ordnung, vermöge welcher niemand sein eigener Richter seyn kann, als auch die Klugheit selbst, weil sich sonst der Gläubiger sehr leicht des rechtlichen Einwandes, daß die verpfändete Sache zu wohlfeil verpfändet sey, von Seiten des Schuldners ausgesetzt werden könnte, macht das erste, auch bey bloßen Conventional-Verpfändungen, nothwendig und rathsam. Der Schuldner muß zuvörderst vor dem Ge-

Th. XXVII der Encyklop. S. 691, fgg. den Artikel Hypothek.

Von dieser Materie kann man auch noch nachlesen: Puffendorf de jure nat. et gent. lib. 5. cap. 10. §. 13. seqq. mit Barbeyracs Noten, p. 100. tom. 2. Hochstetter in coll. *Puffend.* exercit. 8. §. 44. p. 365. Proeleum, in den Anmerkungen über Puffendorf, p. 246. Den Grotium, de jure belli et pacis, an unterschiedenen Orten, nebst seinen Auslegern. Kemmerichs Akademie der Wissenschaften, in der dritten Oeffnung, S. 1730, fgg. Ferner hat diese Materie nach dem Völkerrecht und den deutschen Rechten und Gewohnheiten, von den Verpfändungen, auch untersuchet, Joachim Pottgießer, in tract. de pignore quoad jus gentium et Germaniae, Marburg, 1722, u. f. f.

Gerichte die Richtigkeit der Schuldforderung und Verpfändung anerkennen, und alsdann erst, wenn solches geschehen, kann zur Veräußerung des eingelegten Pfandes geschritten werden.

Ist das für die verpfändete Sache gelöfete Geld zur Bezahlung des darauf vorgeschossenen Capitals, und davon etwa rückständigen Zinsen zulänglich, oder wohl gar überflüssig, so hat der Gläubiger davon seine Bezahlung, der Schuldner aber den bleibenden Ueberschuß, aus den Händen des Richters, zu erwarten. Dieses ist die gewöhnliche und gesetzmäßige Verfahrungsart bey dergleichen außergerichtlichen Conventional-Verpfändungen beweglicher Dinge.

Vorzüglich äußert sich diese Nothwendigkeit, wenn der verpfändete Theil in solche Umstände gerathen, daß dessen sämmtliches Vermögen zur Bezahlung seiner auch übrigen Gläubiger nicht zureichend seyn will, sondern darüber ein förmlicher Concurs entstanden ist. Alsdann hat eine Privat-Veräußerung der verpfändeten Stücke auf keinerley Weise Statt, wenn auch gleich der Schuldner ausdrücklich darein gewilligt hätte. Vielmehr müssen, wie es die in dergleichen Concurs-Sachen gewöhnlichen offenen Arrest-Briefe ausdrücklich besagen, alle von dem gemeinschaftlichen Schuldner versetzte Pfänder, zu dessen Credit-Masse abgeliefert werden. Inzwischen kann diese Auslieferung der Pfänder an die gemeinschaftliche Credit-Masse, nach der Vernunft und natürlichen Billigkeit, weiter keine Wirkung haben, als daß dadurch der Ueberschuß der Pfänder zum Besten der Credit-Masse gerettet werden, und derselben zu gute kommen möge.

Gewissenlose Schuldner pflegen gegen ihre Gläubiger nur selten mit der gehörigen Redlichkeit zu verfahren, sondern sich vielmehr von der Vermögensmasse, ehe sie aus ihren Händen geht, so viel möglich, ins geheim zu bemächtigen suchen, als sie nur kön-

nen, wozu sie nun freylich einigermaßen von dem natürlichen Triebe zur Selbsterhaltung angereizt werden. Allein — wäre es nun nicht eine Schuldigkeit der Pfandinhaber, die in Händen habenden Pfander zur Masse zu liefern, so würde solches für den gemeinen Schuldner eine erwünschte Gelegenheit seyn, durch ein entweder mit dem Pfandinhaber gemachtes Verkehr, oder auch heimliche Privat-Veräußerungen der Pfänder, der Credit-Masse den Ueberschuß ihres Werths zu entziehen. Dieses ist die wahre und vernünftige Ursache solcher Verfügungen, und sie müssen allerdings, da das Pfandrecht des Pfandinhabers darunter nicht leidet, sondern derselbe aus den für die Pfänder gelöseten Gelder allemahl seine Befriedigung an Capital und Zinsen erhält, gewilliget werden.

Hat ein Pfandinhaber die bey ihm versetzten Pfänder an eben demjenigen Orte, wo er seine eigenthümlichen Sachen von gleicher Art aufbehalten, in Verwahrung gebracht, so kann ihm deren Beschädigung oder Verlust niemahls zur Last gelegt werden. Wäre aber, bey gefährlichen Fällen hierunter für die letztern mehrere Sorgfalt, als für die erstern, erwiesen worden, so würde solches allerdings dem Verpfänder ein Recht, auf den Ersatz des Schadens oder Verlustes, der seinem Pfande wiederfahren ist, zu dringen, geben.

Durch ein in dem siebenjährigen Schlesischen Kriege in der Provinz Neumark, sich ereignetes Beyspiel, wird dieses eine nähere Erläuterung erhalten (*).

„Fast alle diejenigen, die in dieser Provinz mit beweg„lichen Dingen und Mobilien von gewissem Werthe ver„sehen waren, fielen bey Annäherung der Russen auf den „unrichtigen Einfall, sich mit ihren sämmtlichen Habselig„keiten nach der Festung Küstrin zu flüchten, weil sie da„selbst

(*) Grab der Chikane, 3ten Bandes 2ter Th. S. 1471, fgg.

„selbst vor dem feindlichen Raube weit sicherer, als in den „kleinen Landstädten, zu seyn glaubten. Wie sehr sie sich „darunter geirret haben, hat der traurige Erfolg gezeigt. „Die nach dieser Festung gebrachten Mobilien und Kost„barkeiten, wurden insgesammt ein Raub der Flammen; „dahingegen diejenigen, welche ihre Zuflucht zu den gemei„nen Landstädten genommen hatten, wenig oder nichts „verloren.

„Daß unter den zu Küstrin in Verwahrung gebrach„ten Sachen und Kostbarkeiten, auch verschiedene fremde „versetzte Pfänder befindlich gewesen sind, ist mir (dem „Verf. des Grab der Chikane) aus eigener Erfahrung „bekannt.

„Ob nun gleich die nach diesem Ort Geflüchteten hier„unter unrichtige Maßregeln genommen hatten, so konnte „doch von denselben wegen der bey dieser Gelegenheit ver„loren gegangenen Pfänder, von den Pfandinhabern „keine Entschädigung verlangt werden, weil sie für die„selben eine gleiche Sorgfalt, als für ihre eigene Sachen, „getragen, ein Mehreres aber von ihnen nicht zu fordern „stand."

Von selbst ergiebt sich hieraus, daß ein Pfandinhaber, wenn Schaden oder Verlust, der einer bey ihm verpfändeten beweglichen Sache durch einen ohngefähren Zufall widerfahren ist, noch weit weniger zu vertreten schuldig sey. Inzwischen können die Dinge, die zum Unterpfande gegeben werden, von solcher Art seyn, daß sie, wenn nicht bey ihrer Aufbewahrung die nöthige Vorsicht gebraucht wird, mancherley Beschädigungen ausgesetzt sind. Es ist z. B. ein Kasten mit kostbarem Leinenzeuge versetzt, und zum Unterpfande gegeben worden; — die Erfahrung lehrt, daß alles Leinenzeug, wenn es entweder an dumpfigen und feuchten Orten aufbehalten, oder nicht von Zeit zu Zeit an die freye Luft gebracht wird, verstocket und verdirbt. Hat nun jemand ein Unterpfand von dieser Art angenommen, so ist es auch seine Schuldigkeit, daß er vorbenannte Vorsicht dabey gebrauche,

wenn er sich nicht darunter dem Verpfänder verantwortlich, und zur Schadenersetzung verbindlich machen will. Es giebt noch mehrere bewegliche Dinge, bey deren sichern und unbeschädigten Aufbehaltung, ein ähnliches beobachtet werden muß, und es versteht sich daher von selbst, daß dasjenige, was vorhin in Ansehung des Leinenzeuges bemerkt wurde, auch bey diesen Statt finde.

Dies wäre es, was ich in diesem Artikel zwar im Allgemeinen, doch kürzlich nur vom Leihen, und dem damit verbundenen Pfandwesen sagen dürfte. Das Besondere hiervon wird im Artikel Leihhaus erfolgen.

**Leiher** (der), auch die **Leiherinn**, sind die Personen, welche an jemand etwas verleihen.

**Leihgroschen** oder **Leihegroschen**, ist eine in einigen Gegenden Obersachsens bekannte Abgabe, welche von gewissen Bauergütern, statt der Lehenwaare, in den vorkommenden Lehensfällen, für die Verleihung entrichtet wird.

**Leihetag, Verleihetag, Verschreibetag**, ist bey den Bergämtern ein gewisser Tag in jeder Woche, an dem man wenigstens von 12 bis 1 Uhr sich seine Sache kann bestätigen lassen. Das Bestätigen aber geschieht, wenn dem Lehnträger am Verleihetage eine gewisse bergmännische Revier Feld vom Bergmeister in Lehn gereichet, und mit seinem besondern Nahmen ins Lehnbuch eingeschrieben wird, zuvor aber gemuthet, entblößet und besichtiget seyn muß.

**Leihhaus, Pfandhaus, Lombard**, ist ein öffentliches Haus, welches in einigen Städten von der Obrigkeit selbst, in andern wieder von Privatpersonen, unter obrigkeitlichem Privilegio und Aufsicht, zu dem Zwecke bestimmt worden, daß daselbst Leute von geringem Vermögen Geld in kleinen Posten, in der Geschwindigkeit gegen Pfand, erhalten können. Es ist also

eine

eine Leihbank im Kleinen. Man kann die Leihhäuser füglich in zwey Gattungen eintheilen: in solche, wo zwar Pfand aber keine Zinsen, — und wieder solche, wo von den Geldbedürftigen Pfand und Zinsen gegeben werden. Als eine zur ersten Gattung gehörende, und vorzüglich lobenswürdige Anstalt, rühmt der Herr Hofmedicus Domeier (*), den Monte della Pieta in Mailand, wenn er sagt: „So angenehm „Leihhäuser den Bedrängten sind, so hart scheint es „mir zu seyn, solchen Nothleidenden, die gedrungen „sind, für bares Geld oft ihre liebsten und nothwendigsten Sachen zu verpfänden, von dem Gelde Zinsen abzuziehen, welches zu den dringendsten Bedürfnissen verwandt werden muß. Deßhalb verdient eine „hiesige Einrichtung mit vorzüglichem Lobe begleitet zu „werden, die ohne Zinsen Geld auf Pfänder leiht. „Man nennt sie Monte della Pieta. Auch dem äußern nach ist es ein schönes Gebäude.“ Eine ähnliche gute Anstalt befindet sich auch in Krakau, in Polen, welche Milosierdzie (Barmherzigkeit oder Mitleiden) genannt wird. Ein dortiger Orden unterhält diese Anstalt, und arme Leute können gegen einen Attest von einem Geistlichen, auf Darbringung eines Pfandes, kleine Summen, ohne dafür Zinsen zu bezahlen, geliehen erhalten.

Von dieser eben beschriebenen Gattung Leihhäuser giebt es aber nur wenige. Es muß dazu ein Fond hergegeben werden, der, wenigstens dem Geber desselben, keinen handgreiflichen Vortheil bringet, und daher dürfte man auch wohl schwerlich hoffen, daß dergleichen Leihhäuser in ihrer Anzahl sich vermehren werden.

Die andere Gattung der Leihhäuser, wo auf Pfänder und Bezahlung der Zinsen, Gelder verliehen werden,

(*) Neues Hannöverisches Magazin, von 1792. Fragmente über Italiens Medicinal-Anstalten, Col. 216.

den, sind dagegen sehr häufig; und ich würde mich in große Weitläuftigkeit verwickeln müssen, wenn ich sie alle beschreiben wollte. Ich werde daher von einigen nur das Vorzüglichste anführen, und von andern zeigen, wo man von ihnen weiter nachsehen kann, um sich deutliche Begriffe vom Leihhauswesen machen zu können.

Von der großen Bank in Amsterdam habe ich im Art. Leihbank gehandelt, aber nicht von dem dortigen Leihhause, oder Lombard. Es liegt dieses auf dem Oudezyds Voorburgwal, wie die Inschrift über dem Eingange sagt, und ist bereits 1614 zur Unterstützung der Armen eröffnet worden. Im Jahre 1669 ward es durch ein neues Gebäude erweitert, worin bloß Summen über hundert Gulden ausgeliehen werden. Die Commissarien müssen täglich zugegen seyn, und auf die Haupt-Casse und hingebrachten Pfänder Acht geben; einer muß die Juwelen und das Silber taxiren, und für seine Taxe stehen. Werden sie im Falle der Nichteinlösung unter seiner Taxe öffentlich verkauft, so muß er das Fehlende ersetzen. Ein anderer taxirt die Leinewand, Tücher u. s. w. welche über 100 Gulden betragen. Die Pfänder werden in verschiedenen Kammern aufbewahrt, deren jede einen besondern Aufseher hat. In der einen die Pfänder von 12 bis 99 Gulden, in der andern die von 5 bis 12, in der dritten die von 2 bis 5, und in der vierten, die unter 2 Gulden bis zum halben Gulden.

Von Pfändern unter 100 Gulden giebt man von jedem Gulden wöchentlich einen Pfennig; von 100 bis 475 Gulden jährlich 8 Procent, und was über 500 Gulden ist, 6 Procent. Wenn das Pfand nach Verlauf von einem Jahre und 6 Wochen nicht eingelöset ist, oder der Pfandschein bey Bezahlung der Zinsen nicht erneuert wird, so kommt es in die öffentliche Auction. Wird es höher verkauft, als was darauf geborgt

borgt worden, so bekommt der Eigenthümer, wenn er sich meldet, den Ueberschuß zurück. Die Stadt steht für die Pfänder, und schießt auch die dazu benöthigten Summen her. Man borget nicht nur auf alle Metalle und Edelgesteine, sondern auch auf Waaren, Kleider und andere Dinge, die dem Verderben nicht gar zu leicht unterworfen sind. In Ansehung der Pfänder müssen die Aufseher die strengste Verschwiegenheit beobachten; der Eigenthümer darf nicht einmahl dabey notirt werden, sondern das Pfand wird dem, der das Geld dafür und den Schein bringt, zurück gegeben.

Alle Nacht müssen 12 Mann den Lombard bewachen. Aber der Hauptfehler ist, daß die Zinsen von den kleinen Pfändern viel zu hoch sind, wodurch die ärmsten, die am ersten zu diesem Schritte gezwungen werden, am meisten leiden.

Die italiänischen Lombarde, oder Monti di pieta, wovon ich im Art. Leihbank, zu Anfange, geredet, sind für den armen Mann billiger und nutzbarer, weil sie mit geringern Zinsen zufrieden sind. Das in Neapel 1786 abgebrannte Leihhaus oder Monte di pieta, war eine der reichsten Anstalten daselbst, und vielleicht auch dieser Art. Es bestand aus fünf mit einander zusammenhängenden Gebäuden, und der Werth der darin befindlichen Sachen ist oft auf 4 bis 5 Millionen Ducati gerechnet worden. Die Anzahl der besoldeten Leihhausbeamten beträgt 163, und außer diesen sind etwa noch 66 überzählige, welche nur ein jährlich Geschenk bekommen. Die Summe aller Besoldungen dieser Beamten betragt jährlich 26604 Ducati.

Das vortreffliche Leihhaus in Potsdam, ist von dem Herrn General-Lieutenant von Rhodich errichtet worden, und es wird gegen Pfänder, Geld für 6 Procent Zinsen ausgethan, welches zum Besten des dortigen Waisenhauses, sehr guten Ueberschuß abwirft.

Nach

Nach diesem Muster wurde im Jahre 1794, obgleich schon die Humbertsche Leihanstalt in Berlin seit 1717 existirte, daselbst dennoch ein Leihhaus errichtet. Der Banquier, Herr Liepmann Meyer Wulf in Berlin, übernahm nicht allein die Einrichtung dieses neuen Instituts, sondern auch selbst die Geschäfte desselben auf seine eigenen Kosten; und da dies eine öffentliche Anstalt ist, so geschah diese Uebernahme unter einem Erb-Pachtcontracte. Die Documente hierüber erfolgen wörtlich (*).

## Rescript an das Cammer-Gericht,

wegen Etablirung des Wulffschen Lombards. De Dato Berlin, den 10ten Februar 1794.

Friedrich Wilhelm, König ꝛc. ꝛc. Unsern ꝛc. Da Wir zum Besten des Potsdamschen Militär-Waisenhauses, die Anlegung eines neuen Pfand- und Leihhauses hierselbst, mittelst der in Abschrift hierbey kommenden Cabinets-Ordre, vom 4ten Julius vorigen Jahres, allergnädigst zu bewilligen geruhet haben, und der hiesige general-privilegirte Banquier Liepmann Meyer Wulff, zu Folge des mit demselben unterm 10ten December vorigen Jahres unter Unserer höchsten Bestätigung geschlossenen, und gleichfalls in Abschrift hierbey gefügten Erbpacht-Contracts, vom 1sten Junius c. an, gegen Bezahlung einer jährlichen Erbpacht von 1200 Rthlr. zur Haupt-Waisenhaus-Casse, nicht nur ein solches Pfand- und Leihhaus, auf den Fuß des hier bereits subsistirenden Addreß-Comtoirs der Humbertschen Erben etabliren, sondern auch das bisher zu Potsdam für das dortige Militär-Waisenhaus administrirte Lombard übernehmen wird: so lassen Wir Euch solches hierdurch zu Eurer Nachricht bekannt machen, mit dem gnädigsten Befehl, Euch der

(*) Edictensamml. vom Jahre 1794, No. IX. S. 1888, fgg.

der nach dem Reglement vom 2ten April 1717 den Gerichten aufgetragenen Aufsicht in Ansehung dieses neuen Addreß-Hauses, gehörig zu unterziehen. Sind ꝛc. Gegeben Berlin, den 10ten Februar 1794.

Auf Special-Befehl.

Carmer. Reck. Wöllner. Goldbeck. Thulemeyer.

Seine Königliche Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, wollen, nach dem vom Ober-Kriegs-Collegio unterm 28sten vorigen Monaths gethanenen Antrage, dem Potsdamschen großen Militär-Waisenhause, zur Verbesserung seiner Einkünfte, die Anlegung eines Lombards zu Berlin, auf den Fuß des dasigen Addreß-Hauses hiermit bewilligen, und überlassen dem Ober-Kriegs-Collegio das deshalb weiter Erforderliche zu besorgen. Im Lager bey Marienborn, den 4ten July 1793.

Friedrich Wilhelm.

An
das Ober-Kriegs-Collegium.

## Erbpacht-Contract,

mit dem ꝛc. Banquier Liepmann Meyer Wulff, wegen Uebernahme des zum Besten des Potsdamschen großen Militär-Waisenhauses hierselbst in Berlin zu etablirenden Pfand- und Leihhauses, und des bereits zu Potsdam bey gedachtem Waisenhause befindlichen Lombards.

Nachdem Seine Königliche Majestät dem Potsdamschen großen Militär-Waisenhause, die Anlegung eines Pfand- und Leihhauses hier in Berlin, auf den Fuß

Fuß des den Carl Humbertschen Erben zugehörigen Addreß-Hauses, mittelst allerhöchster Cabinets-Ordre, vom 4ten Julius a. c. zu bewilligen geruht haben; Ein ꝛc. Ober-Kriegs-Collegium aber nicht zuträglich gefunden, eine solche mit außerordentlichem Detail verknüpfte Anstalt auf Kosten und Gefahr des gedachten Waisenhauses zu etabliren, und durch dazu zu haltende Bediente verwalten zu lassen, und der hiesige General-privilegirte Banquier Liepmann Meyer Wulff sich offerirt, sowohl das gedachte hierselbst anzulegende Pfand- und Leihhaus, als das bey dem Waisenhause zu Potsdam bereits subsistirende Lombard in Erbpacht zu übernehmen, solches auch von Einem ꝛc. Ober-Kriegs-Collegio genehmigt worden, der Liepmann Meyer Wulff hierauf seine desfalsige Erklärung unterm 27sten vorigen Monaths zu Protocoll dem 8ten Departement des Ober-Kriegs-Collegii aufgetragen worden, mit dem ꝛc. Wulff, demselben gemäß, jedoch in Ansehung der verlangten Exemtion von der Natural-Einquartierung, nach der den 29sten November c. ertheilten Resolution, den Contract abzuschließen, und zur Bewirkung der allerhöchsten Genehmigung einzureichen; förmlich zu contrahiren; so ist dem zu Folge mit demselben nachstehender Erbpacht-Contract verabredet und geschlossen worden.

1.

Das achte Departement des Ober-Kriegs-Collegii überläßt dem ꝛc. Wulff für sich, seine Erben und Nachkommen, für eine jährliche Erbpacht von Ein tausend und zwey hundert Thaler in Courant, die von Sr. Königlichen Majestät dem Potsdamschen Waisenhause bewilligte Befugniß, mit dem 1sten Junius künftigen Jahres, ein Pfand- und Leihhaus anzulegen, unter der Bedingung, daß derselbe zugleich den bey dem Waisenhause zu Potsdam befindlichen Lombard, als in dieser Erbpacht mit inbegriffen, übernimmt.

2.

Der Wulff macht sich verbindlich, sowohl das hierselbst zu etablirende Pfand- und Leihhaus, als den Lom-

Lombard zu Potsdam, auf seine Kosten, Rechnung und Gefahr zu übernehmen und zu betreiben, wogegen demselben die Befugniß zustehen soll, die Pfand- und Ausleihungsgeschäfte hierselbst mit eben denselben Gerechtigkeiten und Vortheilen zu betreiben, als solche das Humbertsche Addreß-Haus, nach dem dessen damahligen Besitzer, Jean Palmier, wegen dieses Addreß-Hauses vorgeschriebenen Reglements, vom 1ten April 1717, welches sich in dem 6ten Bande des Corporis Constitutionum Marchicarum, und dessen Anhange von Französischen Verordnungen, No. 82. p. 489. abgedruckt befindet, bisher besessen und ausgeübt hat, so wie auch mit allen etwa nachher noch erlangten Begünstigungen, in deren rechtlichen Besitz und Ausübung gedachtes Addreß-Haus sich überdies gegenwärtig noch befinden möchte.

3.

Dagegen macht der ꝛc. Wulff sich verbindlich, alles dasjenige zu beobachten, und wegen obrigkeitlicher Aufsicht auf das hierselbst etablirt werdende Pfand- und Leihhaus sich gefallen zu lassen, was in gedachtem Reglement zum Besten der Pfandgeber und Schuldner vorgeschrieben ist, auch, gleich dem Humbertschen Addreß Hause, gegen das Recht und Interesse der Königlichen Banque, bey dem Pfand- und Leihhause keine Obligationes, Actien, Pfandbriefe, Wechsel, und überhaupt keine in Papieren bestehende Sicherheiten in Pfand zu nehmen und darauf zu leihen. Nicht minder versteht es sich von selbst, daß die sogenannte Desherences, oder die Ueberschüsse von den verkauften Pfändern über das Quantum, welches der Erbpächter darauf zu fordern hat, und der Verpfänder deseriret, als herrenloses Gut von dem Erbpächter berechnet, und in gleicher Art, wie diejenigen des Humbertschen Addreß-Hauses, abgeliefert werden müssen.

4.

Wenn jedoch der ꝛc. Wulff zum Vortheil derjenigen Pfandgeber, welche ihre Pfänder nicht zur gesetzten Zeit auslösen, mit deren Verauctionirung länger als

ein Jahr Nachsicht geben, auch mit wenigern Auctions-Kosten von den verstandenen und verkauften Pfändern, als im Reglement vom 2ten April 1717 nachgegeben ist, und die Humbertschen Erben nehmen, sich begnügen will, so bleibt ihm solches unbenommen.

5.

Betreffend die Kosten für die obrigkeitliche Aufsicht bey den Auctionen, oder wo solche sonst nach dem Reglement vom 2ten April 1717 erfordert wird, so macht der ꝛc. Wulff sich verbindlich, solche zu übernehmen, und an diejenigen, welchen dergleichen Aufsicht übertragen wird, die festzusetzende Gebühren zu bezahlen.

6.

Alle rechtliche Ansprüche, welche dem verpfändenden Publico aus den Pfandgeschäften mit dem ꝛc. Wulff und dessen Nachkommen, wegen der anzuvertrauenden oder anvertrauten Pfander, auf irgend eine Art erwachsen können, werden von ihm oder seinen Nachkommen allein verantwortet, so daß das Potsdamsche Waisenhaus weder ihn oder seine Nachkommen darunter zu vertreten, noch zu einiger deshalbigen Verbindlichkeit gegen das Publicum und die Verpfänder gehalten ist, welches auch zu jedermanns Wissenschaft, jedoch in der Art, daß es der Ehre und dem Credit des ꝛc. Wulff nicht zum Nachtheil gereiche, öffentlich bekannt gemacht werden soll.

7.

Da der ꝛc. Wulff mit dem allhier anzulegenden Pfand- und Leihhause, den bey dem Waisenhause zu Potsdam subsistirenden Lombard mit in Erbpacht übernimmt, so macht derselbe sich anheischig, solchen aus den Gebäuden des Waisenhauses wegzunehmen, und in einem andern Hause, es sey in einem eigenen oder gemietheten, fortzuführen.

8.

Alle in dem Potsdamschen Lombard bey der Uebernahme befindliche Pfänder, sollen dem ꝛc. Wulff

Stück

Stück für Stück, nebst den sämmtlichen Lombards-Büchern, überliefert, und was darauf geliehen ist, mit den Zinsen und Gebühren genau berechnet werden, wogegen der ꝛc. Wulff sich anheischig macht, den solchergestalt ausgemittelten Betrag sofort zur Potsdamschen Waisenhaus-Casse zu bezahlen; demselben aber hierbey, weil er auf die ihm zu tradirende schon vorhandene Pfänder, den Verpfändern neue Zettel unentgeldlich wird geben müssen, zugestanden wird, von dem ausgemittelten Betrage der ihm zu tradirenden Pfänder, das Zettelgeld, welches dafür der bisherige Waisenhaus-Lombard erhalten hat, abzuziehen.

9.

Betreffend die Zinsen, Gebühren, Magazinage und Auctions-Kosten bey dem Lombard zu Potsdam, so wird demselben zugestanden, solches auf den Fuß des hiesigen Pfand- und Leihhauses einzurichten, wogegen alles, was die §. §. 3. 4. 5. und 6. enthalten, mit von dem Potsdamschen Lombard zu verstehen ist.

10.

Sollte bey Verauctionirung der dem ꝛc. Wulff überlieferten nicht ausgelöseten Pfänder des Potsdamschen Lombards, eines oder das andere nicht so hoch verkauft werden, daß das von demselben mit Zinsen und Gebühren vergütigte Darlehn herauskäme, so soll ein solcher Ausfall dem ꝛc. Wulff erstattet werden.

11.

Wenn Seine Königliche Majestät, wie doch nicht zu vermuthen ist, noch eine andere Anstalt, oder einem Privato, außer dem Humbertschen Addreßhause, und dem zum Besten des Potsdamschen Waisenhauses etablirt werdenden Pfand- und Leihhause, dergleichen allhier zu etabliren nachgeben sollten; so soll zwar in solchem Fall die von dem ꝛc. Wulff übernommene Erbpacht nicht aufhören, dagegen aber das jährliche Erbpacht-Quantum auf acht hundert Thaler, und auf den Fall, wenn, außer einem dritten, noch mehrere Pfand- und Leihhäuser hierselbst anzulegen nachgege-

ben werden sollte, die Erbpacht auf fünf hundert Thaler jährlich unabänderlich festgesetzt werden.

12.

Sollten wider alles Vermuthen die Nachkommen des ꝛc. Wulff, wofür man, was ihn betrifft, sich gesichert hält, wegen gesetzwidriger Handlungen bey den Lombardgeschäften, durch Urthel und Recht für unfähig erkannt werden, solche Geschäfte weiter zu treiben, und folglich diese Erbpacht aufhören müssen; so macht der ꝛc. Wulff sich für sich, seine Erben und Nachkommen, verbindlich, daß in einem solchen Fall der Potsdamschen Haupt Waisenhaus-Casse eine Entschädigung von zwey tausend vier hundert Thalern in Courant, bezahlt werden soll.

13.

Was die Bezahlung des jährlichen Erbpachts-Quanti von 1200 Rthlr. betrifft, so macht der ꝛc. Wulff sich verbindlich, solche in vierteljährigen Ratis à 300 Rthlr. in Courant pränumerando zur Haupt-Waisenhaus-Casse allhier zu entrichten, und damit auf den 1sten Junius des künftigen Jahres 1794 den Anfang zu machen; wogegen ihm zugesichert wird, daß der Lombard zu Potsdam ihm nach Eintritt des künftigen 1sten Junius übergeben werden soll.

14.

Der ꝛc. Wulff macht sich verbindlich, wegen dieser Erbpacht mit 2000 Rthlr. in guten Obligationen Caution zu bestellen.

15.

Da dem ꝛc. Wulff das hierselbst zu etablirende Pfand- und Leihhaus, und das zu Potsdam befindliche, als Königl. privilegirte Pfand- und Leihhäuser in Erbpacht überlassen worden; so erhält derselbe dadurch die Befugniß, sich dieser Rubriken sowohl zum Anhange oder Schilde an den beyden Pfand- und Leihhäusern, als zu dem Stempel auf den Zetteln

beym

beym Pfandnehmen und überall, wo es sonst in den Lombardsgeschäften nöthig seyn sollte, zu bedienen.

Zu Urkund dessen ist gegenwärtiger Erbpacht-Contract, mit wechselseitiger Entsagung aller einem oder dem andern Theil zu statten kommenden Rechtswohlthaten, Einwendungen und Ausreden, wie solche Nahmen haben und erdacht werden mögen, in duplo ausgefertigt, und von beyden Theilen vollzogen worden. So geschehen, Berlin, den 10ten December 1793.

nomine des 8ten Departements.

Gröben. v. Arnim. Burghoff.

Liepmann Meyer Wulff.

Der Pfandversetzer erhält aus dem Leihhause einen Schein, und dieser ist nach dem darin festgesetzten Monathe noch ein ganzes Jahr gültig. In Entstehung der Auslösung, müssen die Zinsen am Ende des Jahres bezahlet, und dieser Schein erneuert werden. Werden solche Zinsen bey dem Ablaufe des 13ten Monaths nicht entrichtet, so wird das Pfand öffentlich verkauft, und das daraus gelöfete Geld, nach Abzug des geliehenen Capitals, der Zinsen, und der Auctionskosten, dem Vorzeiger des Scheines zurück gegeben; jedoch muß er sich deshalb binnen den nächsten 6 Monathen, nach geschlossener Auction, melden, weil nach solchen sechs Monathen, der Ueberschuß dem Fisco anheim fällt.

Diese kurze Nachricht erhält jeder Leihende bey seinem Leihscheine, wornach er sich zu richten hat, und sich nicht entschuldigen darf, daß er es nicht gewußt, wie es mit seiner Leihgeschichte stehe, wenn er allenfalls mit der Rückzahlung des Capitals und der Zinsen säumig seyn sollte.

In Paris hat Herr le Brun, ein Mahler und Gatte der als Porträtmahlerinn sehr geschätzten Ma-

dame le Brun, im Jahre 1792 ein Leihhaus für Künstler errichtet. Mahler, Bildhauer und andere Künstler, können gegen eine billige Zinse, ihre Arbeiten verpfänden; sie müssen aber das Capital zur bestimmten Zeit wieder abbezahlen, und das Pfand einlösen, sonst wird dasselbe öffentlich, und unter dem Vorsitz einer obrigkeitlichen Person, verkauft. Der Lombard macht sich auf diese Weise bezahlt, und den Ueberschuß giebt man dem Besitzer zurück, wenn er sich binnen Jahresfrist nach dem Verkaufe meldet.

Einen Vorschlag zum Privat-Leih-Institut für die Stadt Rostock, findet man in Beckers Beyträgen zu den Staatswissenschaften, 1 B. 3 St. S. 84. Der Verfasser ziehet ein Leihhaus von Privatleuten, unter genauer Aufsicht der Obrigkeit, einem von der Obrigkeit errichteten Leihhause vor, und liefert eine für die Stadt Rostock entworfene Leihordnung. Im Jahre 1786 erschien auch in Schwerin (in Mecklenburg) eine Leihhausordnung für die dortige Privatleihbank. Der Rath der Altstadt Schwerin hat den Auftrag, die dabey entstehenden Streitigkeiten, ohne Rücksicht auf andere Gerichtsstände, jedoch mit Vorbehalt des Recurses an die Herzogl. Regierung, summarisch zu entscheiden, und über die Beobachtung der Leihordnung zu wachen. Die Zinsen sind jährlich zu 6 von 100, bey kleinen Posten aber vom Thaler monathlich auf 3 Pfennige, festgesetzt.

Ueber die braunschweigischen Leihanstalten existiren viele Verordnungen, und von Herabsetzung der Zinsen beym Leihhause in Braunschweig, findet man in den Ephemeriden der Menschheit, Aug. 1784, S. 249, fgg.

Von dem Leihhause in Wien, sehe man Nicolai Reisen, ꝛc. Th. 3, S. 271.

Vom Leihhause in Cassel; Journal von und für Deutschland, Januar 1789, S. 25.

Von

Von einem in der Stadt Tönningen befindlichen Leihhause; Schles. Holst. Provinzialblätter, 1792, 6 St. S. 351.

Eine Leihhausordnung der Stadt Göttingen vom Jahre 1731, findet sich in Bergius Landes-Gesetze, Th. 9, S. 238.

Leihhausordnung der Stadt Ruppin; Edicten-Samml. 1778, No. 20.

**Leihkauf** (der), ist ein im gemeinen Leben übliches Wort, und wie auch Weinkauf, welches eben das bedeutet, nähmlich 1. diejenige Gewohnheit zu bezeichnen, da unter gemeinen Leuten nach getroffenem Kaufe, oder geschlossenem Handel, sowohl der Käufer als Verkäufer zusammenlegen, und mit einander trinken. Dies nennen sie Leihkauf trinken. Den Leihkauf geben, die Kosten tragen. In einigen Gegenden ist es ein förmlicher Schmaus, welcher sogar beym Verkaufe der Güter gegeben wird. 2. Zuweilen wird auch das Angeld, welches der Käufer dem Verkäufer zur Sicherheit des geschlossenen Kaufes oder Handels entrichtet, der Leihkauf genannt; besonders sofern es hernach von beyden Theilen zur Ergötzlichkeit angewandt wird. 3) In andern Gegenden hingegen ist der Leihkauf ein gewisses Geld, welches bey neuerbaueten lehenbaren Bauergütern dem Lehnherrn entrichtet, und am häufigsten die Lehenwaare, (man sehe diesen Artikel,) sonst aber auch die Kauflehen, die Anfahrt, der Markgroschen, u. s. f. genannt wird.

In Schweden, wo dieses Wort das Angeld bedeutet, lautet es lidköp, lödköp, woraus zugleich die Abstammung deutlicher erhellet, als aus dem Deutschen. Es ist aus Kauf und dem noch in Schweden üblichen lid, Angels. lith, bey dem Ulphilas lye, zusammengesetzt, welches eine Art eines berauschenden Getränkes, Cider, war. Ottfried braucht lid von einem jedem Getränke, und Notker von einem jeden flüssigen

Körper. Leihkauf bedeutet also ein Geld, welches zu Ehren des geschlossenen Kaufes vertrunken wird, und in den lübekschen Statuten bey dem Haltaus, wird es ausdrücklich durch Merciporus übersetzt.

Das große Universal-Lexicon ist Th. 17, Col. 720 (im Art. Leykauf,) etwas anderer Meinung, als vorher angezeigt worden. Daß es ein altes deutsches Wort sey, wird zugegeben, allein die Ableitung desselben nicht. Es heißt daher dort: „Die Collectores des Würtembergischen Rechts haben es gleichsam „Leutekauf genennet, weil nähmlich unterschiedene „als Zeugen bey dergleichen Handlung gewesen. Man „glaubet aber mehr Grund zu haben, wenn man sagte, „daß man dieses Geld um deswillen Leykauf genennet, weil es zum Gebrauche der Weltlichen, das ist, „der Leyen, angewendet worden, da hingegen der Gottespfennig zu dem geistlichen Gebrauche gedienet. „Es ist wahrscheinlich, daß der Leykauf von den „Arrhis und von dem Weinkaufe unterschieden gewesen, siehe Arrha. Tom. II. p. 1638. Lauterbach, „Dissert. de Arrha, §. 86, saget: Die Arrha differiret „von demjenigen Gelde, so meistentheils des Verkäufers Frau und Kindern gegeben wird; man nennet „solches gemeiniglich in den Kauf geben. Dieses „Geld wird nicht zum Beweise des Contractes, sondern „als ein Zusatz des Kauf-Pretii, der Frau und den „Kindern prästiret, damit sie die Sachen, die sie durch „den Verkauf verlieren müssen, desto eher vergessen, „und sich dabey trösten können. Dieses Geld wird „ebenfalls von einigen Ley-Kauf genennet. In dem „Churfürstenthume Sachsen mußten vor sehr alten „Zeiten, die Küster jährlich von ihrem Dienste zwey, „drey oder vier Scheffel Korn, welches Noth-Korn „genannt wurde, oder etwa einen Gulden zum Leykaufe der Gemeine geben, zum Scheine, als sollte „der Custos von neuem gemiethet und bestellet werden,

„wel-

„welchen Abzug denn die Gemeine vertrank. Luft „Repertor. s. Kirchner p. 582."

Trichter sagt in seinem curiösen Jagd- Reit- Fecht- Tanz- oder Ritter- Exercitien-Lexicon, daß der Leihkauf der bekannte Weinkauf, Arrha emtionis vins de la Vente, ein Weinschmaus sey, den der Käufer und Verkäufer mit einander zur Bestätigung des geschlossenen Kaufs hätten, indem bey dem Pferdekauf öfters Leihkauf getrunken wird, und solche Kosten gemeiniglich dem Käufer, welchem am meisten am Kaufe gelegen ist, zur Last fallen.

Ein Königl. Preuß. Kammer-Rescript an sämmtliche Steuerräthe in Schlesien, wegen der in einigen Städten gewöhnlichen Leihkaufsgelder bey Veräußerung der Immobilien, d. d. Breslau den 28sten Sept. 1751, findet man im 4ten Bande der Schlesischen Edictensammlungen, S. 199.

**Leihlaken** (das), ist in einigen Gegenden Deutschlandes noch die Benennung des Bett-Tuchs oder des Bettlakens. Die erste Hälfte dieses Wortes ist entweder aus Leib oder Leiche (der Leib) verderbt für Leiblaken, Leichlaken, — oder sie stammet auch von dem noch in einigen Gegenden üblichen liem, liegen, ab, ein Laken oder Tuch zu bezeichnen, worauf man lieget. Schon im Schwabenspiegel heißt dies Wort Lilachen.

**Leihreglement**, s. Art. Leihen.

**Leihvertrag**, ist derjenige Vertrag, den Personen, der Anleihe einer gewissen Sache wegen mit einander schließen. Die mehreste Zeit wird er wegen einer Geldanleihe geschlossen, bey welcher ein Schuldschein ausgestellet, und dieser Vertrag Contractus chirographarius genannt wird. Es wird also dieser Vertrag dadurch geschlossen, wenn jemand in einer ausgestellten Schuldverschreibung bekennet, von dem andern Geld entlehnt, und dargezahlt empfangen zu haben, und

solches wieder zurück zu geben verspricht. Nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen sollte das Chirographum oder schriftliche Schuldbekenntniß keine Verbindlichkeit hervorbringen, sondern allein zum Beweise des geschehenen Anlehnes und Empfanges des angelehnten Geldes dienen, und so scheint sichs auch anfänglich bey den Römern verhalten zu haben, welche besonders die Stipulation schriftlich aufzusetzen pflegten, um durch den schriftlichen Aufsatz die geschehene Stipulation und die Beobachtung der Erfordernisse derselben zu beweisen; nach und nach aber scheint man dem, vom Schuldner ausgestellten Chirographum, selbst die Kraft einer Verbindlichkeit und einer daraus entstehenden Klage zugeschrieben zu haben, und auf diese Weise entstand der Contractus chirographarius.

Weil es aber bey dem Geldanlehn öfters geschahe, daß jemand, der Geld entlehnen wollte, in der Hoffnung es zu erhalten, eine Schuldverschreibung ausstellte, und in derselben das Geld empfangen zu haben bekannte, ehe er es wirklich empfangen hatte, so wurde in der Folge sehr weislich verordnet, daß ein Chirographum vor Verlauf eines Termins von zwey Jahren weder Beweiskraft haben, noch eine wirksame Klage hervorbringen sollte.

Wann daher der Besitzer einer Schuldverschreibung aus derselben klagt, ehe zwey Jahre von Zeit deren Ausstellung verflossen sind, so steht dem beklagten Aussteller der Schuldverschreibung die exceptio non numeratae pecuniae, (die Einwendung des nicht empfangenen Geldes,) zu, mit der Wirkung, daß der Beklagte der ausgestellten Schuldverschreibung ohngeachtet, losgesprochen wird, wenn nicht der Kläger anders woher, als aus dem Chirographum, z. B. durch Zeugen, durch eine außer dem Chirographum vom Empfänger ausgestellte Quitung, durch ein thätliches Bekennt-

Kenntniß des Schuldners, z. B. Zahlung der Zinse, oder Rückzahlung eines Theils der Schuld, u. s. w. die geschehene Darzählung des angelehnten Geldes hinlänglich beweisen kann.

Wird aber erst nach zweyen Jahren aus dem Chirographum geklagt, so wird der Beklagte nach dem römischen Rechte mit der Einwendung, als ob er das entlehnte Geld nicht empfangen hätte, nicht mehr gehöret, und in diesem Falle hat also der Besitzer der Schuldverschreibung eine wirksame Klage, welche Condictio ex Chirographo genannt, und ihm oder seinen Erben gegen den Aussteller der Handschrift oder dessen Erben gegeben wird, um dasjenige zu bezahlen, was letzterer als entlehnet empfangen zu haben, in dem Chirographum bekannt, und wieder zurück zu geben versprochen hat; der Kläger kann aber auch die Actio mutui anstellen, und dabey das Chirographum als Beweismittel gebrauchen.

Dieser Contractus chirographarius, die daraus entstehende Condictio ex chirographo, und die der letztern binnen zwey Jahren entgegenstehende except. non numer. pec. finden noch heut zu Tage, wie nach dem römischen Rechte Statt. Nur ist mit der letztern die wiewohl irrige Veränderung in der Praxis gemacht worden, daß der Aussteller auch noch nach Ablauf zweyer Jahre mit der except. non. numer. pec. zugelassen wird, wenn er den Beweis davon übernimmt, daß ihm das Geld, so er in der Schuldverschreibung empfangen zu haben bekennet, nicht dargezählt worden sey; und daß er sogar über diesen Umstand, dem Kläger einen Eid zuschieben kann. In diesem Falle pflegen die Practiker die except. n. n. p. *non privilegiaria*; so wie hingegen alsdann, wenn sie binnen zwey Jahren entgegen gesetzt wird, *privilegiaria* zu nennen, weil sie im letzten Falle vom Beweise befreyet.

Nach

Nach dem allgemeinen preußischen Landrechte (*) ist ein Leihvertrag vorhanden, wenn man eine Sache bloß jemanden zum Gebrauche, unter der Bedingung, daß eben dieselbe Sache zurück gegeben werde, unentgeldlich einräumet. Diesem Grundsatze bin ich schon im Art. Leihen gefolgt. Zum Wesen dieses Vertrages gehöret aber, daß die Zeit der Rückgabe entweder in sich selbst, durch die Art oder den Zweck des eingeräumten Gebrauchs, bestimmt sey. Ist weder die Art und der Zweck des Gebrauchs, noch die Dauer desselben bestimmt: so ist derjenige, welchem der Gebrauch eingeräumt worden, für einen bloßen Inhaber zu achten. Er ist also die Sache, auf jedesmahliges Erfordern des Einräumenden, zu allen Zeiten zurück zu geben schuldig.

Ein gleiches findet Statt, wenn eine unbewegliche Sache, oder ein Recht, der Gegenstand des Contracts, und dieser nicht schriftlich abgefaßt ist. Ist aber ein wirklicher und gültiger Leihvertrag vorhanden: so kann die Sache in der Regel erst nach verlaufener Zeit, oder nach geendigtem Gebrauche, zurückgefordert werden. Doch ist der Verleiher berechtiget, die Sache auch früher zurück zu fordern, wenn ihm dieselbe wegen einer Veränderung in seinen eigenen Umständen, die er zur Zeit der Verleihung nicht voraus sehen konnte, unentbehrlich wird. Für den Nachtheil, welchen der Leiher alsdann durch die frühere Entbehrung des Gebrauchs leidet, ist der Verleiher zu haften nicht schuldig.

Sobald der Leiher eigenmächtiger Weise die ihm geliehene Sache einem andern zum Gebrauche einräumt, oder sie zu einem andern Zwecke, als wozu sie ihm gegeben worden, anwendet, ist der Verleiher dieselbe zurückzufordern berechtiget. Der bloße Leiher kann

(*) Th. 1, Tit. 21, §. 229, fgg.

kann sich der Zuwüchse, Nutzungen und Früchte der geliehenen Sache nicht anmaßen. Bringt die Beschaffenheit der Sache und des verstatteten Gebrauchs es mit sich, daß der Leiher auch die Früchte und Nutzungen genieße; oder ist ihm dieser Genuß ausdrücklich gestattet, so kann das Geschäft, wenn es auch ein Leihvertrag genannt worden, dennoch nicht nach den Regeln dieses Vertrages beurtheilt werden. Vielmehr sind, je nachdem der verstattete Genuß uneingeschränkt, oder eingeschränkt war, die Regeln vom Nießbrauche, oder von Pachten und Miethungen anwendbar.

Der Leiher ist die gewöhnlichen Erhaltungskosten der Sache während seines Gebrauchs zu tragen verbunden.

Ereignen sich, während seiner Besitzzeit, Umstände, die einen außerordentlichen Aufwand zur Erhaltung der Sache erfordern, so ist zwar der Leiher dem Verleiher davon Anzeige zu machen, und ihm, mit Rückgabe der Sache, die Besorgung dessen zu überlassen befugt. Kann, oder will er aber dieses nicht, oder ist der Verleiher nicht so in der Nähe, daß er die Sorge für die Erhaltung der Sache noch zur rechten Zeit übernehmen könnte, so ist der Leiher dazu verbunden. Doch kann er die darauf verwendeten Kosten, von dem Verleiher, nach den gesetzlichen Vorschriften von Besorgung fremder Angelegenheiten ohne ausdrücklichen Auftrag, zurückfordern (*).

Der Leiher ist die geliehene Sache zu allen Zeiten, auch noch vor Ablauf der verabredeten Frist, und vor beendigtem Gebrauche, zurück zu geben berechtigt, wenn nicht klar erhellet, daß die Zeitbestimmung lediglich zu Gunsten des Verleihers beygefügt sey.

Die

(*) Allgem. Landr. Th. 1, Tit. 13, Abschn. 2.

Die Rückgabe der Sache muß allemahl in dem Stande, wie sie gegeben worden, erfolgen. Gegen die schuldige Rückgabe kann sich der Leiher nur durch solche Einwendungen schützen, welche einem Verwahrer fremder Sachen zu Statten kommen (*).

Ist die Sache während seines Besitzes beschädigt, oder gar verloren worden, so muß er dabey für jedes, auch das geringste Versehen, haften. Hat aber der Verleiher aus dem Geschäfte irgend einen Vortheil, oder kann ausgemittelt werden, daß er selbiges zuerst in Vorschlag gebracht, und den Leiher zu dessen Eingehung aufgefordert habe, so haftet dieser nur für ein mäßiges Versehen.

Bey einer Gefahr, welche des Leihers eigene Sache zugleich betrifft, ist derselbe die geliehene Sache, vorzüglich zu retten, und wenn er seiner eigenen Sache den Vorzug giebt, den Schaden oder Verlust der geliehenen zu vertreten schuldig (**). Auch haftet der Leiher selbst für einen zufälligen Schaden, wenn er eigenmächtig die Sache zu einem andern, als dem bestimmten Zwecke gebraucht, oder den Gebrauch derselben einem andern überläßt, oder mit der Rückgabe säumig ist; in so fern nähmlich, wenn diese Umstände nicht vorgewaltet hätten, der Zufall die Sache nicht werde getroffen haben.

Außer diesen Fällen muß zwar ein ohne alles Verschulden des Leihers sich ereignender Zufall von dem Verleiher getragen werden; doch muß der Leiher, wegen ungesäumter Anzeige eines solchen Zufalls, eben das

(*) Tit. 14, Abschn. 1.

(**) Eine Aehnlichkeit hat hiermit auch das Pfandrecht. Der Empfänger eines Pfandes muß für solches auch in allen Gefahren vorzüglich Sorge tragen. Man sehe den Art. Leihen.

das beobachten, was in einem gleichen Falle dem Verwahrer fremder Sachen vorgeschrieben ist (*).

Wird die verlorne und von dem Verleiher ersetzte Sache in der Folge wieder gefunden, so stehet es in der Wahl des Verleihers, ob er die Sache zurücknehmen, und den dafür erhaltenen Werth herausgeben; oder letztern behalten, und die Sachen dem Verleiher überlassen wolle. Für die inzwischen entbehrten Nutzungen der Sache kann eben so wenig, als für das von dem Verleiher bis dahin genutzte Geld, Vergütung gefordert werden. Die Kosten der Auffindung der Sache trägt derjenige, der die Sache selbst behält. Der Verleiher ist seines Orts dem Leiher nur für ein grobes Versehen zu haften, schuldig.

Man könnte hierüber weitläuftiger seyn, allein der Zweck erlaubt es nicht, woher man in den Büchern der Rechtsgelehrten sich weitere Auskunft zu suchen, bemühen mag.

**Leim**, oder **Leimen**; man sehe den Art. **Lehm**.

**Leim**, nennet man zähe und klebrige Substanzen, vermittelst welcher man Körper oder Flächen, auf deren Oberfläche man sie im flüssigen Zustande aufträgt, und in welche sie sich gänzlich, oder größtentheils hineinziehen und erhärten, entweder mit einander fest verbinden, oder auch dem Gewebe ihrer Theile selbst einen größern Grad der Steifigkeit und des Zusammenhanges beybringen kann. Im Niedersächsischen heißt dies Wort **Liem**, im Angels. Lim, im Engl. Lime, im Dän. **Liim**, im Schwed. Lim, im Holländ. Lym, im Isländ. Lijm. Es ist eigentlich mit **Lehm**, ein und eben dasselbe Wort, und eines Geschlechts mit klamm, Schlamm, Schleim, Kley, kleben u. s. w.

Gemeiniglich unterscheidet man die Wörter **Leim**, **Leimen** und **Lehm** auf solche Weise, daß man durch

**Leim**

(*) Tit 14, Abschn. 1, §. 34, ff88.

Leim eine Materie verſteht, welche aus den Abgängen einiger Felle, oder aus Pergamentſpänen geſotten, und zum Zuſammenkleben gebraucht wird, gluten, colla. Leimen, nennet man eine fette Erde, welche zu allerley Arbeit, zu Setzung der Kachelöfen, zu Erbauung der ſchlechten Häuſer auf den Dörfern, anſtatt der Mauerſteine und des Kalks u. dgl. dienet, argilla.

Dieſer Unterſchied iſt ſonderlich in Oberdeutſchland gebräuchlich. Man ſagt: Der Tiſchler braucht den Leim die Bretter zuſammen zu leimen. Der Leim hält nicht feſt; ein Leimpinſel, Leimwaſſer, u. ſ. w. Hingegen eine Wand mit Leimen bewerfen, den Leimen treten, u. dgl. So wird auch dieſes Wort in der Bibel gebraucht: Gedenke doch, daß du mich aus Leimen gemacht haſt, und wirſt mich wieder zur Erden machen; Hiob 10, 9.

In Niederdeutſchland, machen einige den Unterſchied, daß ſie die fette Erde, welche zu den Kachelöfen, und zur Erbauung der ſchlechten Häuſer und Ställe, auf den Dörfern gebraucht wird, Lehm nennen. Sie ſagen lehmen, mit Lehm bewerfen; den Lehm treten, eine Lehmgrube, eine Lehmwand, ein Lehmer u. dgl. In den Kammeranſchlägen, zu Gebäuden auf dem Lande, wird man gemeiniglich unter die Koſten angeſetzt finden: an Lehmerarbeit; die Fache zu ſtaken und zu lehmen; für Stroh zum Lehmen u. ſ. w.

Die letzte Art zu unterſcheiden, beuget allemahl einer Zweydeutigkeit vor. Wenn man z. B. ſagt: ein Lehmer, ſo iſt es deutlicher, als ein Leimer, weil dieſes auch einen ſolchen bedeuten kann, welcher mit Leim etwas zuſammen klebet. Eine Wand lehmen, iſt gleich verſtändlicher, als wenn man ſagt: eine Wand leimen. Da aber das Wort Lehm nicht allenthalben gebräuchlich iſt, und in ganz Oberdeutſch-

land

land dafür Leimen gesagt wird, so dünkt mich, man thue am besten, daß man in gemeinen Reden sich nach dem Gebrauch derjenigen Provinz richte, in welcher man lebet; im guten und zierlichen Schreiben aber, den Schriftstellern folge, welche wohl mehrentheils den ersten Unterschied beobachten (*).

Wir erhalten die Leime theils von thierischen, theils von vegetabilischen Substanzen. Erstere sind die thierischen Gallerte, welche man von den schleimigen Substanzen, die man aus vielen Pflanzen erhält, unterscheiden muß, da die mit Zucker eingemachten Früchte, z. B. Kirschen, Himbeeren, Berberitzen u. dgl. auch (Gelatinae, Gelées,) geben. Der thierische Körper aber scheint größtentheils aus einer gallertartigen Materie zu bestehen, wohin auch das Gespinnste der Spinnen, Raupen und Seidenwürmer zu rechnen ist. Denn, wenn man das Fleisch, die Knochen, die Häute, die Flechsen, die Nerven, die Hörner, das Fell, mit einem Worte, alle die verschiedenen festen oder weichen Theile, welche den Körper eines Thieres ausmachen, in Wasser kochen, und dieses Wasser hernach bis zu einem gewissen Grade abrauchen läßt, so gerinnt es durch das Abkühlen zu einer wirklichen Gallerte; und wenn man dieses Abrauchen bis zur Trockne, jedoch mit einer solchen Wärme fortsetzt, welche nicht geschickt ist, diese gallertartige Materie aus ihrer Mischung zu setzen, so bildet sie erstlich einen Leim, und hernach eine Art eines mehr oder weniger durchsichtigen harten und festen Hornes.

Unter diesen gallertartigen Leimen, ist auch die, aus den abgespühlten, aufgeschnittenen und zusammengewickelten Schwimmblasen der Störarten, besonders des Hausens, (Acipenser Huso) und anderer Fische

(*) Dies ist nach den Grundsätzen des Herrn Stosch.

Fische bereitete Hausenblase vorzüglich zu merken, wovon man im XXIIsten Theile der Encyklopädie, S. 469, fgg. nachsehen kann. Man pfleget aber überhaupt die leimige Substanz aus den Häuten und Gräten der Fische durch Kochen mit Wasser und Eindickung der Abkochung bis zur Trockne, zu gewinnen, und dieser von Fischen gemachte Leim wird überhaupt der Fischleim genannt.

Aus dem Leder und Pergament (gewöhnlich aus dem Abgange bey dem Gärben und Verarbeiten desselben, (man sehe den Art. Leimleder,) welches vorher in Kalkwasser eingeweicht worden, wie auch aus den Flechsen, Hörnern, Knorpeln, u. s. w. bereitet man jenen starken Leim, dessen sich die Tischler, Drechsler, Zimmerleute und mehrere Handwerker bedienen. Einen ähnlichen aus Pergamentstreifen, Abschnitzlingen von Kalbleder, Kälber- und Schafsfüßen zubereiteten Leim, brauchen die Papiermacher, die Tuchmacher, die Vergolder, die in poliertem Golde arbeiten, und die Mahler, welche mit Wasserfarben mahlen. Diesen nennt man gewöhnlich Tischlerleim.

Aus dem Tischlerleim, den man in kleine Stücke zerbricht, in kaltem Wasser einige Tage einweicht, hierauf nach abgegossenem Wasser über einem gelinden Feuer zerläßt, mit halb so viel Zucker versetzt, und alsdann bey dem Trocknen in die Gestalt von dünnen Scheiben oder Täfelchen bringt, entsteht der sogenannte Mundleim, den man, um ihn zum Leimen geschickt zu machen; nur etwas im Munde erwärmen, und mit Speichel benetzen darf.

Ueberhaupt aber muß man nach genauer Untersuchung der thierischen Gallerte oder Leime den Schluß machen, daß eben diese Materie die wahre thierische Substanz sey. Sie macht fast gänzlich den Körper der Thiere aus. Sie ist das, was selbige ernähret, was ihnen die verlornen Theile wieder ersetzt, und was

sie

sie wieder hervorbringt. Sie ist in dem Thierreiche das, was in dem Pflanzenreiche der schleimige Stoff ist, aus welchem sie ihren Ursprung zu nehmen scheint, und dem sie durch eine sehr große Anzahl ihrer Eigenschaften, ähnlich ist.

Herr Bertholet (*) hat die Verhältnisse thierischer und pflanzenartiger Stoffe durch Salpetersäure zu erforschen gesucht, und fand, daß, wenn er einen Theil eines thierischen Stoffs mit sieben bis acht Theilen gemeiner Salpetersäure übergoß, er Auflösungen bekam, welche beym Erkalten ein Fett und ein Salz absetzten, davon das letztere sich wie Zuckersäure verhielt. Pflanzenstoffe gaben wohl auch dieses Salz, aber kein solches Fett, wenn es anders diesen Nahmen bey seiner endlichen Auflösung in Wasser führen kann. Man sehe auch *de la Metherie*, beym *Rozier*, am ang. O. Tom. XXVII. P. 44.

Dieser thierische Gallert, oder diese leimartige Substanz der thierischen Körper, hat in ihrem natürlichen Zustande wenig, oder gar keinen Geruch; der Geschmack ist süßlich, aber etwas taub oder matt; wird diese Materie aber mit einer hinlänglichen Menge Wasser verdünnet, und andere zur Gährung nöthige Umstände kommen noch dazu, so geht sie, sobald sie der Lebensbewegung beraubt worden ist, ja zuweilen sogar noch bey dem Leben des Thieres, von welchem sie einen Theil ausmacht, in Gährung. Sie verursacht verschiedene Krankheiten und eine merkliche Unordnung in der Einrichtung des thierischen Körpers. Anfänglich neigt sie sich zu einer geringen sauren Gährungsbewegung, vielleicht sogar vorher zur geistigen, und hierauf kommt sie sehr geschwind zu einer vollkommenen Fäulniß, wodurch sie in eine Art einer sehr stinkenden Jauche verwandelt wird (**).



(*) *Rozier* Obst. sur la phys. Tom. XXVII, p. 88.

(**) Man sehe in der Encyklopädie, wie auch in Macquer's chym.

Wenn diese Materie ganz frisch ist, und einem Grade der Wärme, der die Siedehitze des Wassers nicht übersteigt, ausgesetzt wird, so steigt nichts als Phlegma oder Wasser in die Höhe, welches sie im Ueberflusse enthält. So wie sie aber dieses überflüssige Wasser verliert, erhält sie die Consistenz eines mehr oder weniger starken Leimes, und sie bekommt endlich eine Festigkeit, wodurch sie dem Horne ähnlich wird. So lange sie keine andere Veränderung, als diese Art von Austrocknung erlitten hat, kann sie sich wieder im Wasser auflösen, und die Beschaffenheit der Gallerte oder eines flüssigen Leimes wieder annehmen.

Unterdessen giebt es auch thierische Materien, dergleichen der weiße und nicht wässerige Theil des Blutes und des Eyweißes ist, welche durch die Wärme gerinnen und hart werden, und die, wenn sie einmahl gut ausgetrocknet sind, nicht wieder, oder wenigstens sehr schwer, und nur durch mühsame Versuche aufgelöset werden können. Diese letztern können aber durch den besondern Nahmen Lympha von den Gallerten unterschieden werden.

Die Leime, welche man aus den verschiedenen Theilen der Thiere, z. B. aus der Haut, aus den Sehnen und Hörnern, und aus dem eigentlich so genannten Fleische erhalten kann, sind in gewissen Stükken von einander unterschieden. Sie sind z. B. mehr oder weniger bindend, und mehr oder weniger gefärbt und schmackhaft; allein diese besondern Verschiedenheiten hindern es eben so wenig, daß alle diese Materien nicht wesentlich von einerley Natur seyn sollten, so wenig als die Eigenschaften, die jede Art von Oel besonders auszeichnen, es verhindern, daß sie alle Oel sind. Die Säuren und die Laugensalze greifen die Gal-

chymischem Wörterbuche, die Artikel Gährung und Faulniß.

Gallerte an, und lösen sie auf. Erstere verdicken sie anfangs, indem sie sich mit ihnen verbinden; letztere aber, besonders die ätzenden Laugensalze, lösen sie mit großer Leichtigkeit auf; ja man weiß, daß ätzendes Laugensalz Fleisch, welches man damit digerirte, bald in eine gallertartige Masse verwandelte (*).

Durch Weingeist läßt sich der Gallert aus dem Wasser fällen, und er scheint nicht aller Vereinigung mit demselben unfähig zu seyn, denn einige Leimarten werden, wenn sie in einem mit Weingeiste vermischten Wasser gekocht werden, nicht nur aufgelöset, sondern auch klebriger und bindender. Die ölichten Substanzen scheinen auf den gallertartigen Stoff keine Wirkung zu haben, wohl aber die süßen wesentlichen Salze (**).

Wenn man die getrocknete gallertartige Materie des thierischen Körpers, woraus der Leim besteht, einem die Siedehitze des Wassers übertreffenden Grade von Wärme aussetzt, so tritt und schwillt sie auf, giebt einen scharfen, brenzlichen, übel riechenden Geruch von sich, und entzündet sich nur schwerlich, und bloß, wenn man eine sehr heftige Hitze anbringt. Destillirt man selbige aus einer Retorte bey einem stufenweise vermehrten Feuer, so erhält man daraus erstlich etwas wässerige Feuchtigkeit, und hierauf flüssiges feuchtes Alkali, ein leichtes und durchdringendes Oel, welches das erste ist, das übergeht, ein festes flüchtiges Alkali, und ein zweytes sehr brenzliches Oel, welches immer dicker wird. In der Retorte bleibt eine beträchtliche Menge Kohle von derjenigen Art zurück, die nur schwer verbrennt. Ohne Zweifel hat an dieser schwer erfolgten Verbrennung, die in dieser Asche befindliche Phosphorus-Säure Antheil. Aus der Asche



(*) De Morveau Chem. Th. III. S. 140.

(**) Green Handbuch der Chem. I. 327. §. 492.

dieser Kohle erhält man nur etwas weniges von feuerbeständigem Alkali, und gemeiniglich etwas Kochsalz, oder Digestivsalz des Sylvius. Die Producte sind völlig mit denen einerley, welche man aus allen wirklich thierischen Substanzen erhält (*).

Unter denjenigen Leimen, welche aus vegetabilischen Substanzen entstehen, also, unter den schleimigen Leimen, ist der Vogelleim wohl der merkwürdigste, welcher aus den Beeren des Mistels (Viscum album, *Linn.*) gesotten wird; nächst dem der ebenfalls bey den Vogelstellern gebräuchliche Leim, aus der abgeschälten innern Rinde und den Blättern der Stechpalme, (Ilex aquifolium *Linn.*) so wie auch der Schleim der Wallwurz, (Symphytum officinale), der aus dem Samen des Flöhkrautes, (Plantago Psyllium), des Bockshorns, (Trigonella faenugraecum) u. s. w. Der Schleim, den man zuweilen im Sommer unter der Wurzel der binsenartigen Kondrille (Chondrilla juncea) findet; der Schleim von dem Traganth und andern Gummiarten; der aus dem Mehle der Getreidearten, imgleichen aus dem Mehle der wilden Kastanien, oder aus Stärkenmehle mit gemeinem oder durch andere leimartige Substanzen angemachten Wasser bereitete Kleister, und die aus unvergohrnem Mehlkleister verfertigten und zwischen heißen Platten getrockneten oder gebackenen Oblaten. Von den Leimen dieser Art wird man an seinem Orte ein Mehreres finden. Ich wende mich daher wieder zu den thierischen Leimen.

Schon mancher hat oft seine Betrachtungen über den wundervollen Bau der Maschine unsers Körpers, und ist jederzeit über das große Kunststück der Natur erstaunt,

(*) Ueber die thierischen Gallerte kann man auch nachsehen im Arzt von Luzern, Th. 2, S. 214 fgg. und Th. 5, S. 555 fgg.

erstaunt, da sie erst alle unsere festesten Speisen, vermöge der Verdauung, in eine ganz flüssige Milch, hernach aber diese Milch wieder in so derbe, zähe, feste und steinharte Körper verwandelt, dergleichen unsere Muskeln, Sehnen, Knorpeln und Gebeine sind. Ehe diese unbegreifliche Verwandlung geschieht, müssen alle unsere Speisen erst Milch, und dann Blut werden, und diese Zubereitungen der Speisen verrichten diejenigen Maschinen selbst, in die sie zuletzt verwandelt werden. Das Blut enthält demnach alle die Materialien in sich, woraus so mancherley weiche und harte, spröde und biegsame, lockere und zähe Maschinen durch Kräfte, die wir wenig kennen, gemacht werden, und man würde sich diese Verwandlung desselben, besonders in Knochen und Sehnen, kaum als möglich vorstellen können, wenn man nicht wüßte, daß die Blutmasse selbst ein starker Leim sey, der so mächtig bindet, als es für solche beinerne Stüze nöthig ist, welche die ganze Last eines menschlichen Körpers, und diese wohl zwey- bis dreyfach, unversehrt sollten tragen können. Die wenigsten Menschen, außer den Aerzten, wissen etwas von dieser starken bindenden Kraft der Blutttheilchen; aber, wer eine Stelle in der Beschreibung des sogenannten Pilatusberges in der Schweiz lieset, der kann überzeugt werden.

Auf diesem hohen, und mit vielen steilen Felsen und Abgründen versehenen Gebirge, werden Gemsen, Rehböcke und Steinböcke gejaget. Fünf oder sechs Jäger theilen alles unter sich, und werden in allen Herbergen, wohin sie kommen, frey gehalten. Da das Wildbret, das sie tödten, gemeiniglich in den Abgrund stürzt, so sind die Einwohner, die es finden, sehr treu, es ihnen einzuliefern. Dieses erspart ihnen viele Wege; denn sie müssen sonst öfters 3 bis 4 Meilen reisen, um ein Stück aufzunehmen, das sie 20 Schritte von sich entfernt, getödtet haben.

Die Gewinnsucht, die bis in diese Gebirge gedrungen ist, kostet oft den Jägern das Leben, wenn sie an schroffen Felsen hinunter gestiegen sind, und nicht wieder hinauf kommen können. Alsdann nehmen sie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das man mit Entsetzen lesen und kaum glauben wird, ob es gleich gewiß genug ist. Sie schneiden sich mit ihren Messern Striemen in die Füße und Hände, und halten dann die Wunde an den Felsen, so gerinnt das Blut und wird zu einem zähen Leime, der ihnen zur Befestigung dient. Wenn sie die Hand so lange daran halten, haben sie Mühe, sie wieder los zu reißen. Ehe sie die eine Hand losreißen, kleben sie die andere schon wieder fest, und machen sich also auf ihre eignen Kosten eine neue und erschreckliche Art von Leitern, um in die Höhe zu klettern.

In diesem Beyspiele sieht man die ganze Schwere eines Menschen an seinem Blute hängen, und wer sollte es nun wohl diesem Lebenssafte nicht zutrauen, daß die Kunst der Natur felsenharte Gebeine aus demselben verfertigen könne, die noch viel größere Last tragen? —

Dies wäre etwas Allgemeines von den Leimarten, und das Uebrige zu dieser Materie gehörige wird in den nachfolgenden Artikeln vorkommen. Einen aus mehreren Ingredienzien zusammengesetzten Leim zu einem Kräuterbuche, der wahrscheinlich die eingeklebten Pflanzen erhalten, und keine Motten noch anderes Gewürme zulassen soll, findet man nach der Beschreibung des Maurit. Hoffmann (in seiner Botanotheca Laurembergiana,) in dem großen Universal-Lexicon, auf folgende Art zubereitet:

℞. Extract. absinth. ℈i.
Gummi arabic. pulverisat. ℥ß.
Cerevis. opt. q. s.

Oder:

Oder:

℞. Gumm. arabic. ℥i.
Aloes hepatic.
Alum. crud. āā. ℈i. Pulverisire und vermische alles mit Bier, so viel genug ist, und mit etwas Spiritus Vini.

Ueber die Kunst, verschiedene Arten Leim zu machen, sehe man Du Hamel du Monceau, Abhandl. im Schauplatz der Künste und Handw. B. XI, S. 138 — 176. So wie auch über die russische Art, Fischleim zu machen, besonders Chevalier im Rozier, Obss. sur la phys. T. III. 374 — 382, und Auszugsweise in Crells Ann. 1785, I. 559, fgg. nachgelesen werden kann. Hier muß aber colle forte, nicht durch starken Fischleim, sondern überhaupt durch starken Leim, Tischlerleim, übersetzt werden.

**Leim (von Alexandrien)**; s. Th. VII der Encyklop. S. 133. im Art. Brustbeere.

**Leimästrich**, s. Lehmästrich, Encyklop. Th. LXX, S. 50.

**Leimahre**, ist in einigen Gegenden der Nahme des gemeinen Ahorns, Acer pseudoplantanus *Linn.* Man sehe Art. Lehne, und auch Th. I. S. 242, wo vom Ahorn gehandelt worden.

**Leimbach**, ist ein Churbrandenb. Städtchen und adliches Amt in Thüringen in der Grafschaft Mannsfeld, im mannsfeldischen Kreise, wo die Thalbach mit der Wipper zusammenfließt, mit einer Posthalterey. Die Gerichtsbarkeit über die Stadt wechselt mit dem königlichen Amte (Kloster Mannsfeld genannt) alle halbe Jahr um. Dieses Amt und gewesene Kloster Mannsfeld liegt eine halbe Stunde von der Stadt Mannsfeld, auf dem Wege nach Eisleben zu, ist ein Dorf und Vorwerk, und hat zwey Rittergüter.

**Leimbach**, ein Dorf in der Prämonstr. Reichsabtey Schussenried, in Schwaben, ohnweit des Federsees.

Leimbach, gräfl. Stollbergisches Dorf in Thüringen in der Grafsch. Hohenstein, im Amte Neustadt, eine Stunde von Nordhausen, mit einem adlichen Gute.

Leimbach, churſächsisches Dorf mit zwey schriftsässigen Rittergütern im Fürstenthume und Amt Querfurth, eine Meile von Querfurth.

Leimbach, fürstlich Hessencasselisches Dorf, in der Grafschaft und im Amte Ziegenhain, eine Stunde davon.

Leimbach, sind einige Höfe in Nieder-Hessen, im Unteramte Friedewald, drey Stunden von Friedewald.

Leimbach, (auch Limbach,) ein herzoglich Sachsenmeinungisches Dorf in der Grafschaft Henneberg, im Amte Salzungen, eine Stunde davon.

Leimbach, bischöflich Fuldisches Dorf im Amte Fürsteneck, eine Stunde von Eyterfeld.

Leimbach (Unter-) ein Dorf in Franken, in der Grafschaft Schwarzenberg, im Voigtamt Mark-Schainfeld, eine Stunde von Schwarzenberg.

Leimbach (Ober-), dergleichen Dorf, eben daselbst.

Leimbach, s. Limbach.

Leimbank oder Leimgestell. Es ist dieses bey der Jägerey, oder vielmehr bey den Vogelstellern, ein nöthiges Werkzeug, und besteht aus einem zwey Fuß langen Brette, in welches einige Löcher gebohret worden, die Leimspindeln darin zu stecken, um sie bequem forttragen zu können. Unten an diesem Brette werden Füße gemacht, daß man die Leimbank hinsetzen kann, wo man will. An der Seite der Bank muß ein Brettchen seyn, um, wenn man die Leimbank mit dem aufgezogenen Leime mit einem Riemen oder einer Leine an sich tragen und anhängen muß, nicht an die Leimspillen zu stoßen.

Man richtet dieses Werk zum Krammetsvögel- und Drosselfange am besten also ein: Man setzet Bäume ein, etwa in der Dicke von drey Spannen, und 24 Fuß hoch. Hieran wird eine lange Stange

ange-

angebracht, die oben an einem eisernen Bolzen gehet, auf die Weise, wie die Stangen zum Vogelstellen gemacht werden, daß man die Stange auf und niederlassen kann. Oben an der langen Stange wird der Quirl zu den Leimspillen gemacht, welches Spitzen von einer starken Stange sind, und etliche aufwärts stehende Aeste haben, die meist armdick sind, worin die Leimspillen eingebohret werden, also, daß zwey und zwey Löcher einer Querhand breit über einander kommen, wo man alsdenn an jedem Aste des Quirls zwey oder drey Paar anbringet.

Hierzu verfertigt man nun die Leimruthen von Espen- oder Haselholze am besten, ungefähr in der Länge von 1½ Fuß, und nicht viel dicker, als etwa ein kleiner Finger einer ausgewachsenen Mannshand, wovon ich unter Leimruthe weiter reden werde. An einem Ende werden sie etwas dünne zugespitzt, damit sie gemächlich und leicht in die Löcher können gesteckt werden. Ferner müssen auch Ruheböcke gemacht werden, daß, wenn die Leimstangen heruntergelassen werden, sie auf den Böcken ruhen können, und nicht an die Erde kommen, damit nicht der Leim mit Erde oder Sand gemischt werde. Der Leimstangen, kann man nach Gefallen 4, 5, 6 und mehrere haben, aber auch eben so viele Böcke müssen vorhanden seyn, wenn man nicht mehr als eine Stange auf einen Bock niederlassen kann.

Man sucht sich auf einem freyen Platze einen guten Zug aus, wo keine hohen Bäume zu nahe stehen, wobey man, um nicht gesehen zu werden, eine kleine Hütte von Gesträuch machen kann. Soll nun der Fang geschehen, ziehet man den Leim des Morgens, frühe vor Tage, auf die Leimspillen. Zu diesem Behufe nimmt man etwas Vogelleim, und streicht es längst der Spille, oder man tunket auch die Spille in den Leim, nimmt sodann in jeder Hand eine Leimspille,

und

und drehet immer eine um die andere herum, daß sich der Leim um beyde Spillen bis ganz hinunter, da sie eingestecket werden müssen, herumdrehe, und stecke sie eine neben der andern auf das Leimbänkchen.

Wenn nun der Tag so eben anbricht, hängt man die Leimbank an den Hals, läßt den Quirl herunter, und stecket die Leimspillen ein, ziehet sodann selbige wieder in die Höhe, und setzet die Lockvögel unter und vor den Leimstangen herum.

Hier muß ich noch anmerken, daß Schriftsteller, die vom Jagdwesen und Vogelfange schreiben, aber im Grunde wohl eigentlich nie Jäger gewesen, in dieser Materie die Begriffe von Bock, Stange und Quirl verwechseln. Der Quirl wird freylich von manchem Jäger auch ein Bock genannt, weil man überhaupt im gemeinen Leben oft ein solches dreybeiniges Ding, welches man, um etwas darauf zu stützen, oder zu setzen, auch einen Beck nennt; allein dies ist eigentlich hier der Fall nicht; sondern ein Jäger, der seine Leimruthen nicht gern beym Niederlassen der Stange von Erde beschmutzt wissen will, bringt sie auf gewisse dazu bestimmte Stützen, die oben eine Art von Krücke haben, und diese nennt er Krücken, Stützen, Böcke, oder Gabeln.

**Leimbaum.** Dieses Wort hat zweyerley Bedeutungen.

1. Man versteht unter Leimbaum eine Art von Ulme, und bekanntlich hat dieser Baum sehr viele Nahmen; man nennt ihn Ilme, (siehe diesen Art. in der Encykl.) Elme, Rüstbaum, weiße Rüster, Espenbaum, Effern, Xpern, Epenholz, wilde Ulme, Ruscbe und Fliegenbaum. Es kann seyn, daß die Lage und der Boden, wo der Baum steht, in Hinsicht der Größe des Baumes selbst, wie auch der Größe und Farbe seiner Blätter, und der Feinheit und Härte des Holzes, vieles beytragen, welches man an unzähli-

gen

gen andern Baumarten gewahr wird, und daß daher auch die verschiedenen Bene nungen entstanden sind. Linné begreift unter dem Nahmen Ulmus insgesammt alle Ulmenarten, und theilt sie in 6 Klassen. Miller hingegen weicht in seinem allgem. Gärtner-Lexicon, hiervon etwas ab. Die verschiedenen Benennungen dieses Baumes richten auch manche Verwirrungen an. Einige nehmen zwey Gattungen Rüstern an; die eine soll auf Bergen wachsen, und hart seyn, die andere an feuchten Orten, und nicht dauerhaft seyn. Dieser Unterschied des harten und weichen Holzes, wird aber von einigen auch wieder verworfen, und sie behaupten, daß dieser Unterschied sich nur zwischen den schmahlblätterigen, welche hartes Holz haben, und, den breitblätterigen, welche weiches Holz haben, befinde. Es kann diese Meinung ganz richtig seyn, und doch die vorige gelten, weil eine nahe an einer fruchtbaren Quelle, an einem Flusse, oder in einem übermäßig nährenden Boden stehende Ulme schon von selbst ein anderes Ansehen haben wird, als die, welche in einem kümmerlichen oder gar nahrlosen Boden wächst; ihre kleinen trocknen Blätter verrathen, daß der ganze Baum nicht so voll Saft stecke als ein solcher, mit den großen prahlenden Blättern, und, je mehr Saft in einem Baume befindlich ist, desto mehr muß natürlich auch das Holz des Baumes aufgeschwemmt, folglich auch weicher seyn. Ich berufe mich hier auf die allgemeine Erfahrung des Landmanns.

Nach andern soll die Ilme eine an Quellen wachsende Ulme seyn; noch andere geben der Ilme weiches Holz, und nennen sie auch Weißrüstern. Die Bastilme, auch Lindenbast genannt, soll wieder eine besondere, noch nicht genug bestimmte Art seyn. Leimbaum, nennen wieder einige eine Ulme, die zärter ist, und mehr kleine Aehren hat. Bey manchen ist Leim-

baum und Fliegenbaum einerley, und eine Ulme mit tiefgekerbten Blättern und zartem Holze; da man doch bald die Ulme überhaupt, bald breitblätterige besonders Fliegenbaum zu nennen pflegt, wegen der auf den Blättern befindlichen Auswüchse, welche Fliegen in sich enthalten. Dies alles hier aus einander zu setzen, ist der Ort nicht, weil der Nahme Leimbaum, wenn er auch eine besondere Gattung von Ulmen anzeigen sollte, doch kein Hauptnahme ist, und also auch nach dem Artikel hingewiesen werden muß. Dieser ist **Ulme.**

Das allgemeine Haushaltungslexicon, nimmt Leimbaum und Fliegenbaum für eins, und hier wird gesagt, daß er von einigen für das andere Geschlecht des Ilmenbaumes gehalten wird, weil er selbigen sowohl an Holz als Blättern gleichet.

Jedoch (wird hinzugesetzt) ist selbiger dem Rüsterbaume noch viel ähnlicher, außer daß dieser etwas kleiner Laub als die Rüster hat. Der Unterschied bestehet vornehmlich darin, daß der Leimbaum um ein merkliches zärter, und kleinjähriger, als der Ilmen- und Rüsternbaum ist; daher auch dieses Holz, gleich der Rüster, zur Wagnerarbeit sehr dienlich ist, von den Instrumentenmachern aber vor jenen sonderlich zu Violinen verarbeitet wird. Seine Blätter wachsen im May und Junius, worauf viele hohle Knoten zu sehen, die grün von Farbe, theils groß, theils klein sind, in welchen sich kleine Schmöchfliegen (vielleicht Schmeißfliegen) befinden, woher er Fliegenbaum genennet wird. Er läßt sich auch durch Verpflanzen fortbringen, und ist gut zum Schnitzeln. Die Tischler brauchen das Holz der angenehmen Farbe wegen häufig zum Auslegen des Täfelwerks.

2. Bey den Jägern führt auch die Leimstange den Nahmen Leimbaum. Man sehe Leimstange.

**Leimbeck**, eine kleine Herrschaft im Bisthume Münster, zwischen Cösfeldt und Borken, von deren Besitzern Johann eine Tochter hinterlassen, die an einem von Westerholt verheirathet worden, daher sich diese hernach

nach, gleichfalls Herren von Leimbeck, geschrieben. (Universal-Lexicon.)

**Leimberg**, ein ruinirtes Schloß bey Grubingen im Würtembergischen, das Stammhaus der ehemahligen von Leimbergschen Familie.

**Leimbock**, s. Leimbank.

**Leimbke**, auch Leembke, ein fürstlich lüneburgisches Pfarrdorf im Amte Oldenstadt.

**Leimburg**, ein Dorf, der Stadt Nürnberg gehörig, in Franken, im Pflegamte Lauf, bey Lauf.

**Leimen**, (der) s. Lehm.

**Leimen**, ein verb. regul. act. und bedeutet 1) mit Leim etwas befestigen, verbinden, z. B. Holz, Bretter, Pappe, Leder u. dgl. zusammen leimen. 2) Mit Leim überziehen, wie allenfalls es die Buchbinder mit den Rücken der Bücher machen, um ihnen hinten Stärke zu geben. 3) Mit Leim tränken. Die Papiermacher leimen das Schreibpapier, die Weber den Aufzug des Garnes, u. s. f. Es würde überflüssig seyn, hier alles das zu wiederhohlen, was bey jedem technischen Artikel von den Handgriffen bey dem Leimen schon vorgekommen ist, und noch im Folgenden vorkommen wird. Derjenige also, welcher über das Zusammenfügen oder Leimen dieser oder jener Sache nähere Auskunft zu haben wünscht, beliebe den Artikel aufzuschlagen, in welchem nothwendig auch vom Leimen mit vorkommen muß, z. B. Buchbinder, u. a. m.

**Leimen**, ein fürstlich Baden-Badensches Dorf, in der hintern Grafschaft Sponheim, in der Herrschaft Grävenstein.

**Leimen**, s. Leymen.

**Leimenhaufen**, ein in der deutschen Bibel (Hiob 13, 12.) für Lehmhaufe befindliches Wort, wofür man in einigen Ausgaben durch einen Druckfehler, Leimenhaus lieset. (Adelung).

Leimern, ist so viel als lehmern. Siehe Encyklop. Th. LXX, S. 6.

Leimersheim, ein churpfälzisches Dorf im Oberamte Germersheim, in der Vogtey Hert.

Leimfarbe, ist eine, entweder mit Leimwasser gekochte, oder bloß mit Leimwasser abgeriebene Farbe, womit solche Gemählde verfertigt, oder solche Sachen angestrichen werden, die nicht der freyen Luft und dem abwechselnden Wetter ausgesetzt sind. Auch nehmen die Tischler, Maurer und anstreichenden Mahler eine Leimfarbe öfters zum Grunde der Oelfarben, wenn sie in Zimmern etwas anstreichen.

Man mahlet heutiges Tages mit Leimfarbe sowohl im Großen, als im Kleinen. Die großen theatralischen Decorationen sowohl, als auch viele kostbare Zimmerwände sind zum Theil nur mit Leimfarbe gemahlet, und erstere am häufigsten; auch kleinere Gemählde auf Holz, Leinewand, Gyps, Kalk u. dgl. sind oft von Leimfarbe, und wenn sie in Acht genommen wird, so hält und besteht sie auch geraume Zeit, wenn sie mit gutem Leimwasser angemacht ist. Hierüber wird im Artikel Mahlerey ausführlich geredet werden.

Leimfuge, ist derjenige Ort, wo zwey Körper mit Leim verbunden werden. Unter den Tischlern, Zimmerleuten und Müllern hat vor Alters eine Streitigkeit geschwebt, wer Leimfugen zu machen allein berechtigt sey. Im Jahre 1737 eigneten sich noch die Tischler diese Gerechtsame, Leimfugen zu machen, ganz allein zu, indessen waren sie doch den Müllern und Zimmerleuten zulässig, wenn die Tischler sie nicht machen wollten. Nach Inhalt der alten Tischler-Innung zu Zeitz, von 1560, Art. 19, heißt es: „Leimfugen gehören denen Tischlern, und nicht denen Zimmerleuten, „es sey denn kein Tischler, der es thun wolle, weil etwa die Arbeit zu geringe zu bekommen."

**Leimgehen**, (aus dem) ist eine unter den Handwerkern gebräuchliche Art zu reden, da man von einem Gesellen, der noch vor den gewöhnlichen 14 Tagen von seiner Werkstatt weggehet, sagt: er gehet aus dem Leime. Vermuthlich daher, weil bey deren Einführung Essen und Trinken gereicht worden, welches sie den Gesellen einkeilen heißen, dieser aber dennoch ausgebrochen sey. Dies ist die Meinung des Universal-Lexicons. Vielleicht aber stammt diese Redensart zuerst und vorzüglich von solchen Handwerkern her, die in Lehm arbeiten, da sie von einem solchen, der nicht hat fortarbeiten wollen und davon gegangen, gesagt haben mögen, er sey aus dem Lehm gegangen. (Lehm und Leim ist in der Sprache verwechselt worden). Und, dieser Redensart haben sich hernach andere Handwerker figürlich bedient. —

**Leimgestelle**, s. Leimbank.

**Leimgrube**, ist eine der schönsten Vorstädte von Wien, sie hat gerade und breite Gassen, wohlgebauete Häuser, schöne Gärten, und streitet in manchen Stücken mit der Vorstadt Mariahülf um den Vorzug. Beyde vortreffliche Vorstädte haben aber Mangel an Wasser, welches die Bewohner derselben theuer kaufen müssen. In der Vorstadt Leimgrube ist eine Karmeliterkirche und Kloster, auch das ehemahlige Stifthaus in Mariahülf, welches die Kaiserinn Königinn Maria Theresia 1754 gekauft, und darin eine Kriegsakademie angelegt hat, welche aus einer Kadettenschule und aus einer Ritterakademie, zwey ganz verschiedenen Anstalten, besteht.

**Leimheim**, ist ein öttingen-wallersteinisches Dorf in der Grafschaft Oettingen.

**Leimicht**, ist ein Adjectivum und Adverbium; seine Grade sind, leimichter und leimichtste, und bedeutet so viel, als dem Leime ähnlich, oder, zähe wie Leim.

Man sehe auch Lehmicht, Encyklopädie, Th. LXX, S. 6.

**Leimig**, ebenfalls ein Adject. und Adverb., und bedeutet Leim in sich enthaltend. S. Lehmig, Encyklop. Th. LXX, S. 6.

**Leimitz**, auch Leibnitz, ein markgräflich Bayreuthsches Dorf in Franken, in der Landhauptmannschaft Hof, bey Hof.

**Leimigter Boden**, wird oft für lehmigter Boden gesagt, und bedeutet einen solchen Erdboden, der Lehm in sich enthält.

**Leimington**, oder Lymington, eine englische Stadt mit einem Seehafen, der Insel Wight gegenüber; sie schicket zwey Deputirte zum Parlament. Ehedem wurde hier viel Salz aus Seewasser gekocht, die Salzpfannen haben aber abgenommen, seitdem man das Steinsalz in Cheshire schmelzet.

**Leimkraut**, Pechnelke, klebrigtes Sammtröschen, Lychnis, Fliegenkraut, (welches aber ein anderes ist, als welches in der Encyklopädie, Th. XIV, S. 250, schon genannt, und nach Stechapfel hingewiesen worden,) Lychnis viscaria, Muscipula, Viscous Campion, Atrape-mouches. Miller hat dieses Pflanzengeschlecht, in seinem Gärtner-Lexicon, unter Silene aufgeführt. *Linn.* Gen. Plant. 503, Viscago. *Dill. Hort. Elth.* 309, Lychnis.

Einige Gelehrte halten das Leimkraut schlechthin für eine Gattung Lychnis, oder ein Kraut, welches einen oder mehr Stängel zu einem oder anderthalb Fuß hoch treibt; die sind dünn und rund, steif und ästig, insgemein unten röthlich und voller Knoten. Dieses Gewächs wächst einfach an den Wegen, an ungebaueten und dürren Orten. Es wird aber auch in die Gärten gepflanzt, und bringt gefüllte rothe und weiße Blumen, die man gewöhnlich Pechnelken nennet. Von den Stängeln rinnet ein leimiger Saft herab,

darin

darin sich die Fliegen fangen, wie ein Vogel auf der Leimruthe Dies ist die Ursache der Benennungen Leimkraut und Fliegenkraut. Da dieses Geschlecht aber viele Abtheilungen hat, so will ich den Nahmen *Silene* als den Hauptnahmen nach dem Miller, hierselbst beybehalten, und dessen Grundsätzen folgen.

Es ist nähmlich der Character dieser Pflanze folgender: Die Blume hat einen bleibenden Kelch, der aus einem einzigen Blatte besteht, welches oben in fünf Theile gezähnt ist. Sie hat fünf flache zugestumpfte Blumenbehälter, die an ihren Spitzen gezähnt sind, deren Nägel schmahl und so lang sind, als der Kelch, und ein Honigbehältniß, das aus zwo kleinen Kerbungen an dem Halse eines Blumenblattes zusammengesetzt ist, welche den Kranz um den Schlund ausmachen, und zehn pfriemenförmige Staubfäden, die wechselsweise dem Nagel der Blumenblätter über einander einverleibt sind, welche sich mit länglichen Kölbchen endigen. In der Mitte befindet sich ein walzenförmiger Eyerstock, der drey Griffeln zur Stütze dienet, die länger sind, als die Staubfäden, und mit Narben gekrönt sind, die sich gegen die Sonne neigen. Aus dem Eyerstocke wird hernach eine dichte walzenförmige Kapsel, mit drey Fächern, die oben fünf Oeffnungen haben, und viele nierenförmige Sameukörnchen in sich schliessen.

Der Ritter Linne setzet dieses Pflanzengeschlecht in die dritte Abtheilung seiner zehnten Klasse, welche diejenigen Pflanzen in sich enthält, deren Blume zehn Staubfäden, und drey Griffel haben.

Die Sorten sind:

1. *Silene* (Quinquevulnera) petalis integerrimis subrotundis, fructibus erectis alternis. *Hort. Cliff.* 171. Silene mit ganzen rundlichen Blumenblättern, und einer gerade stehenden wechselsweisen Frucht. Lychnis hirsuta, flore eleganter variegato. Raji Hist.

979. Haarige Lychnis, mit einer zierlich scheckigen Blume; insgemein die Zwerglychnis genannt.

2. *Silene* (Nocturna) floribus spicatis alternis secundis sessilibus, petatis bifidis. *Linn.* Sp. Plant. 416. Silene mit Blumenähren die dicht sitzen, und alle nach einer Seite hingekehrt sind, mit zweyspaltigen Blumenblättern. Viscago hirta noctiflora, floribus obsoletis spicatis. *Dill. Hort. Elth.* 420. Bey der Nacht blühende, haarige, klebrige Lychnis, mit kaum sichtbaren Blumen in Aehren.

3. *Silene* (Nutans) petalis bifidis, floribus lateralibus secundis cernuis, panicula nutante, *Linn.* Spec. Plant. 417. Silene mit zweyspaltigen Blumenblättern, nackenden Blumen, welche neben an der Seite der Stängel wachsen, und einem krummen Kolben. Lychnis montana, viscosa, alba, latifolia. *C. B. P.* 205. Breitblätterige, weiße, klebrige Berglychnis.

4. *Silene* (Fruticosa) petalis bifidis, caule fruticoso, foliis lato-lanceolatis, panicula trichotoma. *Linn.* Sp. plant. 417. Silene mit zweyspaltigen Blumenblättern, einem staudenartigen Stängel, breiten, lanzenförmigen Blättern, und dreyfach abgetheilten Kolben. Lychnis frutescens, myrtifolia, Behen albo similis. *C. B. P.* 205. Staudenartige Lychnis, mit einem Myrthenblatte, gleich den weißen Behen.

5. *Silene* (Viridifolia) petalis semibifidis, foliis ovatis scabriusculis acutis, panicula elongata subaphylla. *Linn.* Sp. Plant. 597. Silene mit zweyspaltigen Blumenblättern, eyrunden, rauhen, scharf zugespitzten Blättern, und langen Kolben ohne Blätter. Lychnis ocymastri facie, flore viridi. *Herm. Par.* 199. Lychnis, welches das Ansehen von dem Ocymastrum hat, mit einer grünen Blume.

6. *Silene*

6. *Silene* (Conoidea) calycibus fructus globosis acuminatis striis triginta, foliis glabris, petalis integris. *Hort. Upsal.* 110. Silene mit kugelrunden, scharf gespitzten Kapseln, welche dreyßig Streife haben, mit glatten Blättern und ganzen Blumenblättern. Lychnis sylvestris latifolia, caliculis turgidis striatis. *C. B. P.* 205. Breitblätterige wilde Lychnis, mit einem aufgeblasenen, gestreiften Kelch.

7. *Silene* (Pendula) calycibus fructiferis pendulis inflatis, angulis decem scabris. *Hort. Upsal.* 106. Silene mit hängenden, aufgeblasenen Fruchtkelchen, mit zehen rauhen Ecken. Lychnis supina Sicula, calyce amplissimo striato. *Tourn.* Inst. R. H. 337. Niedrige Sicilianische Lychnis, mit einem großen gestreiften Kelch.

8. *Silene* (Noctiflora) calycibus decemangularibus, dentibus tubum aequantibus, caule dichotomo. *Linn.* Sp. Plant. 419. Silene mit Kelchen, welche zehen Ecken haben, und Zähnen, die so lang sind, als die Röhren. Lychnis noctiflora. *C. B. P.* 205. Bey der Nacht blühende Lychnis.

9. *Silene* (Vallesia) caulibus subunifloris decumbentibus, foliis lanceolatis longitudine calycis. *Linn.* Sp. Plant. 603. Silene mit liegenden Stängeln, mit einer einzigen Blume, und lanzenförmigen wolligen Blättern, die so lang sind als der Kelch. Lychnis maritima pinguis e Corsica. *Bocc. Muf.* tab. 84. Seelychnis von Corsica.

10. *Silene* (Orientalis) calycibus conicis, striis hirsutis, fructibus erectioribus, caule erecto hirsuto, foliis nervosis. Silene mit konischen Kelchen, welche haarige Streifen haben, mit einer gerade stehenden Frucht, einem haarigen, aufrecht stehenden Kelch, und geäderten Blättern. Lychnis orientalis, longifolia nervosa, flore purpurascente. *Tourn. Cor.* 24.

Orientalische Lychnis, mit einem langen geäderten Blatte, und einer purpurrothen Blume.

11. *Silene* (Muscipula) petalis bifidis, caule dichotomo, floribus axillaribus sessilibus, foliis glabris. *Linn.* Sp. Plant. 420. Silene mit zweyspaltigen Blumenblättern, einem zweyzüngigen Stängel, dicht an den Flügeln des Stängels sitzenden Blumen und glatten Blattern. Lychnis sylvestris viscosa, rubra altera. *C. B. P.* 205. Wilde klebrige Lychnis, mit einer rothen Blume.

12. *Silene* (Armeria) floribus fasciculatis fastigiatis, foliis superioribus cordatis glabris. *Hort Upsal.* 110. Silene mit Blumen, welche in Büscheln wachsen, deren obere Blätter glatt und herzförmig sind. Lychnis viscosa purpurea, latifolia laevis. *C. B. P.* 205. Purpurrothe klebrige Lychnis, mit einem breiten glatten Blatte, insgemein Lobels Mückenfänger genannt.

13. *Silene* (Gigantea) foliis radicalibus cochleariformibus obtusis, caule subverticillato. *Linn.* Sp. Plant. 598. Silene mit zugestumpften löffelförmigen untern Blättern, und gewirtelten Stängeln. Lychnis facie auriculae ursi. *C. B. P.* 206. Lychnis, welches dem Bärenöhrlein gleich siehet.

14. *Silene* (Bupleuroides) petalis bifidis, floribus pedunculatis oppositis, bractea brevioribus, foliis lanceolatis acutis glabris. *Linn.* Sp. Plant. 598. Silene mit zweyspaltigen Blumenblättern, Blumen, die an Stielen gegen einander über stehen, und glatten spitzigen Blättern. Lychnis orientalis bupleuri folio. *Tourn. Cor.* 24. Orientalische Lychnis mit einem Hasenöhrleinblatte.

Es giebt noch verschiedene andere Sorten von diesem Geschlechte, deren Blumen keine Schönheit haben, daher denn auch die Pflanzen niemahls, als in den

den botanischen Gärten, um der Verschiedenheit willen, gezogen werden.

Von den hier angeführten, wächst die erste Sorte in Portugal wild. Sie ist aber schon lange in den englischen Gärten, unter den Nahmen der Zwerglychnis, gezogen worden. Der Same derselben wurde ehedem in Grübchen an den Rand der Rabatten gesäet, wie solches mit verschiedenen andern jährigen, niedrigen Pflanzen zu geschehen pflegte, indem sich dieselben sehr schön zur Einfassung der Rabatten um diese Zeit schickten. Allein, da sie nur von kurzer Dauer waren, so wurden sie nach der Zeit nicht mehr zu diesem Endzwecke angewendet. Nach diesem wurde der Same derselben, gewöhnlichermaßen, in die Rabatten auf gewisse Plätze gesäet, woselbst die Pflanzen auch ein besseres Ansehen hatten. Indessen wurden die Pflanzen sowohl bey dieser, als bey der andern Methode, insgemein so dicht beysammen gelassen, daß sie einander in ihrem Wachsthume hinderten. Denn die Stängel derselben wurden sehr schwach, hatten nicht Raum sich auszubreiten, und ihre Blumen blieben klein.

Will man also diese Blumen in möglichster Schönheit haben, so muß man den Samen im Herbst ganz dünn auf eine Rabatte von lockerer Erde säen, und die Pflanzen im Frühling so verdünnen, daß sie vier Zoll weit von einander zu stehen kommen; auch muß man sie hernach fleißig vom Unkraute reinigen. Wenn die Pflanzen auf diese Art behandelt werden, so können sie fast anderthalb Fuß hoch wachsen, haarige, gefurchte Stängel erhalten, und sie in viele Zweige abtheilen, die mit eyrunden, lanzenförmigen, haarigen, gegen einander überstehenden Blättern übersetzt sind, und dicht an den Stängeln sitzen. Die Blumen wachsen in kurzen Aehren am Ende der Zweige. Sie stehen wechselsweise, haben eine glänzende, purpurrothe

Farbe, mit einer weißen Einfassung. Die Herbstpflanzen werden im May und Junius blühen, diejenigen aber, welche im Frühling ausgesäet werden, kommen um einen Monath später zum Vorscheine.

Die zweyte Sorte wächst ursprünglich in Sicilien, ingleichem auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Es ist dieses eine jährige Pflanze; mit einem niedrigen, ästigen Stängel, der selten über 8 bis 9 Zoll hoch wird. Die Stängel sind glatt; die Blätter sehr schmahl und glatt, und stehen paarweise. Die Stängel endigen sich mit Aehren dunkelrother Blumen, welche wechselsweise stehen, und deren Blumenblätter zweyspaltig sind. Sie öffnen sich Abends, sind aber bey Tage dicht verschlossen. Wenn der Same dieser Pflanze im Herbst, auf eine warme Rabatte gesäet wird, so werden die Blumen im May und im Junius blühen, und auf die Art kann man guten Samen erhalten. Wird aber der Same im Frühjahr ausgesäet, so bleibet solcher öfters aus; und wenn auch einige Pflanzen zum Vorscheine kommen, so geschieht solches doch so spät, daß der Same selten reif wird.

Die dritte Sorte ist eine perennirende Pflanze, welche ursprünglich auf den Alpen wächst. Die untern Blätter dieser Sorte sind glatt und lanzenförmig. Der Stängel wird fast 2 Fuß hoch, und ist mit zwey schmahlen Blättern besetzt, die an jeglichem Gelenke gegen einander über, und unmittelbar unter demselben stehen. Der Stängel ist sehr klebrig. Die Blumen stehen auf kurzen Stielen an den Flugeln der Blätter, und meistens hat ein jeder Stiel drey Blumen, mit langen, weißen, zweyspaltigen Blumenblättern. Sie kommen im Junius zum Vorschein, und der Same wird im August reif. Diese Pflanzen können leicht aus dem Samen gezogen werden, wenn man ihn im Herbste aussäet, und die Pflanzen brauchen keine andere Wartung, als daß man das

Un-

Unkraut fleißig ausgäte, und ihnen Platz zum Wachsen lasse. Sie lieben einen kühlen Boden und eine schattige Lage.

Die vierte Sorte wächst ursprünglich in Sicilien. Sie hat einen niedrigen staudenartigen Stängel, welcher sich in verschiedene staudenartige Zweige abtheilt, die mit breiten, glatten, lanzenförmigen Blättern besetzt sind, welche sich mit scharfen Spitzen endigen. Die Blumenstängel werden ohngefähr einen Fuß hoch, und theilen sich in zerstreute Kolben ab, die zwo bis drey Blumen unterstützen, welche eine grasartige weiße Farbe haben. Sie erscheinen im Junius und Julius. Auf sie folgen eyrunde glatte Kapseln, welche dicke Höhlen haben, und mit kleinen Samen angefüllt sind, die im Herbst reifen. Diese Sorte läßt sich eben so leicht, als die vorhergehende Sorte, aus dem Samen ziehen; man kann sie aber auch aus den Nebenschossen fortpflanzen, die, wenn sie in eine schattige Rabatte gesetzt werden, gern Wurzel schlagen. Wenn man die Pflanzen auf eine warme Rabatte auf trocknem Boden setzt, so werden sie verschiedene Jahre dauern, ohne daß sie eine Bedeckung nöthig haben. Auf einem nassen Boden aber gehen sie im Winter gern aus.

Die fünfte Sorte wächst in Portugal wild. Sie hat eine perennirende Wurzel. Die untern Blätter sind rundlich, und wie ein Löffel ausgehöhlet. Die an dem Stängel befindlichen sind zugestumpft, und stehen bisweilen paarweise, manches Mahl auch zu drey, auch zu vier, rings um die Stängel. Sie haben eine dunkelgrüne Farbe, sind glatt, und sitzen dicht an den Stängeln. Die Stängel sind rund, glatt, und werden zwey bis drey Fuß hoch. Die Blumen wachsen in lockern Aehren, oben an den Gipfeln. Sie haben eine grüne Farbe, und erscheinen im Junius. Der Same aber wird im August reif. Man kann sie

leicht aus dem Samen ziehen, den man im Herbste aussäen muß. Wenn die Pflanzen einen trocknen Boden haben, so dauern sie verschiedene Jahre. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man sie fleißig vom Unkraute reinige.

Die sechste Sorte wächst in Frankreich, Spanien und Italien, unter dem Korne wild. Es ist dieses eine jährige Pflanze. Sie macht einen gerade stehenden, ästigen, anderthalb Fuß langen Stängel, welcher aufgetriebene, klebrige Knoten hat, und mit schmahlen, scharf zugespitzten, glatten Blättern besetzt ist, die fast 3 Zoll lang sind, und dicht an den Stängeln sitzen. Die Blumen wachsen am Ende der Zweige. Sie sind klein und roth. Auf sie folgen kugelrunde Kapseln, die sich mit scharfen Spitzen endigen, deren Kelche gestreift sind. Sie blühen im Junius, und der Same wird im August reif. Den Samen dieser Sorte muß man im Herbste aussäen, und im Frühling müssen die Pflanzen verdünnet, und vom Unkraute gereiniget werden; und dieses ist die ganze Cultur, die sie erfordern.

Die siebente Sorte wächst in Sicilien und auf der Insel Creta wild. Es ist dieses eine jährige Pflanze. Aus den Wurzeln derselben kommen verschiedene ästige Stängel hervor, welche fast anderthalb Fuß hoch werden, auf dem Boden liegen, und mit eyrunden, scharf zugespitzten, gegen einander über stehenden Blättern besetzt sind. Die Blumen kommen einzeln aus den Flügeln des Stängels auf kurzen Stielen hervor. Sie sind groß, haben eine glänzende rothe Farbe, und sehen den Blumen der gemeinen, wilden, rothen Lychnis gleich. Sie kommen im May zum Vorschein. Auf sie folgen große Kapseln, welche in aufgeblasenen Kelchen stecken, die zehn rauhe Ecken haben, und viele große rundliche Samen in sich schließen, deren Schwere macht, daß die Kapseln unterwärts

wärts hängen. Läßt man den Samen dieser Sorte selbst ausfallen, so werden die Pflanzen ohne weitere Besorgung aufgehen, und nichts mehr erfordern, als daß man sie vom Unkraute reinige.

Die achte Sorte ist eine jährige Pflanze, welche in England wild unter dem Korne wächst. Sie macht einen dicken klebrigen Stängel, der 8 bis 9 Zoll hoch wird, und mit kleinen länglichen Blättern besetzt ist, welche paarweise wachsen, und mit ihrer Basis die Stängel umfassen. Der Gipfel des Stängels unterstützt eine, bisweilen auch zwo rothe Blumen, welche sich bloß des Nachts öffnen. Sie blühen im Junius, und der Same wird frühzeitig im August reif. Läßt man ihn von selbst ausfallen, so gehen die Pflanzen ohne weitere Besorgung auf.

Die neunte Sorte wächst auf den Alpen wild. Diese Pflanze wird selten über sechs Zoll hoch, und treibt viele staudenartige, liegende Zweige, welche mit wolligen, lanzenförmigen Blättern besetzt sind. Die Blumen wachsen gerade, und haben eine blaßrothe Farbe. Auf sie folgen aufgeblasene Kapseln, welche mit rundlichen Samen angefüllet sind. Man ziehet sie aus dem Samen. Wenn derselbe auf einen trocknen Schuttboden gesäet wird, so dauern die Pflanzen viele Jahre im freyen Felde; stehen sie aber in einem fetten feuchten Boden, so verderben sie meistens im Winter.

Die zehnte Sorte wächst in der Levante wild. Es ist dieses eine jährige Pflanze, mit einem starken, gerade stehenden, haarigen, ästigen Stängel, welcher zwey Fuß hoch wächst. Die Zweige stehen gerade, imgleichen auch die Blumen; diese sind roth, und haben große, konische, gestreifte Kelche, deren Streifen haarig sind, und eine braune Farbe haben. Die Blumen kommen im Junius zum Vorschein, und die

Sa-

Samen werden im August reif. Man muß sie auf eben die Art, wie die erste Sorte, behandeln.

Die eilfte Sorte wächst in dem südlichen Theile von Frankreich, Spanien und Italien, wild. Es ist dieses eine zweyjährige Pflanze. Der Stängel ist rund, klebrig, wird anderthalb Fuß hoch, und hat aufgeblasene Knoten. Die Blätter wachsen büschelweise rings um die Stängel. Sie sind sehr schmahl und glatt. Der obere Theil des Stängels theilet sich in paarweis wachsende Zweige ab; diese sind mit rothen Blumen geziert, welche einzeln aus den Flügeln der Blätter hervorkommen, und dicht an den Stängeln sitzen. Sie erscheinen im May. Auf sie folgen längliche, klebrige Kapseln, die mit eckigen Samen angefüllt sind, welche im Julius reifen.

Es ist diese Sorte leicht aus dem Samen zu ziehen. Wenn derselbe im Herbst ausgesäet wird, so wird er weit besser anschlagen, als wenn solches im Frühling geschieht. Wenn die Pflanzen aufgegangen sind, und zum Versetzen taugen, so müssen sie in ein Beet von frischer Erde, sechs Zoll weit von einander, eingesetzt werden. Auch muß man sie im Schatten erhalten, und sie gehörig begießen, bis sie frische Wurzeln geschlagen haben. Nach diesem muß man sie bis in den Herbst fleißig vom Unkraute reinigen, und sie um diese Zeit an den Ort setzen, wo man sie will blühen lassen. Wenn von dieser Sorte etwas Same von ohngefähr auf eine Mauer fällt, und Pflanzen davon aufgehen, so dauern diese weit länger, als andere, die im Felde stehen.

Die zwölfte Sorte ist eine jährige Pflanze, welche in den südlichen Theilen Frankreichs und Italien wild wächst. Sie ist aber schon seit vielen Jahren auch in den englischen Gärten gezogen worden, und es hat sich der Same auf den Mauern und Gebäuden so weit ausgebreitet, daß einige zu glauben veranlaßt wur-

wurden, diese Sorte sey ursprünglich in England zu Hause.

Man hat von dieser Sorte drey verschiedenen Arten, welche ihren Unterschied insgemein beybehalten. Eine hat eine glänzende purpurrothe Blume, die andere eine blaßrothe, die dritte aber eine weiße Blume. Da sie aber sonst in keinem andern Stücke von einander unterschieden sind, so kann man sie auch für keine besondere Sorten gelten lassen.

Die Stängel stehen gerade, und werden anderthalb Fuß hoch. Die untern Blätter sind breit, länglich, und sitzen dicht an den Stängeln. Der Stängel ist zum Theil so klebrig, daß die kleinen Mücken und Fliegen, wenn sie sich darauf setzen, daran kleben bleiben, und sich nicht davon losmachen können. Daher hat sie den Nahmen des Mückenfangs, oder der Fliegenfalle erhalten. Die Blumen wachsen in Büscheln an den Gipfeln des Stängels. Sie stehen gerade, und bilden eine Art von Dolde, und erscheinen im Junius. Auf sie folgen dünne längliche Kapseln, die mit eckigen Samen angefüllt sind, welche im August reifen.

Den Samen muß man im Herbste aussäen; denn wenn solches erst im Frühjahre geschieht, so schlägt derselbe meistens um; und wenn die Pflanzen auch aufgehen, so werden sie doch nie so groß, haben auch kein so schönes Ansehen, als die Herbstpflanzen.

Die dreyzehnte Sorte ist eine zweyjährige Pflanze. Sie wächst in Sicilien und auf der Insel Creta wild. Die untern Blätter dieser Sorte sind stumpf, und stehen in kugelrunden Häuptern beysammen, wie bey einigen Sorten der Hauswurz, oder, wie die der Aurikeln. Sie sind glatt, und haben eine sehr dicke Consistenz. Der Stängel wird fünf bis sechs Fuß hoch. Sie sind klebrig, und mit lanzenförmigen, gegen einander stehenden Blättern besetzt. Die Blumen kom-

kommen auf kurzen Stielen aus den Flügeln der Stängel in Wirteln zum Vorschein; und auf jedem Stiel stehen drey bis vier grünliche Blumen. Auf sie folgen eyrunde Kapseln, die sich oben an dem Gipfel ausbreiten, und mit eckigen Samen angefüllt sind.

Wenn man den Samen dieser Sorte im Herbste auf eine warme Rabatte säet, so wird solcher gewisser anschlagen, als wenn solches im Frühjahre vorgenommen wird. Sind die Pflanzen aufgegangen, und zum Versetzen tauglich, so muß man sie auf einen trocknen Boden in einer warmen Lage pflanzen, wo sie den Winter über dauern. Im folgenden Sommer aber werden sie blühen, ihren Samen zur Zeitigung bringen, und sodann verderben.

Die vierzehnte Sorte wächst in der Levante wild. Sie hat eine perennirende Wurzel. Die untern Blätter sind schmahl, lanzenförmig und glatt. Sie stehen in buschigen Häuptern beysammen. Aus der Mitte derselben kommt ein geradestehender klebriger Stängel hervor, welcher anderthalb Fuß hoch, und mit sehr schmahlen Blättern besetzt ist. Die Blumen kommen aus den Flügeln der Blätter, gegen den Gipfel des Stängels zu, zum Vorschein. Ihre Stiele sind kurz. Auf jedem derselben stehen zwo weiße Blumen, welche lange Röhren haben, und gerade stehen. Die Blumen sind den Tag über verschlossen, öffnen sich aber zur Nacht. Sie blüht im Julius, bringt aber in England selten reifen Samen.

Eben deswegen, weil der Same in England selten zur Zeitigung kommt, ist es auch schwer, diese Sorte fortzupflanzen. Das einzige Mittel also ist, die Häupter im Junius zu nehmen, und sie unter Glas zu setzen. Diese schlagen Wurzeln, wenn man sie im Schatten erhält und gehörig begießet.

Daß die Herren Botaniker sich noch nicht einig in ihren Grundsätzen sind, ist eine bekannte Sache.

Da-

Daher entstehen so mancherley Irrungen in den gelehrten Systemen. Indessen, glücklich sind wir, daß die Aerzte und Apotheker ihre Heilkräuter nach äußerem Ansehen und innerer Kraft gewiß kennen, ohne sich eigentlich darum bekümmern zu dürfen, warum der eine Botaniker eine Pflanze zu diesem, ein anderer sie wieder zu jenem Geschlechte oder zu jener Classe rechnet. Dieser Fall findet auch bey dem gebildeten Landmanne Statt. Es gehört aber dieses Leimkraut, Fliegenkraut, Mückenfänger, Pechnelke, *Silene* oder *Lychnis*, nicht zu den Heilmitteln, sonst würde Mönch (*) es angeführt haben. Als ein dem Oekonomen nützliches Gewächs ist es auch nicht bekannt. Zink (**) führt eben dieses Gewächs unter dem deutschen Nahmen Frauenröschen oder Marienröschen, in einem besondern Artikel an, und sagt: „Das rothe Marienröschen wächset auf trocknen „Wiesen und Rainen, und ist der Gärtner ihre Pech„nelke (Lychnis viscaria), wovon man in Gärten „schön gefüllte Varietäten hat." Der sel. Krünitz hingegen sagt in der Encyklopädie, Th. XIV S. 800: „Frauenröschen, Kronraden, Agrostema corona„ria *Linn.* siehe unter Raden;" wohin endlich Zink auch verweiset.

Reyger (***) will bey Danzig nur drey Sorten der Lychnis finden, und führt unter diesen n. 2. die Lychnis *viscaria*, petalis integris *Linn.* an, die er Kleb-

(*) Conrad Mönch systematische Lehre von den gebräuchlichsten einfachen und zusammengesetzten Arzneymitteln, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, Marburg, 1795.

(**) Allgem. ökonom. Lexicon. Neueste Ausgabe von Volkmann.

(***) Gottfried Reyger tentamen florae Gedanensis methodo sexuali accommodata. Danisci MDCCLXIV. Tom. II. p. 86.

Klebnelke, und nach dortigem Provinzialausdrucke, Theernelke, nennet. Wenn nun zwar der Raden mit der Lychnis bey ihm in eine Haupt-Classe gehört, so handelt er doch kurz zuvor ganz besonders von demselben. In der Flora Suecica, führt Linné unter *Silene* die *Muscipula* montana hirsuta, *Lychnis* viscosa, foliis otitidis, und *Lychnis* montana viscosa alba latifolia, an.

Der Herr von Brocke (*) führt die Pechnelke (oder Lychnis viscosa) unter ihrer besondern Rubrik auf, und sagt: „Dieses ist auch ein perennes Ge„wächs, und hat davon den Nahmen bekommen, „weil der Stängel, welchen diese Blume treibt, gleich„sam wie mit einem kleberigen schwarzen Peche umge„ben ist, woran die Fliegen und Mücken, wie an ei„nem Vogelleime, kleben bleiben. Dieses Pech „schwitzet aus dem Stängel, und ist nichts anders, „als ein ausgetretener und verdickter Saft, oder „Schweiß, der Pflanze. Die Blume selbst ist stark „gefüllt, von Farbe carmoisin, und wächset bouquet„mäßig. Jede Blume sitzet besonders an dem Stiele, „wie die Viola matronalis, nur, daß sie so dicht nicht „beysammen stehen. Einen Geruch hat sie nicht. „Sie hat ein langes, dickes und schmahles Kraut, „weshalb sie mit unter die Nelken gezählet wird, da „sie doch eigentlich nicht unter dieses Geschlecht, son„dern unter die Lychnisarten gehöret. Man findet „die einfache in den Hölzern, welche eben die Farbe, „und einen eben so klebrigen Stiel hat. Sie liebet „einen sandigen, und mit Leimen (Lehm) vermischten „Boden, wie das Ocymastrum. Sie muß alle drey „Jahre umgepflanzet, und die Stöcke zertheilet werden, „weil

(*) Heinrich Christian von Brocke ꝛc. Beobachtungen von einigen Blumen, deren Bau, und Zubereitung der Erde, 3te Aufl. Leipzig 1792, S. 162, 163.

„weil sie sonst faulet. Hierin besteht ihre Vermeh„rung, denn Samen trägt sie nicht. Sie blühet im „Monathe May, über vier Wochen lang, weil sie im„mer wieder neue Stängel und Blumen treibt. Die „einfache trägt Samen. Beyde aber haben keinen „Geruch. So sehr man sie vermehren kann, so leicht „kommt man wieder darum, weil öfters alle alten „Stöcke auf einmahl verderben. Man muß sich des„halb immer auf junge Pflanzen schicken."

Bechstedt (*) führt unter seinen zwanzig Lychnissorten, in der 10ten Nummer auch die Lychnis viscosa angustifolia, flore rubro pleno *B.* 41. *L.* 3. an, und bezeichnet diese Sorte dadurch näher, wenn er hinzu setzt: „die rothe Klebrychnis mit gefüllten „Blumen, die man in Deutschland insgemein die „Pechnelke nennt."

Aus allem diesem Vorhergehenden wird man abnehmen, daß Leimkraut ein eben so allgemeiner Nahme, als Silene und Lychnis, seyn könne, und eine gewisse leimartige Eigenschaft dieses Gewächses anzeige; denn unter den vorher angeführten 14 Silenensorten des Miller, haben No. 2. 3. 11. 12. 13. und 14. die Eigenschaft, daß sie klebrige Stängel erzeugen. Ob nun zwar der Radel oder Raden auch häufig klebrige Stängel hat, so ist er von Linné und Miller, wie auch andern, doch nicht zur Silenensorte gerechnet worden. Es würde also hier auf den Haupt- und Kunstnahmen Lychnis angesehen seyn. Dieser Nahme kommt aus dem Griechischen, weil die Blumen dieser Pflanze, wie man sich einbildet, Strahlen oder Flammen eines Lichtes vorstellen. (Man sehe *Mat-*

(*) Johann Caspar Bechstedts vollständiges niedersächsisches Land- und Gartenbuch, Flensburg und Leipzig 1773, 8. Th. 3. S. 558. fgg.

*Matthiae Martinii* lexicon philologicum, voc. *Lychnis*, wo es heißt: *Lychnis, idis*, λυχνὶς, herba, à λυχνος candela. Lychnis coronaria — Lychnis sylvestris etc. es wird aber hier nicht der leimartigen Eigenschaft einiger Unteracten gedacht.) In dieser Hinsicht bezeichnet also Lychnis eine Eigenschaft der Blume, und Leimkraut eine Eigenschaft des Krautes. Da nun die Pechnelke (Lychnis viscosa) unter den deutschen Gewächsen, den Deutschen auch vorzüglich der leimigen Eigenschaft ihres Krautes wegen, bekannt ist, so führet sie, nebst mehreren andern deutschen Nahmen, die sich auf diese Eigenschaft beziehen, auch besonders diesen, nähmlich Leimkraut, und es ist in dieser Rücksicht gleich gut, zu welchem Geschlechte sie gehöret.

**Leimküche**, ist bey den Papiermachern ein Zimmer, worin das Papier geleimt wird. Von dem trocknen Papiere werden sechs Bogen mit einem Mahl in das warme und durchgeseihte Leimwasser, und hierauf in kaltes Alaunwasser getaucht, in Haufen mit Filz bedeckt, und man preßt den überflüssigen Leim, gewöhnlich auf einer besondern Presse, wieder heraus. Das Leimen gehet weder im Winter, noch Sommer, sondern nur im Frühjahr und kühlen Sommertagen, von Statten. Der Leim zum Schreibpapier besteht aus Schafklauen, Hirschläufen und Rinderfüßen, zum gröbern Papiere aus Lederschnitten der Riemer, welche man 24 Stunden lang siedet, abschäumet, und durch einen Strohkorb und ein wollenes Tuch seihet.

Nach dem Leimen sowohl als Alaunen, trocknet man jedesmahl das Papier auf Haarseile, man zieht die Bogen von einander, (das heißt schälen,) und setzt sie in Haufen auf. Die Haufen werden handvollweise auf einer eisernen Platte umgewandt, während dessen die Schlagestampfe, d. i. ein schwerer Hammer, der aus der

Wand

Wand der Werkstätte heraus geht, und mit seinem langen Stiele an der großen eckigen Stampfwelle befestigt ist, auf jede Stelle ein Paar Schläge thut, und das Papier gerade macht, u. s. w. Das Uebrige wird im Art. Papier vorkommen.

**Leimkumme** (die), ist in der Papiermühle dasjenige Faß, worin sich das Leimwasser befindet, und woraus das Papier geleimt wird. S. Papiermühle.

**Leimleder**, wird in den Gärbereyen der Abgang von den Fellen, und das von der inwendigen Seite abgeschabte Fleisch, sonderlich aber bey den Weißgärbern, der Abgang von den Schaffellen genannt. Einige nennen dieses auch Schabaas. Wenn die Schaffelle aus dem Aescher kommen, so vergleicht sie der Gärber, indem er die zum Leder unbrauchbaren Endstücke, nähmlich die Spitzen der Beine und des Kopfes, die Ohren, die Brustzipfel und den Schwanz wegschneidet, welche zu nichts, als zum Leimkochen taugen. Der Lohgärber schafft auch eben solchen Abgang nebst dem abgeschabten Fleische bey Seite, trocknet es, und nimmt es zum Leime.

**Leimnau**, ein Dorf, im Gebiethe der Benedictiner-Abtey Irrsee, (Yrsee oder Irsingen) in Schwaben. Das Dorf hatte ehemahls eigene Herren, die Wohlthäter des Klosters waren.

**Leimnau**, ein Pfarrdorf von tausend Seelen, in der Grafschaft Montfort; es gehört aber dem Spital zu Lindau.

**Leimnitz**, königlich preußisches Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Glogau, im Schwiebusischen Kreise, dem Kloster Paradies gehörig.

**Leimpinsel**, ein gewöhnlich von Schweinshaaren verfertigter Pinsel, mit welchem der flüssig gemachte Leim aufgetragen wird, um zwey Körper mit einander zu verbinden. Je nachdem nun die Sachen sind, welche zusammengeleimt werden sollen, hat man auch größere

oder kleinere Pinsel, denn es ist natürlich, daß der Tischler, oder jeder Handwerker, der mit Leim umgehet, darauf sehen muß, daß er nicht unnütz den Leim verspille, aber auch, daß er seine Arbeiten mit zu vielem Leime nicht beschmutze und verderbe.

**Leimrieth**, ein Herzoglich Sachsenhildburghausensches Dorf in Franken, im Amte Hildburghausen.

**Leimruthe.** Bey den Vogelstellern sind die Leimruthen, oder Leimspindeln, oder Leimspillen, und, wie sie in Oberdeutschland auch häufig genannt werden, die Kleberüthlein, Ruthen oder Spindeln von weichem Holze, welche mit Vogelleim überzogen werden, damit die Vögel, wenn sie sich darauf setzen, kleben bleiben. Gewöhnlich nimmt man Birken, Haseln und anderes weiches Holz dazu. Je nachdem man nun große oder kleine Vögel fangen will, bedient man sich auch größerer oder kleinerer Ruthen. Mit den großen fängt man Häher oder Holzschreyer, Droßeln, Mistler u. dgl., die geringern, schwächern und kürzern aber, werden zum Fange der Finken, Hänflinge, Zeisige u. dgl. gebraucht. In Deutschland nimmt man gewöhnlich nur zu den großen Leimruthen die Länge von drey viertel oder einer ganzen Elle, wo hingegen die kleinern nur ohngefähr eine halbe Elle lang sind. Aber an den Gränzen von Italien und in Italien selbst hat man sie größer, wovon ich hernach reden will.

Alle Leimruthen haben entweder an dem einen Ende einen spitzigen Draht, womit sie in die Leimstange oder den Feldbaum gesteckt werden, oder, sie werden auch etwas gespitzt, und in der Stange, oder im dem Baume befinden sich Löcher, in welchen man sie hineinsteckt, und also befestiget. In Deutschland gebraucht man sowohl die großen als kleinen Ruthen bey dem Feld- oder Plattbaume. So wird von den Vogelstellern ein Baum in oder nahe an einem Walde genen-

nennet, auf welchem sie ihre Leimruthen befestigen, wenn sie solche nicht auf die Leimstange stecken wollen, womit sie alsdenn allerley Arten großer oder kleiner Vögel fangen können.

Man erwählt hierzu in einem Fichten- oder Tannenwalde einen langen und geraden Baum, der rings herum einige Schritte von andern Bäumen abgesondert steht; von diesem hauet man die überflüssigen Aeste hinweg, und läßt sie nur einzeln stehen, schneidet auch diejenigen, welche man stehen läßt, halb ab, und stümmelt sie, daß sie nur wie Stümpfe aussehen, und etwa 5 bis 6 Spannen lang bleiben. Der erste Ast, der von unten auf bleibt, ist ohngefähr zwey bis drittehalb Mann hoch von der Erde, und so folgen denn die andern, immer einer ein Paar Spannen weit von dem andern, rings um den Baum herum, doch bleiben an den Gipfeln meistens ein Par Klafter von oben herunter die Aeste unbehauen stehen, und auf selbige werden auch keine Leimspindeln gesteckt, die übrigen abgestümmelten Aeste aber, damit sowohl versehen, daß sich kein Vogel darauf setzen kann, ohne daß er mit der Brust an die Leimspindel fährt; denn, sie werden von manchen Vogelstellern, die sie nicht mit den Drahtstiften befestigen, oder in eingebohrte Löcher stecken, auch dergestalt in kleine mit einem Messer geschnittene Kerben gesteckt, daß sie nicht ganz auf dem Ast liegen, sondern etwas empor stehen, als ob sie aus dem Aste herausgewachsen wären.

Unten auf der Erde um den Stamm herum wird eine Hütte von den Aesten gebaut, daß, nachdem man sie groß oder klein haben will, zwo, drey und mehr Personen darunter sitzen können; oben auf die Hütte wird entweder eine lebendige Eule oder ein Käutzchen, oder nur ein Hasenbalg, wie ein Eulenkopf geformt,

darauf gesteckt (*), und zwar so, daß der Vogelsteller solchen von innen auf und nieder rücken, oder hin und her bewegen könne, damit die dort herumsitzenden Vögel meinen, die Eule oder der Kauz bewege sich.

Wenn man Zeit hat, kann man auch auf die neben herum stehenden Bäume Leimspillen stecken; denn je mehr man deren bey dieser Fangart hat, desto mehrere Vögel fängt man auch, woher man in dieser Hinsicht wohl 80 bis 100 Ruthen hat, die alle möglichst gut angebracht seyn müssen. Sind die Leimruthen gut mit Leim überzogen, und hat man Baum und Hütte in Ordnung, so setzt man sich entweder vor Aufgang der Sonne, oder ein Paar Stunden vor deren Niedergang, da der Baum anfängt, Schatten zu bekommen, damit der Leim nicht fließe, in die Hütte hinein, und nimmt ein gewisses Jagdinstrument, die Wichtel, oder das Wichtelpfeifchen, genannt, womit man das Geschrey eines Kauzes naturlich nachmachen kann, und pfeift darauf. Sobald die Vögel diese gehässige Stimme ihres Feindes hören, eilen sie dem Geschreye zu, sitzen auf den Leimruthen, und werden also in großer Menge gefangen.

Wenn der Vogelsteller einen Häher bekommt, und ihn mit Rupfen und Kneifen zum starken Schreyen bringt, so kommen alle Häher, die nur dies Geschrey hören, herzu geeilet, und lassen sich fangen, besonders wenn man mit der Wichtel dazu pfeift. Abends continuirt man den Fang, bis es fast ganz Nacht ist, weil in der Dunkelheit erst die Amseln und Rothkehlchen, welche bey Tage nicht anfallen, zum öftern aber auch Eulen gefangen werden.

Diese Art des Fanges wird bey den Vogelstellern plattnen oder platten genannt, und man beobachtet hierbey

(*) Gewöhnlich hat man dergleichen auf einer aus der Hütte emporgehenden Stange, wie bey den Krähenhütten.

bey verschiedene Regeln, um Vortheil vom Fange zu haben. Als:

1. Daß die Hütte von grünem dicken Gesträuche unten gemacht sey, damit die Vögel den Weidmann nicht gewahr werden.
2. Daß man die Leimspindeln nicht zu fest an den Baum stecke, damit die an ihnen klebenden Vögel nicht oben mit ihnen bleiben, schreyen und die andern erschrecken, sondern bald mit der Ruthe herabfallen.
3. Daß man die gefallenen Vögel nicht sogleich aufhebe, wenigstens, so lange noch andere herumsitzende vorhanden sind, wodurch man diese verscheucht.
4. Daß man unten auf sechs oder acht Schritte weit um den Plattbaum herum ein kleines erdfarbenes Netz ziehe, welches man Plattnetz nennet, damit die abgefallenen Vögel nicht davon laufen können.
5. Daß man in der Nähe um den Plattbaum herum keinen recht hohen Baum habe, darauf die Vögel sitzen können. Ist dieses, so fallen viele in den großen Baum, und schreyen den Kautz in der Ferne an, wobey man aber wenig fängt.
6. Man kann auch ein Paar Amseln in Vogelbauern neben den Plattbaum stellen, aber sie müssen mit grünem Gesträuche bedeckt, also auf diese Art versteckt werden, da dann solche von den andern Vögeln auf ihr Locken gesucht werden, woher man deren mehr fängt.
7. In den nahe bey Wäldern gelegenen Weinbergen geht das Platten am besten, weil dahin von selbst schon viele Vögel sich drängen.
8. So ist auch bey frischem, oder trüben und regnigem Wetter allezeit ein besserer Fang zu hoffen,

als wenn es warm und Mondenlicht ist, weil der Vogel alsdann besser fällt.

Der kleinsten Leimruthen, welche ohngefähr einen Fuß lang, und etwa wie ein mäßiger Federkiel dick sind, bedient man sich auf mancherley Art. Man steckt sie auf Kirschbäume, Gebüsche in Gärten und überhaupt allenthalben, wo es einem paßlich scheint. Sie erhalten auch eine Spitze, um sie einzustecken, und wenn sie mit Leim überzogen werden, pflegt man sie manches Mahl bloß in ein nasses Tüchlein, so viel man hat, einzuwickeln, und zu Holz zu tragen. Andere aber haben ein ledernes Futteral dazu, in welchem sich Leim befindet, und hier steckt man die Ruthen zum Forttragen hinein, da sie alsdenn, wenn man an einen bequemen Ort kommt, und aus dem Futteral gezogen werden, ganz frischen Leim an sich haben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit der Leimtasche, wovon ich an seinem Orte reden werde.

Wer mit diesen kleinsten Leimruthen auf den Fang ausgeht, hat im Ganzen zwar fast das nähmliche zu beobachten, als wenn man mit größern Leimruthen fangen will, nur in Hinsicht der Zurichtungen finden sich Abänderungen. Man behauet keinen Baum als Plattbaum, auch schleppt man sich mit keiner Stange herum, sondern, man sucht nur einen dazu geschickten Strauch, der etwas höher als mannshoch ist. Steht er schon an einem zum Fange schicklichen Orte, so ists gut; ist dieses aber nicht, so hauet oder schneidet man ihn unten vom Stamme ab. Das Laub kann man mit den Händen zum Theil abstreifen, alsdann beschneidet man ihn so, daß er die meisten und stärksten Aestchen behält, die etwa einen Fuß lang bleiben müssen, diese spaltet man mit dem Messer, wenn die Ruthen keine Drahtstifte haben, und klemmt das eine

Ende

Ende der Ruthen, das dazu beschnitten seyn muß, (ohngefähr so, wie ein Pfropfreis,) in die Spalte hinein. Haben sie aber Drahtstifte, so kann man sie zwar auch mit diesen dazwischen klemmen, allein, um geschwinder damit fertig zu werden, kann man den Stift bloß in das in der Mitte des Aestchens sich befindende Mark hineinstecken. Bey beyden Verfahrungsarten muß man aber darauf genau Acht geben, daß die Ruthen nicht zu los stecken. Ist dieses, so fallen sie beym ersten geringen Berühren vom Vogel schon herunter; er erschrickt darüber, und fliegt davon. Zu fest müssen sie aber auch nicht stecken, damit nicht der Vogel lange hänge, flattere und die andern verjage, wie ich im Vorigen schon angeführt habe, und welches bey allen Leimruthen beobachtet werden muß; wobey sichs aber von selbst versteht, daß man ein proportionirtes Verhältniß im Betreff des Feststeckens der Ruthen beobachten muß. Z. B. die Ruthe auf welcher ich einen Häher fangen will, muß nicht allein ihrer eigenen Schwere wegen, sondern auch wegen der Schwere und Kraft des Vogels, stärker befestigt seyn, als die, worauf ich einen Finken zu fangen gedenke. Kommt ein Finke auf die große Ruthe, mit welcher er nicht herabfallen kann, so geht er auch eben so leicht, wenn er nicht zu sehr mit Flügeln und Brust klebt, davon. Er flattert aufwärts, und ist der Leim nicht besonders gut, und auf den Tag eingerichtet, so zieht er die Füße los; die Ruthe wird dadurch bewegt und erschüttert, und kann ohne den Vogel abfallen.

Hat man nun sein kleines Feldbäumchen, wenn ich mich hier des Ausdrucks bedienen darf, mit Ruthen genugsam gespickt, so geht man an solchen Ort, wo gewöhnlich der Vogelstrich kommt, und sucht ganz frühe, damit kein streichender Vogel verstört werde, mit der Arbeit fertig zu seyn. Man steckt nähmlich

auf einem grasigen Platze den kleinen Leimbaum ein; damit die abfallenden Ruthen nicht voll Sand werden, umgiebt ihn mit einem kleinen Netze, wie ich zuvor angeführet, und stellt sich still hinter einem dicken Baume, bis der Strich vorüber ist. Alsdann geht man hinzu, und nimmt auf, was abgefallen ist. Man reinigt die Ruthen wieder von Federn und Gras, giebt ihnen frischen Leim, befestigt sie wieder an den kleinen Leimbaum, und geht anders wohin, um mehrere Striche zu erwarten.

Ehe der Strich vorüber ist, muß man sich aber nicht rühren, sonst ists mit dem Fange aus, indem man dadurch die streichenden Vögel wild macht.

Auf diese Art Ruthen fallen die kleinen Vögel am liebsten und häufigsten, und mehr als auf die großen, außer nur die Finken, welche überhaupt schon die Höhe lieben, und in Hinsicht der Leimruthen sehr vorsichtige Thiere sind. Auch kann eine andere natürliche Ursache zum Grunde liegen, daß sie nähmlich so wenig den wilden Ruf und das Gelocke ihres gleichen, wie auch ihre Nahrung nicht so niedrig an der Erde und in einem kleinen nackten Busch, zu hören, und zu finden gewohnt sind.

Einige Vogelsteller setzen auch um diese Leimbäumchen Lockvögel verschiedener Art, andere hängen an den Aesten allerley Art Beeren, als Vogelbeeren, Fliederbeeren u. dgl. Wieder andere haben sogar beydes zugleich, und nennen diese kleine Leimbäumchen, Fallbäumchen.

Von den Leimruthen der mittlern Sorte werde ich im Art. **Leimstange** reden, an welche sie vorzüglich gehören.

Die Leimruthen der größten Art sind nicht allenthalben gebräuchlich, wie ich zu Anfange dieses Artikels schon gesagt. Die Italiäner nennen sie Vergoni, und man hat sie zu 4 bis 5 Fuß lang. Zu einer jeden

Ru-

Ruthe hat man auch eine besondere Scheide, die von Flieder- oder anderm Holze verfertigt worden. Weil diese Ruthen vorzüglich für größere Vögel bestimmt sind, ob sich wohl des darauf klebenden vielen Leims wegen auch kleine darauf fangen, so haben sie auch eine proportionirte Dicke. Ueberhaupt aber ist von dieser Art Ruthen das Besondere zu merken, daß sie noch einen eigenen kurzen Stiel, oder Handgriff haben, welcher etwas über 4 Zoll Länge hält. Auf diesem Handgriffe folgt ein Knopf als das dickste Ende der Ruthe, damit diese nicht tiefer als bis an den Knopf in die Scheide gesteckt werden könne. An der Scheide, oben beym Eingange, ist mit einem Draht noch eine ganz kleine Scheide befestigt, in welcher beym Fange der Griff der Ruthe gesteckt, und welche etwas gedrehet werden kann. Es sieht daher diese Leimruthenscheide bald so aus, als eine Hirschfängerscheide, an welcher noch eine besondere kleine Scheide für Messer und Gabel sich befindet, wie man solche häufig hat, nur daß jene ohnweit länger, auch so nicht gearbeitet, und noch dazu mit Draht daran befestigt ist.

Will man nun auf den Fang ausgehen, so wählt man einen schicklichen Ort, entweder im Gebüsche, in Weinbergen, oder neben einem Vorholze; selbst aber auch in Gärten kann dieser Fang zum Vergnügen ausfallen, wenn Vögel dort vorhanden sind. Zwölf bis achtzehn Ruthen, die in ihren Scheiden stecken, bindet man zusammen, und nimmt sie unter dem Arme. Einen Kauz oder eine Eule hält man sich ebenfalls hierzu; diese trägt man auf eine sechs oder acht Fuß hohe Stange, auf welcher oben eine runde hölzerne Scheibe sich befindet, welche gewöhnlich von den Jägern Teller oder Deller genannt wird. Der Vogel ist darauf mit den Füßen angekettet. Diese Stange mit dem Vogel steckt man so in die Erde, daß sie nicht umfallen kann, und, sind keine Gesträuche vorhanden,

die Leimruthen zu befestigen, so steckt man die Scheiden in die Erde rings um den Kauz oder die Eule, zieht die Leimruthen heraus, steckt sie mit den Handgriffen in die kleinen Scheiden, und drehet solche so, daß die Ruthen in eine schräge Lage kommen, damit Vögel darauf fußen können.

Hierbey hat man eine Hütte — zuweilen aber auch nur eine halbe Hütte, die nach den Vögeln hin den Menschen verbirget, oder man stellt sich einige 20 Schritte entfernt hinter einen Baum. Von der Eule geht ein Bindfaden, welcher an deren Fuß befestigt ist, zu dem Jäger hin, mit welchem er den Vogel zuweilen zupft, damit er sich rühre und flattere, und damit desto ehe die andern Vögel anlocke. Befindet man sich aber in Weinbergen, oder im Gebüsche, so muß die Eule mit ihrer Stange höher gebracht werden, damit sie über das Gebüsche frey hervorrage, und die Ruthen hängt man, wenn sie in die kleinen Scheiden gesteckt sind, vermittelst der kleinen Scheide, die zugleich einen Haken abgiebt, an die Weinstöcke, oder an das Gebüsche.

Es ist dieses die beste Art mit Leimruthen zu fangen, welche in unsern Gegenden von vielen, selbst auch zum Vergnügen betrieben werden könnte. Bey den andern Leimruthen hat man mit deren, und seiner eigenen Reinigung immer zu thun. Alles dieses fällt hier beynahe ganz weg, denn sie haben ihre Handgriffe, worauf kein Leim kommt, so daß man sie dabey fassen und damit machen kann, was nöthig ist. Wird es reguen, und besorgt man, daß die Ruthen unbrauchbar für den Tag werden, so steckt man sie sogleich in ihre Scheiden.

Wenn der Artikel Leidenschaft nicht schon eine so große Anzahl Figuren gebraucht hätte, so würde ich auch diese Art von Leimruthen vermittelst einiger Kupfer noch deutlicher haben vorstellen können. Sie

sind in Italien und den daran gränzenden Ländern, und selbst auch hin und wieder in Oestreich, gebräuchlich.

Da ich jetzt von den Leimruthen handle, so wirds nothwendig seyn, von dem Vogelleime doch etwas anzumerken, damit man den ganzen Begriff der Sache beysammen habe, und nicht so lange warten darf, bis dieser Artikel erst erscheint, welcher freylich weitläuftiger seyn wird. Zink sagt in seinem ökonomischen Lexicon:

Guten Vogelleim zu machen: „Nimm Mistelbeere „von Eichen, denn die Misteln von diesem Holze sind am „besten hierzu, streife die Stängel und Blätter davon „herab, lege sie in einen Topf, und lasse es, nachdem „Wasser daran gegossen, zwey Stunden lang sieden. Ist „es zur rechten Dicke gediehen, gieße kaltes Wasser in ei„nen tiefen Napf, und in dieses den Leim hinein, damit „er zähe werde. Hierauf lege ihn auf etwas Hartes, „schlage mit einem Hammer oder nassen Prügel so lange „darauf, bis er alle Körner fahren lassen, und wasche ihn „ferner mit frischem Wasser ab, lege ihn alsdann in einen „mit Leinöhl oder Wasser versehenen Topf, hebe ihn auf, „und damit er vom Staube keinen Schaden leide, ver„binde ihn aufs beste mit Pergament oder Papier. Willst „du ihn gebrauchen, so nimm jedes Mahl so viel davon, „als du Ruthen damit zu begießen gedenkst, thue es in ei„ne Schüssel, untermenge es mit Leinöhl, setze es auf eine „heiße Glut, laß es zergehen, aber nicht sieden, so ist der „Leim im Stande, über die Ruthen gegossen zu werden (*).

„Wenn der Vogelleim im Sommer weich werden will, „nimmt man von dem feinen Harz, welches in den Tan„nenblättern (**) zu finden ist, eines halben Hühnereyes „groß auf ein Nößel Vogelleim, läßt es zusammen über „einem gelinden Kohlenfeuer zergehen, rühret es wohl zu„sammen, und kühlet es wieder ab in frischem Wasser.

„Hin-

(*) Die mehresten und rechten Vogelsteller drehen aber den Leim um die Ruthen, welches auch besser ist. F.

(**) Soll wohl eigentlich Tannennadeln heißen. F.

„Hingegen, wenn der Vogelleim bey kaltem und nassem „Wetter zähe wird, rührt man unter ein Nößel desselben, „einen Löffel voll reines Leinöhl, und im Winter bey har„tem Frost, tunkt man die Hände in Branntwein, und „durchknetet damit den Vogelleim, so frieret er nicht. „Wenn der Leim vom langen Gebrauch an den Spindeln „oder Leimruthen schwarz geworden, kann man ihn in „warmen Wasser abziehen, die Unreinigkeit herauswa„schen, aufs neue einbrennen, und weiter gebrauchen.

„Einen Wasserleim, das ist, einen solchen Vogelleim „zu machen, der auch im Wasser hält, lege man gemeinen „Vogelleim in warmes Wasser, darin man die Hand lei„den kann, wasche denselben so lange, bis er sauber ge„nug ist, hernach zerlaße man Schmeer oder Schweins„fett, und knete es unter den Leim so lange, bis er an„fängt an den Händen zu kleben, sodann setze ihn in ei„nem glasurten Hafen zum Feuer, und laß ihn zergehen. „Bey kaltem Wetter kann man ein wenig zerlaßenes „Schmeer darein thun, bey gelindem aber bedarf es die„ses Mittels nicht. Oder man nehme zu einem halben „Pfund Leim den 16ten Theil Terpenthinöhl, und halb „so viel guten Branntwein, menge es unter einander, „und reibe den Leim, ohne ihn zu wärmen, nur wohl mit „den Händen ab.“

Nach Hrn. D. und Hofapotheker Hagen Grundsätzen (*) werden zur Verfertigung des Vogelleims die Mistelbeeren in einem Kessel mit Wasser einige Stunden lang gesotten, bis der Leim die erforderliche Dicke hat. Darauf gießt man ihn ins Wasser, legt ihn dann auf ein nasses Brett, und schlägt ihn mit einem harten Instrument so lange, bis er alle Körner hat fahren lassen, und wäscht ihn zuletzt mit frischem Wasser aus. Um ihn besser aufzubewahren, können jedem Pfunde 3 bis 4 Loth Terpenthin zugesetzt werden. Ist es nöthig, so läßt er sich auch mit etwas Leinöl verdünnen, oder mit Harz verdicken.

Fast

(*) Lehrbuch der Apothekerkunst, von Carl Gottfried Hagen ꝛc. 3te Ausg. Königsb. und Leipz. 1786, S. 392, Anmerk.

Fast zu allen Zeiten des Jahres kann man sich der Leimruthen bedienen, indessen scheint im Walde wohl von Johannis bis Jacobi die beste Leimruthenzeit zu seyn. Der Leim ist, wie schon oben bemerkt worden, nicht in jedem Wetter gleich gut, daher kommt auch der Zusatz von Schweinschmalz, welchen Zink vorschlägt. Ich weiß aber nicht, ob dies ein guter Vorschlag sey, weil das Schmalz mir zu fett zu diesem Zwecke scheint — man könnte also ja auch in Ermangelung dieses Baumöhl oder Thran nehmen. Es gefällt mir daher der von Aitinger (*) schon im vorigen Jahrhundert gethane Vorschlag besser, welcher räth, daß man, um sich nach der Gelegenheit des Wetters zu richten, in großer Hitze Harz oder weiß Pech, in Regen Honig, und in kalter Witterung Leinöhl unter den Leim mischen soll.

Der schönste Vogelleim muß grünlich aussehen, nicht sehr wässerig seyn, und so wenig, als möglich, stinken. Diejenigen, welche damit handeln, müssen ihn im Keller aufbewahren, und stets mit Wasser bedeckt halten.

**Leimsfeldt**, ist ein fürstlich Hessencasselsches Dorf in der Grafschaft Ziegenhayn, im Gerichte Frielenoorf, eine Stunde von Ziegenhayn.

**Leimsieder**, werden diejenigen genannt, welche den Leim bereiten. Sie haben kein besonderes Handwerk, denn, es beschäftigen sich damit Loh- und Weißgärber, Pergamentmacher, Papiermüller, Buchbinder, und verschiedene andere Handwerker, um den Leim nicht kaufen zu dürfen.

Ich habe im Art. Leim schon angeführt, daß der Abgang vom Leder und Pergament, die Sehnen, Füße und Ohren des Rindviehes und der Schafe, zur

Zube-

(*) Kurzer und einfältiger Bericht vom Vogelstellen ꝛc. von Joh. Conr. Aitinger, Cassel, 1653, 4. m. K.

Zubereitung des Leimes gehören. Die Lohleder, und die mit Alaun und Talg bereiteten Leder, so wie die Gemsenleder, sind hingegen nicht geschickt dazu. Jede Materie weicht man in Wasserkufen besonders ein, oder, man hängt sie in Gitterkasten in einen Fluß, rührt sie mit Stangen um, bis das Wasser davon rein abtröpfelt. Man läßt sie in verschiedenen Kufen in schwachem Kalkwasser so lange weichen, bis sich das Blut und Fett aufgelöset, und nun trocknet man sie in Haufen unter Schoppen, Schauer, oder überhaupt unter einem Dache, bis zum Frühjahr, da man sie in Wasserkufen mit Stempeln oder Stangen umrühret, im Flusse wieder rein wäscht, im Gitterkasten auspreßt, auf das hölzerne Bodengitter der kupfernen Leimkessel schüttet, und bey schwachem Feuer zu einer Gallerte kocht.

Nach Verlauf von 12 oder 14 Stunden wird die Probe gemacht, und diese besteht darin, daß man von der Brühe etwas ausschöpft und in ein kaltes Gefäß gießt. Gerinnt diese zu einem dicken Gallert, so ist der Leim gar. Alsdenn wird mit einem großen Löffel von Kupfer, wenn das Allergröbste, oder alles Mark niedergesunken, in einer Tragbaare, die auf einer Kufe steht, geschöpft; man bedeckt die Trage und Kufe, um den Leim warm zu erhalten, verschließt den warmen Ort gegen alle Zugluft, und es muß sich der Leim 8 Stunden in der erwärmten Kufe, damit auch hier alle grobe Materien zu Boden sinken, reinigen können, und flüssig bleiben.

Noch warm trägt man den in eichne nasse Tröge durch den obern kupfernen Hahn abgelassenen schönsten Leim, so wie den von den untern Hähnen trüber laufenden, unter ein Verdeck an die Luft, wo er in 24 Stunden erstarrt, und seine Masse niedersinkt. Man schneidet ihn darauf mit einem großen zweyschneidigen Messer, welches naß erhalten wird, aus

den

den Trögen los, und auf einem Rahmen, in Stücke, die man mit einer nassen Schaufel heraus hebt. Jedes große Stück wird durch eine Säge, die einen Eisendraht zur Klinge hat, in horizontale Scheiben durchschnitten, welche dünne Tafeln geben müssen. Diese werden ebenfalls unter einem Dache auf ausgespannten Netzen getrocknet. Damit Sonne, Sturm und Regen nicht daran kommen, zieht man Decken davor; er trocknet in 14 Tagen, und behält die Spuren von den Netzmaschen, welche man fast an allem Leime sieht, an sich. Auf dem Netze muß er zum öftern umgewandt werden. Wenn man den Leim von den Netzen genommen, so reiht man die Tafeln an Schnüre, und hängt sie auf, zum fernern Trocknen.

Frost kann der weiche Leim nicht leiden, denn er wird zu Gallert, kraftlos und trübe, und an warmen Orten oder in der Zugluft verliert er zu sehr von seinem Gewichte. Guter Leim muß im Bruche glänzend wie Glas erscheinen; ein Blatt muß 4 Tage lang im Wasser, zwar aufschwellen, doch nicht zergehen, sondern nachher wieder trocken werden.

Der Flandrische Leim, entsteht bloß von Schaf- und Lämmerfellen, deren Füßen und Pergamentspänen; er ist sehr weiß, dünn, blätterig, und daher durchsichtig, und wird zwischen zwo Reihen stehender Drahte, mit einer Säge ohne Zähne geblättert. Es ist dieser schöne Leim auch unter den Nahmen niederländischer Leim, unter den Künstlern bekannt, und wird besonders zu Wassergemählden von den Mahlern gebraucht.

Der englische oder starke Leim, (colle d'Angleterre, ou colle-forte) wird von den Knorpeln, Nerven, Füßen und Häuten, der englischen Stiere, Ochsen und großen Fische gemacht, und weil dieses alles zusammen genommen wird, so kann man auch die Wörter colle forte nicht Fischleim übersetzen, sondern

nur starker Leim. Man läßt diese Materien im Wasser beißen, und hernach an einem gelinden Feuer kochen, bis sie fast ganz aufgelöset sind. Man schlägt nachher das Flüssige durch, und läßt es über dem Feuer dick werden; alsdann gießt man es auf ebene und platte Steine, oder in Formen, wo man es trocknen und hart werden läßt. Man muß diesen Leim rein, durchsichtig und von rothbrauner Farbe wählen. Auch dieser wird zur Wassermahlerey gebraucht.

Der orleanische Leim, (colle d'Orleans) ist ein weißer, klarer und reiner Fischleim, welchen man in dünnem Kalkwasser 24 Stunden durchweichen, und hernach in schlechtem Wasser kochen läßt; man verbraucht ihn warm.

Der Leim zu Goldgründen, (colle à doreur) wird von Aalhäuten zubereitet, welche man in Wasser siedet. Wenn man ihn brauchen will, thut man geschlagenes Eyweiß hinzu, nachdem man ihn vorher warm gemacht hat; man überfährt damit den weißen Anstrich, und legt das Gold darauf, welches man, wenn es trocken ist, bruniret, oder nach Belieben matt läßt.

Leimspille, s. Leimruthe.

1. Leimspindel, s. Leimruthe.

2. Leimspindel, s. Lehmschindel, Th. LXX, der Encyklopädie, S. 233, fgg.

Leimstange, ist eine lange schlanke Stange, oder Ruthe, wie eine große Hopfenstange, an welcher die Leimruthen, gewöhnlich die der mittlern Gattung, eingesteckt werden. Man schneidet die Aeste ab, schälet die Borke herunter, und macht überhaupt die Stange glatt; und damit die Vögel sich nicht scheuen, überstreicht man sie mit grüner Oehlfarbe; um sie aber in der Erde zu befestigen, so wird unten ein eiserner Stachel gemacht. Einige aber lassen unten eine eiserne Gabel machen, und diese mit Gabeln versehenen Leim-

stangen steckt man nicht gerade in die Erde, sondern schräge, wobey man sie oben an einen Baum lehnt. Alle Leimstangen aber werden gewöhnlich mit Löchern versehen, um die Leimruthen darein stecken zu können; einige bohren diese Löcher so, daß die Ruthen, wenn der Baum perpendiculär steht, eine horizontale Lage haben, andere wieder so, daß die Ruthen ein wenig herabwärts hängen, damit sie desto eher mit den Vögeln abfallen. An den horizontalen Ruthen bleiben kleine Vögel oft so lange kleben, bis man sie abnimmt. Die Löcher werden immer kreuzweise gebohrt, doch nicht so, daß sich die Löcher selbst durchkreuzen, sondern immer einen Fuß und darüber von einander sind.

Man macht manches Mahl mehr als ein Schock Ruthen an solche Stange, welche, wenn die Vögel mit ihnen nicht abfallen sollen, man mit etwas Heede oder Werk an dem Ende, wo sie eingesteckt werden, bewickelt. Die hierzu dienlichsten Ruthen sind anderthalb, auch zwey Fuß lang. Der Vogelsteller trägt sie in der Leimtasche, oder mit nassen Tüchern bewickelt, mit sich, und an Ort und Stelle erst überzieht er sie frisch mit Leim.

Mit dieser Leimstange, ohne Ruthen, aber die Leimtasche mit den Ruthen gefüllt, um den Hals gehängt, verfügt der Vogelsteller sich in den Wald, und geht an den Hecken hin und her. Hört er nun den Gesang einiger Vögel, so nimmt er seine Leimruthen aus der Tasche, und spickt seine Stange damit, welche er sodann an einen gelegenen Ort gerade in die Erde steckt. Hat aber die Stange eine Gabel, so steckt man sie nicht gerade, wie ich vorher anführte. Ich muß aber bekennen, daß ich von dieser Art zu verfahren keine Ursache anzugeben weiß. — Nicht fern von der Stange wird die Eule oder der Kauz auch auf den Teller sitzend angebracht. Man verbirgt sich so gut man kann; man blattet mit Birkenrinde, oder auf ein dien-

liches Blatt, oder man bedient sich auch der Wichtel, oder man sucht überhaupt auch vermittelst kleiner Rufe, wenn man sie überschreyet, oder Blätter, das ängstliche heisere Gekrächze eines Vogels der vom Raubthiere gefressen wird, nachzuahmen.

Auf dieses Geschrey versammeln sich die Vögel, unter welchen die Meisen, Rothbärte, Rothschwänze und einige Grasemücken, als die neugierigsten, die ersten sind. Bey Ansicht der putzig gräßlichen Eule erheben sie ein Kriegsgeschrey, jeder nach seiner Art, und locken auch hierdurch die übrigen Waldvögel herbey, da denn diejenigen, welche sich auf die Ruthen setzen, gefangen werden. Auch hier findet die Regel Statt, besonders wenn viele Vögel vorhanden sind, daß man, wenn nur erst ein Paar herabfallen, sie nicht sogleich aufhebe, wodurch die übrigen verscheucht werden.

Wollte der Vogelsteller aber glauben, die Vögel alle zu fangen und darauf warten, so würden sich die schon gefangenen, und auf die Erde gefallenen, wenn die Stange unten mit keinem Netze umzogen worden, unter die Hecken verkriechen, oder auch gar wieder losmachen. Diese Art, die Vögel mit Ruthen auf den Leimstangen zu fangen, ist, weil man damit schnell von einem Orte zum andern kommen kann, in Gärten und Weinbergen nützlich zu gebrauchen.

Hierbey ist als eine Hauptregel zu bemerken, daß man, sobald man vorn ans Gebüsche kommt, genau Acht gebe, wie sich die Vögel verhalten, und welchen Strich sie nehmen, um ihnen zuvor zu kommen. Aufhalten läßt sich der Vogel in seinem Striche gern durch Geätze, und auch mit dem Kautze, aber kommt man hinter den Strich, so kehrt der Vogel sehr selten um, weil er dem Zuge der Seinigen folgt. In dicken Hekken ist nicht gut mit der Leimstange zu gehen, weil man schwer, und dann nur mit Geräusche, hindurchkommt.

kommt. Man wählt daher lieber etwas lichtes Gebüsche oder die Vorhölzer.

Unter Leimbank ist etwas Aehnliches mit der Leimstange schon vorgekommen. Ueberhaupt wird ein jeder aber sehen, daß der Fang mit den Leimruthen, es sey mit dem Plattbaume, mit der Leimstange, mit dem kleinen Leimbäumchen, mit der Klettenstange und mehreren andern Dingen, fast auf eine Weise behandelt werde, und einerley Verhaltungsregeln gebrauche. Da aber in der Encyklopädie noch nicht ausführlich von der Klettenstange geredet worden, so will ich hier etwas davon anführen, und man wird sehen, daß auch diese mit den übrigen Dingen Aehnlichkeit hat.

Die Klettenstange ist eine lange Stange, welche man, im Frühling die Grienitze oder Krünitze, Kreuzvögel oder Krummschnäbel, im späten Herbst aber Gimpel oder Blutfinken, Zeisige und Meerzeisige, mit Leimspindeln darauf zu fangen, gebraucht. Diese Stange, die ohngefähr 9 bis 10 Ellen hoch ist, geht unten auf einem in der Erde fest gemachten Stock in einem Gewinde, daß man sie auf eine nicht weit davon stehende Gabel niederlegen, und wieder aufrichten kann. Oben an die Spitze der Stange wird eine Gabel mit drey Zacken gebunden, und in selbige, vermittelst gebohrter Löcher, ohngefähr 20 bis 24 Leimspindeln gesteckt, welche wie kleine Aestchen hervorgehen. Weiter unter dieser Gabel an der Stange ist ein grüner Busch angebunden, und in diesem ein Paar Vogelbauer mit Lockvögeln angehängt; unten, etwa mannshoch von der Erde, steht noch ein dicker Busch, in welchem ebenfalls etliche Vogelhäuser hängen. Wenn nun obgedachte Vögel vorbey streichen, und die Lockvögel hören, fallen sie ganz willig an, und sonderlich die Meerzeisige in großer Menge, da man denn die Stange niederläßt, und was nicht selbst herunterfällt, von den Leimspindeln ab-

nimmt, die Spindeln abputzt, oder neue einsteckt, und die Stange wieder in die Höhe richtet.

**Leim- oder Schleimstein**, ist die bergmännische Benennung einer gewissen Art Gesteins, welche sich leicht auflöset. An den Orten, wo man sie findet, werden sie wegen ihrer Fettigkeit gebraucht, die Aecker damit zu düngen.

**Leimtasche**, ist ein sehr nöthiges Geräthe eines Vogelstellers, sie ist eine wohlvermachte lederne Tasche, darin er seine Leimruthen trägt, ohne sich die Hände oder seine Kleider zu verunreinigen. Sie sind von starkem schwarzem Leder, nach der Länge der Leimruthen zugeschnitten, so daß diese oben eine Handbreit herausgehen. In diese werden die Ruthen, so viel man deren zum Fange nehmen will, gesteckt, der zerlassene Leim darüber gegossen, die Ruthen in demselben herumgerühret, und will man sie aufstecken, nach und nach herausgedrehet, nicht aber gerade herausgezogen, weil sonst der Leim nicht zweckmäßig auf die Ruthen kommt, und man also nicht fangen kann. Man hängt die Leimtasche wie die Jagdtasche um, und es ist solche ungleich besser, als die Leimbank.

**Leimtiegel**, (im Platten Liemdegel, Liemport,) auch Leimtopf, ist bey den Tischlern und allen übrigen Handwerkern, welche harte Körper oder Holz zusammenleimen, derjenige kupferne, eiserne oder messingne Topf, mit drey eisernen Füßen und einem Stiele, worin sie den Leim zweckmäßig zum Leimen verdünnen. Gewöhnlich geschieht solches mit Wasser, doch nehmen einige auch Bier und andere wieder etwas Branntwein dazu. Sie setzen den Leim mit den flüssigen Sachen über starkes Kohlfeuer, und rühren ihn denn so lange, bis er zergangen, welches geschieht, wenn der Leim etwas gekocht hat.

**Leimtränken** (das), ist bey vielen Geschäften nöthig, und besteht darin, diejenige Sache, welche mit Leim ge-

getränkt werden soll, so damit zu sättigen, daß sie vom Leime durchdrungen, und also fester gemacht wird.

Wenn die Leinweber das Garn mit Leim tränken, (welches geschieht, wenn sie unter dem Schlicht Leim nehmen,) so wird zwar das Leinen geschwinder von ihnen verarbeitet, ohne daß sie viel anknüpfen dürfen; allein, läßt der Eigenthümer desselben solches nur ein Jahr liegen, ehe es zur Bleiche kommt, so frißt sich der Leim so ein, daß das Leinen hernach nicht wieder weiß zu machen ist, sondern, auch selbst nach der besten Bleiche, gelb bleibt.

Bey der Wasservergoldung ist das Leimtränken eine der ersten Arbeiten. Man nimmt gewöhnlich eine Hand voll Wermuth und ein Paar Knoblauchsköpfe, und kocht diese mit Wasser, dann seihet man solches unter den warmen Leim. Dieses soll die Holzwürmer vertreiben (*). Stein und Gyps verlangen zwey Leimtränkungen, erst mit heißem, jedoch schwachem, und dann mit stärkerem Leim; auf Holz setzt man aber auch noch etwas Salz und Weinessig zum Leim.

Die Buchbinder tränken das Druckpapier auch mit dünnem Leimwasser, damit man etwas darauf schreiben kann; dieses aber nennen sie planiren; so wie auch in den Buchdruckereyen die Correcturbogen zuvor, ehe darauf gedruckt wird, mit Leimwasser getränkt werden.

**Leimwände**, s. Lehmwände.

**Leimwasser**, ist Wasser, in welchem vermittelst des Kochens Leim aufgelöset worden, und dessen man sich zum Leimtränken derjenigen Dinge bedient, die



(*) Hallens Technologie, oder die mechanischen Künste, als ein vermehrter Auszug aus den sechs Bänden der neuen Kunsthistorie, Brandenburg, 1782, S. 544.

durch den Leim mehrere Steifigkeit und Festigkeit erhalten sollen, wie bey den Papiermüllern, Buchdrukkern, Tuchmachern u. a. m. Die Mahler bedienen sich auch des Leimwassers, und hiervon sehe man den Art. Leimfarbe.

**Leimzwinge**, ist diejenige Maschine der Tischler, Wagner, Zimmerleute, Orgelbauer, Stuhlmacher und mehrerer anderen, in welcher man das Holz, oder diejenigen Bretter, welche zusammengeleimt sind, so dicht als möglich an einander zwinget, und den Leim trocken werden läßt. Es giebt zweyerley Arten der Leimzwingen, einige mit Schrauben, und einige ohne Schrauben. Die mit Schrauben sind die kleinsten, und dienen zu feinen Sachen. Man hat sie von $\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Weite. Sie bestehen aus einem vierkantigen und ganz gerade gehobelten Stücke Holz, von welchem auf beyden Seiten proportionirte starke Klötze in die Höhe gehen, welche unten gut eingezapft sind; durch den einen Klotz geht oben eine Schraube, die beynahe bis zum andern hinreichen kann. Will man mit dieser Art Zwinge etwas Geleimtes zusammenpressen, so legt man zwischen der Schraube und demjenigen, welches zusammengepreßt werden soll, ein Brettchen, damit die Schraube theils sich nicht eindrücke, theils aber auch, wenn sie unmittelbar das zu Leimende berührte, durch ihr Rundgehen, verdrehen oder verschieben würde. Nach Beschaffenheit der Sache, nähmlich wie die Fuge lang oder kurz ist, werden ein oder mehrere Zwingen angebracht.

Bey gröbern Sachen bedient man sich der andern Art Zwingen, ohne Schrauben, die man auch nach Beschaffenheit der zu leimenden Sachen kleiner oder größer hat. Diese sind eben so gebauet, als die vorigen, nur fehlt die Schraube. Diejenigen Sachen, welche darin zusammengefüget werden, klemmt man hinein. Man bestreicht nähmlich diejenigen Seiten,

welche zusammengefügt werden sollen, mit genugsam bindenden Leim, alsdann leget man sie auf das Holz, von welchem die Klötze in die Höhe gehen; auf der einen Seite hält der eine Klotz gegen, und auf der andern Seite paßt man zwischen dem zusammen zu leimenden und dem Klotze ein Brett oder sonst ein Stück Holz, welches sehr gedränge dazwischen geht, und also hinein geklopft werden muß; ist aber dieses nicht fest genug, so bringt man noch kleine Keile und dergleichen an, welche aber nicht von der Seite, sondern von vorn hinein geschlagen werden müssen, um keine ungleiche Fuge zu machen.

— lein, ist eine Endsylbe, welche man in einigen Gegenden Deutschlands in der hochdeutschen Sprache den Hauptwörtern anhängt, wenn man schmeichelnde, oder verkleinernde Wörter bilden will. Alle Sprachen haben hierin etwas Eigenthümliches, und also auch die deutsche, vor andern. Das Eigenthümliche ist aber in der hochdeutschen sowohl als plattdeutschen Sprache, nachdem die Mundarten sind, wieder verschieden, indessen ist so viel gewiß, da hier von der Endsylbe lein die Rede ist, daß diese allemahl, so wie die Sylben le und chen oder gen das Diminutivum anzeigen; z. B. Weiblein, Weible, (auch Weibla), Weibchen, Weibgen, — dieses wird im recht Platten Wiifk'n, im Holländischen Wyfje, Vrouwtje gegeben. Hiermit haben die plattdeutschen Diminutiva in Bremen und in der Gegend Hamburgs und auch bey Hannover herum, völlige Aehnlichkeit, denn dort sagt man auch häufig Fruje und Wifje.

Bey den ältern oberdeutschen Schriftstellern, z. B. dem Kero, Ottfried, Notker, Willeram, u. a. m. wo überhaupt die verkleinernden Formen nicht so häufig, als bey den neuern vorkommen, lautet diese Endung beständig lin, z. B. Frulin. Sie kommt mit den verkleinernden Endungen der Lateiner lus und

culus überein, und gehöret außer allem Streite zu dem auch noch im Niedersächsischen und andern nördlichen Sprachen üblichen Worte lehn, leen, mager, klein, ja zu unserm klein selbst, welches so wie das Angelsächsische hlean, bloß durch Versetzung des Hauch- und Gaumenlautes daraus gebildet werden.

Kindlein, Holländ. Kindje (*), recht platt Kiyndk'n, Herzlein, holländ. Harteken, Hartje, recht platt Hartk'n; Brieflein, holländ. Briefje, plattd. Breefk'n; Thierlein, holländ. Beestje, plattdeutsch Deietk'n heißt also ein kleines Kind; ein kleines Herz; ein kleiner Brief; ein kleines Thier. Wenn aber in der ersten oder zweyten vorhergehenden Sylbe einer der reinen Selbstlaute a, o und u folgt, so werden solche in den meisten Fällen in die verwandten Laute å, ö und ü verwandelt, z. B. Lämmlein, (hier hat oft das platte Diminutivum der deutschen Aehnlichkeit mit dem Holländischen, wo man Lammetje und Lammeken, im Platten aber Lämmk'n sagt,) Mägdlein, Männlein, Mäuslein, Städtlein, Häutlein, Fräulein, Bäumlein, Brödlein, Söhnlein, Büchlein, Mütterlein, Röthlein, Hütlein, Händlein, Brüderlein, Kämmerlein, Klösterlein u. s. f. In einigen wenigen bleiben diese Selbstlaute unverändert, als in Maulbeerlein, Alraunlein und noch einigen andern, wohin auch die meisten eigenen Nahmen gehören, besonders, wenn sie anstatt lein, die Sylbe el bekommen, wie Rosel, Charlottel u. s. f. Hänslein oder Hänsel, von Hans, folgt nebst noch einigen in der Regel.

Die Endsylbe e und en werden vor der Verkleinerung weggeworfen, wie in Fähnlein, Knäblein, Ochs-

(*) Ein kleines Kindlein, welches noch nicht gehen und stehen kann, nennen die Holländer, ohne es zu beschimpfen: een klein Kruitpertje.

Gechelein, Geflein, Küßlein, Büchelein, Küchlein u. s. w. von Fahne, Knabe, Ochse, Ofen, Küssen, Büchse, Kuchen. In der plattdeutschen Sprache (*) können nicht alle hochdeutsche Wörter mit einem eigenen platten Worte übersetzt werden, weil solche in der Sprache nicht sind. Z. B. von diesen eben angeführten Wörtern hat die Plattdeutsche das Wort Knabe nicht, eben wie ihre Schwester, die holländische Sprache (**). Diese, um ein Diminutivum

(*) Wenn ich von der plattdeutschen Sprache rede, so verstehe ich nicht das Platte derjenigen, die es schon mit dem Hochdeutschen vermischt haben. Z. E. in der Ukermark, Mittelmark, Priegnitz, und anderen Gegenden mehr, wird auch viel Platt gesprochen; allein es ist dieses Platte schon mit vielen hochdeutschen Wörtern und Wendungen durchwirkt. Der Priegnitzer sagt statt Pferd, Peerd; der Mecklenburger aber Piet; der Priegnitzer sagt Messer, wie im Hochdeutschen; der Mecklenburger aber Metz, oder Mesk, u. s. w.

(**) Es können viele Wörter gemacht werden, und da der Bauer an der Ostsee weiß, was ein Knabe ist, indem er doch in der hochdeutschen Bibel unterrichtet wird, so würde ers auch verstehen, wenn man seinen kleinen Sohn Knawk'n nennte. Eben diese Leute sind unglücklich daran, wenn ihnen ein sehr hochredender Prediger zu Theil wird, und es wäre zu wünschen, daß in den Provinzen, wo die platte Sprache vorzüglich zu Hause gehöret, bey Besetzung der Schulen und Pfarren, auch vorzüglich auf die Sprache des Subjectes, Rücksicht genommen würde. Es gehen gewiß Jahre darauf hin, ehe die Gemeine oder die Schulkinder die Sprache des Predigers oder Schullehrers so viel kennen lernen, um ihn völlig zu verstehen; und was ist dies nicht für ein Unglück!

In einem plattdeutschen Ländchen, in welchem vor nicht gar langer Zeit besonders jeder Ausländer sein Glück machte, wenn er auch weiter nichts verstand, als öffentlich den Kopf zu hängen, und die Fertigkeit hatte, auch die absurdesten Dinge auf den Heiland anzuwenden, und laut zu beten, um gehört zu werden — — welche Epoche, wie man sagt, leider! wieder anfangen soll — — wurde einer Bauerngemeine ein Prediger gegeben, der sich verschiedene Jahre als Juden-Missionarius herum getrieben hatte. Seine ohnehin den dortigen Bauern schon unverständliche an das Böhmische gränzende Sprache, war durch den jüdisch-deutschen Accent noch unverständlicher geworden. In der Philosophie war er ein rechter krasser Crusianer, und seine Lieb-

tivum zu machen, hängt den Wörtern die Sylbe je, jene aber die Sylbe ken an, in welcher das e beständig verschluckt wird, woher die Apostrophe kommen.

Wollen

Lieblingsstudien betrafen das biblisch-chronologische Fach — — wie es solches auch noch zu seyn scheint, denn wir haben noch kürzlich wieder von ihm eine öffentliche Prophezeiung vom jüngsten Tage gehabt, die unglücklicher Weise ihn abermahl zum — — — großen Gelehrten — — gemacht hat.

An diesem Pastor sahe die plattdeutsche Gemeine auf der Kanzel nichts, als die abgeschmacktesten jüdischen Grimassen mit Kopf, Händen und dem ganzen Körper, statt der gehörigen Gesticulation, und dazu hörte sie einen ganz unbekannten Schall. Er predigte stets über Gegenstände aus dem Propheten Daniel oder aus der Offenbarung Johannis, (wobey er auch noch bleiben soll,) und kümmerte sich wenig um den gesetzmäßigen sonntäglichen Text; hierzu fügte er seine vielen Berechnungen der Zeiten — seine willkürlichen possirlichen Erklärungen aller der in diesen mystischen Büchern genannten Thiere, deren Naturgeschichte er so ganz studiert zu haben schien, (nur Schade, daß er alle Neujahr auch wieder ein neues Natursystem für seine Menagerie entwerfen muß, indem er noch immer fehlschießt, und die heiligen Propheten wohl nicht an den Herrn Pastor zu * * * als ihren Schildknappen gedacht haben,) und die wunderbare Lehre vom tausendjährigen Reiche. Sechs Jahre hindurch, weiß ich, hat der Bauer nichts verstanden; und wer weiß, ob er je etwas verstehen und begreifen wird, besonders, wenn er sieht, daß die lächerlich-schrecklichen Prophezeiungen doch alle bisher nicht eintreffen. Daß so ein Prediger mehr Schaden als Nutzen stiftet, ist ganz natürlich, denn der Bauer hat über ihn nur etwas zu lachen. —

In eben dem plattdeutschen Ländchen wurde auch ein Schneidergeselle aus dem Elsaß in einem wirklich finstern Dorfe als Schulmeister angestellt, und auch dieser war der ganzen Dorfgemeine unverständlich, den Kindern aber am meisten.

Es ist in Pommern, Mecklenburg, Priegnitz, Holstein, und wahrscheinlich in vielen andern Ländern, der löbliche Gebrauch, daß die Schulhalter auf dem Lande den Kindern, die noch nicht völlig lesen können, Sprüche, Psalmen und Gesänge so lange vorsagen, bis sie solche auswendig wissen. Dies ist gewiß eine sehr gute Gewohnheit; allein, wenn es eine Schule von nur 30 Kindern ist, so kann er, wenn sie ihm alle mit einem Mahle nachsprechen, nicht unterscheiden, wer ihm recht, oder falsch nachspricht, und die Zeit erlaubt es doch nicht immer, jedes Kind einzeln vorzunehmen.

Ist

Wollen die Plattdeutschen nun das ausdrücken, was die Hochdeutschen unter Knäblein verstanden haben wollen, so sagen sie Jüngk'n, bey Hamburg und Bremen aber lüttje Jung. Der Holländer giebt dieses, Jongerje, Ventje, und Quantje.

Wenn sich aber ein Wort mit einem kurzen l endet, oder vielmehr, wenn die Sylbe, worin sich das l am Ende befindet, kurz ist, so bleibt das l weg; als in Engelein, Vögelein, Kügelein, Näbelein, Sesselein u. s. f. von Engel, Vogel, Kugel, Nabel, Sessel. Letzteres Wort ist in der plattdeutschen Spra-

che

Ist nun der Schulmeister ein Ausländer, mit einer der plattdeutschen Gemeine fremd-deutschen Sprache, welchen die mecklenburgischen Bauern, ohne ihn schimpfen zu wollen, hochdürsk'n Kiehl, oder Uekewennik'n Kiehl, hochdeutschen Kerl, oder ükerwendischen Kerl, nennen; (bekanntlich heißt in der altdeutschen Sprache Kerel, Karel und Karl, ein braver, wackerer Mann, woher die Wörter Mann und Mensch auch noch im Holländischen Kerel und Karel gegeben werden;) so entstehen aus den Vorsagungen der Gebete, Sprüche und Lieder, manche Mißverständnisse, die bloß nach den Ideen der Leute, sie mögen passen, oder nicht, geformet werden, die aber ganz vom Verstande der Sache ableiten. So sang z. B. in Mecklenburg in der bützowischen Kirche, welche bekanntlich auch eine starke Landgemeine hat, einst ein Bauer statt der Worte: durch große Marter und bittern Tod, aus dem bekannten Liede: Allein Gott in der Höh sey Ehr, die herbrechende Uebersetzung: den groit'n Mart'ns Huynd bitt he dod — den großen Märtenshund heißt er todt; — — — War nun dieser von einem ausländischen Schulmeister unterrichtet worden, oder nicht, das weiß ich nicht; allein es läßt sich hieraus doch beweisen, daß er die Worte nicht durch eigenes Lesen, sondern wahrscheinlich nach einem bloßen Schalle gelernt hatte. Vielleicht hat er geschlossen: da es in Schwerin alle Jahr einen Märtensmann giebt, so kann auch eben so gut ein großer Märtenshund existiren — und was dergleichen Dinge mehr sind; vielleicht denkt er sich darunter auch den Teufel, der dort unter der Gestalt eines schwarzen Hundes noch die Schätze bewachen soll, und alsdann hätte er doch etwas zu der Idee, was mit der Lehre von der körperlichen Zerstörung des leidigen Satans und seinen sublunarischen Staaten, übereinstimmet, wozu der vorhin angeführte Ehrenpastor noch immer crusianische Geißeln und Peitschen drehet.

che gar nicht, wo es nicht anders gegeben wird, das auszudrücken, was Sessel sagt, z. B. Stäulk'n, Stühlchen; die Holländer hingegen haben es, und sagen zum Sessel, Zetel, allein Sesselein würden sie auch umschreiben, und een klein Zetel sagen müssen, wo sie nicht Zeteltje sagen wollten.

Ist hingegen die Sylbe lang, so leidet in den meisten Fällen der Wohlklang, daher man sich lieber des gleichbedeutenden, aber mehr hochdeutschen chen bedient. Harte Spracharten machen freylich von Maul, Schnalle, Seele, Stuhl, — Mäullein, Schnällein, Seellein, Stühllein, u. s. f. allein, wenn es um den Wohllaut zu thun ist, wird man diese Diminution ohne Bedenken mit Mäulchen, Schnällchen, Seelchen und Stühlchen vertauschen. Dies sagt Adelung; aber ich glaube, daß in den mehresten Fällen die Sylbe lein wegbleiben, und man Statt dessen chen daran hängen kann. Ich habe schon im Vorherigen immer das Diminutivum der platten Sprache hinzugefügt, und will es auch hier thun, da diese Wörter dann Mühlk'n, Schnallk'n Seelk'n, Stäulk'n heißen, woraus bewiesen werden dürfte, da die platte Sprache doch älter als die hohe ist, daß die Sylbe chen der Richtigkeit der Sprache am ehesten angemessen seyn möchte; denn die plattdeutsche Sylbe ken oder k'n ist eben das, was chen sagen will. Und da bey den oberdeutschen alten Schriftstellern, als Kero, Ottfried, Nottker, Willeram u. m. wie ich oben schon angeführet, die verkleinernden Formen nur selten vorkommen, und wenn sie vorkommen, lin gegeben werden, welches Adelungs eigne Aussage ist, so möchte überhaupt die Verkleinerungssylbe lein nicht so richtig seyn, als chen — aber auch diese kann alsdann nicht oberdeutsch — sondern sie muß niederdeutsch oder niedersächsisch-hochdeutsch richtig seyn. Um aber Herrn Adelung Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen,

will

will ich hier wörtlich anführen, was er von der Verkleinerungssylbe chen sagt (*).

„Chen, eine Endsylbe, vermittelst welcher aus „Hauptwörtern verkleinernde Wörter gebildet werden. „Zuweilen kann diese Sylbe am Hauptworte ohne alle „Veränderung angehängt werden, wie in Becher„chen, Brettchen, Beetchen, Beinchen, Bettchen, „Beutelchen, Bildchen, Bißchen, u. s. f. von Bec„cher, Brett, u. s. f. Wann aber die nächstvorher„gehende Sylbe ein a, o, u oder au, ist, so werden „solche in ä, ö, ü oder äu, verwandelt. Aemtchen, „Altärchen, Aepfelchen, Aestchen, Bällchen, von „Ball, Bänkchen, Brätchen, Bäumchen, Ochs„chen, Blöckchen, Böckchen, Mütterchen, Händ„chen, Rüßchen, von Kuß, Häuschen, u. s. f. „Doch giebt es auch einige, obgleich wenige Wörter, „wo diese Selbstlauter unverändert bleiben, dahin „z. B. Alraunchen, und einige andere gehören. Die„se Veränderung findet auch in der zweyten Sylbe „vor dem chen Statt. Kämmerchen, Füderchen, „Klösterchen, Münsterchen, Mäuerchen, Schach„telchen, Täfelchen, u. s. f. Ankerchen, Papier„chen, und vielleicht noch einige andere, machen auch „hier eine Ausnahme.

„Wenn sich das Hauptwort, welches auf diese Art „verkleinert werden soll, auf ein e oder en endigt, so „werden diese Sylben weggeworfen. So wird aus „Aehre, Backe, Affe, Bube, Aente, Base, Beere, „Ballen, Küssen, Leisten, Balken u. s. f. Aehr„chen, Bäckchen, Aeffchen, Bübchen, Aentchen, „Bäschen, Beerchen, Bällchen, Küßchen, Leist„chen, Bälkchen u. s. f.

„Wenn

(*) Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart ꝛc. Th. 1, Art. Chen, Col. 1196, fgg.

„Wenn aber der letzte Mitlauter des zu verkleinern„den Wortes bereits ein Hauchlaut ist, so pflegen die „Hochdeutschen alsdann dem Worte noch ein el anzu„hängen, um die Zusammenkunft zweyer Hauchlauch„te zu vermeiden; da denn die Verkleinerungssylbe „— elchen lautet. So wird aus Blech, Sache, „Ding u. s. f. ein Blechelchen, Sächelchen, Dingel„chen, Büchelchen Sprüchelchen, Lächelchen, Gän„gelchen, Strichelchen, Stängelchen, Aeugelchen „u. s. f. Man findet dergleichen Diminutiva zwar „auch im Oberdeutschen, aber vorzüglich sind sie doch „dem Hochdeutschen eigen, dagegen die Niedersachsen „in solchen Fällen ihrem ken noch ein s vorsetzen, „Dingsken, Gänsken, Böcksken, u. s. f." (Wahrscheinlich kennt Herr Adelung die niedersächsisch hochdeutsche Sprache gar nicht. Zwar sagen viele Schneider und Schuster und hin und wieder auch Kaufdiener so, allein der Gelehrte nicht in seiner hohen Sprechart, auch nicht der Prediger auf der Kanzel, sondern man verwirft dieses ganz, so wie die Sylbe lein, und braucht dafür die Sylbe chen, welche von dem alten ken oder k'n herkommt; und hält die Ausdrücke Dingsken, Gänsken, Böcksken u. s. f. entweder für affectiret, oder halb platt und halb hoch.) „Gemei„niglich behauptet man, daß solche Wörter doppelte „Diminutiva sind, weil die oberdeutsche verkleinernde „Endung lein im gemeinen Leben nur el lautet; Bü„bel, Närrel, Sächel, für Büblein, Närrlein, „Sächlein. Allein die Sylbe el scheint in dem oben „angeführten Falle so wenig ein eigenes Diminutivum „zu seyn, als es das s in dem niedersächsischen sken „ist, sondern bloß um des Wohlklanges willen zu „stehen.

„Hierher gehören aber diejenigen Wörter nicht, „welche wirkliche Diminutiva sind, ob sie gleich keine „verkleinernde Bedeutung haben, sondern, wenn sie

„diese

„diese bekommen sollen, erst durch das — chen von „neuem dazu gemacht gemacht werden müssen. Ach„sel, Beutel, Aermel, Winkel, Schachtel, Schüs„sel, Büschel, Funkel, und andere mehr, sind der Form „nach Diminutiva, obgleich nicht der Bedeutung nach. „Sollten sie es auch in der letzten werden, so werden „sie Aechselchen, Beutelchen, Aermelchen, Winkel„chen, Schächtelchen, Schüsselchen, Büchselchen, „Fünkelchen, lauten. Auf ähnliche Weise machten „schon die Römer von oculus, welches bereits ein Di„minutivum der Form nach ist, ein neues Diminuti„vum der Bedeutung nach, ocellus, anderer zu ge„schweigen.

„Alle Diminutiva, wenn sie es zugleich der Form „und der Bedeutung nach sind, sind im Deutschen un„gewissen Geschlechts, auch wenn sie von weiblichen „Naymen gemacht sind. Liebes Lorchen, liebes „Dorchen. (theures Lottchen!) „Ich sage, wenn „sie es der Form und der Bedeutung nach zugleich sind, „denn Balken, Beutel, Schachtel, Schüssel, und „hundert andere, die keine verkleinernde Bedeutung „haben, leiden auch andere Geschlechter.

„Alle eigentliche Diminutiva, folglich auch die auf „— chen, haben in der zweyten Endung des Singu„lars ein s, und die erste Endung im Plural ist der „ersten Endung im Singular gleich. Das Hündchen, „des — s, Plural die Hündchen. Aber es giebt im „Hochdeutschen auch einige Diminutiva, die von dem „Plural des Hauptwortes, welches verkleinert werden „soll, gebildet werden. Kleine Lichterchen, artige „Bücherchen, liebe Kinderchen, nätrische Dinger„chen, possierliche Männerchen, niedliche Wörterchen. „So auch, Häuserchen, Weiberchen, Geisterchen, „u. s. f. Diese Diminutiva finden nur bey solchen „Wörtern Statt, die sich im Plural auf — er endi„gen;

„gen; überdies sind sie nur in der vertraulichen oder „scherzhaften Sprechart üblich.

„Ueberhaupt sind alle Diminutiva auf chen nur der „hochdeutschen Mundart eigen, die dadurch die nieder„sächsischen Diminutiva auf — ken auszudrücken su„chet, denn die Verkleinerungswörter der eigentlichen „Oberdeutschen endigen sich insgesammt auf lein. „Freylich finden sich auch im Oberdeutschen Verkleine„rungswörter auf chen; aber alsdann sind sie entweder „von den Niedersachsen angenommen, oder es sind noch „Ueberreste einer ältern allgemeinen Mundart; denn „eine nur flüchtige Betrachtung der fremden Sprachen „lehret uns, daß die verkleinernde Form auf — chen, ge„wiß so alt und allgemein ist, als die auf — lein. Die „Niedersachsen und Dänen machen ihre Diminutiva „auf ken, einige Oberdeutschen auf ger, z. B. Würm„ger, Eyerger, Thierger, Zähnger, u. s. f. Die „Engländer und Holländer auf kin (*); die slavoni„sche und wendische Mundart auf ka und ko, wenig„stens in einigen Fällen, die Perser auf ke, anderer „zu geschweigen. Die eigentliche Bedeutung dieses „Wörtchens ist noch unbekannt; vielleicht nur, weil „sie noch von niemand untersucht worden. Vielleicht „hat das alte chun, kun, Art, Geschlecht, welches sich „unter andern auch in so vielen gothischen Zusammen„setzungen findet, den nächsten Anspruch auf die Ver„wandtschaft mit demselben.

„Es ist nur noch die Frage übrig, ob dieses Suf„fixum, chen oder gen geschrieben werden muß. Diese „Frage ist nicht schwer zu beantworten; denn alle Gründe „sind für das chen, nicht, weil diese Schreibart dem nie„dersächsischen ken am nächsten kommt, welcher Grund „ei-

(*) Ich habe oben schon gezeigt, daß die Holländer ihre mehresten Diminutiva auf je machen. — S.

„eigentlich nichts beweiset, sondern weil die Ausspra-
„che aller Hochdeutschen das ch unentbehrlich macht.
„Die Meißner lassen zwar größtentheils ein g hören,
„allein, das ist ein Fehler ihrer Mundart, der für die
„übrigen kein Gesetz seyn kann. Wippel giebt in der
„von ihm besorgten Ausgabe von Bödikers Sprach-
„kunst, die Regel, man solle nach einem gelinden End-
„buchstaben gen, und nach einem adspirirten chen
„schreiben, folglich Mündgen, Leibgen, Seelgen,
„Drähtgen, und Döckchen, Glöckchen u. s. f. Al-
„lein, alsdann würden die allermeisten Wörter das g
„bekommen, welches wider die Aussprache seyn würde,
„zumahl da das g, wenn gleich ein gelinder Buchstab
„vorhergehet, schwerer auszusprechen ist, als das ch. Da
„nun dieses in der allgemeinen Aussprache aller Hoch-
„deutschen gegründet ist, so muß man es billig in dem
„Besitze seines sowohl hergebrachten Rechtes lassen.

„Die verkleinernde Form chen ist, wie schon ge-
„sagt worden, vorzüglich der hochdeutschen Mundart
„eigen. Allein, da sie doch zunächst aus der niedersäch-
„sischen Mundart herstammet, so hat sie auch mit al-
„len übrigen daher entlehnten Formen und Wörtern das
„gemein, daß sie in der höhern und erhabenen Schreib-
„art für niedrig gehalten wird.

„In dieser vermeidet man die Diminutiva ohnehin
„so sehr als möglich; wenn man sie aber gar brauchen
„muß, so werden sie mit dem Oberdeutschen lein ihrer
„Würde allemahl angemessener seyn, als die auf chen.
„Um deswillen gab auch Luther, in seiner Uebersetzung
„der Bibel, den Verkleinerungswörtern auf lein fast
„überall den Vorzug, ungeachtet sie der Mundart, in
„welcher er geboren war, und in welcher er schrieb,
„gleich fremde waren. Die fließende und vertrauliche
„Schreibart hingegen darf sich der Wörter auf chen
„im geringsten nicht schämen."

Ich fühle mich gezwungen, hier anzumerken, daß ich in diesem Urtheil des Herrn Adelung nie mit einstimmen werde, und weiß zuverläßig, daß mehrere Gelehrte so denken. Herr Adelung hält bloß daher die Verkleinerungssylbe chen für niedrig, weil sie aus der niedersächsischen Mundart herstammet — folglich würde lein erhaben seyn, bloß, weil es von der oberdeutschen Mundart herkäme. — — Hier ist Beweis nöthig, daß die Oberdeutschen erhabener reden und schreiben können, als die Niederdeutschen! — Sollte indessen ein Grund angegeben werden, warum manche oberdeutsche Gelehrte viele niederdeutsche Mundarten für gemein und niedrig halten, welche Verachtung aber doch bloß auf Vorurtheile und Eigendünkel beruhet, so kann es dieser seyn: da ehemahls bey Vertreibung und Unterdrückung der Wenden ein fürchterlicher Haß zwischen den Sachsen (die aber auch damahls eine der platten Sprache ähnliche Sprache redeten) und Wenden entstand, die Sachsen die Wenden nur Hunde nannten, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten suchten — sie in keinem Handwerke und ehrlichem Gewerbe litten, und zu keiner Verbindung mit einem sächsischen Mädchen ließen — auch dahin vorzüglich bemühet waren, um die etwanigen Ueberbleibsel der wendischen Nation ganz zu verwandeln, und deren Sprache ganz zu unterdrükken; so ists kein Wunder, daß diese Verachtung, ohne sonst eigentlichen Grund zu haben, nicht noch als ein Eigenthümliches der Nation in den Herzen der Oberdeutschen herumschleichen sollte. Aus eben dem Grunde tadeln manche Recensenten in Oberdeutschland wahrscheinlich auch manche niederdeutsche Schreibart — manche aber wohl nur bloß darum, weil sie eigenliebig von ihrer eigenen Mundart am meisten halten.

Kommt aber das niedersächsisch-hochdeutsche chen von dem plattdeutschen oder gar wendischen ken oder k'n her, so sehe ich doch noch nicht ein, warum die Niederdeutschen sich dessen schämen, und, wenn sie erhaben schreiben wollten, ihr Eigenthümliches der Sprache verläugnen sollten. In der erhabenen Schreibart braucht der niedersächsisch-hochdeutsche Schriftsteller sein verkleinerndes chen auch sehr selten, wie sichs von selbst versteht, wohl aber in der zärtlichen, schmeichelnden, tändelnden und vertraulichen; aber auch hier finde ich keinen Grund, chen für niedriger als lein zu halten. Schämen die Niedersachsen sich der verkleinernden Form chen, und nehmen dafür lein, in der Einbildung, daß dieses vornehmer und erhabener als jenes sey, so machen sie es wie Leute von niederer Abkunft, die sich ihrer Aeltern schämen.

Ich sage hiermit nicht, daß man nicht Verbesserungen annehmen soll — weit entfernt davon bin ich! Ich nehme Lehre und Verbesserungen gern an, nur hier sehe ich durchaus keinen Grund, warum eins besser als das andere seyn sollte. Vielleicht beruhet beydes auch nur in der Liebhaberey einer jeden Mundart. Wenn der Niedersachse daher sagt: Mit heißen Thränen folgte die gebeugte Mutter ihrem erblaßten Kindchen zu Grabe; so kann er dabey eben so gerührt werden und seyn, als der Obersachse, wenn er Kindlein sagt, oder der Oestreicher — bey seinem Kind'l. Wer soll nun Richter über dies Gefühl seyn?? —

Daß es eine allgemeine reine Schreibart der Gelehrten geben könnte, weiß ich sehr wohl, aber auch eben so gut ist mir bekannt, daß noch häufig der eine Sprachkundige das ganz verwirft, was der andere für recht und schicklich anerkennet. Diese allgemeine gelehrte Schreibart, die so wenig als möglich Provinzialismen enthalten muß, dient vorzüglich nur da-

zu, daß alle deutsche Gelehrten aus allen deutschen Provinzen sie verstehen. Die verschiedenen Verkleinerungsformen, chen, lein, la, ger, le, li, lich, lech u. a. m., sind wahre Provinzialismen, denn sonst könnten sie als deutsche Wörter nicht so verschieden lauten. Aus diesen haben die Herren Oberdeutschen, oder Obersachsen vielmehr, die Verkleinerungsform lein als die vornehmste herausgehoben, und die andern sollen niedrige Sprechart seyn — — besonders das chen, weil es von dem platten ken herkommt. — — Sie bedenken aber nicht, daß sie eben so viele, ja noch mehr Worte haben, die den Niederdeutschen gar lächerlich vorkommen. Z. B. wenn sie mit dem Worte Korn eine gewisse Art Feldfrucht als den Rokken bezeichnen — sie wissen davon nichts weiter, und verstehen sich einander, da hingegen der Niederdeutsche mit den Wörtern Korn und Getreide (welches letztere die Oberdeutschen für die allgemeine Benennung der Feldfrüchte nur anerkennen,) nur im Allgemeinen die Feldfrüchte benennen, und über einen andern Niederdeutschen lachen würden, wenn er statt Rocken, Korn sagen wollte. Solcher Fälle giebt es gewiß viele, wie z. B. auch der Gebrauch des Wortes eitel ist. —

Wenn der niedersächsische Hochdeutsche sagt: Laß dichs doch jammern, sieh, die Kleine vergießt schon Thränchen; so versteht sein Landsmann ihn, und nimmt es so auf, daß der, welcher dieses sagt, selbst Mitleiden und eine Art von Theilnahme empfinde — würde er aber Thränlein sagen, so würde man es als eine Art von Ironie oder Satyre aufnehmen. Wie vergleicht man sich aber hierüber? — Darum daß die Niedersachsen oder Niederdeutschen, Niedersachsen oder Niederdeutschen heißen, indem sich die Ströme und Flüsse dahin als nach einer niedrigen Erdgegend senken, kann das, was von ihnen kommt

nicht

nicht gemein seyn — — das wäre zu sehr fehlgeschlossen — — ich komme daher auf eine andere Vermuthung, die vielleicht auch Statt finden kann: Es haben die Obersachsen sich zuerst bemühet, die deutsche Sprache in Ordnung zu bringen, und hier war es natürlich, daß sie in ihren Sprachlehren das ihnen Bekannte aus der oberdeutschen oder obersächsischen Sprache nahmen, das ihnen Unbekannte aber wegließen — oder, wußten sie auch etwas, so verwarfen sie es, weil es bey ihnen nicht galt und Mode war. Der Niederdeutsche blieb unterdessen immer bey seiner Mundart, ohne eine Fehde über die seiner Sprache zugefügte Verachtung anzufangen.

Warum sprechen die Herren Obersachsen und Oberdeutschen die Wörter sprechen, spielen, speisen, streiten, und viele andere mehr, so aus, als wenn zwischen dem ersten s, und dem gleich darauf folgenden p, ein sch sich befände? Dies ist doch offenbar unrecht! Ich habe nothgedrungen mich als ein Mecklenburger dieses Fehlers befleißigen müssen, als ich mich unter Obersachsen einst befand, um nicht meiner mecklenburgischen Sprache wegen ferner ausgelacht zu werden. Aber auch hier scheint der Fehler vornehm und erhaben, das Rechtsprechen hingegen niedrig und gemein zu seyn, — und — warum? — — weil es von den Niederdeutschen herkommt — — — weil die Niederdeutschen nicht so fein fühlen, hören und sprechen können — — als die Oberdeutschen es von sich glauben. — —

Ich bleibe daher dabey, daß Gewohnheit und Liebhaberey in diesem Stücke, Ohr, Zunge und Feder verwöhnet, daß die Verkleinerungsform chen eben so erhaben seyn kann, als lein, und daß es nur darauf ankomme, wie es einer gewohnt ist.

Daß hin und wieder noch etwas Widriges zwischen dem ehemahligen wendischen, nunmehrigen platt-

deutschen Volke an der Ostsee und den Sachsen herrscht, welches sich selbst auf die Sprache und Gesangbücher bezieht, habe ich selbst erfahren. Meine erste Ausflucht aus meinem väterlichen Hause that ich als Hauslehrer bey einer mecklenburgischen adeligen Familie, die ihre Güter in einem Districte hatte, wo die Unterthanen allen Anzeigen nach gewiß wendischer Abkunft waren, welcher Strich, wo man das Wendische spürt, sich von Wittenburg nach Boizenburg hinunter bis nach Bardewik über die Elbe, Trebel und andern Orten verfolgen läßt. Die Güter wurden verkauft, und da die Herrschaft nach Sachsenlauenburg zog, so zog ich mit, aber auch verschiedene Dienstboten wendischer Abkunft. Groszecher an der Schaalsee wurde unser Wohnort, und wir waren in Seedorf an der Schaalsee eingepfarrt. Unsere mecklenburgischen Domestiken waren sonst ganz vergnügt, weil sie sich bey ihrer guten Herrschaft befanden, allein das wollte ihnen nicht in den Kopf, daß sie in einer sächsischen Kirche gehen, und aus einem sächsischen Gesangbuche singen sollten, denn sie sagten: de hebt 'n fasch'n Gloow'n, (die haben einen sächsischen Glauben,) und sie gingen dort so wenig zur Kirche, als zum Abendmahle.

Wir suchten sämmtlich den Leuten diese lächerliche Idee auszureden, und sie zu bewegen, nur zu versuchen, ob ihnen in der Kirche auch nicht die Religion Jesu vorgetragen würde, allein es war bloß die Antwort: Nei, in dei kark ga 'k nich, dua hebt sei 'n fasch'n Preista, (Nein in die Kirche geh ich nicht, da haben sie einen sächsischen Prediger,) und sie gingen wirklich nicht hinein, so wie sie das lauenburgische Gesangbuch auch nicht in die Hand nehmen wollten. Sie zogen endlich in ihr Territorium wieder zurück.

Dies ist doch offenbar nichts weiter als Ueberbleibsel ehemahliger Feindschaft der Wenden gegen die Sach-

Sachsen, die jene mit Feuer und Schwerdt zur ewigen Seligkeit bringen wollten, um nur ihr Vermögen zu besitzen. — — — Sollte also, so wie hier ein unauslöschlicher Haß noch wirklich ist, — in den Oberländern nicht eben so gut eine angeerbte Verachtung gegen alles was niederdeutsch heißet — seyn können — und, sollten daher die Oberdeutschen, oder Obersachsen — weil sie endlich die Niederdeutschen überwanden und zu Niedersachsen machten, nicht noch die Ader des Stolzes schlagen fühlen, — und also behaupten wollen, daß nur sie Regeln in der Sprache vorschreiben können — und nur das, was von ihnen komme, richtig sey?? —

Was die Bibelübersetzung des sel. Luther betrifft, deren Herr Adelung gedenkt, so läugne ich nicht, daß der würdige Alte zu seiner Zeit sich der Verkleinerungsform lein bedienet, und es heißt z. B. 1 Mos. 7, v. 2: „Aus allerley reinem Vieh nimm zu dir, je „sieben und sieben, das Männlein und sein Fräulein“ ꝛc. Jeder der deutschen Sprache kundige, wird aber eingestehen, daß das Wort Fräulein in dieser Bedeutung, als es von Luthern damahls gebraucht wurde, schon längst veraltet ist, und die Niedersächsisch-Hochdeutschen würden herzlich lachen, wenn ein Obersächsischer Hochdeutscher von einem Schweinfräulein, Hundefräulein, Guckgucksfräulein, Eulenfräulein, und dergleichen mehr, reden oder schreiben wollte; hingegen würden sie, wenn die Kunstnahmen nicht gebraucht werden sollten, auch zufrieden seyn, wenn statt Fräulein, Weibchen gesagt würde. Wenn wir in Hinsicht der Sprache Beweise aus der Bibel hernehmen wollen, so geschieht es nicht, um eine jetzt geltende feine Sprechart daraus abzuleiten — sondern nur, um die Richtigkeit mancher Bedeutungen

darzuthun, auch das Herkommen mancher jetzigen Wörter, mit ihren Constructionen, zu zeigen.

Der sel. Luther übersetzte die Bibel nicht ins Deutsche, um eine Sprachlehre zu geben, aber, nach damahliger Sitte, rein und richtig zu schreiben, war freylich auch ein Erforderniß, wie es noch jetzt ist, um nicht mißverstanden zu werden. War nun, nach Herrn Adelungs Angabe, die Verkleinerungs-Sylbe lein gleich nicht nach der Mundart, in welcher Luther geboren war, und in welcher er schrieb, so wußte er doch, daß er damit in Deutschland allgemeiner verstanden wurde, als wenn er einen Ausdruck gebrauchte, den er ein Paar Meilen von sich entfernt, schon nicht mehr hörte. Ueberdem so ist zu vermuthen, daß der sel. Luther es eben so gut gewußt, als wir es jetzt wissen, daß Kero, Ottfried, Notker und Willeram, sich der Verkleinerungs-Sylbe lin bedienet haben; er folgte also auch hier den Gesetzen der Schriftsteller damahliger Zeit, um rein und richtig zu schreiben, woraus aber nicht zu beweisen ist, daß er die Verkleinerungsform in chen für niedrig gehalten habe.

Es waren zu des sel. Luthers Zeiten zwey Hauptmundarten der hochdeutschen Sprache, diese waren das Sächsische-Deutsch, und das Hochdeutsche (*). Luther schrieb aber in der hoch- oder oberdeutschen Mundart, so wie sie damahls geredet wurde, und es ist die Frage, ob er damahls gar das Niedersächsisch-Hochdeutsche genau gekannt habe — auch glaube ich nicht, daß Hr. Adelung in der Meinung stehe, daß unsere jetzige deutsche Bibel noch dasselbe

(*) Man sehe: Diderich von Stade Erläuterung und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich D. Martin Luther in Uebersetzung der Bibel bedient, S. 18, in der Vorrede.

selbe Deutsch sey, in welchem Luther schrieb. Wer die alten Uebersetzungen der Bibel nicht besitzet, findet seine Schreibart in vielen alten Kirchen-Agenden noch unverdorben, auch in den ersten Ausgaben seiner Tischreden, und in seiner Abhandlung vom Kriege wider die Türken, welche er 1529 schrieb, und dem Landgrafen Philipp von Hessen dedicirte. Sie befindet sich im 3ten Theil des Kriegsbuchs von Leonhard Cronsperger, Frankfurt a. M. 1573, Blatt CCCXXIX.

Der sel. Luther verfehlte aber bey allem seinem guten Willen, sich allgemein auszudrücken, dennoch des Zwecks, allgemein in Deuschland verstanden zu werden, weshalb man die Bibel ins Niedersächsisch-Hochdeutsche zu übersetzen gezwungen war. (Dies ist aber kein Beweis von der Erhabenheit des einen, und der Niedrigkeit des andern Ausdrucks.) Hierüber giebt Diederich von Stade, am angeführten Orte, in der Vorrede, S. 17, fgg. nähere und sehr naive Auskunft. Er sagt nähmlich:

„Man hält insgemein dafür, daß die deutsche Bibel „Lutheri von D. Joh. Bugenhagen, Pomeranus, ins Nie„dersächsische übersetzt sey: woher aber solches zu be„weisen, habe bisher keine Nachricht finden können: „Wol aber, daß es von einigen Studiosis aus hiesiger „Gegend, an der Weser bürtig, die bey des sel. Herrn „Lutheri Zeiten in Wittenberg gelebet, und vielleicht „unter D. Bugenhagens Direction geschehen sey. In der „kleinen Erinnerung, die dieser lübeckschen niedersächsischen Bibel sofort nach Dr. Luthers Vorrede vorgesetzt „ist, saget Dr. Pomeranus nur, daß die Uebersetzung in „das Sächsische Deutsch, aus dem Hochdeutschen, „aus Dr. Martini Luthers Befehle: aber nicht, daß es „von ihme geschehen sey; sondern zeiget nur an, daß „er bey den Historien des alten Testaments etliche Un-

„ter-

„terrichtungen geschrieben, und daneben auch zu Zeiten „der Historien Gebrauch angezeiget habe.

„Hiebey ist noch zu erinnern, daß gedachte Ueber„setzung der Bibel in die Niedersächsische Sprache dem „vormahligen Pastori zu St. Petri in Hamburg, M. Davi„di Woldero, nicht gefallen wollen, dahero er selbst eine „neue Uebersetzung in beregte niedersächsische Sprache „verfertiget, welche Ann. 1596 in Hamburg, bey Jacob „Lucio, dem Jüngern, in groß Fol. gedrucket, und Bür„germeistern und Rathmännern der löblichen sechs „wendischen Städte, Lübeck, Hamburg, Rostock, „Stralsund, Wismar und Lüneburg, dediciret und „aufgetragen, welcher sechs Städte Wapen auch so„fort, nach dem Titel der Bibel, p. 2, abgedruckt, sich „zeigen. Und führet demnach gedachter M. Walderus, „in seiner Niedersächsischen Muttersprache Ursache an, „warum er sich solcher Arbeit unternommen, nemlich, „daß er in den 19 Jahren, die er durch Gottes Gnade „zu Hamburg, in seinem Vaterlande, seinen lieben „Landsleuten das heilige göttliche Wort, nach seinem „geringen Vermögen, in ihrer und seiner Mutterspra„che geprediget, an der Sächsischen Bibel nicht ohne „Seufzen und Schmerzen wahrgenommen habe, daß „dieselbe an sehr vielen Ohrten, zumtheil mit D. Lutheri „Bibel nicht übereinstimme, zum Theil auch gegen der „Sächsischen Sprache feine Natur und Ahrt, „zumahlen gezwungen (nödtlyck), und seltsam in „aller vernünftigen Niedersachsen Ohren „klinge (*). Er aber nach sorgfältiger Erwegung „und

(*) Vermuthlich hatten sich die in Wittenberg studierenden Uebersetzer der Bibel, wovon zuvor die Rede war, nach der Oberdeutschen Mundart schon gebildet, und wolten also ihre niederdeutsche Landsleute mit fremden Wörtern und Aus-

„und Ueberlegung, befunden, woher sich solcher Man„gel meist verursachet, auch gesehen, wie derselbe „konnte abgeschaffet, und die Bibel wieder zurecht ge„bracht werden," u. s. w.

Weiterhin, S. 25, fgg. wo Diederich von Stade, von der zürichschen Bibel handelt, die von Christoph Froschower 1530 in groß Octav gedruckt worden, giebt er den Grund an, warum Luthers Uebersetzung der Bibel nach schweizerischem Deutsch umgeändert worden: weil nähmlich der schweizerische Dialect vorhin allen Alemannen gemein gewesen, wie Morhof in seinem Unterrichte von der deutschen Sprache, S. 481, aus dem *Scioppio* in seinen consultat. Schol. erinnert, die alten Schweitzer von allen andern abgesondert und nicht durch fremder Völker Vermischung ihre Sprache verdorben haben. Von dem Niedersächsischen Dialect aber, welchen er hier mit verbindet, sagt er: „der Sächsische aber, (wie „Herr *Morhof* l. c. schreibet) oder eigentlich Nieder„sächsische Dialectus, den die alten Sachsen, West„phälinger, Holsteiner, Necklenburger, Pommer„rer, Brandenburger, item Bremer und Verder, „Lüneburger und Braunschweiger gebrauchet, mit „dem Schweizerschen des Alterthums und der Unver„änderlichkeit, ja mit allen andern auch der Zierlich„keit halber wohl streiten kann, cum ut. Cl. *Joh.* „*Mollerus* in Isagoge ad Historiam Cherlones. Cim„bricae, cap. III. §. II. asserit, omnium Germa„niae

Ausdrücken aufwarten; — ohngefähr so, wie es noch wohl ein niederdeutscher Küstersohn macht, der zwar mit Schulkenntnissen versehen, aber ohne Judicium nach Jena geht, und in drey Jahren so weit kommt, daß er seine Muttersprache gemein hält und vergißt, und im Vaterlande lächerlich wird. F.

„niae dialectorum vetustissima sit, gravissima, et in„corruptissima, imo palmam etiam elegantiae caete„ris reddat dubiam.“ Es führet auch Herr *Morhof* „p. 482, aus Herrn *Micraelii* Vorrede des dritten „Buchs seiner Pommerschen Chronica an, daß die „alten Suevi die rechte Sächsische Wurzel mit ihrer „alten Niedersächsischen Sprache mit in Helvetiam ge„bracht, und daselbst den Swyzern oder Schweyzern, „das ist Suevitzern, ihren Nahmen und einen großen „Theil ihres Idiomatis mitgetheilt. Daher man vor„nehmlich auch auf diese beyde Sprachen reflectiren „wollen.“

Dieses dächte ich, wäre genug, um zu beweisen, daß die niedersächsisch-hochdeutsche Verkleinerungsform chen nicht gemeiner als die oberdeutsche lein sey — und der nachdenkende Leser wird finden, daß die Behauptung des Herrn Adelung nur sehr einseitig sey, und auf Liebhaberey der Oberdeutschen beruhe, die freylich auch unter Niederdeutschen in Betreff dieses Statt finden kann. — Giebts doch Landjunker in Niederdeutschland, die so wenig französisch reden als leben — und doch kein Pferd, und keinen Hühner- Jagd- Wind- und andern Hund auf ihrem Ritterhofe leiden, wo er nicht einen französischen Nahmen hat. — —

Ich wende mich wieder zu der Verkleinerungsform lein besonders, und führe zum Beschlusse dieses Artikels nur noch an, daß alle eigentliche Diminutiva im Deutschen, so wie bey den meisten andern Sprachen, außer der eigentlichen verkleinernden Bedeutung, noch einen doppelten Nebengebrauch haben, indem sie theils, und zwar am häufigsten, zugleich Ausdrücke der Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, (wie ich schon angeführet,) wo zugleich der harte Nebenbegriff des Hauptwortes verschwindet, mit sich führen, z. E.

ein kleines artiges Närrlein oder Närrchen, zuweilen aber auch sind diese Ausdrücke verachtend, als ein Dichterlein, Kunstrichterlein, ein elender, verächtlicher Dichter oder Kunstrichter. Einige wenige haben durch den Gebrauch auch andere Nebenbegriffe bekommen. So ist Fräulein ein Ehrennahme unverheiratheter adeliger Frauenzimmer geworden; sein Mütchlein kühlen, es sind gute Leutlein, haben die Verkleinerung nebst den Nebenbegriffen fast völlig verloren.

Die Verkleinerungen auf — lein sind, so wie die auf —chen, insgesammt ungewisses Geschlechtes; in der zweyten einfachen Endung bekommen sie ein s, und die erste vielfache ist der ersten einfachen allemahl gleich, wie oben von chen schon gesagt worden.

In den oberdeutschen gemeinen Mundarten (*) wird diese Endung überaus sehr verändert. In der Schweitz lautet sie — li, um Nürnberg und in der Oberpfalz — la, in Schesien — le, la, — aln und ang, um Grünberg in Schlesien — lang, in andern Gegenden — ling, in der jüdisch-deutschen Mundart — lich, im Salzburgischen — lach, u. s. f. Bübla, Büble, Bübli, Bübaln, Büblang, u. s. f. für Büblein. Die häufigste Zusammenziehung, welche fast in allen oberdeutschen Gegenden gangbar ist, geschieht in el, und wenn ein n vorhergehet, im Oestreichschen u. s. f. in del, Steindel, Mandel, Hähndel, Hahndel, für Steinlein, Männlein, Hähnlein. Oft bleibt auch von dieser Sylbe weiter nichts als ein

bloßes

(*) Dies sind Adelungs Worte, die ich im Text anführe, wozu ich gezwungen bin, weil ich kein anderes so vollständiges kritisches Wörterbuch besitze; und ich merke hier nur an, daß er selbst in der oberdeutschen Sprache auch gemeine Mundarten findet. — — —

bloßes l übrig (*); Wörtl, Klösterl, für Wörtel, oder Wörtlein, Klösterlein. Die Hochdeutschen haben diese Wörter auf — el gleichfalls angenommen, Mädel, für Mägdlein, von Mad, Magd, Mündel, Ferkel, u. s. f. welche man aber mit derjenigen Endung nicht verwechseln muß, wo el ein Werkzeug, ein handelndes Subject, u. s. f. bedeutet.

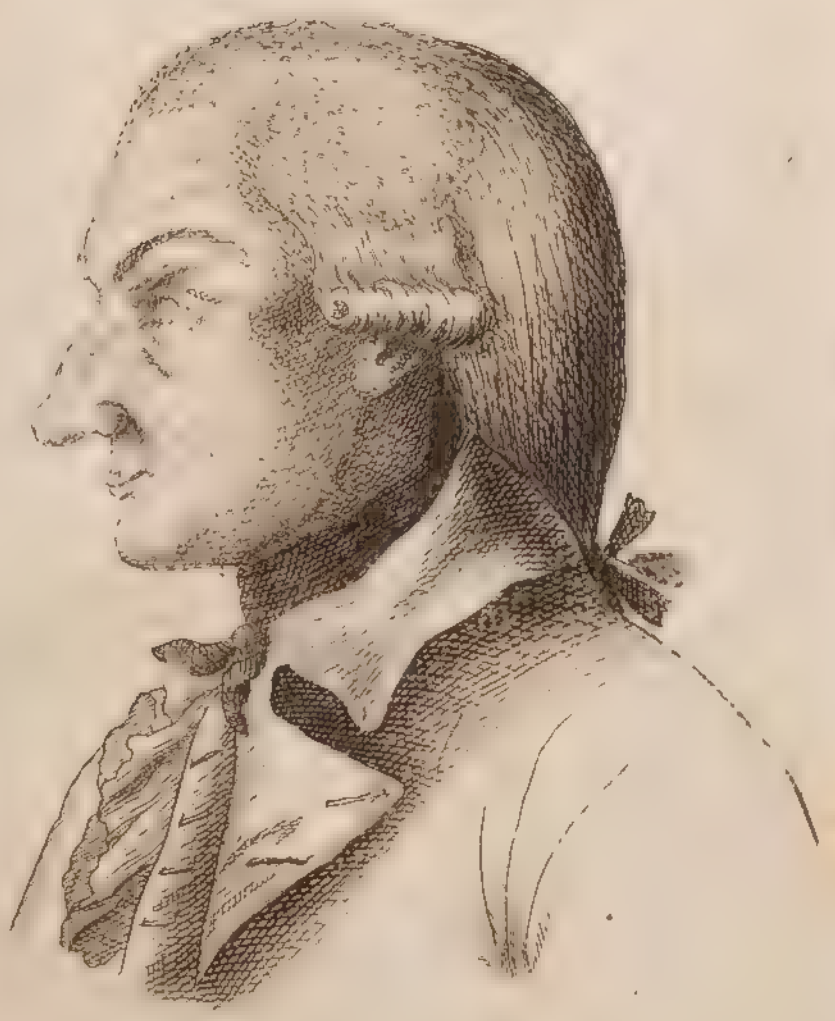
(*) Diese Schreibart sehe man in den Briefen eines Lipeldauers an sein'n Herrn Vetter in Krakau über d' Leipzg'r Stadt ꝛc. Wien, 1798.

## Ende des fünf und siebzigsten Theiles.

---

## Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.



Sec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXVIth.

Siehe Tafel XXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

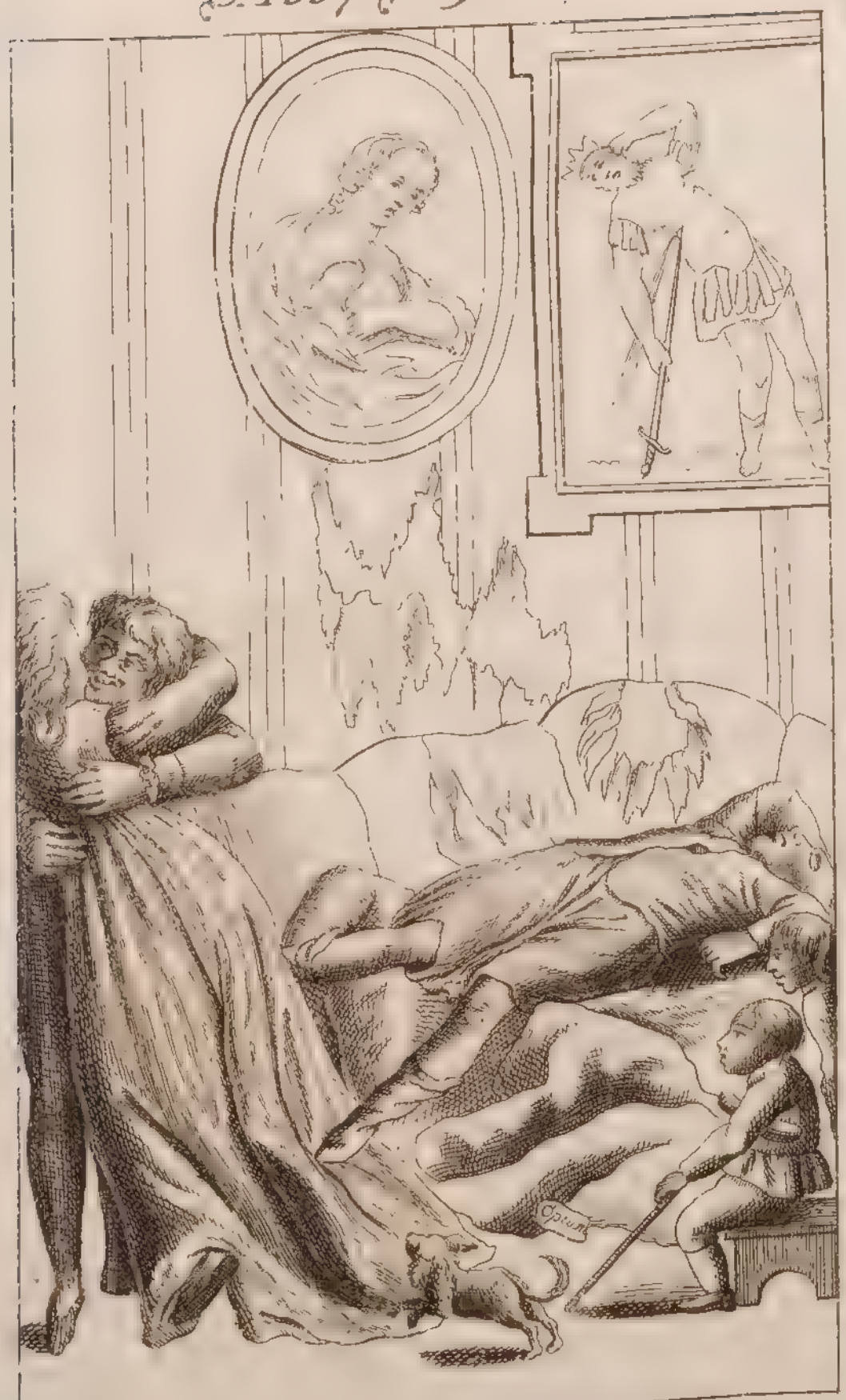
Oec. Enc. I. CXV Th

F. 4354. G. 192.

Oec. Enc. LXXV Th.

Occ. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

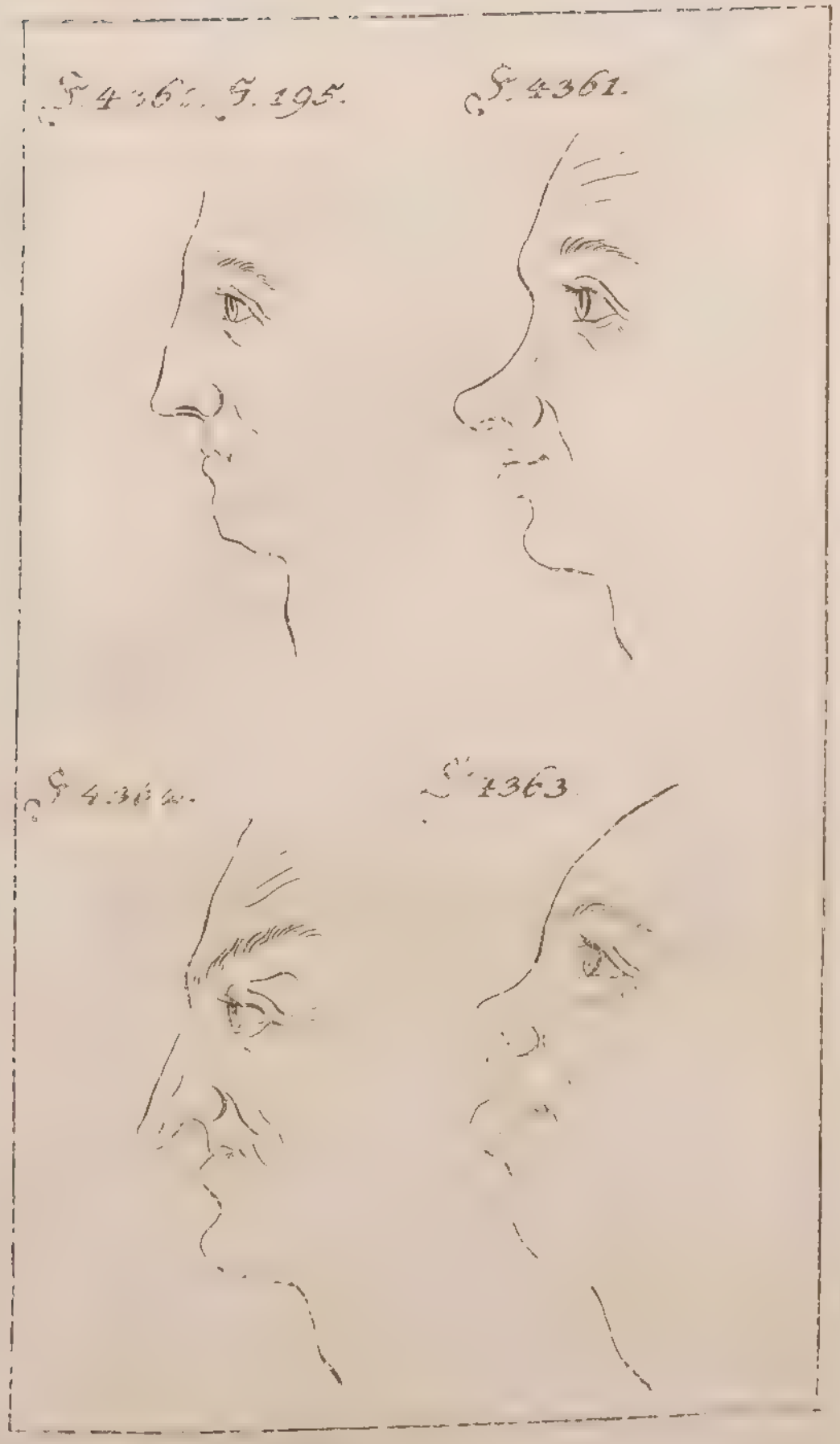



Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4359 F. 194.

Occ. Enc. LXXV Th.




Occ. Enc. L. XXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

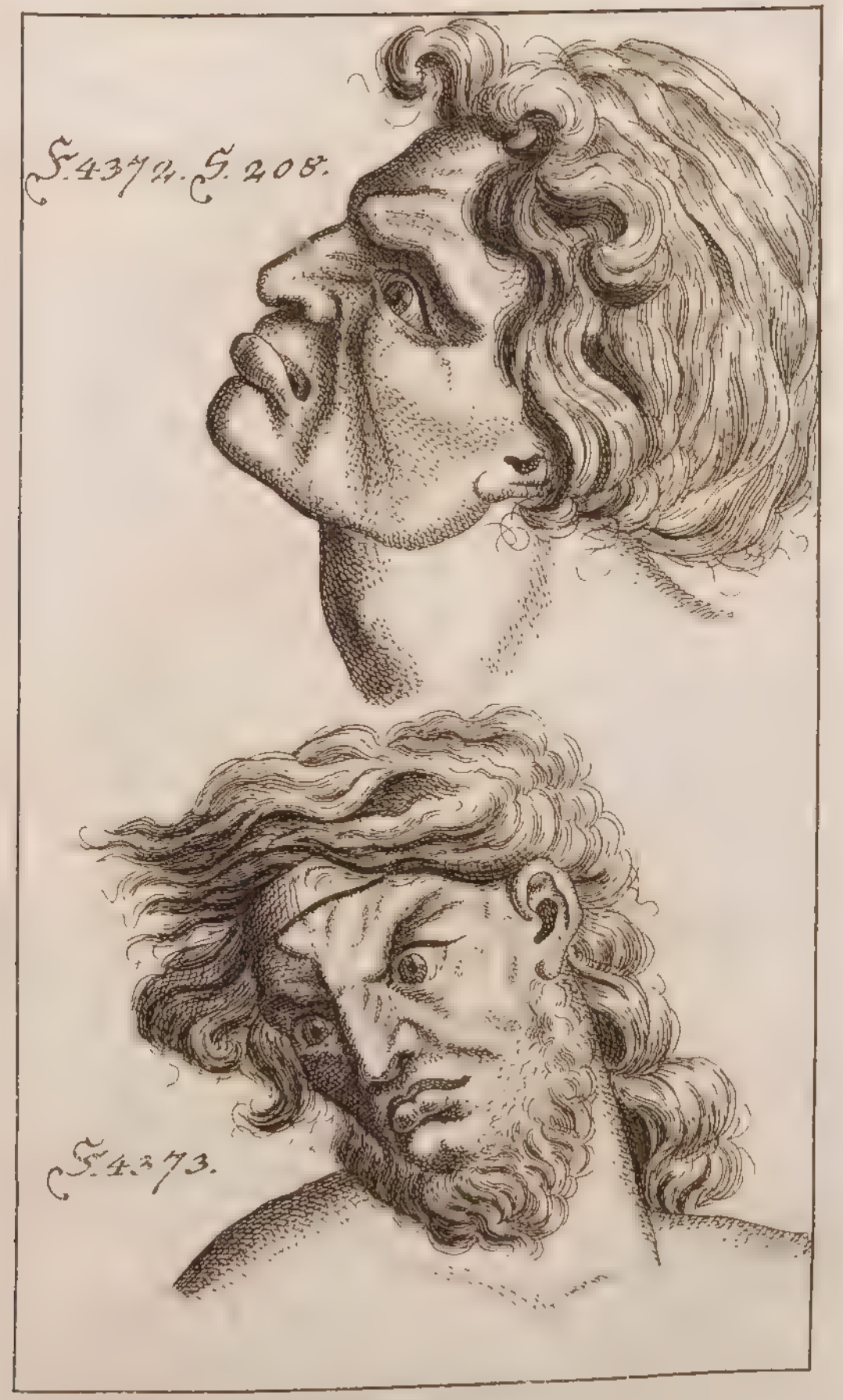
Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4370. S. 202.

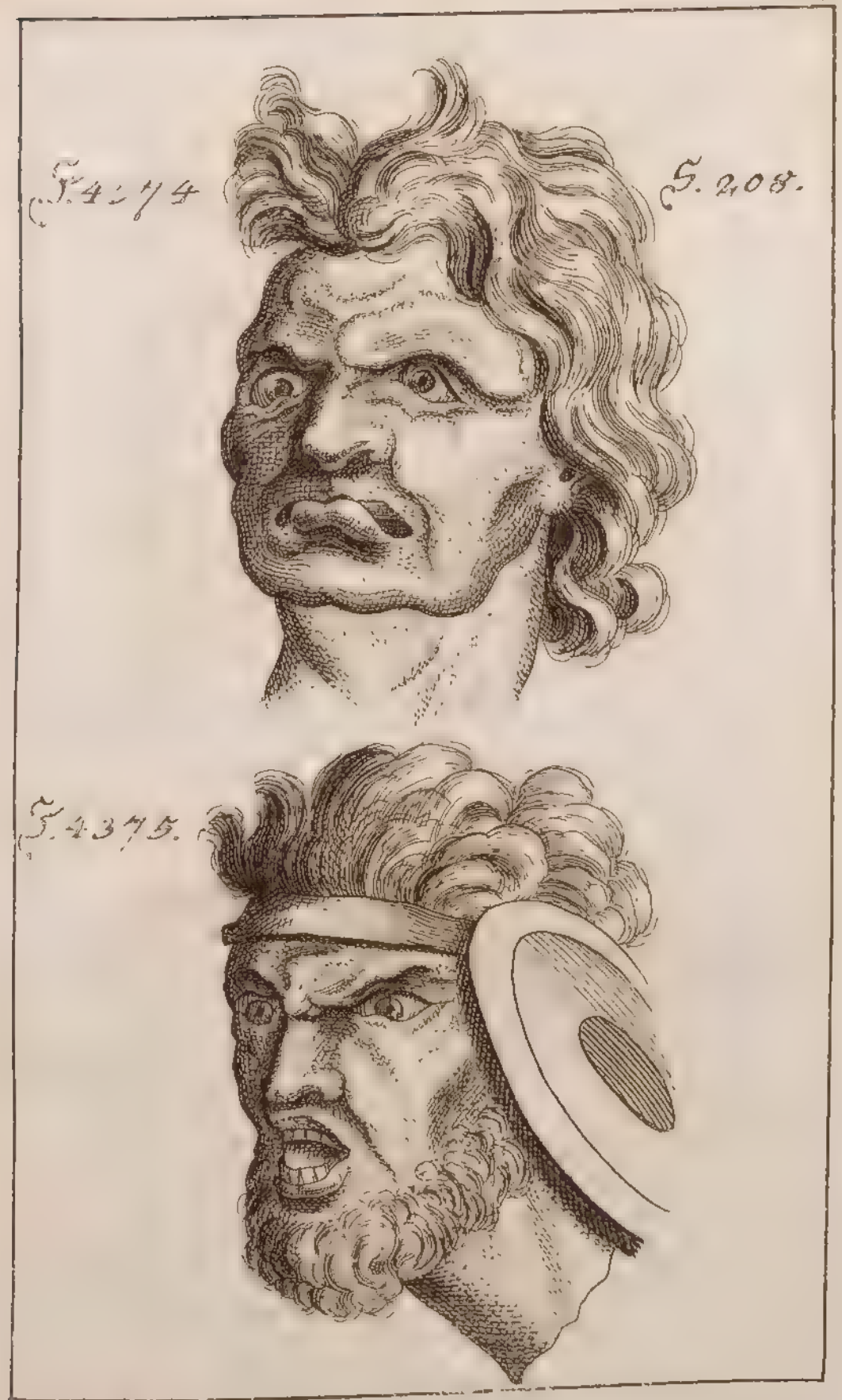
Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4371. S. 406.

Oec. Enc. LXXV Th.




Oec. Enc. L XXV Th.




Oec. Enc. LXXV Th.

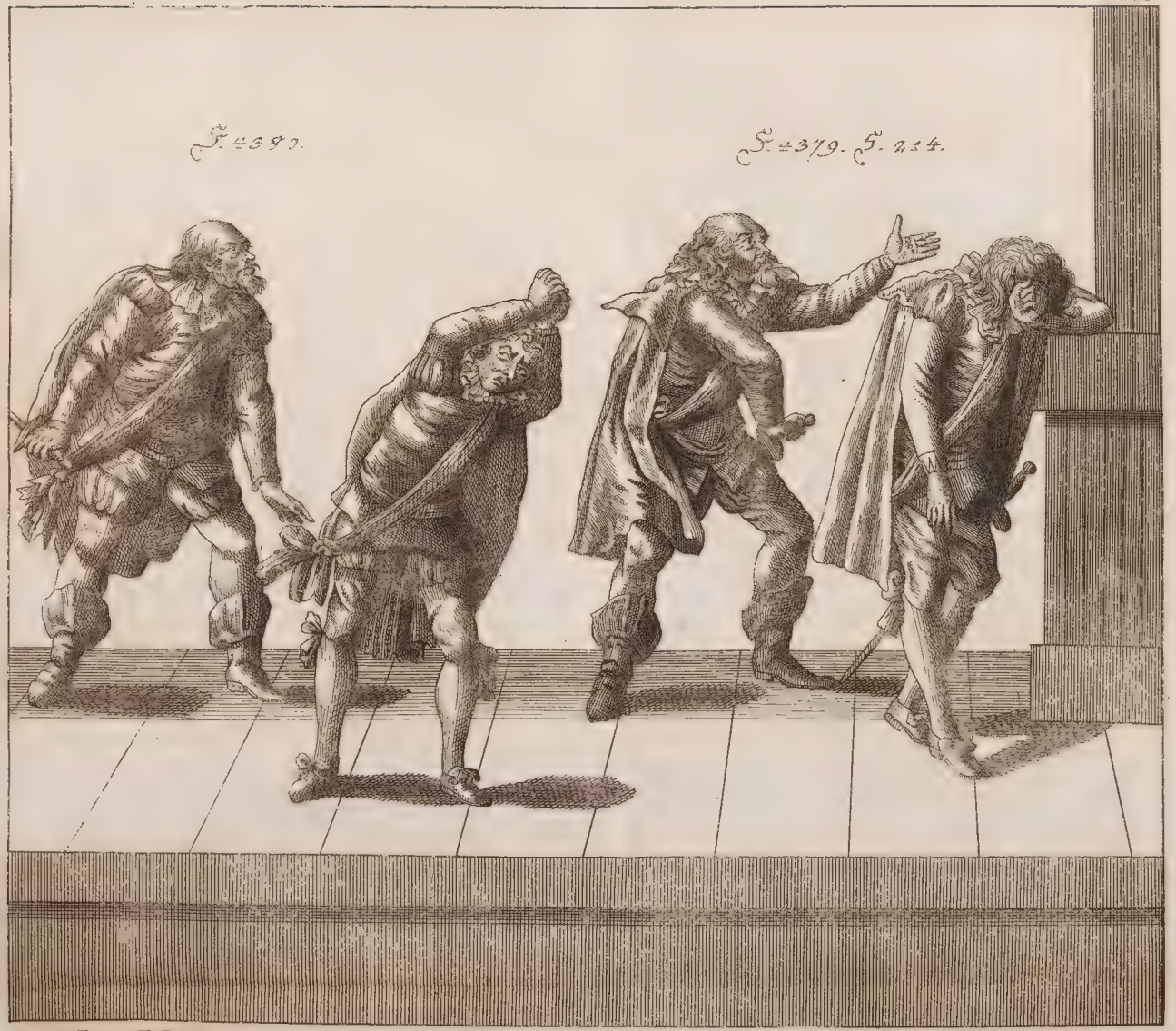
S. 4376. S. 208.

Cic. Enc. LXXV Th.

F. 4377. F. 211.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.




Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV. Th.

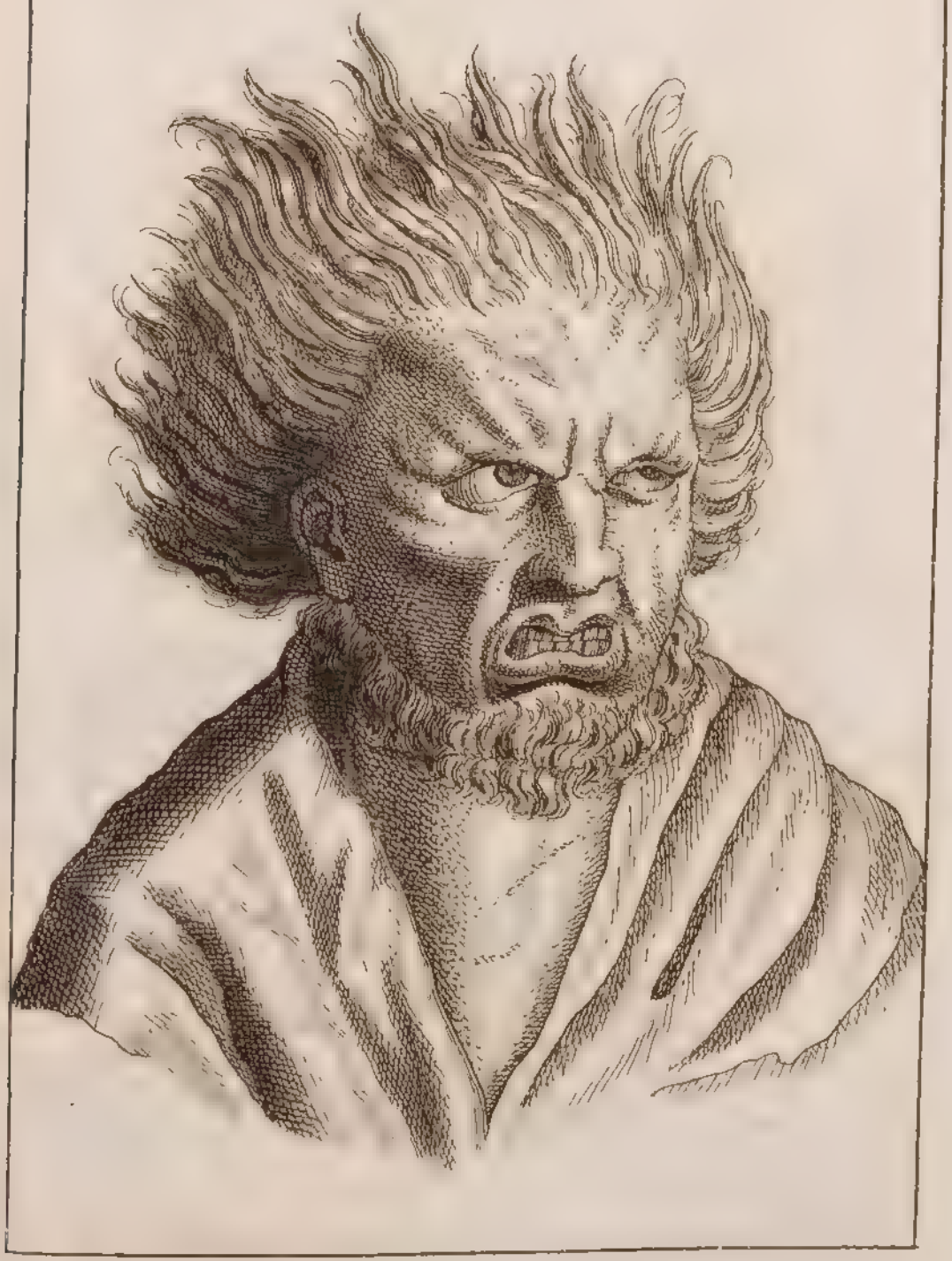
Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. [illegible]

Oec. Enc. LXXV Th.

*Oec. Enc. LXXV Th.*

S. 4387. S. 254.



Oec. Enc. LXXV Th.

Occ. Enc. LXXV Th.

S. 4389. S. 455.

Oec. Enc. LXXV Th.

№ 4390. S. 255.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

§. 4392. §. 264.

Oec. Enc. LXXV Th.

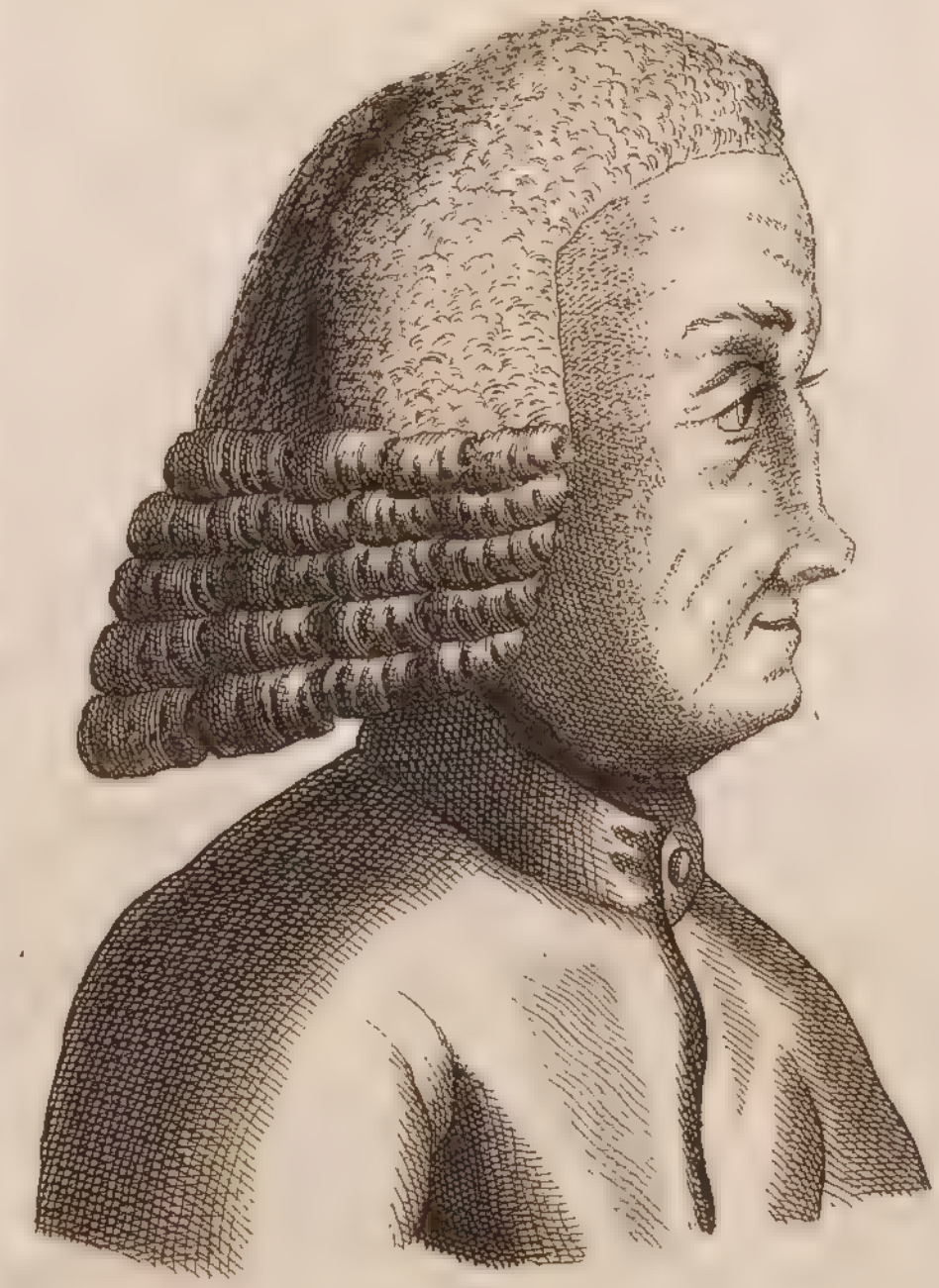
Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 396. S. 273.

*Oec. Enc. LXXV Th.*

S. 439 7. S. 479.



Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

C. 4100. G. 288.

Oec. Enc. LXXV Th.

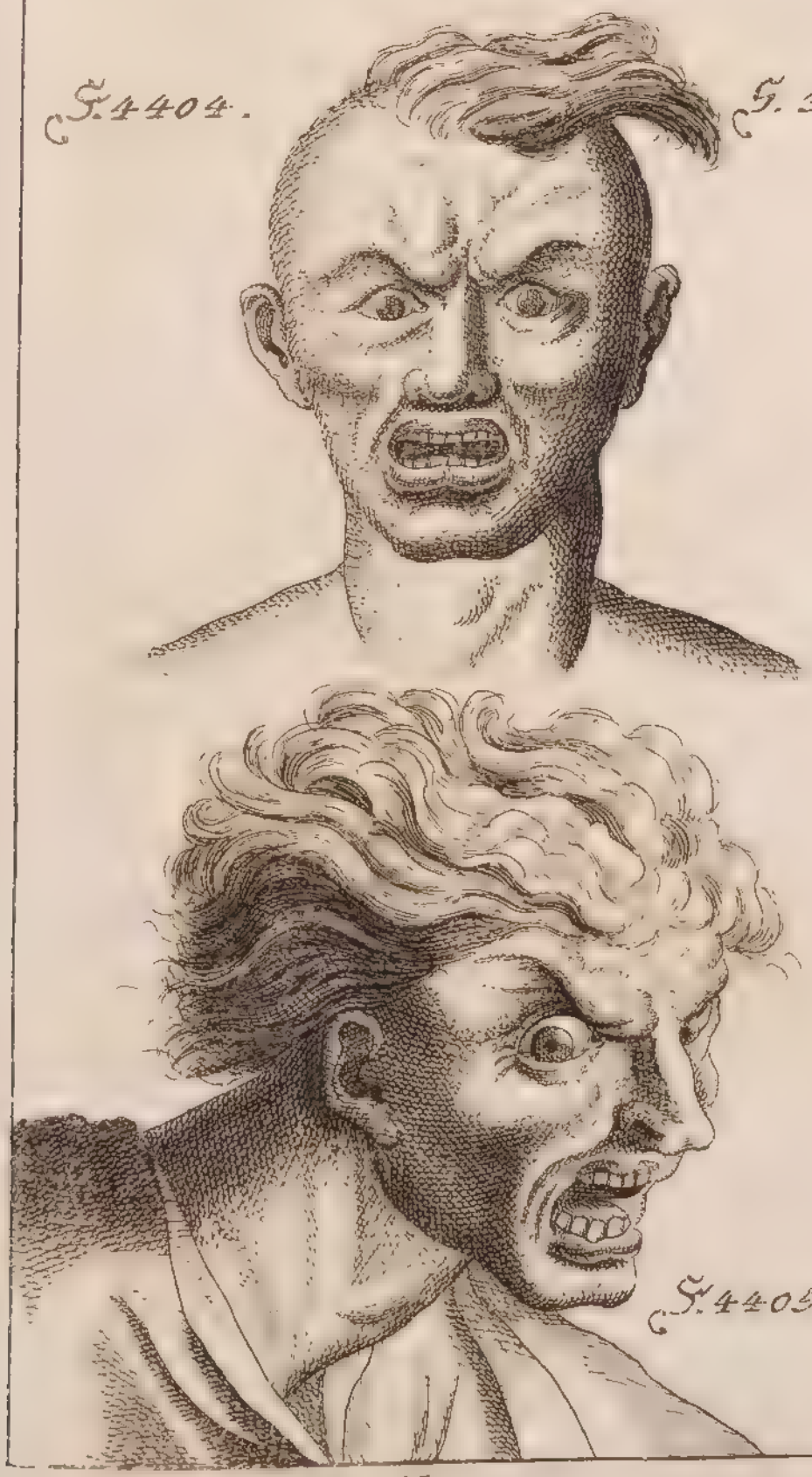
S. 4401. S. 306.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4404.

F. 313.



F. 4405.

Dec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Dec. Enc. XXV Th.

Vec. Enc. LXXV Th.

F. 4410. S. 321.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

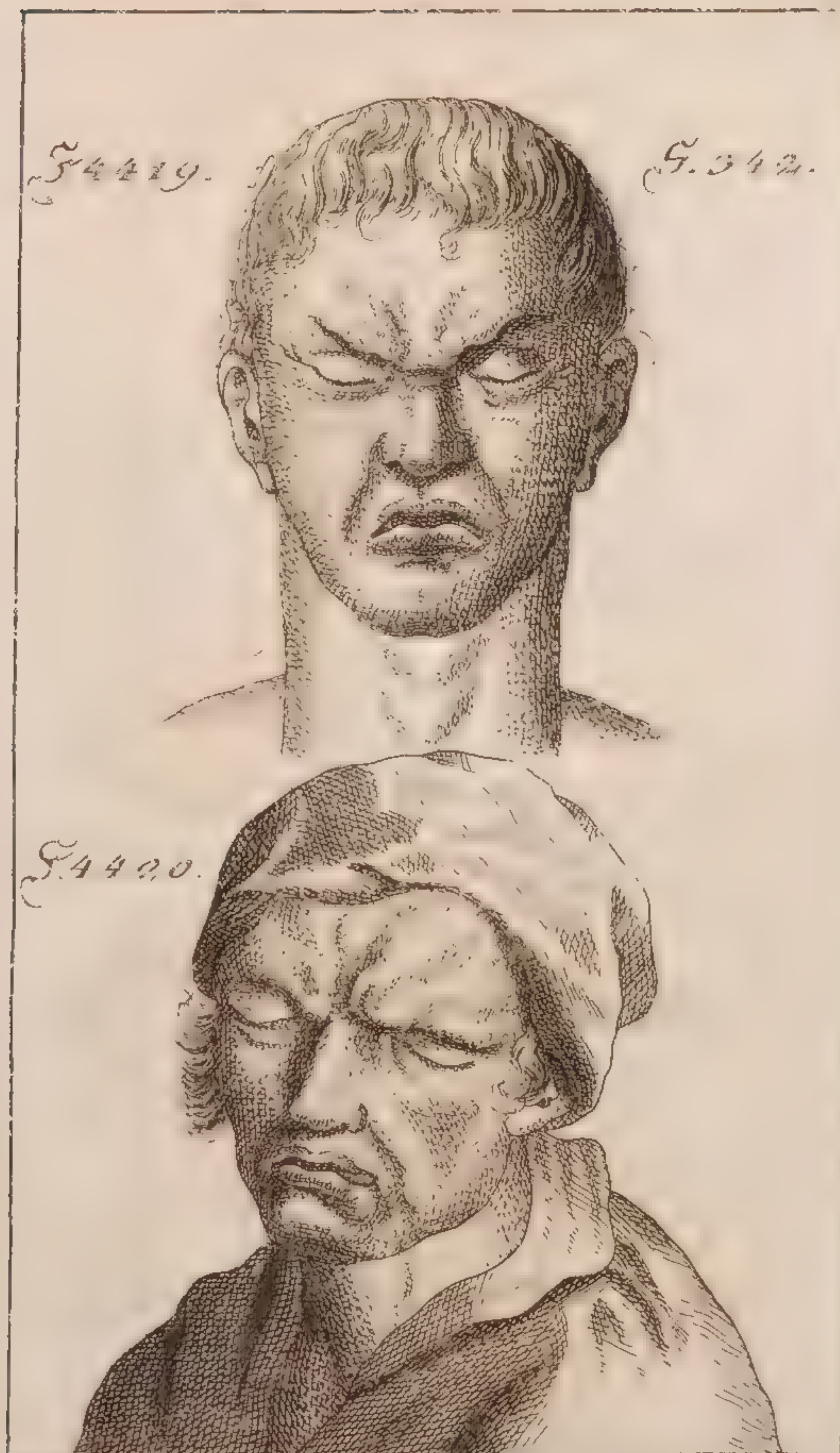
*Oec. Enc. LXXV Th.*

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4415. S. 324.

Ver. Enc. LXXV Th.

Occ. Enc. LXXV Th.




Oec. Enc. LXXV. Th.

Genes. c. 366.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

*Oec. Enc. LXXV Th.*

Oec. Enc. LXXV Th.

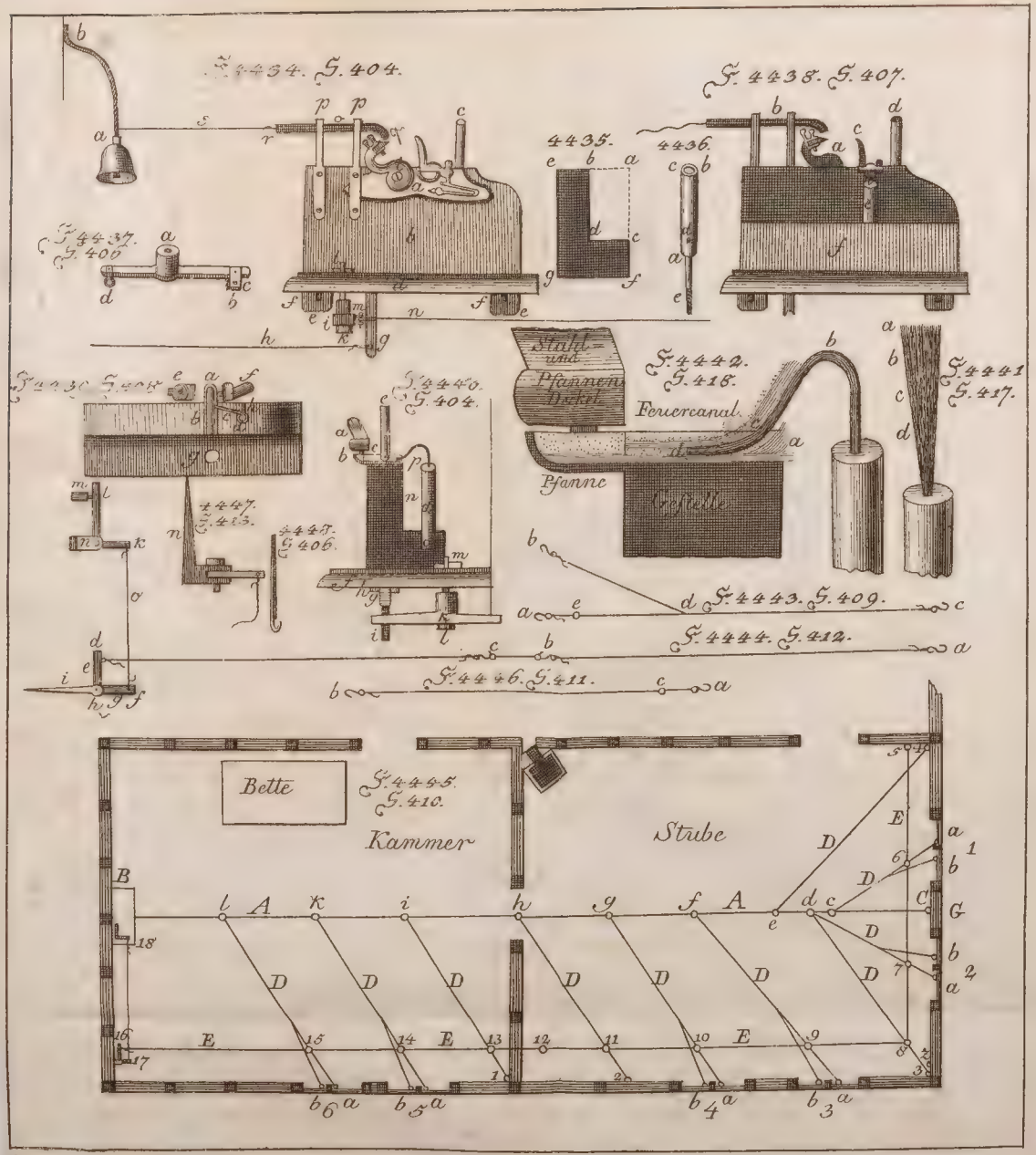
Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Fig. 4432. S. 397.

Fig. 4433. S. 399.

Oec. Enc. LXXV Th.




Oec. Enc. LXXV Th.

§. 449. §. 445.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4450. S. 445.

Dec. Enc. LXXV Th.